SÜDOST-FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschižewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVII

1958

1. Halbband

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec
Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten, Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten, Band XVI, 1957, XI und 520 Seiten je DM 40.—.

Beiträge sowie alle die **„Südost-Forschungen"** betreffenden Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber

Prof. Dr. Fritz Valjavec, München 15, Güllstraße 7

Inhaltsverzeichnis

Seite

Aufsätze

Belić, Aleksander: Über das Präsens 3
Braun, Maximilian: Aus der Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts . . . 7
Diels, Paul: Zum Mittelslowakischen 16
Djordjević, Miloš: Freiherr von Herder und Sima Milutinović. . . 23
Filipović, Vladimir: Kroatische Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts 31
Grivec, Franz: Konstantin-Cyrills Freundschaft mit Photios 46
Humbach, Helmut: Die iranische Anāhitā im Münchener serbischen Psalter 51
Hraste, Mate: Über die Heimat der Langzeilenepik auf Grund der sprachlichen Analyse 57
Lettenbauer, Wilhelm: Bemerkungen zur Baumverehrung im Volksglauben und Brauchtum der Südslawen 68
Marinković, Borivoje: Wer war Ludwig Franz Hack v. Ancherau? . . 82
Matl, Josef: Slow., skr., bulg. baraba, madjar. bërábër, barábër, bayrisch-österreichisch Subst. Paràber (Baraber), Verb. barabern 94
Medaković, Dejan: Die venezianische Graphik des späten 15. Jahrhunderts und deren Nachhall im serbischen Buchdruck 101
Nonnenmacher, Elisabeth: Ein Brief Paul Josef Šafařiks an Lukijan Mušicki 109
Pavlović, Milivoj: Vuks Anteil an der Ausarbeitung eines terminologischen Wörterbuchs im J. 1853 114
Pribić, Nikola: Zur Geschichte des Wörterbuchs der Jugoslawischen Akademie 124
Prvulovich, Zhika Rad.: Njegoš's panentheistic conception of God . . 129
Radojičić, Djordje Sp.: Das Akrostichon in der altserbischen Literatur 144
Reichenkron, Günter: Der lokativische Zähltypus für die Reihe 11 bis 19: „eins auf zehn" 152
Rudnyćkyj, J. B.: Der Name „Ukraine" im Deutschen 175
Schmaus, Alois: Bugarština-Studien 180
Schütz, Joseph: Die altserbokroatischen Personennamen vom Typ Drьžihьna, Bratohna 190
† Skok, Petar: Die Bezeichnung der Ente im Serbokroatischen 198
Tschižewskij, Dmitrij: Mickiewicz bei den Slowaken 203

ERWIN KOSCHMIEDER

dem verehrten Forscher und Lehrer zur Vollendung des zweiten Jahrzehnts
seines erfolgreichen Wirkens auf dem Lehrstuhl
für slawische und baltische Philologie
an der Universität München

Wilhelm Lettenbauer

Alois Schmaus

Fritz Valjavec

Über das Präsens

Von ALEKSANDAR BELIĆ (Belgrad)

Die Mehrzahl der Gelehrten bezeichnet Gebilde wie b h á r ā m i , φέρω, a m o , i d ǫ u. ä. auch der Form nach als Präsentia, obwohl die Gegenwart nur einen kleinen Teil der Bedeutung ausmacht, die diese Formen zum Ausdruck bringen. Fürwahr, diese Formen bezeichnen ebenso ein Gegenwartsgeschehen, wie sie auch viele andere Bedeutungen kennen, und es fragt sich daher, ob vom Präsens als von deren Grundbedeutung auszugehen ist oder von irgend einer anderen. Davon hängt natürlich das Verständnis der Bedeutung dieser Formen sowie alle ihre Verwendungen ab. W a c k e r n a g e l[1]) sagt im Zusammenhang über die Bedeutung des Präsens im Griechischen und Lateinischen (z. B. über φημί), damit würde nur der Verbalbegriff und der Agens zum Ausdruck gebracht und nichts mehr; und bei der Analyse des Sprichwortes 'α χείρ τὰν χεῖρα νίζει' — m a n u s m a n u m l a v a t — eine Hand wäscht die andere — gelangt er zu dem exakten Schluß, hier sei das Verb zeitlos gebraucht. Die besondere Verwendung dieses zeitlosen Präsens (vielleicht besser dieser zeitenlosen Form), „das wir als etwas besonders Ursprüngliches zu betrachten haben"[2]), ist dasjenige, was die Sprache Homers mit dem Altindischen gemeinsam hat, daß nämlich neben dieser Form πάρος für die Vergangenheit Verwendung findet (vgl. im Attischen ähnlich πάλαι, ἄρτι oder προσθέν; vgl. auch πρό mit dem Part. Präs.). Er folgert: „Im Anschluß daran ist von den beiden damit zusammenhängenden Tatsachen zu sprechen, daß in den idg. Sprachen, und besonders in unserer, das Präsens einerseits direkt auch futurisch vorkommt, von einer entschieden der Zukunft angehörigen Handlung und anderseits präterital"[3]).

Zu Beginn seiner Abhandlung sprach W a c k e r n a g e l (im Zusammenhang mit λέγω, d i c o , ich sage) davon, daß die genannten

[1]) Vorlesungen über Syntax, Basel 1950.

[2]) W a c k e r n a g e l , a.a.O. S. 158.

[3]) Vgl. a.a.O. S. 158.

Verbalformen eines Geschehens in die Gegenwart des Sprechens gesetzt werden[4]).

B r u g m a n n [5]) faßt den Komplex des indikativischen Präsens in folgende sechs Punkte zusammen: 1. es setzt die Handlung in die Gegenwart des Sprechers, (hier gilt es zu bemerken — fährt er fort — daß das i in den Endungen - m i , - s i usw. möglicherweise auf diese Zeitstufe hinweist); 2. es charakterisiert ein Geschehen, das zeitlich nicht begrenzt ist wie in o m n i a v i n c i t a m o r ; 3. bei einem punktuellen Geschehen weist es den Vollzug desselben in die unmittelbare Zukunft, die vor dem Moment des Sprechens liegt; 4. es dient als praesens historicum; 5. mit ai. p u r o , gr. πάρος, πάλαι, lat. o l i m bezeichnet es ein Geschehen, das früher stattfand; 6. es wird in futurischem Sinne nebst kursiver Actio oder in futurischer Situation verwendet. Ebenso hebt auch H. H i r t hervor, das Präsens bedeute nicht nur die Gegenwart, sondern ebenso auch das Zeitlose, sowohl Präteritum als auch Futurum. „Ursprünglich wird es demnach mit der Gegenwart nichts zu tun gehabt haben"[6]).

Für mich ist klar, daß das sog. indikativische Präsens als selbständige Form in tempuslosen Sätzen gebraucht wird, in denen die Beziehung zwischen dem Verb und dem Subjekt nur konstatiert wird; in allen übrigen Fällen liegt eine Verwendung dieser Form in präsentischer, präteritaler oder futurischer Situation vor. Das bedeutet, daß die allgemeine Feststellung dergestalt verbleibt, als gelte sie für alle Zeiten, wenn sie nicht als einer bestimmten zeitlichen Situation zugehörig bezeichnet wird; sobald dies aber geschieht, erhält die Form der allgemeinen Feststellung ihre bestimmte temporale Bedeutung. Wenn man demzufolge von der tempuslosen Bedeutung ausgeht, — dann ist das alles nicht schwer zu fassen. So diese Form der allgemeinen Feststellung ohne Präzisierung einer besonderen Zeitstufe gebraucht wird, dann bedeutet dies, daß sie ohne Rücksicht auf die Zeit Geltung besitzt, daß sie zeitlos oder, was dem gleichkommt, allzeitlich ist.

Die Art und Weise, wie diese Form zustande kam, beweist, daß sie die Feststellung eines Handlungsablaufs in Verbindung mit einem Agens ist und nichts mehr. Ihr Tempus hängt von der Verwendung

---

[4]) Vgl. a.a.O. S. 157.

[5]) Kurze vergleichende Grammatik S. 571 ff.

[6]) Idg. Grammatik Bd. IV, 1928, S. 170.

dieser Form ab, ohne Rücksicht auf den durativen (imperfektiven) oder momentanen (perfektiven) Charakter ihres Stammes[7]).

In den slawischen Sprachen ist all das zur Gänze erhalten. Nehmen wir als Beispiel für die slawischen Sprachen das Serbokroatische, das auch in anderer Beziehung viele syntaktische Altertümlichkeiten bewahrt hat. Es gebraucht das Präsens wie folgt: a) zeitlos, wenn man eine Feststellung zum Ausdruck bringen will, die zeitlos ist, z. B. Sava utiče u Dunav; Na natpisu stoji napisano; b) dieses zeitlose Geschehen, oder noch besser, die Feststellung wird gewöhnlich einer Zeitstufe zugeschrieben, was bedeuten will, daß diese auch zeitlich fixiert sein kann. Der allergewöhnlichste Fall einer Zuordnung oder Bezogenheit der genannten Feststellung ist die zum Augenblick des Sprechens; wo sie während des Sprechens geschieht, handelt es sich um ein Präsens (gle, on čita novine![8]) Demzufolge geht daraus hervor, daß es eine Eigentümlichkeit dieser Form ist, parallel zu dem Moment der Gegenwart gebraucht zu werden, und daß sie von ihm her Gegenwartsbedeutung erhält. Doch gilt dies auch, wenn man diese Form mit anderen Wörtern, die einen zeitlichen Gehalt haben, gebraucht sowie neben anderen zeitbezogenen Situationen. Auf diese Weise kann die genannte Form neben temporalen Adverbien die Bedeutung der Vergangenheit oder der Zukunft erlangen (z. B. Juče idemo po ulici i sretosmo N. N. — für die Vergangenheit; Sutra idemo u pozorište — für die Zukunft u. ä.). Die Ausrichtung auf ein zeitliches Moment findet bei dieser Form eine breite Anwendung; wo sich diese Form auf eine vergangene Situation im Satz bezieht, erlangt sie präteritale Bedeutung; wenn sie sich dagegen auf ein Geschehen der Zukunft bezieht, erlangt auch diese Form Zukunftsbedeutung (zu ersterem vgl. praesens historicum, zu letzterem vgl. den

[7]) Hier wird nur soviel über das Präsens gesagt, wie aus dessen Verwendung hervorgeht. Daß die syntaktische Verwendung ursprünglich sehr früh morphologisiert wird und verschiedene Verstärkungspartikeln annehmen konnte, steht außer Zweifel. Vgl. zur Verwendung von Partikeln im Präsens H. Hirt, Idg. Gramm. IV (1928) S. 111 ff.

[8]) Bei Maretić, Grammatika i stilistika (1931) S. 510 heißt es etwas unglücklich folgendermaßen: „Spricht man über etwas, was tatsächlich zu gleicher Zeit, da davon gesprochen wird, geschieht, so ist dies eine echte Gegenwart. Demzufolge ist dasjenige, was im Moment dieser Gegenwart geschieht, auch ein Präsens. Die Form der Feststellung einer Handlung, die in diese Situation gebracht wird, wird zum Präsens".

Gebrauch des Präsens im Serbokroatischen in der Bedeutung des Futurum exactum: A k o o n d o l a z i (d o d j e), d o ć i ć u i j a = a k o o n b u d e d o l a z i o (d o š a o) u. ä.

Daraus wird der wahre Sinn der Präsensform im Serbokroatischen klar, der sich in seinen Grundzügen mit jenen, die W a c k e r n a g e l für das Lateinische und Griechische sowie B r u g m a n n und H i r t für das Indogermanische anführen, deckt.

Ich will hier auf die Beweisführung nicht näher eingehen, doch muß ich erwähnen, daß das Urindogermanische durch seine Präsensformen, genau so wie auch das Urslawische, dessen Präsens aus einer Verbindung der Wurzel oder des Stammes mit den Personalendungen (*b h e r e - s i, *b h e r e - t i oder asl. b e r e - ši, ar. b e r e - tь u. ä.) besteht, dies auch morphologisch zum Ausdruck bringen. Wenn man sich fragt, was eine solche Verbindung als selbständige Form bedeuten könnte, so wird klar, daß sie die Feststellung der Beziehung der Verbalhandlung zu den Personalendungen, die Personen markieren, bedeuten kann: asl. b e r e - š i, b e r e - t ъ, also kann man annehmen, daß die zeitlose oder allzeitliche Bedeutung an dem Stamm haften mußte, dem sog. Präsens der idg. Sprachen; und in der Natur dieser Form liegt es, daß sie als Neben- oder Parallelform verwendet werden kann, die von der Zeitsituation, in der sie gebraucht wird, auch ihr Tempus erhält. Wenn sie als Kennzeichen eines Geschehens, das parallel zum Moment des Sprechens verläuft, gebraucht wird — dann handelt es sich um ein wahres Präsens; wenn diese Form, das sog. Präsens, in präteritalen Situationen gebraucht wird, wie schon oben dargelegt, dann handelt es sich um ein unechtes Präsens, d. h. mit präteritaler Bedeutung; in einer futurischen Situation — abermals ein unechtes Präsens. d. h. mit futurischer Bedeutung (vgl. oben die Bedeutung als Fut. ex. im Skr.).

Das beweist, daß man bei der Erörterung des sog. Präsens der idg. Sprachen von dessen primärer Bedeutung auszugehen hat, von der einfachen zeitlosen oder allzeitlichen Feststellung. Ob diese Zeit währt oder momentan ist, das hängt vom Stamm dieser Form ab. Ich will hier nicht weiter ausführen, wo die zeitlose oder allzeitliche Bedeutung dieser Form zur Geltung kommt. Das ist an sich klar. Ebenso will ich auch nicht ausführen, wie sich aus einer zeitlich neutralen Form die übliche präsentische Bedeutung entwickelt hat, ebenso in besonderer Situation auch die präteritale; aber ich möchte hervorheben, daß der Gebrauch dieser Form als Präsens manchmal auch

morphologisiert wurde, was deren übrigen Verwendungsweisen keinen Abbruch getan hat.

Ich habe alles das wegen der Studie P. S. P o s p e l o v s [9] ausgeführt. Er geht in seiner Untersuchung von der Präsensform als der grundlegenden auch dann aus, wenn diese außerhalb des Satzes steht, und daher mußte er sowohl das gesamte Problem als auch meine Betrachtung[10]) desselben mißverstehen. Indes liegt es doch auf der Hand, daß auch im Russischen von der grundlegenden, zeitlosen Bedeutung auszugehen ist. Sobald dies nicht geschieht, muß es, wie bei P o s p e l o v , zu unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Deutung der sog. Präsensformen kommen.

Aus der heldischen Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts

Von MAXIMILIAN BRAUN (Göttingen)

Im Staatsarchiv von Dubrovnik finden sich zahlreiche amtliche Berichte über Haiduken- und Uskokenkämpfe aus dem ausgehenden 16. und dem 17. Jh. Es sind z. T. Informationen von Grenzwachen und auswärtigen Agenten der Republik, z. T. Protokolle von Zeugenvernehmungen. In diesen Protokollen wird in der Hauptsache der Schaden festgestellt, den die Überfallenen erlitten haben und nun im Klagewege geltend machen; daneben werden auch die näheren Umstände des Überfalls und nach Möglichkeit die Personalien der Täter festgehalten.

Die Informationsberichte sind mit einiger Vorsicht zu behandeln. Sie enthalten zwar sehr ausführliche und interessante Angaben, beruhen jedoch begreiflicherweise zu einem erheblichen Teil auf Gerüchten und Nachrichten aus zweiter Hand, ganz abgesehen davon, daß die Zuverlässigkeit der Informatoren nicht immer einwandfrei feststeht. Dagegen dürften die Vernehmungsprotokolle von größter Bedeutung sein. Sie sollen als Unterlagen für etwaige diplomatische Schritte, Schadenersatzansprüche und strafrechtliche Maßnahmen dienen und sind dementsprechend mit größter juristischer Genauigkeit

[9]) Prjamoe i otnositel'noe upotreblenie form nastojaščego i buduščego vremeni glagola v sovremennom russkom jazyke (= Ak. nauk SSSR. Issled. po gramm. russk. lit. jazyka), Moskau 1955, S. 206—246.

[10]) Vgl. A. B e l i ć , O jezičkoj prirodi i jezičkom razvitku, Belgrad 1941, S. 374 ff.

abgefaßt. Die Aussagen der einzelnen Zeugen werden sorgfältig geschieden und miteinander verglichen, ungenaue Angaben als solche gekennzeichnet[1]); wörtliche Zitate erscheinen oft in serbokroatischer Urfassung (die Protokolle selbst sind durchweg italienisch).

Hier bietet sich uns also die Möglichkeit, einen Blick hinter die Kulissen der „heldischen Wirklichkeit" zu werfen, die uns in poetischer Verklärung in den epischen Liedern entgegentritt. Da die historische Zuverlässigkeit der Volksepik immer noch ein umstrittenes Problem ist, dürfte es in jedem Fall von Interesse sein, die nüchterne juristische Darstellung zum Vergleich heranzuziehen.

Aus dem reichhaltigen Material soll hier ein einzelnes Beispiel herausgegriffen werden[2]).

Im Frühjahr 1570 unternahmen Uskoken aus Perast und Kotor einen Kriegszug an der adriatischen Küste, dessen Einzelheiten in einer Reihe von Protokollen festgehalten sind.

Für die Mehrzahl der Überfälle steht das genaue Datum fest: im April am 6., 7., 13., 14., 17., 22., 25. (il di sequente al giorno di Sto. Giorgio), 26./27. und 29., ferner am 12. Mai (venerdi passato im Protokoll vom 18. 5., der 1570 auf einen Donnerstag fiel), am 19. 5. und 23. 5. (la 3ª festa del Pasca rosata). Diese Überfälle spielten sich sämtlich im Raum Korčula-Mljet-Pelješac ab; vor allem wird Mljet immer wieder heimgesucht. Außerdem tauchten die Uskoken schon am Karfreitag (24. 3.) in Ragusa Vecchia (Cavtat) auf; falls es sich um dieselbe Bande handelt, wird dies eine Zwischenstation auf dem Weg zum Hauptoperationsgebiet gewesen sein[3]). In einzelnen Fällen können die Zeugen das Datum nur ungefähr bestimmen: „del mese di Aprile", „li giorni passati", „di giorni XX in circa"; zum Überfall vom 12. 5. heißt es: „et dapoi ad alcuni pochi giorni sono tornati". Wieweit sich diese ungefähren Angaben auf einen der datierbaren

[1]) Manchmal weisen die Zeugen darauf hin, daß sie bestimmte Einzelheiten wegen ihres ungünstigen Standorts oder wegen Dunkelheit nicht genau erkennen konnten; offensichtlich wurden sie von den Vernehmenden danach gefragt.

[2]) Lamenta Criminali 11/7 (1570).

[3]) Auch am 12. 4. hielt sich in Ragusa Vecchia eine Uskokengruppe auf. Plünderungen und Übergriffe werden bei dieser Gelegenheit nicht genannt, die Uskoken weigern sich lediglich, den Hafen zu verlassen. In diesem Fall werden jedoch neben den Leuten aus Perast auch Montenegriner genannt, von denen sonst nicht die Rede ist (due barche, una di perastani et l'altra di pastrouichi), und da von einer Weiterfahrt nicht gesprochen wird, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß diese zwei Schiffe schon am nächsten Tag an einem großen Überfall auf Mljet beteiligt waren. Es wird dies doch wohl eine andere Gruppe gewesen sein.

Überfälle beziehen, läßt sich nicht immer mit Sicherheit entscheiden, so daß die genaue Gesamtzahl der Überfälle nicht festzustellen ist. Immerhin: die Uskoken haben die Zeit gut ausgenützt.

Daß es sich zum mindesten bei der Mehrzahl der Überfälle um eine und dieselbe Bande handelt, ergibt sich aus den Angaben über die beteiligten Personen: einige Namen tauchen immer wieder auf. So wird etwa zehnmal Marco Pauich (auch Paucou und Paulich) Perastano genannt, sechsmal Andro (Andrea) Paucou (Pauco, Paucho); mindestens dreimal finden wir Nicodeo (Nicoder) Perastano, der vielleicht mit dem an einer vierten Stelle genannten Nicodeo Radouanovich identisch ist. Die Brüder „Triphone et Thomaso Burichi fratelli Perastani" erscheinen zweimal, wobei Trifun wahrscheinlich mit einem mehrfach genannten Tripco (Tripo, Trifone) identisch ist, der einmal mit dem Zunamen Buchich aufgeführt wird. Dreimal erkennen die Zeugen unter den Angreifern einen Triphone de Piero Smechia, je zweimal lassen sich Luchetta Raisich, Chule Perastano (einmal mit dem Vatersnamen Petrouich), ein nicht näher bezeichneter Novak (Nouaco) und ein prete Giuro nachweisen. Marko Pavić hat übrigens seinen Sohn (Martino figliolo di Marco Pauich Perastano) bei der Mannschaft.

Die Zahl der Schiffe wird viermal mit 2, siebenmal mit 3 und einmal mit 4 angegeben. Im Protokoll vom 25. 4. finden wir auch die Beschreibung eines dieser Schiffe: „et la sua fregata è tutta rossa spalmata et è de 12 remi a quali pono uogar 24 persone a 2 per remo"; dementsprechend gibt das Protokoll für zwei Schiffe eine Besatzung von über 40 Mann an. Diese Zahl erscheint auch im Protokoll vom 27. 5., allerdings als Besatzung von 3 Schiffen; im Protokoll vom 4. 5. (zum Überfall vom 29. 4.) heißt es: „Nicoder et Trifone, iquali haueuano in compagnia loro 25 huomini". Ganz ähnliche Zahlen finden sich auch in den Berichten aus dem 17. Jh.: kleinere Banden werden mit 15—20, größere mit 40—60 Mann angegeben. Die bekannte „epische Zahl" 30 dürfte also auf realen Unterlagen beruhen; man kann sie geradezu als einen statistischen Mittelwert der Quellenangaben bezeichnen. An der Küste scheint sie mit dem Schiffsbau zusammenzuhängen; wenn ein Boot der für diese Zwecke üblichen Bauart 10—12 Zweimannruder hat, so ergibt es sich von selbst, daß die Zahl der Teilnehmer im allgemeinen ein Mehrfaches von 10 oder 30 betragen muß.

Die Überfälle erfolgen teils zu Wasser, teils zu Lande: es werden entweder Handelsschiffe geentert oder die Uskoken gehen an Land

und überfallen die Siedlungen. Gelegentliche Angaben über die Tageszeit scheinen darauf hinzudeuten, daß man für Überfälle zur See die Stunden der Dämmerung bevorzugte (a hore dua e mezzo di notte; al alba). Von nennenswerten Kämpfen ist nirgends die Rede. Nur das Kloster Sta. Maria auf Mljet scheint am 17. 4. einen Widerstand wenigstens versucht zu haben, kapitulierte jedoch sehr schnell vor dem energischen Auftreten der Angreifer und rettete die Situation durch gutes Zureden, demütiges Verhalten und Geschenke[4]).

Bei allen diesen Unternehmungen handelt es sich um reine Beutezüge. Was den Uskoken dabei als des Mitnehmens wert erschien, ergibt sich aus den ausführlichen Schadenslisten.

Sehr begehrt sind zunächst Lebensmittel aller Art. Wein wird praktisch in jeder Menge mitgenommen, die sich gerade anbietet, von der gesamten Ladung einer Handelsbarke bis zu einzelnen Fässern und kleineren Gefäßen irgendwo in einem Bauernhaus. Mengen um 40 hl werden mehr als einmal verzeichnet; die größte einmalige Beute (am 6. 4.) betrug 55 Fässer mit 205 quinqua = 47,15 hl Inhalt[5]). Bei Raubzügen auf dem Lande wird Kleinvieh (animali minuti — Schafe und Ziegen) in großer Zahl mitgenommen. Am 12. 4. rauben z. B. die Uskoken 35 Stück, in Pelješac (Prot. 22. 5.) „in piu uolte" 26 Stück. Eine beliebte Beute scheinen auch Imkereiprodukte zu sein: im Dorf Maranovići auf Mljet werden z. B. Mitte April[6]) 160 Bienen-

---

[4]) „Anzi accorgendosi noi che per questo (= zum Wegschaffen von am Ufer gelagerten Wein- und Ölfässern) uoleuano servirsi delle nostre barche, noi subbito le apersimo et affondarsimo in acqua, et si perquesto, et si per hauerci uoluto deffendere, che li sparsimo dui tiri di smerigli il primo senza balla l'altro con la balla et non li colsimo, corsero alla uolta nostra brauandoci con arme de archebusi frezze spadi et chiarissime dicendo che ci abbrosariano il monastero et ci amazariano tutti. Et noi facessimo buone parole con loro, et ci humiliassimo auanzi di essi, et li donnammo dui barilli de uini, et dui castrati, et tanti herbaggi de horto quanto hanno uoluto, et tardorno in far questa preda da meggio giorno, et mediante il presente et le buone parole et sumissioni nostre ci lasorno senza farci altro danno, et se ne andorno."

[5]) Selbstverständlich muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der Schaden hier und da — aus „geschäftlichen Gründen" — zu hoch angegeben wird. Doch können solche Übertreibungen nicht sehr groß sein: die gut geschulten Protokollanten der ragusanischen Kanzlei ließen sich vermutlich nicht so leicht beschwindeln.

[6]) Protokoll vom 26. 5. Es scheint sich um denselben Überfall zu handeln, der auch in zwei Protokollen vom 27. 5. mit den Angaben „circali 20 di aprile" und „il di sequente al giorno di Sto. Giorgio" = 25. 4. beschrieben wird.

stöcke ausgeraubt und dann zerstört, deren Wert mit 100 Denar angegeben wird; in Pelješac wurden 26 Bienenstöcke mitgenommen. Gelegentlich achteten die Uskoken auf Qualität: am 17. 4. suchen sie sich aus einer offenbar größeren Schiffsladung 12 Flaschen Öl „le megliori et più grandi" aus. Im allgemeinen waren sie jedoch nicht wählerisch und nahmen alles, was sich gerade greifen ließ, auch in kleineren Mengen. Am 18. 5. gibt z. B. ein Schiffer zu Protokoll, seine barchetta sei am 12. 5. von 3 Schiffen überfallen worden und es seien ihm dabei 14 Laib Brot aus seinem Reisevorrat (che portava con meco) und vier Maß Öl geraubt worden; beim Überfall auf Mljet am 25. 4. nennt eine Schadensliste je einen starichio (= 13 kg) Erbsen, Bohnen, Mais, Mehl und Hirse, dazu „ein großes Stück Speck".

Waffen waren auf den überfallenen Schiffen anscheinend nur gelegentlich zu finden. Am 9. 4. (Prot. 5. 5.) fielen z. B. den Angreifern vier bronzene Kanonen mit 63 Bleikugeln und 2 Paar dazugehöriger Gußformen in die Hände, bei einem anderen (nicht näher datierten) Überfall zwei bronzene Kanonen und eine eiserne. Sonst werden nur einzelne Arkebusen, Schwerter und Dolche (insgesamt etwa ein Dutzend) erwähnt. Die größte Menge an erbeutetem Schießpulver wird mit 15 Pfund angegeben, im allgemeinen müssen sich die Uskoken mit einzelnen Flaschen begnügen.

Bargeld wird nur ganz selten und in geringen Mengen erwähnt: dua perperi de grossi ist bereits ein auffallend hoher Betrag.

Den größten Posten machen die Textilien aus. Daß die überfallenen Schiffe ihre Ladung an Handelsware (Ballenstoffe) hergeben müssen, versteht sich von selbst. Die Uskoken stürzen sich aber offenbar auf jede Art von Bekleidung: Überkleider, Hemden, Hosen, Strümpfe, Mützen füllen in monotoner Wiederholung die Seiten der Protokolle; auch Frauenkleidung wird mitgenommen. Die Stückzahlen sind meistens sehr klein und da einige der Stücke ausdrücklich als neu bezeichnet werden, muß es sich im allgemeinen um gebrauchte Kleidung gehandelt haben, also um den persönlichen Besitz der Überfallenen[7]).

Großen Wert legen die Uskoken auf die Vervollständigung ihrer Schiffsausrüstung. Ruder, Segel und Segelstoff, Ketten, Stricke und

[7]) Im Prot. vom 9. 5. wird u. a. „una bareta noua, comprata in Bari" genannt; sie ist wohl dem stolzen Besitzer vom Kopf gerissen worden.

Taue, Beschläge, Nägel u. ä. werden immer wieder genannt[8]). Einmal (Prot. 22. 5.) wird auch ein ganzes Boot (barcha de brazzi 12 veneziani et 4 remi) mitgenommen.

Es fehlt auch nicht an Objekten, die man in diesem Zusammenhang kaum erwarten würde. Bei Überfällen auf dem Lande wird oft buchstäblich alles mitgenommen, was sich irgendwie in einem primitiven Haushalt verwenden läßt: Hausrat (tutta la masaricia, utensili di casa), Geschirr (uasi di terra, uasa de oglio) u. a. Am 14. 4. (Prot. 10. 5.) befanden sich unter der Beute: ein Eßtisch (una tauola da mangiarui sopra), einige kleinere Tische, eine Holzleiter und sämtliche Fensterbeschläge (tutti gli feramenti delle fenestre). Gelegentlich heißt es denn auch kurz und bündig: „tutto quello (che) era di bono", „et ogni altra cosa senza hauer lassato niente".

Auch Menschenraub ist bezeugt. Am 12. 4. meldet der capitano di Ragugia Vecchia, Niccolò Giovanni di Menze, die Entführung einiger Morlaken auf ragusanischem Gebiet[9]). Am 12. 5. nehmen die Uskoken mit einer Herde von 35 animali minuti auch gleich den Hirten mit (Prot. 18. 5.).

Das wirtschaftliche Gesamtergebnis der Expedition war jedenfalls nicht allzu groß. Nur an Wein kann eine Menge abgefallen sein, die auch eine geschäftliche Verwertung — als Handelsobjekt — als möglich erscheinen läßt. Von den animali minuti (schätzungsweise an die 100 Stück) wird ein Teil für die Haushaltungen in der Heimat verblieben sein; die übrigen erbeuteten Lebensmittel werden gerade für die Verpflegung der Mannschaft ausgereicht haben. Die insgesamt 10 Kanonen — wie auch das nautische Inventar — waren sicherlich höchst willkommen und von dauerndem Wert; die übrigen Waffen bedeuten nicht viel für eine Schar von über 40 Mann. An handelsfähigen Textilien hatte man nicht viel aufbringen können und die langen Listen von Bekleidungsstücken schrumpfen bei näherer Betrachtung erheblich zusammen: auch hier kann allenfalls von

[8]) Prot. 10. 5.: parte del remigio di detta mia barcha con tutti gli remi; Prot. 25. 4.: ... hauendo portato via le uele, sartie, et altri argaggi; Prot. 4. 5.: ... cinque remmi della detta mia barcha; Prot. 5. 5.: br. 8 di tela della uela in uno cavezzo; Prot. 5. 5.: 1 cadena di ferro con suo lucheto per schiffo, 2 bandere di breghentino, 150 chiodi, 1 saccho delle uele, h 2 die spago da uela; Prot. 22. 5.: XII lib. de fillato. Als besonders wertvolle Beute wird man einen Kompaß (busulo de nauigare) ansehen müssen, der am 13. 4. erbeutet werden konnte.

[9]) Die Entführung wird als bereits einige Zeit zurückliegend geschildert (gia prima alquanti giorni). Vielleicht sind die 2 Morlachi christiani gemeint, die am Karfreitag (24. 3.) entführt wurden.

einer recht bescheidenen Auffüllung der häuslichen Bestände die Rede sein. Alles in allem das typische Bild einer gewaltsamen „Selbstversorgung" auf dem Hintergrund einer bitteren materiellen Notlage. Dementsprechend wird alles mitgenommen, was man unter Umständen gebrauchen könnte, ohne Rücksicht darauf, wer den Schaden zu tragen hat. Einmal wird sogar ausdrücklich festgestellt, daß auch die Häuser und der Besitz der Armen geplündert wurden (depredando le case, robbe et animali dei poveri di detta villa — Prot. 26. 5.). Es wird auch angegeben, daß die Uskoken an mehreren Stellen alles, was sie nicht mitnahmen, kurz und klein schlugen.

Beim Vergleich mit den epischen Darstellungen erkennt man zunächst die dort durchgeführte Stilisierung der materiellen Verhältnisse. Die Lieder vertuschen den ärmlichen Alltag und reden großzügig von prallen Dukatenbeuteln, kostbaren Kleidern und Waffen von unermeßlichem Wert; sie interessieren sich nur für die „vornehme Beute". Dahinter ist ganz deutlich eine Wunschvorstellung zu spüren, denn gerade diese Beute war kaum jemals zu haben: die Lieder schildern nicht das, was der Uskoke in Wirklichkeit zu erwarten hatte, sondern das, wovon er im Stillen träumte. Es ist die Denkweise eines Lotteriespielers, der sich an eine sehr schwache, aber nicht völlig illusorische Hoffnung klammert.

Selbstverständlich unterschlägt die Epik auch den räuberischen Charakter der Kriegszüge, insbesondere das rücksichtslose Vorgehen gegen die christliche Bevölkerung und gegen die Armen. Hierbei ist allerdings zu bedenken, daß die hier dargestellten Tatsachen nicht ohne weiteres verallgemeinert werden dürfen: es gibt genügend Berichte[10]) über Kriegszüge, die sich hauptsächlich gegen Handelsstraßen und militärische Stützpunkte im osmanischen Hinterland richten und dem epischen Bild des Uskoken und Haiduken besser entsprechen. Außerdem ist es sehr fraglich, ob man Ragusa ohne jede Einschränkung zu den christlichen Gebieten rechnen darf, die eigentlich hätten geschont werden müssen. Die Republik war darauf angewiesen, mit der Pforte und mit den osmanischen Machthabern im Hinterland gute Beziehungen zu unterhalten, und diese vorsichtige Zweifrontenpolitik wurde von den Uskoken oft — und nicht

[10]) Sie stammen zwar fast durchweg aus späterer Zeit (Mitte-Ende des 17. Jh.s), das dürfte aber nur ein Zufall der Überlieferung sein; es besteht kein Grund zu der Annahme, daß sich die Verhältnisse in diesen 50 Jahren grundlegend geändert haben könnten.

immer ganz zu unrecht — als Doppelzüngigkeit, wenn nicht sogar als heimlicher Verrat an der christlichen Sache empfunden. Es ist anzunehmen, daß sie ihre Raubzüge auf ragusanischem Gebiet als einen moralisch berechtigten Bestandteil ihres Grenzkampfes ansahen. Daß die Ragusaner sich heftig zur Wehr setzten, versteht sich von selbst, und so steigerten sich beide Parteien in immer größere Erbitterung hinein.

Dieses Verhältnis kommt auch in den Quellen zum Ausdruck, so z. B. in dem oben erwähnten Bericht des Capitano von Ragusa Vecchia. Er fand im Hafen die Uskoken vor, die bereits einige Tage vor seiner Ankunft eingetroffen waren und sich anscheinend ganz friedlich verhielten. Er macht sie nun darauf aufmerksam, daß alcuni perastani schon früher Morlaken von ragusanischem Territorium entführt hatten, daß die Türken mit Rache drohen und daß die Uskoken aus diesem Grunde das Gebiet der Republik verlassen müssen; die Uskoken gehen jedoch nicht darauf ein (non curandosi di questo suo auertimente non uolsero partir altrimente). Beide Parteien sind also vorsichtig und zurückhaltend. Die Uskoken haben es anscheinend nur auf die türkischen Gebiete im Hinterland abgesehen[11]), die ragusanischen Besitzungen sind für sie lediglich ein Durchmarschgebiet, das sie möglichst ohne unnötige Schwierigkeiten und Verluste verlassen möchten. Die Ragusaner haben keinen rechten Grund zum Eingreifen, fühlen sich vielleicht auch nicht stark genug; es kommt ihnen vor allem darauf an, keinen Konflikt mit den Türken heraufzubeschwören.

Es ging jedoch nicht immer so friedlich zu. Ein Jahr nach dem hier geschilderten Raubzug (im Juli 1571) kam es zu einem Zwischenfall, zu dem drei ausführliche Protokolle von Zeugenvernehmungen vorliegen[12]). Nördlich von Ragusa wurde eine große Schar von Uskoken gesichtet[13]), die sich auf dem Rückzug aus dem Hinterland befand und gerade ihre Beute zu den an der Küste wartenden Schiffen bringen wollte. Die Ragusaner — Soldaten und Freiwillige aus der Bevölkerung — verlegen ihnen den Weg. Der Führer der Uskoken, Gjuro Daničić, schickt sofort zwei Unterhändler vor und erscheint gleich anschließend persönlich, um mit dem Capitano der Ragusaner

[11]) Von dort werden auch die beiden Morlaken stammen. Es heißt zwar, sie seien sul territorio di Ragugia entführt worden, doch werden sie nicht als ragusanische Untertanen bezeichnet, was sonst immer hervorgehoben wird.

[12]) ASMM, Serija 76, XVI N⁰ 452/36 ff.

[13]) Ihre Zahl wird in einem der Protokolle mit 200—300 angegeben; doch macht der Zeuge sofort den Vorbehalt: come diceuano altri.

zu verhandeln: er erbitte sich freien Durchzug und die Erlaubnis, die Beute ungehindert in die Schiffe zu verladen; diese Beute bestehe aus türkischen Waren, ragusanische Interessen seien also nicht betroffen. Der Capitano dagegen behauptet, die Beute sei ragusanischen Kaufleuten geraubt worden, und hält den Uskoken auch ihre sonstigen Missetaten vor[14]). Der Uskoke ist bereit, den freien Abzug durch Überlassung eines Teils der Beute zu erkaufen[15]), was wohl als eine Art von verkapptem Schadenersatz zu verstehen ist. Während dieser Verhandlungen ruft plötzlich ein ragusanischer Soldat den anderen zu, die Uskoken seien die Mörder eines ihrer Kameraden. Jetzt gibt es kein Halten mehr: die Ragusaner gehen — gegen den Willen ihres Kommandeurs (senza volonta del capo) — zum Angriff über, im anschließenden Gefecht werden die Uskoken geschlagen und mit erheblichen Verlusten ins Meer geworfen. Ihr Führer setzt jedoch auch nach Beginn des Kampfes seinen Disput mit einem Teil der Ragusaner fort und „entschuldigt sich" damit, daß er an einem der ihm vorgehaltenen Überfälle nicht beteiligt gewesen, bei einem anderen aber nur durch den Mangel an Lebensmitteln zum Plündern gezwungen worden sei, und es wäre bei dieser Gelegenheit auch ohne Personenschäden abgegangen, wenn sich die Bevölkerung nicht widersetzt hätte; die jetzt mitgeführte Beute stamme ganz bestimmt aus dem Überfall auf eine türkische Karavane[16]). Das alles bedeutet: die Vorwürfe der Ragusaner sind nicht aus der Luft gegriffen, die Erbitterung der Soldaten ist durchaus verständlich; die Uskoken wiederum können sich mit einigem Recht darüber empören, daß die Ragusaner mit Waffengewalt die im Hinterland gemachte Beute wegnehmen und dadurch gewissermaßen die Partei der Türken ergreifen. In einer solchen Atmosphäre war es nicht schwer, die konkreten Unterlagen für die idealisierende Darstellung der Epik zu finden.

[14]) „Come hauete anchor animo de domandar de imbarcar il buttino delle robbe che sono nostre oltra tanti danni et latrocini che ci hauete fatto nel nostro territorio."

[15]) „diceua che lasara la detta robba laqual non era li presenta ma era a dietro accompagnata dalle persone di sua gente che ueniua per dietro."

[16]) „Et Giuro restato li con altri soldati essendo rinfazato delli altri danni fatti nelle ville di Ragei, lui si scuso di non esser stato alli danni fatti nella villa di Vitaglina, diceua che per bisogno di uettouaglia erano stati a prender delli animali, che non haueuano che mangiare et che uolendosi apporre li villani tre furono feriti ... Et quanto à questo buttino delle somme diceua esso Giuro che haueuano ha(u)uto sopra che era una caravana de robbe delli Turchi ... et che perquesto a tempo di notte si haueuano sbarcati ... et erano andati a rifrontarla et l'haueuano preso et era quella che conduceuano alle barche."

Zum Mittelslowakischen

Von Paul Diels (München)

Vor etwa 45 Jahren habe ich (ASPh. 35, s. 321 ff.) mit sehr unzureichenden Hilfsmitteln die Worte und Formen aufzuhellen versucht, in denen das Mittelslowakische die slawischen Halbvokale nicht, wie üblich, durch o, e bzw. u o, i e beantwortet, sondern durch a, á. Der kleine Aufsatz hat damals mehr Interesse erweckt, als ich erhoffen durfte, die von mir zusammengestellten Tatsachen sind teilweise auch sehr anders gedeutet worden, als ich es tat, doch konnte ich nicht finden, daß sie damit in ein wesentlich anderes Licht rückten. Da aber an Tatsachen mehr und genaueres seit 1912 zu Tage getreten ist, so halte ich es nicht für überflüssig, noch einmal zu der Frage zurückzukehren.

Wie schon gesagt, eignet die auffallende Vokalisierung zu a bzw. á nur dem Mittelslowakischen, im Gegensatz einmal zum Westslowakischen, das den ursl. „Halbvokalen" im Allg. e bzw. é antworten läßt und sich damit zu den tschechischen Mundarten Böhmens und Mährens stellt, andrerseits auch im Gegensatz zum Ostslowakischen. Eine feste, für alle Fälle gültige Abgrenzung gibt es dafür, wie sich versteht, nicht; sie ist bei Sprachmerkmalen eines gewissen Alters auch nicht zu erwarten, da ja die Bevölkerung auch in der Slowakei ihre Veränderungen und Wanderungen und ihren (für die Wissenschaft unberechenbaren) Wortaustausch erlebt hat, doch läßt sich der Umfang der Erscheinung ungefähr beschreiben, s. V á ž n ý, Československá vlastivěda, 3, s. 235. Er umfaßt die untere Orava, die Gaue Liptau, Turec, Zvolen (Altsohl), Hont und z. T. Novohrad.

In dieser Begrenzung etwa gilt, daß die ursl. Halbvokale durch e oder o (im allg. je nach ihrer Herkunft) oder, in der Langstufe, durch i e, u o vertreten sind, daß aber in einigen Worten und Bildungssilben auch a bzw. á begegnet, ebenso auch als Vertreter von im Ursl. noch nicht vorhandenen Sproßvokalen.

Die einsilbigen Wortstämme, die a, á aufweisen (oder aufweisen können), sind diese:

d á ž d' bzw. d á š t' „Regen" gegen westslow. déšč usw., l'a n „Flachs" gegen westslow. l e n, und, mit Nebenformen auch im Mittelslowakischen: m a c h und m o c h „Moos", gegen westslow. m e c h, r o ž und r a ž „Korn" gegen westslow. r é z, b a z a „Flieder, Hollunder" gegen westslow. (mask.) b e z, z m a k und z m o k „Hausgeist".

In Bildungssilben findet sich ähnliches in den Worten c e s n a k, č e s n a k „Knoblauch", k o t á l neben k o t o l, -tu̯ol, gegen westslow. k o t e l; c h r b á t „Rücken" gegen westslow. c h r b e t.

Eine dritte Gruppe bilden die letzten Silben der Genitive Pluralis von solchen Substantiven (Femininen und Neutren), deren Stamm auf eine Konsonantenverbindung endet. Von diesem Falle müssen auch die praktischen Grammatiken und die Schulgrammatiken der slowakischen Sprache Kenntnis nehmen; ich lasse dahingestellt, wie weit die Regeln, die sie geben, aus der lebenden, grammatisch noch unbeeinflußten Sprache geschöpft sind, wie weit sie auf grammatischem Nachdenken beruhn. Ich beziehe mich vor allem auf O r l o v s k ý — A r a n y, Gramatika jazyka slovenského[2], Preßburg 1947. Diese Grammatik gibt für den Gen. Plur. solcher Substantiva sehr ausführliche Regeln. Nicht wenige Feminina sollen die Konsonantengruppe im Gen. Plur. unverändert behalten, nicht nur solche, die den betr. Kasus ausnahmsweise (und wohl aus einer Art von grammatischer Notlage heraus) auf -í bilden, wie u j m a : u j m í, sondern auch solche, die (wie üblich) keine Endung haben. Dahin gehören vor allem viele Fremdworte (a.a.O.s. 146 ff.) wie b o m b a, gen. plur. b ô m b, auch Worte, die anderen slawischen Sprachen nachgebildet zu sein scheinen wie g a m b a „Lippe" (:g á m b); wo -j- der erste der stammschließenden Konsonanten ist, scheint ein Einschub ebenfalls nicht zu begegnen; er fehlt ferner, wie man völlig begreift, bei Stämmen auf -s t- (c e s t a : c i e s t), -z d- (b r á z d a : b r á z d), -z g- (r á z g a : r á z g). Auffällig und jedenfalls einer (vielleicht ganz einfachen) Erklärung bedürftig ist das Fehlen eines Einschubes bei p r a v d a, k r i v d a, bei v r a ž d a „Mord". Manche Ansätze versieht der Grammatiker selbst mit einem Fragezeichen, bei anderen ist man im Zweifel, ob die betr. Worte überhaupt viel Gelegenheit haben, im Plural vorzukommen, und denkt eher an Augenblicksentscheidungen des nach Vollständigkeit strebenden Grammatikers. Man kann andrerseits durchaus nicht sagen (und auch nicht erwarten), daß Fremdwörter des Einschubs entbehren müßten. Es gibt unter den häufigeren (und älteren) genug solche, die ihn kennen. S. a.a.O. s. 141 ff. Fremdworte auf -b a können schon darum den Einschub aufweisen, weil sie echt slawische Worte auf -b a mit regelmäßigem Einschub neben sich haben, daher f a r b a : f a r i e b. Mit slaw. Wortbildung versehene Fremdworte auf -k a haben natürlich den Einschub wie slawische Worte: k e f k a : k e f i e k „Bürste" u. aa. Sonst vergleiche nach t a b l a : t a b i e l,

tehla, perla, berla, flegma, dogma usw., drachma, šelma, firma, forma usw., schizma usw., dežma, hymna, urna usw., lutna, almužna, handra usw., šifra, usw., podagra usw., masakra usw., mitra usw. Ich lasse wieder dahingestellt, ob alle von den Verfassern der Grammatik genannten Worte in normaler Rede einen Plural bilden können, und unterstelle jedenfalls, daß die angegebenen Formen alle aus richtigem Sprachgefühl geschaffen sind.

Die überwältigende Mehrzahl der Feminina, die einen Vokal einschieben, verwenden dazu ie bzw. -e- oder aber -ô- bzw. -o-, nach dem für das Mittelslowakische giltigen Ausgleich der Quantitäten.

Daneben begegnen nun, zerstreut und wohl meist nicht als alleinige Form, auch Genitive des Plurals mit eingeschobenem -á- (stets lang). Die Grammatik zählt folgende auf: kvapka : kvapák (neben -piek) „Tropfen", doska : dosák, ihla : ihál (neben ihiel), metla : metál (neben metiel), sestra : sestár (neben sestier), plachta : plachát (neben plachiet) und die ursprünglich nichtslaw. Worte truhla : truhál (neben -hiel) „Truhe", tehla : tehál (neben -hiel) „Ziegel", berla : berál, „Bischofsstab", handra : handár (neben -dier) „Hader" und karta : karát (neben -riet). Zu dieser Liste fügt Machts Lehrbuch noch (s. 27) vidly : vidál „Heugabel", zlatka : zlaták „Gulden", stovka : stovák u. aa. S. auch Suchý, Slovenská mluvnice (1919), s. 81 f.

Im Gen. Plur. der Neutra sind die Dinge grundsätzlich ähnlich. Ohne Einschub sind (a.a.O. s. 160) viele Fremdworte, sodann die Worte auf -st- (ústa : úst), -zd- (hniezdo : hniezd), -sk- (ohnisko : ohnisk) usw. Die übrigen zeigen Einschübe wie die Feminina; der Einschub -á- wird angegeben für mydlo : mydál (neben mydiel) und bidlo : bidál (neben -diel) „Stange", jedlo : jedál „Speise" (nicht dagegen für die mehrsilbigen Stämme), ferner für brvno : brván (neben — vien) „Balken", hovno : hován (neben -vien) „Dreck", rebro : rebár (neben -bier) „Rippe", jutro : jutár „Morgen (Landes)". Dazu weiter nach Macht (s. 32) noch sedlo „Sattel", šidlo „Ahle", hrozno „Weintraube", nach Suchý (s. 72) noch okno : okán und okien, jadro „Kern", vedro „Eimer", veslo „Ruder".

Das Bild ist nicht ganz einfach zu deuten, es hat offenbar mannigfache Ausgleichungen erfahren, die teils zu Ungunsten der -á-

Form, teils auch zu ihrer Ausbreitung gewirkt haben mögen. Durch das Zeugnis der Dialekte läßt sich hier, d. h. für die Bildung des Gen. Plur., wohl wenig klären und vermutlich auch nichts durch eine (nicht existierende) historische Grammatik, da ja der mittelslowakische Dialekt erst seit etwa hundert Jahren schriftsprachliche Geltung hat. Auch habe ich (wie schon gesagt) den Eindruck, daß die von der Grammatik angegebenen Formen (deren sprachgemäße Bildung ich natürlich nicht anzweifeln kann), z. T. „auf dem Papier" stehn; manche der angegebenen Worte sind wohl kaum in der Lage, einen Plural zu bilden, jedenfalls werden sie es nicht häufig tun.

Die in Betracht kommenden Worte und Wortformen, von denen freilich der Gen. Plur. der Feminina, abgesehen von d o s á k, von den Mundartforschern selten belegt wird, wurden von V á ž n ý, Sborník Mat. Slov. 6. 7 (1928—1929), von Š m i l a u e r, Slovenské střídnice jerové .... 1 (1930), S. 8 ff., sowie von V á ž n ý, Československá vlastivěda 3 (1934) wohl ziemlich vollständig verzeichnet. Das dürftige Material, das ich s. Z. aus C z a m b e l s Rukovät' zusammensuchte, ist damit in jeder Beziehung weit überholt. Ich glaube aber nicht, daß die Beurteilung jetzt viel anders ausfallen kann.

Die einfachen Worte sind doch zum überwiegenden Teile dieselben, deren Gestaltung auch in andern slawischen Sprachen Schwierigkeiten gemacht und Neubildungen hervorgerufen hat. Dabei kann ohne weiteres Umgang genommen werden von denen, die Š m i l a u e r s. 8 als „zweite Gruppe" aufführt: sie beinhaltet Worte, die auch im Mittelslowakischen nur an verhältnismäßig wenigen Stellen mit a aufgezeichnet wurden (wie s y n a k, b a č k a usw.) oder die allgemein so lauten, aber wohl anders zu erklären sind (wie c h a b z d a „Hollunder").

Zur „ersten Gruppe" aber rechnet Š m i l a u e r solche, die im Mittelslowakischen allgemein (oder doch überwiegend) mit a, á auftreten. Von d á ž d' und m a c h ist bekannt (und leicht einzusehen), daß sie auch außerhalb des Slowakischen ihre eignen Wege gingen: m e c h hat sich im Tschechischen der Regel H a v l í k s zwar nicht entzogen, aber es ist, neben m c h u, zu der Neubildung m e c h u gekommen, ähnlich im Polnischen; tsch. d é š t' hat das é seit langer Zeit durchgeführt, daß es den obliquen Kasus von Hause aus nicht zukam, weiß man aber unmittelbar aus dem Polnischen (d e s z c z, gen. d e s z c z u und d ż d ż u, weiter d ż d ż y, d ż d ż y s t y usw.) und aus dem Alttschechischen (s. G e b a u e r, Hist. mluvnice 1, s. 169);

tschech. l e n hat neben dem Gen. Sg. l n u , den wir erwarten, auch l e n u ; auch r e ž (s. G e b a u e r , a.a.O. s. 175) gehört zu denen, die (gleichviel auf welchem Wege) mundartlich zu einer Neubildung gelangt sind. b a z a entspricht dem tschech. b e z , dessen Gen. b z u , aber auch b e z u lautet; zu z m a k (neben z m o k) „Hausgeist" s. G e b a u e r, Hist. mluvnice 1, s. 181. Vermutlich ist die Zahl solcher Neubildungen im Tschechischen (und Polnischen) größer als die Zahl der a- Worte im Mittelslowakischen, erheblich dürfte aber der Unterschied nicht sein, und überdies haben wir zu bedenken, daß uns das Slowakische (und zumal das Mittelslowakische) ohne zeitliche Tiefe, im Grunde fast nur als Gegenwartssprache, bekannt und wohl kaum (auch in seinen Mundarten kaum) hinreichend erforscht und dargestellt ist.

Auch c e s n a k , č e s n a k „Knoblauch" hat, wie die Erfahrung lehrt, eine Lautgestalt, die den Sprechenden auffiel und zu Neubildungen Anlaß gab.

Unerwartet ist nun freilich das á in k o t á l neben k o t o l „Kessel", c h r b á t „Rücken". Ohne dem Urteil besserer Kenner vorzugreifen, rechne ich doch mit der Möglichkeit, daß es im Mittelslowakischen einmal (wie sicher im Sorbischen und im Kaschubischen) Ausgleichungen nach den anderen Kasus hat geben können, daß also verkürzte Formen wie k o t l , c h r p t (sicher neben k o t o l , c h r b e t) einmal vorgekommen seien. Was daraus im Slowakischen werden mußte, wissen wir nicht, heute gibt es sie m. W. nicht; ich rechne mit der Möglichkeit, daß sich im Mittelslowakischen ein k o t á l , c h r b á t daraus entwickelte.

Auch im Gen. Pl. der Feminina und Neutra begegnet einiges unerwartete: von den Femininen auf - l a haben i h l a und m e t l a , soviel wir wissen, alten Halbvokal vor - l - besessen (zu m e t l a s. V a s m e r , Russ. et. Wörterbuch), wir erwarten also nicht i h á l und m e t á l. Ganz unerwartet ist auch ein - á - vor - k -, wie in k v a p á k , z l a t á k , s t o v á k.

Beim Genitiv Pluralis der Feminina und Neutra wird man sich aber immer wieder fragen müssen, wieviele von den Formen, die die Grammatik feststellt, wirklich von der Sprache überliefert wurden; die Antwort wird im Slowakischen schwierig sein. Soviel ich sehe, hat s e s t á r am ehesten einen Anspruch darauf, als alte Form mit nie unterbrochener Überlieferung zu gelten. Und hier ist es ganz deutlich, daß eine Form ohne Vokal vor dem - r - letztlich zu Grunde liegt: ursl. s e s t r ъ (s. auch G e b a u e r , Hist. mluvn. 1, s. 165).

Die anderen Fälle betreffen fremde Worte, die sich nach irgend einem heimischen Schema gerichtet haben werden. Auch die slowakischen Worte wie i h á l (wenn sie nicht überhaupt von den Grammatikern geschaffen wurden) verdanken ihre Form wohl irgend einer spät wirkenden Analogie, (z. B. dem Muster v i d l y : v i d á l usw.). Überdies ist auch hier mit der Möglichkeit zu rechnen, daß zunächst einmal die zu erwartenden Genitive des Plurals unter dem Übergewicht aller anderen Wortformen ersetzt wurden durch solche, die vor dem - l - usw. gar keinen Vokal aufwiesen, also i h l.

Ähnliche Erwägungen lassen sich für den Gen. Plur. der Neutra anstellen. Ich will nebenbei nur erwähnen, daß die Angaben von O r l o v s k ý - A r a n y, der nur einsilbige Stämme auf - d l o mit dem Gen. Plur. auf - d á l versieht, den Angaben von S. C z a m b e l (Rukovät', soweit sie mir erinnerlich sind) nicht entsprechen. Vgl. auch sedadál bei S u c h ý (1919), s. 72. Wie auch bei den Neutra das á wuchert, dazu vgl. v r e c á k usw. bei S u c h ý, s. 73.

Gegen die Ansicht, daß á, a im Mittelslowakischen da auftrete, wo Havlíks Regel (oder wo ein naheliegender Formenausgleich) unbequeme oder der Sprache jedenfalls ungewohnte Konsonantenverbindungen schafft, kann, soviel ich sehe, die Tatsache angeführt werden, daß das Maskulinum des Präteritums in den Klassen I und II, 1 nie auf - a l oder - á l endigt, sondern nur auf - o l. Zweifellos liegt hier eine Schwierigkeit, aber ich glaube nicht, daß irgend eine andre Erklärung von m a c h, s e s t á r usw. in der Lage ist, die Schwierigkeit aus der Welt zu schaffen. Die Frage bleibt (wohl in jedem Falle!) offen. Den Vorgang zu verfolgen, der zu a, á geführt hat, sind wir nicht in der Lage; wir werden auch künftig nicht dazu in der Lage sein, da es an älteren Zeugnissen für die Sprache fehlt. Wir kennen also auch die Abfolge der Erscheinungen nicht. Ist in Formen wie m c h a, m c h u der Halbvokal zunächst ganz getilgt worden, sodaß ein Sproßvokal (das spätere a, á) zur Erleichterung der Aussprache neu geschaffen werden mußte? Oder ist in Lautgruppen wie der angegebenen immer ein wenn auch ganz schwaches vokalisches Element geblieben, aus dem sich später ein a (á) entwickeln konnte? Wir wissen es nicht. T r á v n í č e k glaubt wenigstens zu wissen (Hist. mluvn. s. 53 f.), wie es nicht gewesen sein könne. Ich glaube, wir wissen nicht einmal dies. Warum sollten „epenthetische" Vokale unbedingt und von vornherein die Klangfarbe eines der Vokale gewählt haben, die wir sonst als Nachfolge der Halbvokale (in starker Position) kennen?

Wunderlichkeiten in der Vertretung der Halbvokale gibt es bekanntlich auch in anderen slawischen Sprachen. Gültige Erklärungen sind mir wenige bekannt, der Fall des Mittelslowakischen liegt, wie mir scheint, verhältnismäßig günstig. Aus dem Tschechischen haben schon frühere und hat besonders T r á v n í č e k (an verschiedenen Orten, s. bes. Hist. mluvnice s. 53 f.) Beispiele angeführt (alttschechische und mundartliche), die den erhaltenen Halbvokal nicht als e, sondern als o oder (noch seltener) als a zeigen. Man könnte auch auf den Gedanken kommen, daß die Unregelmäßigkeiten, die in der Geschichte der bulgarischen Sprache als „zweite Vokalisation der Halbvokale" gebucht werden, zum Teile hierher gehören. Leider ist es mir auf Grund der spärlichen hier zugänglichen Literatur nicht gelungen, von dieser Erscheinung ein einigermaßen deutliches Bild zu erhalten. Widersprechen muß ich zu meinem Bedauern der Äußerung eines vorzüglichen Kenners (M l a d e n o v , Geschichte der bulgarischen Sprache (1929, in: Grundriß der slavischen Philologie), s. 101. 109, daß der Vorgang nach den Arbeiten M i l e t i č s ziemlich klar sei. Das ist er kaum. Ich glaube auch nicht, daß Miletič selbst dieser Ansicht war. Mein eigenes Urteil muß ich hier vollkommen zurückstellen; daß in den Belegen Mladenovs (a.a.O.) auch das Beispiel d a š „Regen" erscheint, gehört jedenfalls nicht in den von mir für denkbar gehaltenen Zusammenhang, da die Mundart von Pirdop (M i l e t i č , Das Ostbulgarische s. 160, 161) wohl jedes erhaltene ъ in betonter Silbe als a zeigt. Für das Bulgarische sei also nur auf die Möglichkeit verwiesen.

Mannigfaltiger als sonst im Westslawischen ist, wie man weiß, die sorbische Vertretung der ursprgl. Halbvokale. Der Hinweis erscheint mir nicht überflüssig, daß auch hier (s. Mucke) sporadisch ein a erscheint, das aus den normalen Entwicklungen nicht zu rechtfertigen ist. Das a begegnet (neben einigen anderen Beispielen, über die zu urteilen mir nicht zusteht) in niedersorb. b a z (neben b ë z) „Hollunder" und l a n „Flachs", auf solche Übereinstimmungen scheint auch L e k o v , Spisanie na Bŭlg. Akad. 56, s. 211 hinzuweisen.

Haben solche Unregelmäßigkeiten irgend einen Zusammenhang mit den geschilderten (viel deutlicher erkennbaren) Verhältnissen des Mittelslowakischen, so können darin offenbar nur gleichgerichtete Entwicklungen auf Grund einer zeitweise ähnlichen Sprachlage vermutet werden.

Freiherr von Herder und Sima Milutinović

Nebst einem unveröffentlichten Brief des Freiherrn von Herder

Von MILOŠ DJORDJEVIĆ (Belgrad)

Als man sich im jungen Fürstentum Serbien dazu entschloß, das infolge jahrhundertlanger türkischer Herrschaft ganz verwahrloste Bergwesen wieder zu beleben, wurde von seiten der Regierung ein deutscher Fachmann, der Geologe und sächsische Oberberghaupmann Freiherr von Herder[1]) nach Serbien berufen, um das Land auf die vorhandenen Bodenschätze zu untersuchen und seine Ratschläge zur Organisierung des Montanwesens zu erteilen. Er kam im Sommer 1835 nach Serbien und durchreiste zu diesem Zweck das ganze Land. Die Reise begann am 24. August in Kragujevac, wohin Herder nach einer beinahe zehn Wochen währenden Rundfahrt am 2. November wieder zurückkehrte. Er reiste in Begleitung seiner beiden Gehilfen und einiger Serben. In Požarevac hatte der deutsche Gelehrte „der Frau Fürstin Milosch seine Aufwartung gemacht", wobei er auch die Prinzen Milan und Michael kennen lernte und mit ihnen „einen Ritt auf die Höhen von Poscharewacz" unternahm. Den Fürsten selbst lernte er nicht kennen; er traf in Serbien ein, nachdem Miloš die Reise nach Konstantinopel schon angetreten hatte, und beendete seine Untersuchungen vor dessen Rückkehr, so daß sie sich nicht sehen konnten, was — nach der Aussage des Leibarztes des Fürsten B. S. Cunibert — „beide sehr bedauert haben."[2]) Die Ergebnisse seiner Reise schilderte Herder in einer Schrift, die sicherlich der serbischen Regierung vorgelegt wurde und beinahe ein Jahrzehnt im Manuskript blieb, bevor sie zuerst in serbischer Sprache[3]), im Auszug, und bald darauf, vollständig, auch in deutscher Sprache[4]) erschien. Obwohl fachmännischen Zwecken dienend, entbehrt die

[1]) Über S. A. W. von Herder s. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 12, Leipzig 1880, S. 100 f.

[2]) D-ra Bart. Kuniberta Srpski ustanak i prva vladavina Miloša Obrenovića 1804—1850. Belgrad 1901. S. 443.

[3]) Barona Ž. A. V. Herdera Rudarski put po Serbii 1835. god. u izvodu. U Beogradu, U Knjigopečatnji Knjažesko-Srbskoi, 1845.

[4]) Bergmännische Reise in Serbien, im Auftrag der Fürstlich-Serbischen Regierung ausgeführt im Jahre 1835 von S. A. W. Freiherrn von Herder. Pesth, Verlag von Konrad Adolph Hartleben, 1846.

kleine Schrift nicht ganz der ethnographisch-historischen Hinweise und gehört somit zu der kleinen Zahl der deutschen Reiseberichte über Serbien aus dem vergangenen Jahrhundert, die in Europa zur Kenntnis des Landes beitrugen.

Als Sohn des großen Dichters und Kulturhistorikers, der für die Slawen so viel Verständnis gezeigt hatte, wird Freiherr von Herder wohl mit Sympathie in das Land eines jungen slawischen Volkes gekommen sein, das außerdem dank seiner Volkspoesie gerade zu jener Zeit weltberühmt wurde. Diese gleichsam vererbte Neigung kommt auch in seiner Schrift zum Ausdruck, und wie wir sehen werden, hat er diese Sympathie auch später bewahrt. Denn als bald darauf Sima Milutinović — der einzige serbische Dichter, der sich einer Besprechung von Goethe rühmen darf — nach Leipzig kam, um seine Geschichte des zweiten serbischen Aufstandes herauszugeben, kam es im J. 1837 zu einer Bekanntschaft zwischen ihm und Herder, wobei der letztere sich als ein wahrer Serbenfreund erwies. Milutinović, der des Deutschen kundig und in der Nähe des Fürsten tätig war, hätte den sächsischen Gelehrten sicherlich noch während seines Aufenthaltes in Serbien kennen gelernt, wenn er sich um diese Zeit nicht im Gefolge des Fürsten in Konstantinopel aufgehalten hätte.

Von wem die Anregung zur Bekanntschaft ausging, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. In einem Brief an Aleksa Simić[5]), einen hohen Beamten, datiert in Leipzig vom 2. Mai 1837, schreibt Milutinović: „. . . ich war soeben mit Radović der Gesellschaft halber bei Herder in Freiberg, und habe nun die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht . . ."[6]). Die Bekanntschaft zwischen dem Dichter und dem Gelehrten muß von Anfang an eine herzliche gewesen sein; denn aus demselben Brief erfährt man, daß der Oberberghaupmann den neuen

[5]) Prilog za životopis S. Milutinovića Sarajlije. Saopštio D. P-k. „Javor", 1879, Br. 5, S. 148 f.

[6]) Radović, offenbar ein Vertrauensmann des Fürsten Miloš, wurde dem Dichter — wie er an A. Simić schreibt — von seiten des Leiters der fürstlichen Kanzlei, Jakov Živanović, empfohlen, und zwar im Namen des „Herrn" selbst. Die ganze Stelle aus dem genannten Brief lautet: „G. Živanović (moi Božii brat) pisao mi je od strane Gospodareve, da Radoviću budem ovdi u pomoći, a u čemu ni slova . . . tek što sam išao družtva radi s Radovićem u Frajberg ka Herderu, te sam se samo s čoekom mužem upoznao, nego evo mi je i to na moe jade, zove me u goste ovoga vremena, te da me svuda kroz njiove rudokope provode, što i tu mi valja i dnevij (korektura nejma drugoga) a i troška, jer mu ni uvoljiti ni odkazati mogu blagorodnu i poleznu mu pozivu" (a.a.O. S. 149). Dieser Radović ist sicherlich identisch mit dem Handelsmann Dimitrije Radović, von dem im serbischen Staatsarchiv zwei Rechnungen vorliegen, die er in Belgrad am 25. Ja-

Bekannten gleich darauf eingeladen hat, um ihn durch dortige Bergwerke zu führen. Dies brachte Milutinović in Verlegenheit, da der immer bedürftige Dichter die Spesen scheute, und dazu mangelte es ihm auch an Zeit, weil er selbst die Korrektur seines Geschichtswerkes las, so daß es ihm ebenso schwer fiel, „die edelmütige und förderliche Einladung anzunehmen wie auch abzulehnen". Wie aber aus einer erhaltenen Notiz des Dichters hervorgeht, ist es zu diesem Besuch doch wohl gekommen.

Dank einem erhalten gebliebenen Brief des Freiherrn von Herder an S. Milutinović, der nebst Anlage hier zum ersten Mal veröffentlicht wird[7]), erfährt man nun etwas mehr über diese Bekanntschaft. Nachdem der Dichter den hohen sächsischen Beamten Ende April besucht und kennen gelernt hatte, schrieb er ihm darauf zwei Briefe, einen am 2. Juni und den anderen am 16. Juli. Zu gleicher Zeit schickte er ihm seine eben in Leipzig gedruckte Tragödie O b i l i ć. Den Anlaß zu den Briefen gab aber ein ungewöhnlicher Wunsch des Dichters: zusammen mit der Dichtung ging nämlich an Herder auch ein Pflugmodell des von Milutinović konstruierten Pfluges mit der Bitte, er möge das neue Instrument durch Sachverständige prüfen und beurteilen lassen. Damit also hat der Dichter seinen neuen deutschen Freund beauftragt.

Diese sonderbare Erfindung des Dichters wird zuerst von seinem jugendlichen Freund, dem nachmaligen Romanschriftsteller Jakov Ignjatović, erwähnt. In einem Artikel Ignjatovićs heißt es: „In Leipzig hat Sima einen Pflug erfunden und konstruiert, der selbst bei den Fachleuten Gefallen gefunden hat"[8]). Was die späteren Biographen des Dichters über diesen Pflug sagen — soweit sie diesen überhaupt erwähnen —, ist nichts anderes als die Wiederholung der

nuar bzw. 16. Februar 1838 ausgestellt hat, die erste für Milutinovićs „Bücher aus Leipzig" und die zweite „für eine Kiste Bücher" des Dichters, für die Radović Transportspesen von Leipzig bis Belgrad gezahlt hat. (Državna arhiva NR Srbije. Kaznačejstvo 1838, br. 52) Auf diese Rechnung machte mich Herr Vladan N e d i ć aufmerksam.

[7]) Der Brief ist auf feinem, gelblichem Papier (Format 25 × 21) geschrieben, in schöner, deutscher Schrift, nur die serbischen Eigennamen in lateinischer Schrift. Die Handschrift hat einen zierlichen Duktus und deutet auf einen zarten und ordnungsliebenden Menschen. Der Brief, zusammen mit der Beilage, befindet sich im Nachlaß des Dichters; seine Veröffentlichung verdanken wir Herrn Milorad Milutinović, dem Enkel des Dichters.

[8]) Jakov I g n j a t o v i ć, Članci. Neusatz 1951, S. 225.

Worte Ignjatovićs, nur einer[9]) weiß darüber etwas mehr zu berichten, doch ist seine Lebensbeschreibung im Stil der Romanbiographien geschrieben, ohne Angaben der Quellen, und kann daher nicht als glaubwürdig gelten. Nun weiß man jetzt, was mit dem Pflugmodell geschehen ist und was eigentlich an diesem „Gefallen der Fachleute" war. Der freundliche Herder hat, dem Wunsch des Dichters gemäß, eine Sachverständigenkommission zusammengestellt, die aus einem Maschinendirektor, zwei Ökonomen und dem Oberberghauptmann selbst bestand. Am 18. Juli 1837 fanden sich die Experten im Hause Herders in Freiberg ein, um ihr Gutachten abzugeben. Das Ergebnis dieser Untersuchung wurde in einem Protokoll zusammengefaßt. Am 10. August antwortete Herder nun auf beide Briefe des erfinderischen Dichters und schickte ihm anliegend auch das Protokoll.

Wie sowohl aus dem Schreiben Herders als auch aus dem Befund der Sachverständigen zu ersehen ist, hat sich die Erfindung des Dichters nicht als praktisch genug erwiesen. Zwar erkennt man die Absicht, die Milutinović bei der Konstruierung des Pfluges geleitet hat, als „sehr lobenswert" an, jedoch wird in Zweifel gezogen, ob dieses Ackerinstrument mit Nutzen „in schwerem, fetten Boden, wie er in Serbien vorherrschend ist", werde angewendet werden können. Der gefällige und praktische Herder zog gleich als Ersatz dafür andere Ackergeräte in Betracht und traf sogar Anstalten, Modelle von denselben anfertigen zu lassen, die er dem Fürsten Miloš übersenden wollte.

Über die Erfindung selbst kann man sich aus dem Protokoll ein richtiges Bild machen. Es handelte sich um einen Pflug, der imstande sein sollte, gleichzeitig den Boden aufzulockern und zu pflügen. Die Idee als solche war scheinbar gut, aber die Mittel zur Ausführung ungenügend. Die eingesetzten Schneiden erwiesen sich als „unrätlich", im Instrument selbst würde sich „eine Menge Erde anhäufen", und überdies „entbehrte der Pflug jeder Handhabung zur Direktion". Die im Protokoll angeführten Ackerinstrumente, von der Kommission als besonders tauglich für den fetten serbischen Boden empfohlen, zeugen von der Gewissenhaftigkeit der zu Rate gezogenen Fachleute, vor allem aber von der Hilfsbereitschaft des ehemaligen Gastes der serbischen Regierung.

---

[9]) Dr. Ranko Mladenović, Naš najveći romantičar prošloga veka. „XX vek", II (1939), Br. 3—4, S. 420.

Im zweiten Teil des Briefes, wo sich Herder „zu den Musen wendet", zeigt er sich als der würdige Sohn seines Vaters. Die im Schreiben genannte Ruine „Miloschewa Kula"[10], von der Herder seinerzeit „ein Stück losgeschlagen", erwähnt er auch in seinem Reisebericht und weiß sogar etwas von ihrer legendären Herkunft zu sagen. Diese im Negotiner Kreis, in Ostserbien, „auf einer kleinen Anhöhe mitten im Thale gelegene Ruine" ist, wie Herder hinzufügt, „einstmaliger Rittersitz des Milosch Obilicz (O b i l i ć)", des serbischen Nationalhelden. Eben dieser Umstand veranlaßte Herder, die vom Dichter zugesandte Tragödie O b i l i ć mit den Trümmern der „Miloschewa Kula" in Verbindung zu bringen.

Von demselben Radović (im Brief wird er falsch „Rodowitsch" genannt), mit dem Milutinović in Freiberg Herder besucht hatte, erhielt der sächsische Oberberghauptmann aus Wien ein „fürstliches Geschenk", wohl das Honorar für die in Serbien geleisteten Dienste. Im Milutinovićs Brief an A. Simić ist von Radović dreimal die Rede; wie man daraus erfährt, erhielt der Dichter selbst sein Gehalt („ajluk") von diesem Vertrauensmann des Fürsten aus Wien.

Herder erwähnt im Brief auch seine schwache Gesundheit. Er muß um diese Zeit ernstlich krank gewesen sein, denn kaum drei Monate nach dem zweiten Besuch Milutinovićs ist Herder, nicht volle 62 Jahre alt, am 29. Januar 1839 in Dresden gestorben.

Für die Annahme, daß es auch zu einem zweiten Besuch Milutinovićs gekommen war, spricht ein Schriftstück, das sich ebenfalls in seinem Nachlaß befindet. Auf einem Blatt Papier steht nämlich in der leserlichen Handschrift des Dichters folgendes geschrieben:

Freyberg den 22ten Novem 1837.

Allen meinen lieben Serbiern, an denen meine Seele auch in weiter Entfernung treuer Freundschaft, Liebe und Ergebenheit hängt, sage ich mündlich durch Herrn M i l u t i n o w i t s c h , der jetzt so glücklich ist, in jene schönen Berge und Thäler zurückzukehren, in denen reine Lüfte wehen, und die ein edler Fürst beherrscht, meine innigsten und herzlichsten Grüße.

Freyherr v. Herder
Oberberghauptmann

Diese Zeilen, vermutlich nach Herders Diktat geschrieben, liefern den Beweis, daß Milutinović der freundlichen Einladung Herders doch Folge geleistet hatte und nach Freiberg gekommen war, um

[10]) Über „Miloschewa Kula" (Miloš Turm), die der Bauart nach den Ruinen der serbischen Klöster sehr ähnlich ist, jedoch mit einem Graben umgeben war, vgl. M. Dj. M i l i ć e v i ć , Kneževina Srbija. Belgrad 1876, S. 956.

ihn zu besuchen. Wahrscheinlich war das unmittelbar, bevor er Sachsen für immer verlassen sollte. Im Postskriptum des zweiten Briefes an A. Simić, geschrieben „in Leipzig am 2./14. November 1837", heißt es: „morgen mit Gottes Hilfe reise ich ab und zurück . . ."[11]). Da die mündliche Botschaft des serbenfreundlichen Sachsen, nach der Aufzeichnung des Dichters, am 22. November — sicher neuen Stils — bestellt wurde, darf man annehmen, daß Milutinović den Oberberghauptmann auf der Heimreise besucht hatte. Was den warmherzigen Inhalt der Bestellung Herders betrifft, spiegelt sich in ihr der Geist eines edlen Menschen, der für das serbische Volk eine wahre Zuneigung empfand.

*

Mein verehrtester Freund!

Ich habe zwey liebe Briefe von Ihnen erhalten, einen vom 2. Juni und einen anderen vom 16. July. Auf beyde bin ich Ihnen noch Antwort schuldig, mit der ich nicht länger anstehen darf, vielmehr wegen deren Verspätung sehr um Verzeihung bitten muß.

Das von Ew. Wohlgeboren mir übersandte Pflugmodell habe ich, Ihren Wünschen gemäß, durch Sachverständige einer Beurteilung unterwerfen lassen, deren Ergebnisse das abschriftlich anliegende Protokoll enthält. Es ist hierbey die Absicht, die Ew. Wohlgeboren bey Konstruierung dieses Pflugs geleistet hat, als sehr lobenswert anerkannt, jedoch in Zweifel gezogen worden, daß dieses Acker-Instrument mit Nutzen in schwerem, fetten Boden, wie er in Serbien vorherrschend, werde angewendet werden können.

Zugleich aber sind Vorschläge in Ansehung der Ackergeräthe geschehen, welche sich für die serbische Landwirtschaft am meisten eignen dürften und habe ich auch bereits Anordnung ertheilet, Modelle davon anzufertigen, die ich künftig Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürst Milosch übersenden werde. Das mir gütigst übersendete Modell werde ich mit nächster Gelegenheit Ihnen wieder zugehen lassen.

Von diesem landwirtschaftlichen Gegenstand wende ich mich zu den Musen und danke Ihnen herzlichst und innigst für den mir zugesendeten Milosch Obilitsch. Wie wehe thut es mir, daß ich nicht der serbischen Sprache mächtig bin, um dieses Gedicht und dessen Schönheiten zu verstehen. Aber interessant war es mir, daß ich von den Ruinen der Miloschewa Kula ein Stück losgeschlagen und zum Andenken mit nach Sachsen genommen. Dies soll nun neben Ihrem Gedichte und Ihrem lieben Brief eine freundliche Ruhestätte finden.

Ist meine Gesundheit wieder ganz hergestellt; so hoffe ich, daß auch meine Muse einen Ausflug in die paradiesischen Gegenden Serbiens machen und dieser

[11]) „U Lajpcigu 2./14. novembra 1837. godišta; odakle sutra s božiom pomoću polazim natrag . . ." a.a.O. S. 151. Dasselbe sagt Milutinović in einem im Familienarchiv befindlichen Brief an seine zukünftige Gattin, Marija Popović, datiert vom 1. November, also einen Tag vorher: „Sutradan u ime Boga polazim odavde . . ."

herrlichen Natur und meiner hochverehrten Freunde daselbst, unter denen ich Ihnen eine der ersten Stellen einräume, sich dankbar erinnern werde.

Erhalten Sie mir fortwährend ein freundliches gütiges Wohlwollen, auf welches ich, sowie auf die Liebe meiner geliebten Serbier stets stolz sein werde.

Von Herrn Rodowitsch habe ich bey Uebersendung eines fürstlichen Geschenkes von Sr Durchlaucht dem Herrn Fürsten Milosch, einige Zeilen von Wien aus erhalten.

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung zu wiederholen, mit welcher ich beharre

Ew. Wohlgeboren

innigst ergebener Freund und Diener

Freyherr von Herder

Freyberg den 10. August 1837.

Nachschrift.

In dem ersten Ihrer Briefe haben Sie Ihre Wohnung in No 254, in dem zweiten aber in No 274 angegeben. Ich weiß nicht, welches die richtige Angabe sey, und bitte mich in Ihrem nächsten Briefe darüber zu belehren.

Das anliegende Protokoll

Gegenwärtige Sr. Hoch und Wohlgeboren Herr Oberberghauptmann Freyherr von Herder, hoher Orden Großkreuz u.s.w.

Herr Maschinendirektor Brendel

Herr Oekonomierath Geyer auf Langenrinne

Herr Kleeberg auf Freybergsdorf

Endesgesetzter.

Freyberg am 18ten July 1837

Auf besondere Einladung des Herrn Oberberghauptmann Freyherrn von Herder fanden sich heute in Hochdessen eigner Behausung die Nebengenannten in der Absicht zusammen, um über ein vorgezeigtes, von einem dermalen in Sachsen anwesenden Serbier construirtes, Pflugmodell sich zu berathen und resp. ein Urtheil über den Grad der Brauchbarkeit eines nach diesem Modelle angefertigten Pfluges, unter besonderer Rücksichtnahme darauf zu fällen, daß derselbe in schwerem, fettem Boden angewendet werden soll.

Der Erfinder hatte den Doppelzweck vor Augen, den aufzuackernden Boden, ehe der Schaar demselben unterfährt, durch vorheriges Auflockern empfänglicher für die nachfolgende Behandlung zu machen und deshalb mit dem Pflug ein kleines, massives Rad mit, in versetzter Lage radial eingesetzten, eisernen messerartigen Schneiden verbunden. Beyde gegenwärtige Herren Oekonomen, besonders aber Herr Oekonomierath Geyer, sprachen sich über das Unräthliche der angedeuteten Verbindung an sich sowohl als des angewendeten Auflockerungsmittels und, indem jene die Arbeit ungemein erschweren und es vorzuziehen sei, dieselbe zu theilen, das Auflockern und Pflügen also in getrennten Zeitperioden vorzunehmen, statt beydes zugleich und dann natürlich nur mit Hülfe einer größeren Zahl vorgelegter Zugthiere bewerkstelligen und weil dieses, das Rad mit den Schneiden, mit viel zu wenig Gewicht auf dem Boden liege, um jene zum

Eingreifen zu bringen und sie auch, wollte man durch, in das Rad gelegte, größere Scheeren oder durch eigenthümliches Angurten desselben an die Zugthiere dessen haben verhindern, abgesehen davon, daß letzteres Hilfsmittel schädlichen Einfluß auf die Thiere äußert, doch nur leichte Eindrücke in den Boden bewirken, keineswegs ihn aber auflockern würde.

Außer diesen Mängeln stellten sich noch die heraus, daß der Pflug jeder Handhabe zur Direktion entbehre und das Streichbret hinter dem Schaar dermassen angeordnet sey, daß es sehr bald nach Ingangsetzung des Pfluges durch zwischengerathene Erde seine Beweglichkeit gänzlich verliere und dann nothwendig nur aufhältlich auf den ganzen Zweck der Arbeit sich äußern werde. Auch sey vorauszusehen, daß beym Gebrauch dieses Pfluges, in Folge seiner Construction, eine Menge Erde im Instrument selbst sich anhäufen und dessen Gang hierdurch noch mehr erschweren werde.

Auf das in Folge dessen ausgesprochenen Urtheil, daß zwar die Absicht, die den Erfinder des fraglichen Pfluges bey dessen Zusammensetzung geleitet habe, eine recht lobenswerthe, daß aber das Mittel zum Zweck ein Ungenügendes zu nennen sei; führt Herr Oekonomierath Geyer nachgenannte, durch den Gebrauch bewährte Ackerinstrumente als besonders tauglich für einen schweren Boden, wie er in Serbien vorherrschend seyn soll, an:

1, den Flandrischen Pflug, meist unter dem Namen Schwarz bekannt, nach Herrn Joh. Nep. v. Schwarz, Direktor der königl. würtembergschen Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau, der in seiner Anleitung zum praktischen Ackerbau 8r Band, mit 15 lithographischen Tafeln; 2e Auflage, Stuttgart und Tübingen, Cotta subscr. Preis Tal 1 1/3 besonders empfahl und anwendete;

2, den Dippoldiswalder Grübelhaken nebst Wühler;

3, den Kainzischen Hakenpflug, und endlich

4, den Skarificator.

Vom flandrischen Pflug führt Herr Geyer noch insbesondere an, daß er sehr einfach sey, sich leicht und mit wenig Kraftaufwand führen, und dabey sehr vollkommen arbeite und das doppele oder zweymalige Pflügen in einer und derselben tief zu ziehenden Furche gestatte. Abbildungen und Beschreibungen desselben finden sich in Leblanc's Werke Recueil des machines etc. qui sèrvent à l'economie rurale Theil 1, Tafel 9 — in Schwarz's Anleitung zur Kenntnis der Belgischen Landwirtschaft I Band Seite 80 — in Thaer's Annalen des Ackerbaus, 6r Jahrgang 1810 S. 577. Der Dippoldiswalder Grübelhaken läßt sich, je nachdem der durch ihn zu bearbeitende Boden es bedingt, mit und ohne Wühler gebrauchen, indem letzterer zum Abnehmen eingerichtet ist.

Der Kainzsche Hakenpflug wird vorzüglich gebraucht, wenn man ein sehr tiefes Furchenziehen beabsichtigt; er ist zum Höher- und tieferstellen des Schaar's eingerichtet, gestattet ebenfalls das Doppelpflügen und hat dabey ganz besonders die Eigenschaft, schweren Boden röllig zu zerkrümeln.

Der Skarificator, ein mit Messern zum Durchschneiden des Bodens versehenes Instrument dient namentlich zum auf ... [lockern.]* Er wurde zuerst im Jahre 1811 von Fellenberg angewendet, seytdem mehrfach verbessert, und hat sich mehr und mehr ausgebreitet. Abbildungen und Beschreibung desselben, nach seiner

*) An dieser Stelle ist das Blatt stark beschädigt, doch kann der Satz logisch ergänzt werden. Anm. des Hrsgs.

ersten Construction, enthalten die: Landwirtschaftlichen Blätter von Hofwyl 3es Heft.

Auf die vom Herrn Oberberghauptmann Freyherrn von Herder gethane Frage, ob er wohl von diesen sämtlichen Ackerinstrumenten, nach ihrer letzten und besten Bauart, Modelle bekommen könne, erbietete sich Herr Oekonomierath Geyer daß, würde ein befähigter Modelleur zu ihm geschickt, er recht gern diesen instruieren wolle, wo er Exemplare der betreffenden Maschinen vorfinde; es vermitteln werde, daß er die Erlaubnis erhalte, Modelle nach Anleitung dieser Maschinen zu fertigen, und dasjenige namhaft machen wolle, worauf es bey jedem der fraglichen Geräthschaften vorzugsweise ankomme.

Herr Maschinendirektor Brendel übernimmt hierauf die Ausmittlung eines artigen Modelleurs und hiermit schloß sich heutige Conferenz.

Christian Friedrich Brendel

Nachrichtlich bemerkte alles Obige

G. Th. Fischer

Kroatische Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts

Von VLADIMIR FILIPOVIĆ (Agram)

In seinem bekannten Vortrag „Goethes Faust und die Philosophie der Renaissance" (Präludien, Bd. I) hat W. Windelband auch diese bedeutenden Worte ausgesprochen: „Die Renaissance, ihr Wesen und ihr Wert sind heute wieder einmal ein umstrittenes Problem geworden. Ihre kunstgeschichtliche und vor allem ihre kulturgeschichtliche Bedeutung wird in unseren Tagen von den verschiedensten Seiten her neu diskutiert."

Und etwas weiter: „Wollen wir dieser Zeit unparteiisch und rein historisch gerecht werden, so müssen wir sie universalhistorisch betrachten, und gerade dann erweist sie sich als eines der bedeutsamsten Zeitalter, worauf menschliche Erinnerung bisher zurückblickt. Es ist eine große Gesamterfahrung, welche die Menschheit gemacht hat und worin die charakteristischen Bestimmungen, mit denen wir das Wesen der historischen Entwicklung überhaupt philosophisch verstehen müssen, gewissermaßen handgreiflich zutage liegen.

Wenn wir von der Geschichte der Menschheit reden, so dürfen wir nicht verkennen, daß ihre Anfänge und Ansatzpunkte zerstreut in dem Eigenleben der einzelnen Völker zu suchen sind, und daß der Zug des Weltgeschichtlichen in den großen Vorgängen besteht, wo-

mit, diese Völker erst in engeren, dann in immer weiteren Kreisen sich zu einheitlichen Gebilden des geistigen Gesamtlebens miteinander verbinden. Die Vereinheitlichung der Völker zu einer gemeinsamen menschlichen Kultur, das ist die Geschichte der Gattung."

In der Tat wurde und blieb die Renaissance eine von jenen großen geschichtlichen Erscheinungen, die nur vom universalhistorischen Standpunkt beurteilt und ausgelegt werden können; und zwar so, daß in dieser Verschmelzung des Geistes und der Kultur aller europäischen Völker auch die spezifischen natürlichen Gaben und seelischen Eigentümlichkeiten der Einzelmenschen als Abspiegelung des Volksgeistes, dem sie entsprossen sind, berücksichtigt werden.

Die Renaissance bedeutet gleichzeitig die Auflösung einer europäischen Universalkultur, die sich während des Mittelalters entwickelt hatte, wie auch anderseits die Zusammenarbeit von Einzelvertretern verschiedener Völker und Länder, Trägern der gleichen Idee des freisinnigen und schöpferischen Menschen, der, unzufrieden mit der „Schulweisheit", angetrieben aber durch die Bedürfnisse einer neuen Wirklichkeit voller Entdeckungen, ungeahnter Erkenntnisse und Lebensmöglichkeiten, eine aktivistische Konzeption des Menschen, sowie eine neue Antwort auf das Problem seiner Stellung im Kosmos sucht. Aber immer noch, beziehungsweise genauer, mit betonter Erneuerung der fernen Antike im Sinne einer universalen Latinität.

Der Humanismus als Rückkehr zur Antike hat eine doppelte Bedeutung. Erstens bezeichnet er das Bedürfnis nach Befreiung von der Universalautorität der Kirche, die bis dahin aller Erfahrung und selbstständiger wissenschaftlicher Forschung überlegen war. So bedeutete der jetzt ausgeweitete und aus den Quellen geschöpfte Aristotelismus, der oft auch mit der neuen Erforschung der Natur in Verbindung gebracht wurde, einen Kampf gegen den überholten und unfruchtbaren thomistischen Aristotelismus, und der Platonismus, beziehungsweise Neuplatonismus, bedeutete eine Opposition gegen den Exklusivismus des amtlichen und autoritären Aristotelismus. Die mächtige und ausgebildete Gedankenwelt der Antike, sowie auch ihre Schönheit bildeten den stärksten Rückhalt der Emanzipation von der mittelalterlichen kirchlichen Tradition.

Anderseits bildeten aber diese Antike und die von allen überholten Kommentaren befreite Klassik den Ausgangspunkt für selb-

ständiges Schöpfertum. Durch ihren Versuch, die Klassik wiederaufleben zu lassen, vertreten also die Humanisten eine neue, lebendige und revolutionäre kulturelle Strömung. Der philosophische Gedanke der Antike wurde sogar in dem Kampf zwischen Reformation und Gegenreformation auf besondere Weise lebendig, wo in einigen Werken, worin christliche Gedankengänge restauriert wurden, auch das heidnische Gedankengut miteinbezogen und mit dem ersteren in Einklang gebracht wurde. Während Philipp Melanchthon einen gewissen modifizierten Aristotelismus vertrat, belebte Zwingli das Christentum mit Hilfe des Neuplatonismus. Am deutlichsten spiegelte sich diese Verbindung von Heidentum und Christentum in den Werken der Dichter von Dante bis zu dem Kroaten Marko Marulić.

Was die Kroaten durch ihre bekanntesten Vertreter, die entweder inmitten anderer Völker lebten und wirkten oder aber durch Übersetzungen ihrer Werke, die über ihre Grenzen bekannt wurden, zu dieser bedeutenden Epoche der europäischen Kulturgeschichte beigesteuert haben — das wird hier in einem kurzen Überblick gegeben.

Daß die kroatischen Humanisten ihre Beiträge zur Ausbildung des neuen Geistes und des neuen Renaissanceeuropas zumeist in fremden Ländern und inmitten anderer Völker geliefert haben, ist weder ihre Schuld noch ihr Verdienst. Der Kampf für die neue Lebensanschauung spielte sich in den Mittelpunkten der damaligen latinistischen Universalkultur, an den neugegründeten Universitäten und platonischen Akademien ab. Kroatische Gelehrte kamen hin und behaupteten sich dort. Da es damals in Kroatien weder große Städte noch Universitäten gab, pilgerten sie zu jenen Städten, wo über aktuelle Lebensprobleme diskutiert wurde, und errangen sich in diesen Diskussionen hervorragende, oft auch führende Stellungen. Andre wieder, unzufrieden mit den alten und in vielen Beziehungen profanierten Formen der offiziellen Kirchenpraxis, suchten die Welt des neuen reformierten Christentums auf, wirkten dort aktiv mit und erwarben sich Achtung (wie z. B. Flacius Illyricus). Nur eine geringe Anzahl von ihnen konnte einigermaßen ruhig hinter den ersten Kampflinien wirken, wo das kroatische Volk als „antemurale christianitatis" die ruhige Entwicklung der europäischen Zivilisation und Kultur vor dem Ansturm aus dem Osten verteidigte. Auch durch diesen jahrhundertelangen Kampf gegen den Vorstoß des Islams hat das kroatische Volk auf seine Art die Entwicklung des europäischen Kulturlebens ermöglicht und unterstützt.

Einige kroatische Platonisten, die in allen Enzyklopädien der Entwicklungsgeschichte der europäischen Kultur erwähnt werden, mögen den Anfang bilden. Die bedeutendsten unter ihnen sind: Juraj Dragišić, Benko Benković und Franjo Petrić.

Juraj Dragišić (geboren um 1450, gestorben 1520) — oder Dobrotić, wie ihn F. Marković nennt — in der Weltliteratur unter dem Namen Georgius Benignus de Salviatis bekannt (den Adelstitel „de Salviatis" erhielt er in Florenz), gebürtig aus Srebrenica in Bosnien, war ein hervorragendes Mitglied der platonischen Akademie Gemistos Plethons. Studiert hat er in Italien, Paris und Oxford, war auch Schüler des berühmten Neuplatonikers Bessarion. Nachher wurde er Rektor der mönchischen Lehranstalt in Florenz und später Professor der Philosophie an der Universität Pisa. Jedenfalls war er ein angesehener Gelehrter seiner Zeit, und sein Protektor, Lorenzo Magnifico, glaubte, daß es keinen gelehrteren und besseren Menschen als Juraj Dragišić gebe, was bedeutet, daß sein Ansehen zweifellos sehr groß war.

Als Philosoph befaßte sich Dragišić besonders mit Fragen der Logik und hat aus dieser Fragestellung heraus einige der logischen Problematik gewidmete Werke geschaffen. „Logica nova secundum mentem Scoti", 1480; „Volumen de dialectica nova", 1489; „Artis dialecticae praecepta vetera ac nova", 1520, alles im Sinne der scotischen Gedankenwelt. Noch zu seinen Lebzeiten erschienen drei Auflagen seiner Logik. Dragišić erweiterte das Gebiet der traditionellen Logik und behandelte sie im Sinne der scotischen Auffassung als „ars dialectica", die nicht nur eine theoretische („logica docens"), sondern auch eine praktische Wissenschaft sei („logica utens"). Sein neuplatonischer Standpunkt aber war gemäßigt und tolerant, so daß er eigentlich auf eine originelle Weise die divergenten philosophischen Richtungen der scotischen und thomistischen Schule zu verschmelzen versuchte.

Es muß auch die Tatsache erwähnt werden, daß Dragišić ebenfalls großen persönlichen Einfluß ausübte, wodurch er sich große Verdienste für die Entwicklung des Humanismus in Dubrovnik (Ragusa) erwarb. Dragišić mußte nach der Verurteilung Savonarolas, den er vor Gericht vorzüglich verteidigt hatte, Florenz verlassen. Er flüchtete in seine Heimat. Dubrovnik, das damals schon aufgeklärt war, empfing ihn als seinen Sohn, und er selbst beschreibt seine Rückkehr in die Heimat mit folgenden Worten: „Als ich nach dreiunddreißig Jahren, teils durch den Zorn der Gegner, teils durch die Liebe der

Angehörigen bewogen, wieder die mir schon unbekannt gewordene Heimat aufsuchte und ich den Brüdern fremd und den Söhnen meiner Mutter ein Unbekannter war: da habt ihr mich besonders liebevoll aufgenommen." Dragišić lebte in Dubrovnik von 1497—1500, hielt Vorträge und öffentliche wissenschaftliche Diskussionen. Dadurch wurde sein Einfluß auf die Entwicklung des humanistischen Geistes in Dubrovnik sehr bedeutend.

Benko Benković (gestorben 1525), aus Zadar, war ein so berühmter Philosophieprofessor an der Sorbonne in Paris, daß er den Titel eines „monarcha scientiarum" erhielt. Er vertrat den antiaristotelischen Standpunkt, indem er die Kommentare Duns Scotus zu den logischen Werken Aristoteles' auslegte. Unter dem Einfluß Platons, des Neuplatonismus und teilweise auch Augustinus und Avicenas hat die scholastische Wissenschaft polemisch gegen den einförmigen scholastischen Intellektualismus auf und vertrat eine voluntaristische Erklärung des Bewußtseins und der Erkenntnis und endlich der menschlichen Existenz überhaupt. Benkovićs Ruhm, den er sich durch die Verteidigung dieser Prinzipien erwarb, ist in der Pariser Überlieferung bemerkt geblieben. Die Handschriften seiner Werke sind noch nicht aufgefunden worden.

Franjo Petrić (1529—1597), der bekannteste unter ihnen, ist in der Weltgeschichte der Philosophie unter dem lateinischen Namen Franciscus Patricius bekannt. Er stammte aus Klis in Dalmatien und studierte an den Universitäten in Venedig und Padua. Dann war er Professor an der platonischen Akademie in Ferrara (1576—1593), von wo er in der gleichen Eigenschaft nach Rom berufen wurde; dort lehrte er auch bis zu seinem Tode. Petrić ist einer der größten Namen der Weltphilosophie jener Zeit, ein Neuplatoniker und kompromissloser Gegner der aristotelischen Richtung in der Scholastik, Vertreter der neuzeitlichen Naturphilosophie. Der bekannte deutsche Philosophiehistoriker Ueberweg betrachtet ihn als Vorläufer und Lehrer Giordano Brunos. Bruno kannte Petrićs Philosophie, und daß viele Gedanken Brunos einfach von Petrić übernommene Ideen sind, ist augenfällig. Man müßte noch eingehender den Einfluß dieses Kroaten auf den bedeutendsten Vertreter des philosophischen Gedankens jener Zeit untersuchen. Auch sein starker Einfluß auf den großen naturwissenschaftlichen Denker und Zeitgenossen Bernardinus Telesius wurde ebenfalls schon historisch und kritisch festgestellt. Kurz, Petrićs Name gehört unter die Namen der größten und damals bedeutendsten Vertreter der Naturphilosophie. Schon Petrićs Abhand-

lung „Discussiones peripateticae" (erschienen 1571), die er in seiner Jugend konzipiert hatte, bezeichnet deutlich die Richtung seiner philosophischen Entwicklung; und in seinem im gleichen Sinne verfaßten Werk „Aristoteles exotericus" versuchte er zu beweisen, daß man die aristotelische Lehre überhaupt nicht mit dem Christentum in Einklang bringen kann. In der Schärfe seiner Polemik will Petrić Aristoteles sogar jede originalgeschichtliche Bedeutung absprechen und behauptet, Aristoteles sei ein Eklektiker, der alles Wertvolle in seinem System von seinen Vorläufern übernommen habe, wogegen das, was bei ihm originell ist, eine falsche Interpretation des philosophischen Erbes sei. Alles zusammen stehe aber im schärfsten Gegensatz zu der Wahrheit und den Ideen des Christentums. Es ist klar, daß ein solcher Standpunkt auch gegen die Scholastik gerichtet war, denn die offizielle kirchliche Lehre gründete sich gerade auf die Prinzipien der aristotelischen Philosophie. Petrić neigt hingegen zur Philosophie Platons, und in einer Reihe von Beweisen sucht er zu zeigen, daß der Platonismus dem Christentum viel näher sei und man deswegen ihn statt Aristoteles in die christliche Philosophie einschließen sollte. Im „Kampf der Autoritäten" war diese Stellungnahme Petrićs bedeutend und beachtet.

Aber Petrić blieb nicht so wie viele Platoniker nur bei dieser Form der geistigen Auseinandersetzungen der Renaissance. Er ging viel weiter und legte in seinem bedeutenden und bekannten Werk „Nova de universis philosophia" (1581) die Prinzipien seines Philosophierens und sein eigenes philosophisches System dar. Die „Nova philosophia" hat vier Teile, und zwar: „Panaugia", „Panarchia", „Panpsychia" und „Pancosmia". Im ersten Teil erklärt er, wie der Ausgangspunkt von allem das Licht sei. Alles, was besteht, müssen wir als einen Abglanz des Urlichtes auffassen. Auch hier verwirft Petrić den aristotelischen Grundbegriff alles Schöpfertums: die Bewegung. Die Bewegung sei eine Sekundärerscheinung, die auch Ursprung und Ursache in der primären Ursache des Lichtes habe, und nicht — wie Aristoteles lehrte — in einem unbeweglichen Grund.

Im zweiten Teil seiner „neuen Philosophie" vertritt Petrić augenfällig die neuplatonische Idee der Emanation. Die „Panarchia" widmet er der Darlegung der Idee, daß alles aus einer Urquelle entsprieße, und das ist ja nichts anderes als die Wiederholung des plotinischen Systems der Emanation. Nach seinen Auslegungen entsteht aus einem der Reihe nach alles: die Einheit, das Seiende, das Leben, der Intellekt, die Seele und endlich die materielle Welt. Die mensch-

liche Seele (animus) befinde sich irgendwie in der Mitte zwischen dem Geist und der Materie, und sei gleichzeitig auch ein vermittelndes Prinzip zwischen der körperlichen und der körperlosen Sphäre. Dieses Problem behandelt er besonders in der „Panpsychia", wo er deutlich den Standpunkt des P a n p s y ch i s m u s vertritt. Die ganze Natur, alles was besteht, sei von Seelenheit durchdrungen, und der menschliche Körper sei kein „Leichnam", woran erst von außen — nach Aristoteles — ein seelisches, beziehungsweise formales Prinzip hinzutrete. Die Idee dieser „Weltseele" ist jener Grundgedanke, den wir auch in der Ontologie Giordano Brunos finden. Mit dieser Idee entfernt sich dieser Neuplatonismus gleichzeitig von Platos Konzeption, worin die Materie den Gegenpol der Idee darstellt. Diese beiden Pole werden hier in eins verschmolzen, und die ganze Wirklichkeit wird durch Seelenheit belebt. Das ist der typische naturwissenschaftliche Monismus der Renaissance, der alle Zeichen des neuplatonischen Emanationismus aufweist.

Im Schlußkapitel mit dem Titel „Pancosmia", erweiterte Petrić seine Auffassung auf den ganzen Kosmos. Auf denselben Prinzipien, auf denen die Ordnung des Mikrokosmos beruht, gründet sich auch der Aufbau des Makrokosmos. Die Gesamtordnung des Kosmos bildet eine in allem sichtbare gleichartige Ordnung. Das ist die für das Lebensgefühl der Renaissance so bedeutsame Theorie der Alleinheit („unomnia"), die es verständlich macht, daß Petrićs Philosophie einen so starken und allgemeineuropäischen Einfluß ausgeübt hat.

Obwohl er sich überwiegend mit allgemeinen Prinzipien der Ontologie befaßte, gestaltete Petrić seine Theorie des Kosmos nicht ohne Zusammenhang mit empirischen Beobachtungen. Im Gegenteil! Er ist ein starker Propagator der neuen Methode der beobachtenden Erfahrung und kommt auch selbst auf vielen Gebieten der naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu neuen Ergebnissen. Er befaßt sich auch mit Geometrie („Nuova geometria", 1587).

Aber Petrić vernachlässigte neben naturwissenschaftlichen Forschungen keinesfalls das Gebiet des kulturellen Schaffens und befaßte sich mit dem Problem der Methodologie der Geschichte („Della historia dieci dialoghi" — 1560).

In seinem Werk über die Theorie der Kunst, beziehungsweise der Dichtkunst („Della poetica"), — wo er wieder die Grundlagen der aristotelischen „Poetik" kritisiert und verwirft — zeigt sich Petrić auch als ein guter Kenner der verschiedenen Anschauungen über die Poesie und stellt die Prinzipien seiner Theorie der Dichtung

auf. Er befaßte sich ebenfalls mit den Problemen der Rhetorik und hat auch diese Fragen in einer Abhandlung bearbeitet („Dialoghi sulla retorica"). Diese seine dem Bereich des Kulturschaffens gewidmeten Werke erwuchsen aus Vorlesungen, die er an der Universität Ferrara hielt, und sind in italienischer Sprache abgefaßt. Seine Hauptwerke verfaßte er sonst in der damals allgemein üblichen lateinischen Sprache.

Petrićs Hauptinteresse galt aber doch den Problemen der Naturphilosophie, und er hat tatsächlich ein ausgebildetes System des naturwissenschaftlichen Weltbildes aufgestellt.

Durch seine Vielseitigkeit und Originalität wurde Petrić, als typischer „uomo universale" der Renaissance, eine bedeutende Persönlichkeit dieser europäischen Geistesrevolution.

Wir erwähnten bereits die Entwicklung des humanistischen philosophischen Gedankens in Dubrovnik. So war N i k o l a G u č e t i ć (Gozzi 1549—1610), obwohl er niemals seine Heimatstadt verlassen hatte, durch seine zahlreichen philosophischen Werke im ganzen damaligen kulturellen Europa bekannt. („Commentaria in sermonem Averrois de substantia orbis" — 1580, „De immortalitate intellectus possibilis" — 1580, „Dialogo dell'amore" — 1581, „Dialogo della bellezza" — 1581 und viele andere).

Während die ersten Abhandlungen, der „Kommentar zum Werk von Averroes über die Substanz der Welt" sowie „Über die Unsterblichkeit des potentiellen Intellekts", im Geiste Averroes' gehalten sind, erscheinen uns die Dialoge über die Liebe und die Schönheit ganz im Geiste Platos geschrieben. Natürlich tragen alle diese Werke die individuellen Merkmale von Gučetićs philosophischem Geiste und sind reich an originellen Auslegungen und Ideen. In ihnen war die gesamte philosophische Thematik von Erkenntnistheorie und Ontologie an bis zur Ästhetik allseitig umfaßt worden. Er schrieb aber auch ethisch-soziologische und pädagogische Werke.

Allein die Tatsache, daß Nikola Gučetić, der nirgends im Ausland studiert hatte, solche anerkannte und wertvolle wissenschaftliche Werke schreiben konnte, zeugt von dem hohen Stand humanistischer Kultur in Dubrovnik. Seine Werke erwarben ihm große Anerkennung und den Titel eines Ehrendoktors der Philosophie.

Einige Mitglieder der Familie Gučetić wie zum Beispiel A m b r o z i j waren Philosophielehrer in vielen italienischen Städten, und P e t a r (gestorben 1564) war als berühmter Philosophieprofessor an der Sorbonne in Paris und an der belgischen Universität in

Löwen in der gelehrten Welt unter dem Namen „doctor illyricus" bekannt. Diese Gučetićs aus Dubrovnik, besonders Nikola, bewiesen, daß das Kulturleben Dubrovniks, obwohl es weder Universität noch Akademien hatte, dem europäischen kulturellen Schaffen ebenbürtig war.

Wir haben die Platonisten bereits aufgezählt, aber wir müssen auch einige Aristoteliker erwähnen, die in diesem Kampf der humanistischen Gegensätze scharf die aristotelische philosophische Auffassung verteidigten. Die bedeutendsten unter ihnen waren Grgur Budisaljić, Juraj Dubrovčanin und Antun Medo.

Grgur (Natalius) Budisaljić (gestorben 1550) war ebenfalls, wie sein Lehrer Aristoteles, ein Polyhistor seiner Zeit. Als Sohn eines Nicht-Patriziers aus Dubrovnik zog er in die Welt und studierte an den großen Universitäten in Italien. Mit dem Titel „magister" kehrte er aus Italien zurück und lebte als Lehrer in Zadar, wo er philosophische Werke verfaßte. Seine Werke blieben meistens in Handschriften. Er schrieb über ontologische und ethische Themen, polemisierte mit Cornelius Agrippa von Nettesheim, einem der bedeutendsten Neuplatoniker jener Zeit. Diese Diskussionen werden zu den berühmtesten Polemiken jener Zeit gezählt. Budisaljić ist ein ausgebildeter und scharfer Aristoteliker und hat auch selbst die Werke von Aristoteles kommentiert („Commentarii philosophici itemque astrologici contra haereticos").

Juraj Dubrovčanin (gestorben 1622) ist in der Weltliteratur unter dem Namen Georgius Raguseus bekannt. Da er ein armes Findelkind war, gab er sich selbst den Namen seiner Vaterstadt. Er studierte Philosophie, Theologie, Medizin und Mathematik und wurde Professor der Philosophie an der Universität Padua. Seine philosophischen Werke erschienen teils in Italien, teils in Paris („Disputationum Peripateticarum volumen unum", „Epistolarum de logica, rhetorica, aliisque scientiis libri tres", „Commentarium in artem Raymundi Lulli", „Commentaria in universam Aristotelis philosophiam, tomi X" usw.). Als hervorragender Professor bekam er den Titel „philosophus orator". Auch Peter Gassendi, der Begründer des neuzeitlichen Materialismus, schätzte ihn sehr. Juraj Dubrovčanin vertritt die Richtung der reinen peripatetischen Schule und polemisiert unnachgiebig mit dem stärksten Vertreter der paduanischen Schule, mit Cesare Cremonina, der zu den alexandrinischen und averoëistischen Auslegungen des Aristoteles neigt. Er erläutert kritisch die Lehre des Aristoteles, Raymundus Lullus und Peter Lombardus.

Jedenfalls nimmt auch dieser Philosoph aus Dubrovnik eine hervorragende Stellung unter den Gelehrten seiner Zeit ein und führt einen wissenschaftlichen Kampf um die aktuellsten europäischen philosophischen Fragen.

Ein anderer berühmter Aristoteliker, der Aristoteles' Lehre von scholastischen Hinzufügungen und Verzerrungen säuberte und sie auch gegen platonische Einschübe verteidigte, war Antun Medo (Antonius Medus Callosius), geboren 1530. Er schrieb mehrere philosophische Werke, aber die bedeutendsten sind die Erläuterungen und die Kommentare zu Aristoteles' Metaphysik (besonders zu dem Buch VII und XII; 1589 und 1599), die er von verschiedenen eklektischen Beimischungen befreien und in ihrer reinen Form darstellen wollte.

Alle kroatischen Aristoteliker zeigten in ihrem Wirken und Schaffen kritische Einstellung und aufrichtige Kampfbereitschaft um die aktuellsten philosophischen Fragen und damit auch um die allgemeinen kulturellen Probleme jener Zeit, in der der freie Geist der Gegenwart geboren wurde.

Wenn wir den Geist des Humanismus und seine Erscheinungsformen im kroatischen Kulturkreis in ihrer Gesamtheit darstellen wollten, müßten wir außerdem eine Reihe von Namen kroatischer Dichter aufzählen, die in ihren Werken auf eigene Art diesem Geist Ausdruck verliehen haben, wodurch ihre Dichtungen zum lebendigen Kulturwerk der kroatischen Vergangenheit wurden. Das läge aber jenseits der Grenzen unserer Aufgabe, denn wir möchten nur die Denker, die Philosophen darstellen, die von Bedeutung waren für den Aufbau der europäischen Gesamtkultur und ihn beeinflußt haben.

Unsere Darlegungen wären jedoch unvollständig, wenn wir einen der größten kroatischen Dichter nicht erwähnten, einen Dichter, der sowohl in seinen poetischen wie auch seinen wissenschaftlichen Werken, obwohl sie mehr ethisch-christlichen Charakters waren (er selbst war jedoch Laie!), einen bedeutenden Beitrag zur europäischen Gegenreformation lieferte. Das war der erste kroatische Dichter:

Marko Marulić, der 1450 in Split zur Welt kam und 1524 starb.

Marulić verfaßte seine poetischen Werke in kroatischer Sprache, und zwar aus demselben Grunde, der auch Dante veranlaßt hatte, italienisch zu schreiben. Er wollte nämlich auf diese Weise im Sinne des Aufklärungsgedankens auf breite Schichten seines Volkes

einwirken und gleichzeitig auch zum erstenmal die kroatische Sprache in die Literatur einführen. Genau so wie man zu Dantes Zeiten die italienische Sprache nicht für literaturfähig hielt, so hielt man zu Marulićs Zeit dasselbe von der kroatischen. Deshalb hat seine kroatische Dichtung eine so hervorragende kulturgeschichtliche Bedeutung für Kroatien. Darüber möchten wir aber nicht weiter sprechen.

Wir möchten kurz jene Gedanken Marulićs und jene Ideen darstellen, denen er es zu verdanken hatte, daß seine Werke schon zu seinen Lebzeiten und auch später in fast alle europäischen Sprachen, und so auch in die deutsche, übersetzt wurden. Übersetzt wurden seine lateinisch abgefaßten Werke, von denen ich namentlich erwähnen möchte:

Marcus Marulus Spalatensis: De institutione bene vivendi per exempla Sanctorum, MDVI
Marci Maruli Spalatensis, Evangelistarium, MDXVI
Marci Maruli, Quinquaginta parabolae, MDX
De humilitae et gloria Christi Marci Maruli opus, MDXIX
M. Maruli Opuscula minora et Carmina (De laudibus Herculis), MDVI.

Marulićs philosophische Gedanken, obwohl im überall zugänglichen Latein verfaßt, erschienen den Zeitgenossen so bedeutend und wertvoll, daß man sie sofort in die einzelnen Nationalsprachen übersetzte. In den Druckereien von Köln, Dillingen und Augsburg wurden im 16. und 17. Jh. deutsche Übersetzungen seiner lateinischen Werke gedruckt und blieben einige von ihnen bis heute bewahrt in den Bibliotheken von München und Berlin, vermutlich auch anderswo, nur wurde das bisher nicht erforscht.

Marulićs philosophisches Werk erlangte Wert und Bedeutung im Kampf von Reformation und Gegenreformation als ein Werk der Rehabilitierung des Christentums, als ein Werk der Restauration, der Wiederbelebung des christlichen Gedankens mittels der heidnischen Philosophie. Es muß aber auch erwähnt werden, daß seine Werke, obwohl sie eine bedeutende Rolle auf der Seite der Restauration gespielt haben, doch nicht in diesem kämpferischen Geist der Gegenreformation geschrieben sind, denn Marulićs Lebensaufgabe, das Ziel seiner geistigen Kampfbereitschaft bezog sich auf einen anderen Feind — auf den Islam und nicht auf den Protestantismus. In diesem Kampf sollte der bereits allzu sehr erstarrte christliche Gedanke neu belebt und mit dem Leben verbunden werden. In Westeuropa, das Marulićs Sorgen nicht kannte, erhielten diese Werke

eine ganz andere Funktion im geistigen Kampf, und zwar als ein Werk in den Kampflinien der Gegenreformation.

Daß seine Gedanken geschätzt waren, ergibt sich klar aus der Tatsache, daß sein Werk „Evangelistarium" als ein geistiger Führer durchs praktische Leben zehn Auflagen erlebte und das Werk „De institutione bene vivendi", obwohl oft lateinisch gedruckt (in Venedig, Solingen, Basel, Köln, Antwerpen und Paris), ins Italienische, Französische, Portugiesische und, wie bereits erwähnt, ins Deutsche übersetzt wurde. Alle fühlten, wie in diesen Werken die Ideologie des Christentums neu belebt, verjüngt und vom Humanismus durchtränkt, in frischer Gestalt ans Licht trat.

Auch wenn Marulić gegen die Formulierung der stoischen Grundsätze polemisiert — beispielsweise bei Cato — und auch dann, wenn er sie, verbessert und vervollständigt, in die christliche Ethik eingliedert, belebt er die herkömmliche scholastische Thematik und überschreitet die Grenzen ihrer gedanklichen Einförmigkeit. Die Form des Dialogs aber, in der Marulić seine Auslegungen darbietet, stellt Marulić in die Reihe der Neuplatoniker, die in dieser lebhaften Form auf Grund der Antithesen der Gesprächspartner über aktuelle Themen der Philosophie und des Lebens handelten. Platos Dialoge sind größtenteils allen ein unmittelbares Vorbild. In dieser christlichen Ethik wird der Humanismus deutlich sichtbar, wenn Marulić zu den Heroen und Vorbildern der Menschheit auch Herakles, Perseus, Ajax, Odysseus, Theseus, Achilles und viele andere zählt, die — wie er sagt — größer als gewöhnliche Menschen waren, weil sie sich zu beherrschen und in sich die animalische Natur zu bezwingen versuchten. Das Thema des Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Trieb und Gewissen, ist eines von Marulićs Grundthemen. Schon die Aufzählung dieser zumeist der Dichtung entstammenden Gestalten der Antike zeigt, wie tief Marulićs klassische Bildung war. Wenn er dazu stoische und epikureische ethische Grundsätze gegenüberstellt — um natürlich die ersten zu verteidigen! —, wird es vollends deutlich, daß er ein vorzüglicher Kenner der alten Philosophie ist und daß er sie auf eigentümliche Art im Rahmen der christlichen Ideologie wiederbelebt.

Marulić lehnt entschlossen jeden Skeptizismus und Relativismus in der Philosophie ab, besonders in der Ethik.

Ihm, der humanistisch gebildet, aber auch realistisch eingestellt ist, erscheint jeder Skeptizismus als eine lebensfeindliche Richtung; das Leben ist seiner Ansicht nach ein ewiger Kampf unter dem

Aspekt der Idee des Guten; der Skeptizismus aber schwächt diesen Kampf.

Marulićs philosophische Orientierung stellt eine eigenartige Synthese von Stoizismus, Platonismus und Christentum dar.

Marulić kennt aber und studiert auch die materialistische Auffassung des Lukrez, die in der europäischen Philosophie erst später von Gassendi neu belebt werden sollte. An Lukrez lehnt Marulić seine Lösung des kosmologischen Problems an, und so trägt er in den Rahmen der christlichen Ideologie auch Elemente dieser materialistischen Auffassung hinein. All das bereichert und vervollständigt die zu jener Zeit bereits erstarrte und dogmatisch formulierte scholastische Lehre, belebt sie und wird so von allen Seiten als Erneuerung des christlichen Gedankens aufgenommen.

Neben diesen so überaus ausdrucksvollen philosophischen Gedanken bezeugt Marulićs dichterisches und wissenschaftliches Werk den Sinn des Dichters für die Schönheit der Natur und für ein natürliches Verhältnis zur Welt; das ist aber jene Lebenskraft, die von der traditionellen Scholastik ganz vernachlässigt geblieben war. Ist es dann erstaunlich, daß wir in allen größeren europäischen Bibliotheken noch heute Marulićs lateinische Werke und deren Übersetzungen finden? Ich werde nur die deutschen Übersetzungen seines Werkes „De institutione bene vivendi" erwähnen, die in deutschen Bibliotheken aufbewahrt sind, und zwar: a) Der Chatolische Christen-Spiegel Köln 1568, Bayerische Staatsbibliothek, München; b) sechs Bücher. Von gedächtniswürdigen Reden und Taten. Dillingen 1583, Öffentliche wiss. Bibliothek, Berlin, (vgl. Bibliographie in Zbornik M. Marulić, Agram, 1950). Aus diesen kargen bibliographisch-bibliothekarischen Angaben können wir den unzweideutigen Schluß ziehen, daß Marulić sehr geschätzt und viel gelesen war im Deutschland des 16. und 17. Jh.s, wenn er so oft aus dem Latein ins Deutsche übersetzt und gedruckt wurde.

Aber nicht nur im Lager der Gegenreformation, sondern auch der Reformation hat das kroatische Volk Europa und vor allem Deutschland viele bedeutende und angesehene Denker geschenkt (Matija Grbac — Mathias Garbitius Illyricus, Universitätsprofessor in Tübingen, Stipan Konzul, Matija Pomazanić, Cvecić und andere); ich werde jedoch nur Lebenswerk und Bedeutung eines derselben erwähnen, und zwar des bedeutendsten Denkers unter ihnen, der Schulter an Schulter mit Luther und Melanchthon kämpfte, der ihr Freund und Mitarbeiter war, später allerdings mit Melanchthon scharf

polemisierte. Luther selbst hat ihn, als er erst 23 Jahre zählte, — „nostris notissimus homo" genannt. Das war ein Kroate aus Istrien, Matija Vlacić, in der europäischen Kulturgeschichte als Mathias Flacius Illyricus (geboren 1520) bekannt.

Kroatien war damals als „antemurale christianitatis" in einem solchen Zustand, daß man dort nichts anderes tun konnte, als erbittert gegen die Türken kämpfen; Vlacić hingegen wollte — wie er selbst sagt — „der Kirche Christi dienen und die Lehre Gottes vervollkommnen". Mit 17 Jahren verließ er seine Heimat Istrien und geriet in die heftigsten religiösen und kirchlichen Gegensätze, die ihn zu einem der unbeugsamsten Theologen der protestantischen Welt stählten. Er lebte, kämpfte und schrieb seitdem in seiner neuen Heimat Deutschland, wo er auch, erschöpft von Arbeit und Kampf, in Frankfurt am Main im J. 1575 starb.

Name und Werk des Flacius Illyricus sind in Deutschland zur Genüge bekannt. Er war ein furchtloser Kämpfer der Religionskriege und so einflußreich, daß sich die Protestanten aus der Umgebung von Thüringen die „Flationistische Partei" nannten. In seinem Lebenswerk wurde er fast ein Deutscher, obwohl er weder seine Muttersprache, das „Illyrische", noch sein Volk jemals vernachlässigte, vielmehr sich sein Leben lang mit dem Gedanken befaßte und in dieser Richtung auch Vorbereitungen unternahm, in Regensburg oder Klagenfurt eine Universität, beziehungsweise eine slawische Akademie zu gründen, auf protestantischer Grundlage für Kroaten und Slowenen, was jedoch die Behörden nicht zuließen. Mochten ihn auch Freunde und Anhänger für gleichberechtigt und eigentlich für einen Deutschen halten, die Feinde unterließen es nicht, ihn in der Polemik neben „barbarus" immer auch „Dalmata" oder „Illyricus" zu schmähen. Wenn seine Handschriften, die zumeist in der Bibliothek in Wolfenbüttel in Niedersachsen aufbewahrt sind, erforscht werden, dürften mehr Belege dafür ans Licht kommen.

Schon mit 24 Jahren wurde Vlacić Universitätsprofessor für Hebräisch und Griechisch, zuerst in Wittenberg und dann in Jena, und er wurde auch nach Heidelberg berufen. Jahrelang, besonders nach Luthers Tod, war er einer der angesehensten und einflußreichsten deutschen protestantischen Theologen.

Flacius war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Johann Balthasar Ritter zitiert in seiner Monographie über Flacius (1. Aufl., 1723. 2. Aufl. 1725) 263 gedruckte Werke. Seine Werke wurden deutsch und lateinisch gedruckt. Sie behandeln zumeist Fragen der

Theologie und der Kirchengeschichte. Er gab der Reformation eine damals zeitgemäße systematische Theologie, der Welt aber die erste kritische Geschichte der Kirche. Vlacić ist bekannt als deutscher Sprachforscher, Enzyklopädist, und dann auch als Philosoph. Ich werde nur einige seiner philosophischen Thesen anführen.

In seiner philosophischen Richtung zeigte sich Flacius dem Aristotelismus zugeneigt. In der Ontologie vertritt er den Standpunkt des Determinismus, der der Hauptgesichtspunkt für den Protestantismus überhaupt wurde. Auf dem bekannten „Weimarer Kolloquium" erläuterte er in der Polemik mit Strigelius seine Anschauung, daß der menschliche Wille nicht frei sei, daß die menschliche Natur von der Erbsünde verdorben, und die Erbsünde kein accidens, sondern die substantia des Menschen sei. Seine philosophische Grundauffassung steht teilweise auch unter dem Einfluß des Augustinismus, den auch Luther angenommen, Flacius aber philosophisch ausgearbeitet und verteidigt hatte. Der Determinismus ist als These des Fatalismus gleichzeitig auch die Quelle seines Pessimismus. Diese beiden Gegensätze — die Sehnsucht nach Freiheit und das Gefühl des Verhängnisses — sind ebenfalls Wiederspiegelungen der Zeit, in der der Renaissancemensch lebte. Flacius ist ein Kämpfer gegen den Universalismus und die Einförmigkeit des mittelalterlichen Geistes, als Protestant ein Kämpfer für die persönliche Freiheit, die er aber theoretisch nicht zu verteidigen vermochte. Seine theoretischen Ausführungen sowie seine geschichtliche Rolle waren von großer Bedeutung und verschafften ihm Eingang in die Kulturgeschichte Europas.

Wir haben hier nur die wichtigsten kroatischen Humanisten des 15. und 16. Jh.s erwähnt; und damit wollten wir nur zeigen, daß — wie Windelband sagte — die einzelnen europäischen Völker schon lange in einheitlichen Gebilden des geistigen Gesamtlebens miteinander verbunden waren. Die kroatischen Humanisten haben unseren Beitrag zum Ausbau jenes Geistes und demgemäß auch jener Kultur — beziehungsweise Lebensform — des Geistes der Renaissance geliefert, in dem alle Europäer miteinander zum Teil auch heute noch leben.

Konstantin-Cyrills Freundschaft mit Photios

Von FRANZ GRIVEC (Ljubljana)

Mit dem gelehrten Jubilar, Prof. Dr. Erwin Koschmieder, habe ich während seiner Besuche in Jugoslawien manche slawistischen Fragen besprochen, darunter auch über den großen Musiker Konstantinos-Kyrillos und sein Verhältnis zu Photios. Übereinstimmend haben wir festgestellt, daß in dieser Frage die kirchenslawischen Quellen, Vita Constantini (VC) und Vita Methodii (VM), maßgebend sind und daß man die diesbezüglichen Äußerungen des päpstlichen Bibliothekars Anastasius im Rahmen des literarischen und historischen Zusammenhangs sorgfältig kritisch erwägen muß.

Vor einigen Jahrzehnten war die Beurteilung dieser Frage stark vom kirchlichen und konfessionellen Standpunkte der östlichen oder westlichen Slawisten und Historiker beeinflußt. Seitdem aber die Persönlichkeit des Patriarchen Photios wohlwollender und die dogmatische Frage F i l i o q u e zurückhaltender beurteilt wird, kann man mit einigen Ergänzungen endgültig dem Urteil der großen slawistischen und historiographischen Tradition seit A. Gorskij (1843), Dümmler, Miklosich, Wattenbach, Jagić u. a. beipflichten, daß die Slawenapostel Konstantin und Method eigenartige Vertreter der allgemeinen kirchlichen Einheit aus der Zeit vor dem Schisma waren, erhaben über die leidenschaftlichen byzantinischen Zwistigkeiten und Parteiungen. Beide Brüder haben sich eben deshalb in die klösterliche Einsamkeit zurückgezogen, um ihre „kostbare Seele" (č'st'nyja duša) vor dem „verworrenen Getümmel" dieses Lebens zu bewahren (VM 3). Solche Aszeten und erfahrene Männer kann man weder an die Seite der k ä m p f e r i s c h e n Ignatianer noch der Photianer stellen. Die Frage der Rechtmäßigkeit der beiden Patriarchen, Ignatios und Photios, war in den J. 858—863 so verworren, daß die Entscheidung für den einen oder anderen nicht leicht war. Die entscheidende Frage der freiwilligen Abdankung des Patriarchen Ignatios war schon in den ersten Monaten durch die Handlungsweise der beiden Rivalen so verdunkelt, daß sich weder die eine noch die andere Partei auf dieselbe berufen konnte[1]).

Der hervorragende Kenner des Patriarchen Photios und der beiden Slawenapostel, F. D v o r n i k, verteidigt schon seit drei

[1]) P. S t e p h a n o u, La violation du compromis entre Photius et les Ignatiens. Or. Chr. Per. 1955, 291—307.

Jahrzehnten beharrlich die Meinung, Konstantin sei ein intimer Freund des gelehrten Patriarchen gewesen, spricht von großer Freundschaft Konstantins, beruft sich dabei vor allem auf das Zeugnis des päpstlichen Bibliothekars Anastasius[2]) und wiederholt oft dessen Worte „fortissimus amicus". Aber gerade diese Aussage des päpstlichen Bibliothekars, seiner ausführlichen Vorrede zum VIII. Konzil entnommen, kann nur im näheren und weiteren Zusammenhange mit anderen Sätzen dieser Vorrede richtig erklärt werden. Die Bezeichnung „fortissimus amicus" ist sehr nachdrücklich dem unmittelbar folgenden scharfen Verweis untergeordnet (qui [Photius] cum a Constantino Philosopho magnae sanctitatis viro fortissimo eius amico increpatus fuisset) und kann nur in diesem Zusammenhang recht verstanden werden. Da wird dem großen byzantinischen Gelehrten gänzliche Verblendung (oculi penitus obcoecati, obcoecatus sensus), leidenschaftlicher Neid und gierige Selbstsucht vorgeworfen.

Gerade dieser einschneidende Tadel ist der eigentliche Kern des ganzen Absatzes, im Einklang mit der vorhergehenden sehr parteiischen Darstellung des Streites zwischen Ignatios und Photios. Die gewalttätige Verfolgung des abgesetzten Ignatios und seiner Partei wird dem Photios zugeschrieben; Photios wird als Wüterich (saevitia), Lügner, Fälscher, Schismatiker, Häretiker (perversorum dogmatum cultor), hinterlistiger und schändlicher Mensch bezeichnet. Deshalb werde er von den frommen Mönchen als ein schändlicher Mensch (squalor) gemieden und von ihnen ein Vorgänger des Antichrists und selbst Antichrist genannt. Photios sei um so gefährlicher, da er von seinen zahlreichen Schülern schriftliche Verheißung der Treue und des Gehorsams verlangt und erhalten hat; sie sollten sich verpflichten, an seinen Meinungen, ja an seinem „Glauben" streng festzuhalten (proprio scripto spondere cogebat se secundum fidem Photii de cetero credituros ... callide molitus, ut communionis suae quoscumque vel quomodocumque laqueis irretiret). Unmittelbar darauf wird der scharfe Verweis dargestelltl, mit welchem Konstantin seinen Lehrer zurechtgewiesen hat. Dadurch wird Konstantin nachdrücklich von jenen Schülern des gelehrten Patriarchen unterschieden, welche Anastasius als einfältig kennzeichnet (quo mentes simplicium caperet).

---

[2]) F. Dvornik, Slaves, Byzance et Rome (1926) 175 u. a.; Les Légendes de Constantin et de Méthode (1933) 79, 1461 u. a.; The Photian schisme (1948) 33 u. 52.

In diesem Zusammenhang kann man die Tatsache des scharfen Tadels gar nicht bezweifeln, wohl aber bedarf das Verhältnis Konstantins zu Photios einer näheren Erläuterung. Vor allem ist die Bedeutung des „fortissimus amicus" sehr fraglich. Dabei lassen wir die allgemeine Zuverlässigkeit des römischen Bibliothekars Anastasius dahingestellt. Es handelt sich nur um den Sinn seiner Darstellung. Ohne Zweifel ist es klar, daß der Superlativ „fortissimo" nicht die unerschütterliche Stärke der Freundschaft im Sinne jener einfältigen Schüler und beharrlichen Anhänger des Photios bedeutet. Folgerichtig muß man auch die Größe und Innigkeit der Freundschaft von Seiten Konstantins einschränken und mehr oder weniger auf die Zeit vor diesem Auftritt beschränken; Hergenröther meint, daß dieser Streit „beide fortan entzweite"[3]). Das Attribut „fortissimo" ist nicht notwendig mit dem Substantiv „amico" zu verknüpfen, sondern könnte zum vorangehenden „magnae sanctitatis viro" gehören. Die jetzt gewöhnliche Interpunktion: „sanctitatis viro, fortissimo eius amico", ist in der Tradition des ursprünglichen Textes keineswegs begründet. In der kritischen Ausgabe in MGH, Epp. VII, S. 407 und bei Mansi 16,6 ist der sinnbestimmende Beistrich weggelassen. Die Verknüpfung des „fortissimo" mit „amicus" im Sinne der „amicitia" ist überhaupt ungewöhnlich und selten, im gegebenen Zusammenhang aber durchaus unmöglich. „Fortissimus" bezeichnet jedenfalls die Charakterstärke, ja genau wörtlich den Mut und Freimut des Freundes, nicht aber die Eigenschaft der Freundschaft. Dem Sinne und Zusammenhang nach paßt „fortissimo" sehr treffend zu „magnae sanctitatis viro", obgleich die grammatische (syntaktische) Frage zweifelhaft ist. An dieser Stelle ist die Diktion des päpstlichen Bibliothekars wohl sehr schwerfällig, wie auch sonst sein Stil als schwerfällig und barbarisch gekennzeichnet wird[4]).

Die wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes hat die syntaktische Frage und den Sinn des näheren und weiteren literarischen Zusammenhanges an dieser Stelle gar nicht beachtet. Hergenröther behauptet ausdrücklich, daß Anastasius den Philosophen Konstantin „fortissimus Photii amicus" nennt. Dieser Zusammenhang ist tatsächlich natürlich und naheliegend, jedoch nur in dem Sinne: mutig, entschlossen, freimütig. Konstantin, obgleich

[3]) Hergenröther, Photius III, 444.

[4]) Hergenröther, Photius II, 305.

bisher ein Freund und Liebling des Photios, hatte den Mut, seinem Lehrer die Wahrheit ins Gesicht zu sagen und ihm eine scharfe Rüge zu erteilen. Dvornik geht wohl zu weit, indem er beharrlich wiederholt, Anastasius bezeuge die große und intime Freundschaft Konstantins mit Photios. Die Bedeutsamkeit und Zuverlässigkeit dieser Stelle betont er so nachdrücklich, daß er daraus ernstlich die Unzuverlässigkeit des Berichtes vom scharfen Tadel der Handlungsweise des gelehrten Photios folgert, im offensichtlich schroffen Widerspruch mit dem näheren und weiteren Kontext (besonders nachdrücklich im Buche The Photian schism 33 f.). Mit der Bezeichnung „magnae sanctitatis vir" ist der Slawenapostel einigermaßen den oben erwähnten frommen Mönchen gleichgestellt, welche den Patriarchen Photios als einen schändlichen Menschen und Antichrist meiden[5]), natürlich mit dem Unterschied, daß Konstantin vordem mit Photios befreundet war. In diesem Zusammenhang muß man die Äußerung des römischen Bibliothekars über Konstantins Freundschaft mit Photios notwendig auf die Zeit vor diesem Verweis und noch strenger auf die Zeit vor der Absetzung des Ignatios beschränken. Anderseits ist da wohl auch die große Liebe des gelehrten Professors zu seinem begabtesten und eifrigsten Schüler gemeint.

Das Zeugnis des Bibliothekars Anastasius ist keineswegs derart zuverlässig und maßgebend, daß eine nähere Untersuchung der Frage und die Berücksichtigung anderer Quellen nicht notwendig wäre. Dvornik hat viele Momente kritisch gesammelt, welche eine beständige Freundschaft Konstantins mit Photios und sogar seine Zugehörigkeit zur photianischen Partei beweisen sollten. Wenngleich nach dem Streit zwischen Ignatios und Photios von einer Freundschaft Konstantins mit Photios keine Rede sein kann und noch weniger von seiner Zuneigung zur photianischen Partei, hat diese Beweisführung Dvorniks doch einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert, weil sie Konstantins Feindschaft gegen Photios ausschließt und insoweit die unparteiische Friedensliebe der beiden Slawenapostel indirekt bestätigt. Die nachdrückliche Hervorhebung der Freundschaft Konstantins zu Photios und der Parteinahme für ihn ist jedoch so unbegründet, daß die Rede davon in einer wissenschaftlichen Behandlung gänzlich unberechtigt ist. Wie in geordneten modernen Staaten die Außenpolitik und die äußeren christlichen Missionen meistens über die Parteiungen des Vaterlandes erhaben

[5]) Diese Darstellung des Bibliothekars ist gehässig parteiisch, aber es handelt sich oben nur um den Sinn dieser Stelle.

sind, so waren auch die beiden Slawenapostel zur Zeit der heftigen byzantinischen Spannungen (zwischen Ignatios und Photios einerseits und zwischen Byzanz und Rom anderseits) so sehr von der Chazaren- und der Slawenmission in Anspruch genommen, daß kein Raum und keine Zeit für irgendeine Parteinahme übrig blieb. Das großartige Werk der Slawenmission ist hoch erhaben über innere byzantinische Zwistigkeiten, wie sich dies auch in den kirchenslawischen Quellen widerspiegelt.

In der kirchenslawischen VC und VM wird das byzantinische Kaisertum so übermäßig patriotisch idealisiert und mit religiösem Glorienschein umwoben, daß der Patriarch gänzlich verschwindet. Der Wille des Kaisers ist maßgebend; ihn solle man ehren, sein Herz ist ja immerdar in der Hand Gottes (VC 6; 8—11; VM 5 u. 13)[6]). Konstantin bezeichnet sich selbst als einen Diener des Kaisers (VC 18) und Method segnet noch bei seinem letzten öffentlichen Gottesdienst in Mähren den byzantinischen Kaiser (VM 17). Photios wird in der VC 4 nur einmal (als Lehrer des jungen Konstantin) erwähnt, in der VM aber zweimal (K. 4 u. 13), jedoch trocken, ohne Namen und dem Kaiser untergeordnet. Wie das großartige literarische Werk und die religiöse Slawenmission der beiden Brüder eigenartig und höchst originell ist, so sind sie originelle Vertreter der einstigen universellen christlichen Einheit aus der Zeit vor dem Schisma. Hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Ignatios und Photios können wir mit Grumel behaupten: Ils n'étaient des partisans ni de Photius, ni d' Ignace. Les légendes (VC et VM) les laissent en dehors de la querelle: ne les y mêlons pas[7]).

Schlußbemerkung. Als dieser Artikel schon der Drukkerei übergeben war, hat Ihor Ševčenko (Princeton, New Jersey USA) in der Festschrift For Roman Jakobson (1956) 449—457 die Abhandlung The definition of philosophie in the Life of Constantine veröffentlicht, wo er wiederholt meine Stellungnahme kritisiert und besonders meine Behauptung „philosophia Constantinum cum humilibus ascetis ac monachis sociabat" (Or. Chr. Per. 1951, 194) ablehnt. Der gelehrte Professor betont entschieden, die Definition der Philosophie im 4. Kapitel der slaw. VC

[6]) Berufung auf die hl. Schrift, 2 Petr. 2, 17; Spr. 21, 1. — Milton V. Anastos, Political Theory in VC and VM. Harvard Slavic Studies. II, 1954, 11—38.

[7]) V. Grumel, Byzance et Photios dans les légendes slavonnes des saints Cyrille et Méthode. Echos d'Orient 33 (1934) 353.

sei weder originell noch aszetisch, sondern nur eine Wiederholung der damaligen schulmäßigen Definition: by the (university) textbooks. Ševčenko kennt meine diesbezügliche Abhandlung in den Acta Acad. Velehradensis 1941, 200—214, beachtet jedoch nur einige aus dem Zusammenhang herausgerissene Stellen, wie er auch die angeblich maßgebende Definition der Philosophie aus dem Kontext der VC 4 herausgerissen hat, ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges mit dem 3. und insbesondere 4. und 9. Kap. der VC, wo die Philosophie innerlich und wesentlich mit den prědědʼnie čʼsti" verknüpft wird. Diese „honores praeaviti" waren bis 1935 allen Slawisten unbegreiflich; erst damals habe ich diese Stelle entziffert und in diesem Zusammenhang endgültig die Originalität und den aszetischen Sinn der Philosophie Konstantins dargetan. Die führenden Slawisten haben diese Erklärung bestätigt. J. Ševčenko hat jedoch diesen Zusammenhang gar nicht beachtet. Die Frage habe ich in Or. Chr. Per. 1957. S. 415 näher beleuchtet.

Die iranische Anāhitā im Münchener serbischen Psalter

Von HELMUT HUMBACH (Saarbrücken)

In seiner eben erschienenen Studie Zur Ikonographie der Göttin Ardvi Sura Anahita behandelt Lars-Ivar Ringbom neben iranischen Darstellungen der bereits dem jungawestischen Pantheon angehörigen Quellgöttin auch die unten im Text abgebildete Miniatur aus dem Münchener serbischen Psalter[1]) (Abb. 1). Sie stellt den Garten Eden mit Paradiesberg und Paradiesflüssen dar. Die weibliche Person in der Mitte ist dem Psalmentext nach als Γῆ verstanden. Sie zeigt Verwandtschaft mit hellenistischen Τύχη-Darstellungen. Wichtige ikonographische Gesichtspunkte weisen jedoch auf die iranische Anāhitā, sodaß Ringbom vermutet, der Miniaturenmaler habe die Gestalt dieser Göttin entliehen, um die Γῆ-Τύχη am Quellstrom Edens zu personifizieren.

Ringboms These steht und fällt mit dem Nachweis, daß „die eigentümliche Topographie, die die Miniatur andeutet, ein ovales Bergplateau mit einem Quellsee, von scharfen Strandrändern umsäumt", mit einem Vorbild in der Landschaft Irans identisch ist, wirkt

[1]) Lars-Ivar Ringbom, Zur Ikonographie der Göttin Ardvi Sura Anahita, Acta Academiae Aboensis, Humaniora XXIII 2 (Abo 1957) 9 ff. Hiernach die Abbildung der Miniatur im Text.

sie doch, wie Ringbom mit gutem Recht sagt, „nicht etwa fiktiv, nur zusammenphantasiert, sondern eher wie die Erinnerung an eine wirkliche, ungefähr so aussehende Naturformation". Nicht sehr gerecht wird diesen Umständen allerdings die Annahme R i n g b o m s ,

Abb. 1 Die Psalterminiatur nach R i n g b o m

der See der Miniatur sei ein Abbild des Quellsees auf dem Takht-i Suleiman im nordwestiranischen Bergland. Der Quellsee auf dem Takht-i Suleiman hat zwar sogar heute noch Abflüsse, er ist aber von ovaler Form, zeigt also in seinen Umrissen nicht die geringste Ähnlichkeit. Man wird sich also nach anderen Möglichkeiten umsehen müssen.

Die, soweit ich sehe, einzige mögliche Lösung des topographischen Problems hat R i n g b o m wohl deshalb nicht aufgezeigt, weil

er sich zu sehr an die Vorstellung der Miniatur von einem Quellsee mit einer Anzahl von Abflüssen gebunden glaubte. Löst man sich von dieser Vorstellung, so ist eine Ähnlichkeit des Sees der Miniatur mit den Gewässern von Seistān unverkennbar, mit den Gewässern der Landschaft also, die im Altertum den Namen ‚Seeland' (gr. Δραγγιανή, Ζραγγιανή zu ap. d r a y a h , aw. z r a y a h „See, Meer, Ozean") trug. Die heutigen Verhältnisse zeigt die beigefügte Skizze mit dem Fluß Hilmend, dem See Hāmūn-i Hilmend sowie dem größtenteils ausgetrockneten Fluß Shela und dem zu einem Salzsumpf verdorrten Shela Hāmūn[2]) (Abb. 2).

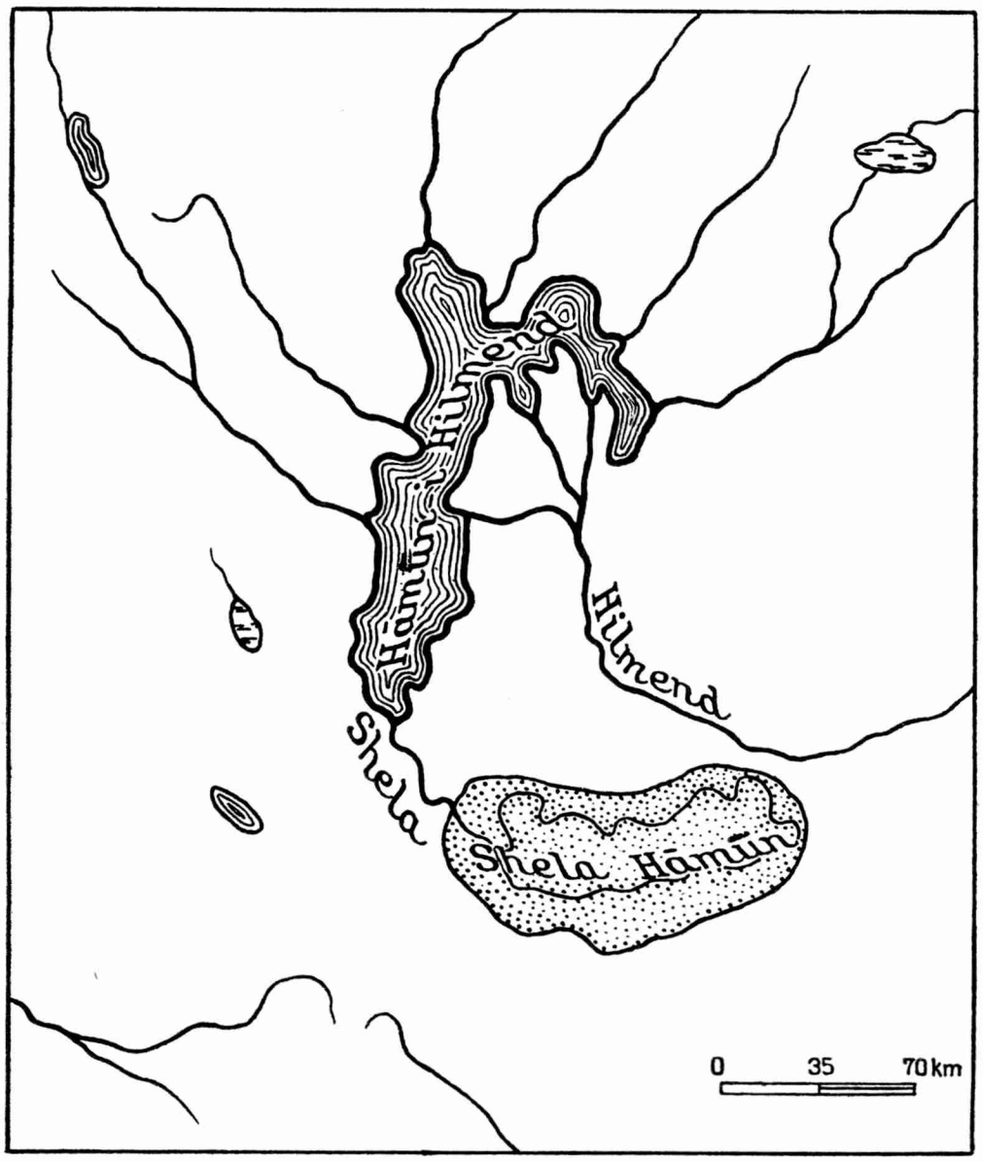


Abb. 2 Das heutige Bild der Gewässer von Seistān nach Sven Hedin

[2]) Nach Sven H e d i n , Zu Land nach Indien (Leipzig 1910) Karte I.

Beachtet man die katastrophale Austrocknung, die den Hāmūnsee im Laufe der Geschichte ergriffen hat, und deren letzte Phase beinahe noch die Menschen unserer Zeit mitverfolgen konnten[3]), so kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß die Ränder des Hāmūn-i Hilmend und des Shela Hāmūn in alter Zeit wesentlich näher aneinander reichten als sie das heute tun, ja, daß beide Seen wenigstens in der wasserreichen Jahreszeit ineinander übergehen konnten[4]). Wenn der See der Miniatur keine Taille an entsprechender Stelle zeigt, so ist das also kein Grund gegen seinen Vergleich mit dem Rezipienten des Hilmendsystems. Recht gut zu den tatsächlichen Zuständen stimmt übrigens der Schlauch, der die Halbinsel auf dem Bilde mit dem Festlande zu verbinden scheint. Er spiegelt die Enge zwischen dem Shela Hāmūn und dem Fluß Hilmend wieder, der offensichtlich durch den oberen, nach unten weisenden der beiden Seeausläufer dargestellt wird. Von besonderem Interesse ist dabei, daß sich die Hilmendmündung im Laufe der Geschichte öfters verschoben hat. An ihrer heutigen Stelle befindet sie sich erst seit dem Mittelalter, in arsakidischer Zeit aber lag sie weiter im Osten, also gerade an der Stelle, an der sie die Miniatur zeichnet[5]).

Die vier Abflüsse des Paradiessees der Miniatur sind nicht nach unten gerichtet, wie man an sich erwarten möchte, sondern nach oben. Diese ikonographische Merkwürdigkeit sollte wohl nicht übersehen werden, denn sie weist darauf hin, daß das Vorbild der Miniatur sie gar nicht als Abflüsse gesehen hat, sondern als Zuflüsse des Hāmūnsees.

Die Umdeutung der vier nördlichen Zuflüsse zu Abflüssen ist durch die Auslegung im Sinne der Genesis geboten. Mehr noch als sie ist aber die Darstellung des von den Gewässern eingeschlossenen Gebiets als Tafelberg mit so auffallend scharfen Hängen künstlerischer Freiheit zu verdanken. Sie stimmt nicht zur Gestalt des Innenlandes in der Natur, hat aber doch ein reales Vorbild. Die Formation

[3]) Sven Hedin a.a.O. II 339 f., 347 und besonders 352 f. Zeitweise trocknet auch der Hāmūn-i Hilmend völlig aus, vgl. dazu Gabriel, Die Erforschung Persiens (Wien 1952) 230. Auf das Werk von Gabriel hat mich Carl Rathjens freundlicherweise aufmerksam gemacht.

[4]) Die von Sir Aurel Stein, Innermost Asia II 972 ff. gefundene und auf den Beginn unserer Zeitrechnung datierte Grenzbefestigung, die sich vom Südrand des Hāmūn-i Hilmend zum Shela Hāmūn hinzieht, entspricht doch wohl nicht dem höchsten, sondern dem niedrigsten jahreszeitlichen Wasserstand der damaligen Epoche.

[5]) Gabriel a.a.O. 230.

entspricht der des wichtigsten Punktes dieses Gebiets, einer bedeutenden archäologischen Fundstätte zoroastrischer Herkunft aus der Zeit um 100 v. Chr., die heute noch von zoroastrischen Pilgern besucht wird. Ich meine den im Osten des Beckens des Hāmūn-i Hilmend emporragenden Kuh-i Khvāja, „that strange and deeply impressive rock, the only eminence in the immense plain", wie ihn Herzfeld nennt[6]), dessen photographische Abbildungen die Ähnlichkeit, wie mir scheint, eindrucksvoll erkennen lassen[7]).

In dem einstmals blühenden Land am Hāmūnsee, dem heiligen See Kąsaoya des Awesta, hat die Anāhitāverehrung sicher eine bedeutende Rolle gespielt. Nach zoroastrischer Auffassung wird der Same des Zarathustra im Hāmūnsee für den Tag aufbewahrt, an dem ihn eine Jungfrau beim Baden an dessen Ostufer empfangen wird, um der Welt den Saošyant, den iranischen Messias zu gebären. In den Hāmūnsee gebracht ist aber Zarathustras Same von der Göttin Arədvī Sūrā Anāhitā, die hier makrokosmisch mit dem gewaltigen Hilmend gleichgesetzt werden kann oder mikrokosmisch mit einer heiligen Quelle, die man am Kuh-i Khwāja suchen wird. Die Identifikation mit dem Hilmend liegt dem Awesta nach nahe[8]), aber auch die mikrokosmische Auslegung kommt gleichwertig und ohne die makrokosmische auszuschließen in Frage. Daß sich am Kuh-i Khwāja tatsächlich ein Quellenheiligtum der Anāhitā befunden hat, geht aus der Schilderung hervor, die das Opus imperfectum in Matthaeum Hom. II 2,2 von dem bei ihm Mons Victorialis genannten Berg gibt, auf dem nach ihm den Magiern des Evangeliums bei ihrer Ausschau nach dem die Geburt des iranischen Messias kündenden Stern der Stern von Bethlehem erschienen ist[9]). Die Örtlichkeit ist für ein solches Heiligtum wie geschaffen. Sie zeichnet sich durch Haine, zahlreiche Quellen und eine bedeutsame Grotte aus:

[6]) Herzfeld, Iran in the Ancient East (London 1941) 291.

[7]) Herzfeld a.a.O. Taf. 96, noch besser Archaeological History of Iran (London 1953) Taf. 7. Der Kuh-i Khwāja war früher vom Wasser umschlossen. So fand ihn noch Conolly, der als erster Europäer der Neuzeit im J. 1840 zum Hāmūnsee vorstoßen konnte, vgl. Gabriel a.a.O. 180.

[8]) Als riesiger Fluß erscheint Arədvī Sūrā Anāhitā in Yt. 5. 3, wo sie als Zufluß des sagenhaften Sees Vourukaša dargestellt wird, den Christensen, Les Kayanides 22 f. mit von Späteren nicht hinreichend beachteten, aber gewichtigen Gründen als mit dem See Kąsaoya, dem Hāmūnsee, gleich betrachtet hat.

[9]) So die Deutung von Herzfeld, z. B. Archaeological History of Iran 59 ff., und Messina, I magi a Betlemme e una predizione di Zoroastro (Rom 1933) 82 f.

Audivi aliquos referentes de quadam scriptura, etsi non certa, tamen non destruente fidem, sed potius delectante, quoniam erat quaedam gens sita in ipso principio Orientis iuxta Oceanum[9]), apud quos ferebatur quaedam scriptura, inscripta nomine Seth, de apparitura hac stella ..., quae per generationes studiosorum hominum, patribus referentibus filiis suis, habebatur deducta[10]). Itaque elegerunt seipsos duodecim[11]) quidam ... Dicebantur autem Magi lingua eorum ... Hi ergo per singulos annos post messem trituratoriam ascendebant in montem aliquem positum ibi, qui vocabatur lingua eorum Mons Victorialis, habens in se quandam speluncam in saxo, fontibus et electis arboribus amoenissimus ...[12]).

Mag der Münchener serbische Psalter auch erst um 1500 geschrieben sein, so läßt sein Entstehungsort, das Kloster Chilandari am Athos, doch die Möglichkeit offen, daß seinen Miniaturen sehr viel ältere und weit hergebrachte Vorbilder zugrundeliegen. Dazu zeigt uns das eben zitierte Opus imperfectum, daß Kenntnis der Verhältnisse am Hāmūnsee im Balkanraum sogar weiter verbreitet gewesen sein kann, und löst die Psalterminiatur aus ihrer chronologischen und geographischen Isoliertheit. Entstanden ist das Opus imperfectum um 400 im Bereiche der politischen Diözese Thrazien, vielleicht in dem zu ihr gehörigen Konstantinopel, jedenfalls aber in einem Gebiet, das östlich orientiert war[13]). Gleich unserer Paradiesesdarstellung bezeugt es in dem fraglichen Passus eine Kombination von christlichem und zoroastrischem Gedankengut, wie sie wohl ein Gebot der Zeit für das im 4. Jh. auf zoroastrischem Boden bedrängte iranische Christentum gewesen ist. Merkwürdig ist freilich, daß uns diese Kombination auf dem Balkanraum in zwei voneinander unabhängigen Zeugnissen widergespiegelt entgegentritt, und es drängt sich die Frage auf, ob das wirklich nur Zufall ist.

[10]) Die scriptura inscripta nomine Seth ist nichts anderes als eine Awestatradition, wird doch der Prophet Seth weithin mit Zarathustra gleichgesetzt, vgl. Bousset, Pauly-Wissowa VII 1539 f.

[11]) Die Zwölfzahl erweist syrische Quellen als Zwischenglied, vgl. Bidez-Cumont, Les Mages Hellénisés (Paris 1938) I 47.

[12]) Vollständiger Text bei Migne, Patrologia Graeca LVI 637, sowie bei Bidez-Cumont a.a.O. II 118 ff.

[13]) Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur II 597.

Über die Heimat der Langzeilenepik auf Grund der sprachlichen Analyse

Von MATE HRASTE (Zagreb)

P. Popović[1]) erklärt in dem Abschnitt über die Volkslieder mit sog. langem Vers (bugaršтica), daß man nichts Sicheres darüber sagen könne, wann dieselben entstanden noch wann sie abgetreten sind, wo sie sich zur Blüte entfaltet und wie sie sich entwickelt haben. Dennoch vertritt er die Ansicht, sie wären einst allgemeine Volkslieder gewesen, die man ebenso in Syrmien wie im Küstengebiet sang, und die somit als Besitz des gesamten serbischen Volkes im Schwange waren. „Sie kamen unter den überwältigenden und unglücklichen Eindrücken der großen Ereignisse für die Serben, der entscheidenden Schlachten mit den Osmanen an der Maritza (1371) und auf dem Amselfeld (1389), in den südlichen Teilstrichen der einstigen serbischen Lande, und gegen Ende des 14. Jh.s zustande. Sodann währten sie im Verlauf des 15. Jh.s und wurden gemeinsam mit der Verlagerung des serbischen Staates immer mehr nach Norden verpflanzt, über das heutige Serbien hinweg nach Syrmien, wo sie zu Zeiten der Volkshelden Ungarns und später, also Ende des 15. sowie im 16. Jh. zu großer Blüte gelangten und im wesentlichen den wahren epischen Geist und die Form erlangten, die sie auch heute noch auszeichnen. Schließlich gerieten sie nach der Niederlage des ungarischen Staates (1526), die derjenigen des serbischen folgte (1459), in Verfall und verschwanden im Verlauf des 17. Jh.s. Während dieser kurzen Zeit von zweieinhalb Jahrhunderten „entfalteten sie sich von einer frühen Knospe zu voller Blüte", doch waren sie „eine Blüte am Grabesrand", die schließlich verwelkte.

So ungefähr dachte auch V. Bogišić schon früher über den Zeitraum der Entstehung und des Verschwindens der bugaršтica als Volksgesang, der alle diese Lieder aus den älteren, meist küstenländischen Aufzeichnungen sammelte und unter dem Titel[2]) „Narodne pjesme" Belgrad 1878 herausgab. Ein Teil davon blieb Manuskript und befindet sich teils in dessen Bibliothek in Cavtat, teils im Archiv der Serb. Akademie zu Belgrad. Bogišić handelt[3]) auch kurz über

[1]) Vgl. Pregled srpske književnosti, 3. Aufl. Belgrad 1919, S. 63.

[2]) Glasnik Srpskog učenog društva, Bd. 10.

[3]) Vgl. a.a.O. S. 36—39.

die Sprache dieser Lieder. Er behauptet, die Bugaršticа-Lieder, die im Raume der Bucht von Cattaro aufgezeichnet wurden, weisen alle Eigenheiten des Dialekts jener Gegend auf. Über die Sprache der ragusanischen Bugaršticа-Lieder vermerkt er: „Alle diese Lieder der ragusanischen Hss. sind voll von Eigentümlichkeiten des Dialekts von Ragusa im engeren Sinne, woraus gefolgert werden kann, daß diese auch in denjenigen Ortschaften aufgezeichnet wurden, in welchen dieser Dialekt gesprochen wird." „Die übrigen Bugaršticа-Lieder", so fährt B o g i š i ć fort, „sind durchweg ikavisch", d. h. jene, die auf der Insel Hvar sowie in Zadar und im kroatischen Küstenland aufgezeichnet wurden.

Der Herausgeber bot auch eine ganz allgemeine sprachliche Analyse dieser Lieder, in der Hauptsache aber jener aus der Bucht von Cattaro sowie derjenigen aus Ragusa, und er schließt mit folgender Bemerkung: „Aus all dem kann gefolgert werden, daß die ragusanischen Bugaršticа-Lieder dort gesungen wurden, wo der Stadtdialekt heimisch war; während die Volkslieder des Zehnsilbenverses nur in den umliegenden Dörfern gesungen werden, in denen damals, wie auch heute, der reine herzegowinische Dialekt herrschte."

Es ist nicht möglich, sich auf eine sprachliche Analyse der Bugaršticа-Lieder aus dem Raum um die Bucht von Cattaro einzulassen, da die Mundarten jenes Gebiets weder aus älteren noch aus neueren Beschreibungen genügend bekannt sind. Besser bestellt ist es in dieser Hinsicht um das Territorium von Ragusa und somit um die Analyse der Lieder dieses Bereichs. B o g i š i ć selbst behauptet, nur ein Wort gefunden zu haben (s. Lied Nr. 26 Vers 6), das als Reflex für ě ein i aufweist und zwar b i l u statt b i j e l u.[4]) Dieses Lied müßte, nach seiner Ansicht, in Rat aufgezeichnet worden sein, wo es noch zu seiner Zeit i-Sprecher (ikavci) gab. Der Umstand, demzufolge in den ragusanischen Bugaršticа-Liedern als Vertretung für ě konstantes i j e bzw. j e erscheint sowie daß auslautendes l (besonders in den Part. Prät. Akt.) zu o wird, bestätigt die Auffassung B o g i š i ć s eigentlich nicht, wonach die ragusanischen Bugaršticа-Lieder dort gesungen worden wären, wo die Stadtmundart gesprochen wurde. Gemäß der zitierten Ansicht von P. P o p o v i ć, sowie auch auf Grund einer Versicherung H e k t o r o v i ć s, der in sein Werk „Ribanje" Volkslieder nur dergestalt aufnahm, daß er weder etwas

[4]) Vgl. a.a.O. S. 38.

weglieβ noch etwas hinzufügte („kein Wort, nicht das geringste"[5]), standen die Bugarština-Lieder Ende des 15. und im 16. Jh. in voller Blüte. Wenn man in Betracht zieht, daß alle ragusanischen Schriftsteller des 16. Jh.s, (sie sprachen und dichteten alle der Reihe nach im Ragusaner Stadtdialekt), in ihrer Sprache unzählige Ikavismen kennen sowie auslautendes l nicht selten bewahren, und auch sonst genügend andere sprachliche Abweichungen im Vergleich zu dem Dialekt des herzegowinischen Hinterlandes aufweisen, dann kann die Sprache dieser Bugarština-Lieder nicht als identisch mit dem Ragusaner Stadtdialekt jener Zeit gelten. Das hieße aber, diese Lieder sind aus dem herzegowinischen Hinterland oder aus den benachbarten Dörfern, in denen der reine herzegowinische Dialekt gesprochen wurde, nach Ragusa verpflanzt worden. Eine Bestätigung in dieser Richtung bieten auch die lyrischen Lieder, die Dž. Držić im Geiste der Volkslieder verfaßte. Im Unterschied zur Sprache seiner übrigen Lieder finden sich in diesen, im Geist der Volkslieder gedichteten, sehr wenige Ikavismen, und auslautendes l wird regelmäßig durch o ersetzt, obwohl er auch deren Sprache in geringem Maße dem Ragusaner Stadtdialekt seiner Zeit anpaßte. Am deutlichsten geht dies aus dem Lied Nr. 2 der Akademiereihe Stari pisci hrvatski hervor. Diese Ausgabe bringt außer der Bearbeitung von Držić auch das Original, das sich heute noch in der Franziskaner Bibliothek zu Ragusa befindet. Im Original erscheint an zwei Stellen die Form cv'jetje und bjeh, wofür Držić cvitje und bih setzt.

Die Bugarština-Lieder, die P. Hektorović in sein „Ribanje" aufnahm, beweisen noch deutlicher, daß sie weder in der Stadt Hvar noch auf der gleichnamigen Insel entstanden sind. Sie wurden dorthin verpflanzt; jedoch ist es schwer zu sagen, woher sie kamen und wann sie dorthin gelangten. Die Sprache dieser Bugarština-Lieder ist in ihrer Grundlage ein što-Dialekt, obgleich diese schlechthin dem ča-Dialekt jener Zeit, der auf der Insel gesprochen wurde, angepaßt ist. Hier die Beweise. In allen Ortschaften der Insel Hvar wurde zu Zeiten Hektorovićs ausnahmslos ikavisch-čakavisch gesprochen. Gegenwärtig spricht man auf dieser Insel gleichfalls čakavisch, ausgenommen Sućuraj, am äußersten Ostrand der Insel. In letzterem ließen sich im 17. Jh. što-Sprecher in großer Anzahl vom Festland kommend nieder und zwangen den Eingesessenen — soweit es

[5]) Vgl. P. Hektorovićs Brief an den Edelmann von Hvar, Mikša Pelegrinović (= Stari pisci hrvatski, Bd. VI, Agram 1874, S. 54).

welche gab — ihren Dialekt, ihre Tracht und Brauchtum auf. Der ča-Dialekt der gesamten Insel verfügte zur Zeit Hektorovićs, — selbst wenn er auch nicht allerorts einheitlich war —, nicht über so viele Laut- und Akzentunterschiede wie gegenwärtig. Auf jeden Fall hat er lautliche, akzentuelle, morphologische, lexikalische und stilistische Eigentümlichkeiten besser bewahrt als andere čakavische Mundarten der Gegenwart, obwohl sich auch diese noch immer durch Altertümlichkeiten besonders in lautlicher Hinsicht auszeichnen. In Hektorovićs „Ribanje" spiegelt sich die Volkssprache der einstigen Alt- und Neustadt besser als in allen anderen Werken jener Zeit; denn das ganze Werk ist ein Gespräch zwischen dem Dichter und zwei Fischern. Die Fischer sind Inselbewohner, die die längste Zeit ihres Lebens in ihrem Dorf verbrachten und Sommer wie Winter in den benachbarten kleinen Buchten fischten. Die Fische verkauften sie in ihrem Geburtsort oder in den benachbarten Dörfern, genau so wie heute. Sie waren demnach reine č a - Sprecher, die den što-Dialekt weder kannten noch kennen konnten. Dennoch finden sich in ihren Bugaršticа-Liedern genügend štokavische Elemente. Hektorović selbst sagt in dem schon erwähnten Schreiben an Mikša Pelegrinović: „Ich habe alles aufgeschrieben, was Paskoj und Nikola sangen (bugaril i spival); das, was sie von anderen gelernt hatten, und andere von ihnen; dies bringt mir weder etwas ein noch macht es mich ärmer; und so du wissen willst, was mir dünkt, so sage ich dir, daß man der Wahrheit bedeutend näher ist, wenn man sagt, sie haben es von anderen gelernt, als andere von ihnen; und zwar deshalb, weil sie Fischer sind und Männer der See, die einhersegeln bald mit diesem bald mit jenem, von diesem etwas und von jenem etwas hörten, und da sie sorgfältig hinhörten, erlernten sie es auch selbst." Die Fischer machten sich, gemäß der Versicherung Hektorovićs, viele Lebensweisheiten zu eigen; doch konnten sie auch ebenso gut von jemand, der vom Festland kam, Volkslieder dieser Art hören und lernen, wie sie Hektorović von ihnen aufgezeichnet hat. Er aber schrieb sie wahrheitsgetreu auf wie alles andere — ohne etwas wegzulassen oder hinzuzufügen. Auf diese Weise also entschuldigt er sich M. Pelegrinović gegenüber, der den Einwand hätte vorbringen können, weshalb nicht er, Hektorović, von sich aus eine Bugaršticа gedichtet habe, sondern jene Dinge nacherzählt, die auch andere vermögen. Hektorović bestätigt damit unmittelbar, daß es auf der Insel Hvar viele solcher Bugaršticа-Lieder gegeben hat. Auch bezeugt er

dadurch, daß das Volk diese selbst ersonnen bzw. gedichtet hat. Dies ist ein Beweis dafür, daß diese Art von Volksliedern, mit den gleichen oder ähnlichen Motiven, mit denselben geschichtlichen oder nichtgeschichtlichen Personen, die späterhin auch in den Liedern des Zehnsilbenverses begegnen, an den Ufern der Adria blühte.

Nunmehr zur sprachlichen Analyse der Hektorović schen Bugarština-Lieder. In dem ersten Lied, das der Fischer Paskoj singt, begegnen folgende Formen: zagubio (Vers 564, 589), ostao (568), obljubio (571, 572), razdilio (574), und nur einmal pošal (573). In Vers 579 heißt es: u crnoj gori. Analysiert man ebenso das Lied „Vojvoda Radosav Siverinski i Vladko Udbinski" so begegnet man darin folgenden Formen: vidio (604), udrio (608), bio (610), padnuo (611), razredio (612), popio (626), spravio (627), razigrao (632), zaginuo (636), poklopio (639), otašao (640), upustio se (634), smirio (646), izvrnuo (648), kušao (653), unio (654), pristupio (661), pričao (662), odveo (664), postavio (669), privario (672), začuo (678), dozvao (680), pridao (681), poslao (682). Neben dieser beachtlichen Anzahl von Verbalformen auf -o begegnet im ganzen Lied keine einzige Form dieser Art auf -l; obgleich in der Sprache Hektorovićs ansonsten stets l-Formen erscheinen und er in nur wenigen Ausnahmen die jüngern auf -o, nämlich wenn es das Silbenmaß oder der Reim erfordert, gebraucht. Außerdem erscheint in diesem Lied dreimal anstelle der alten Lautgruppe čr- die neuštokav. Entsprechung cr- (crnom gorom 609, 610; crno ruho 669). Hektorović selbst schreibt črnorepi (eine Fischart; Vers 1115). Die alte Lautgruppe čr- ist bis heute auf der Insel Hvar erhalten. An morphologischen Innovationen ist die um die Silbe -ov- erweiterte Pluralform divne dvorove (664), für čakav. dvore) zu nennen. Ebenso aus dem Bereich lexikalischer Erscheinungen kirižija ‚Fuhrmann', für die entsprechende štokav. Lautung mit -dž- (kiridžija); indes zweifle ich daran, daß dieses Wort auf der Insel den breiten Schichten vertraut war. Heutzutage kennt man es nicht. Auf die beiden genannten Lieder folgt ein kurzes, ein „halblyrisches" (polumuška) mit dem Titel „I kliče devojka", das von beiden Fischern gemeinsam gesungen wurde, und zwar „einer tiefer haltend, der andere höher singend". Darin erscheint zweimal die Form glasove statt čak. glase. Sie steht nicht aus metrischem Grund; denn einer der Verse, in denen sie vorkommt, hat 18 Silben, während 15 oder 16 Silben an sich genügten. Übrigens haben auch die übrigen Verse

eine ungleichmäßige Silbenzahl. In diesem Lied erscheinen auch noch folgende Turzismen: b a š a , a l u b a š a , s u b a š a. Es ist kaum anzunehmen, daß die Fischer die wahre Bedeutung dieser Wörter kannten. Im letzten Vers dieses Gedichtes wird auch das Wort k a l u j e r genannt, das dortselbst im Zusammenhang mit dem Gottesdienst auf dem Berg Athos erwähnt wird. Den Gebildeten war dieses Wort zweifellos vertraut; denn auch H e k t o r o v i ć gebrauchte es in der Briefüberschrift an Dom Mavro, einen Mönch (k a l u j e r) aus Ragusa. Neben der gewöhnlichen Bezeichnung Frater konnte man in der katholischen Kirche auch die Bezeichnung k a l u d j e r (čak. k a l u j e r ‚Mönch') für eine bestimmte Rangstufe der Fratres hören, gewöhnlich jedoch bei den Benediktinern. Indes, da diese Bezeichnung mit dem Kult auf dem Athos verknüpft ist, so liegt zweifellos eine Anspielung auf einen orthodoxen Geistlichen vor, zumal es auf dem Athos keine Fratres gibt und die Inselbewohner in jener Zeit wie H e k t o r o v i ć selbst religiöse Menschen waren, die der röm.-kath. Kirche angehörten. Darauf deuten die religiösen Reflexionen in den Werken H e k t o r o v i ć s , L u c i ć s , M a r u l i ć s und anderer Schriftsteller jener Zeit hin, sowie nicht zuletzt auch eine große Anzahl von Kirchen und Kapellen, die ungefähr damals erbaut wurden. Es ist daher der Gedanke, die Fischer hätten selbst das Lied gedichtet, in dem Andrijaš aus Hvar den Wunsch zum Ausdruck bringt, Mönch zu werden, um Gott auf dem hl. Berg Athos gefällig zu sein, so gut wie ausgeschlossen. Übrigens heißt es in diesem Lied, das Mädchen war von den Ufern der weißen Donau; außerdem ruft es Šišman zu Hilfe. Dieser Šišman war der letzte bulgarische Zar (Johann Šišman III.), der 1372 die osmanische Oberherrschaft anerkennen mußte, und nach dessen Tode (1394) verleibte Sultan Bajazid Bulgarien dem osmanischen Reich ein[6]). Im Lied finden neben Šišman noch die Namen Pajazit (= Bajazit) sowie Andrijaš und Lazar Erwähnung, die uns besonders an die geschichtlichen Personen jener für das bulgarische und serbische Volk so tragischen Tage gemahnen, die in den Volksliedern ausführlich besungen werden.

In den epischen Liedern des „Ribanje" sind alle Motive aufs engste mit Serbien, der Donau und Bulgarien verknüpft (z. B. Radosav Siverinac, d. h. aus Turn Severin, der rumän. Stadt auf dem linken Donauufer; Vladko, der Held aus Vidin in Bulgarien, auf dem rechten Donauufer; Marko Kraljević und dessen Bruder Andrijaš). Alle diese Motive und Personen konnten, ausgenommen den be-

[6]) Vgl. T. M a r e t i ć , Naša narodna epika, Agram 1909, S. 183.

kannten Marko Kraljević und dessen Bruder Andrijaš, ebenso wie die sprachlichen Eigenheiten, nicht Eigentum und Besitz der Fischer von Hvar sein, auf daß diese selbst in der Lage gewesen wären, sich dieses Lied auszudenken und zusammenzureimen; selbst nicht auf Grund gewisser mündlicher Überlieferungen von diesen Geschehnissen. Alles das war folglich nicht deren Gut, sondern sie mußten diese Lieder aus štokavischem Munde vom Festland übernommen haben und paßten sie in gewissem Sinne dem eigenen, čakavischen Dialekt an, und zwar das eine mehr, das andere weniger. Von allen drei Liedern läßt sich sagen, daß sie als Übernahme aus der ursprünglichen Dialektheimat (A) in eine andere (B) zustande kamen, und zwar durch Umsetzung des Dialekts A in den Dialekt B, insofern der Vers es gestattete, oder umgekehrt, wie das auch A. Leskien[7]) feststellte. Leskien stützt sich in seiner Untersuchung auf das čakavische Dialektgebiet. Er analysiert, nicht immer ganz genau, die Unterschiede zwischen dem što- und dem ča-Dialekt mit besonderer Berücksichtigung der Insel Hvar. Dabei analysiert er einige jüngere Lieder des Zehnsilbenverses; denn in älterer Zeit waren solche auf den Inseln nicht üblich. Er führt als Beispiel ein Lied an, das vom Festland herrührt, sowie ein weiteres, das auf der Insel entstanden ist. Letzteres ist sowohl durch sprachliche Besonderheiten als auch durch ein erwiesenes Inselmotiv, über die zufällige Tötung des Wahlbruders, als solches gesichert.

In einer Analyse der štokavischen (ekavisch, ikavisch und ijekavisch) Dialektmischung in der Volksdichtung der gleichen Gegend gelangte Leskien zu dem Schluß, daß man selbst im Bereich der Ikavci des öfteren ijekavische Formen vorfindet, sogar in Liedern ein und desselben Sängers.

Die Frage der ekavischen Formen in den genannten Liedern des „Ribanje" macht ebenfalls eine Erörterung notwendig. In der Sprache Hektorovićs sind Ekavismen sehr selten; sie begegnen zudem nur in bestimmten Vokabeln. In der Sprache der Volkslieder sind sie dagegen häufiger. Im ersten Lied über Marko Kraljević findet man vor: jelenčac (554), jelenka (560, 563); dagegen begegnet bei Zoranić nur jelin; außerdem devojka (571, 572, 577). Im zweiten Lied über Radosav Siverinac finden sich bereits mehrere

[7]) Ich bediente mich hierbei der ersten Variante der Feststellungen von A. Leskien, Über Dialektmischung in der serbischen Volkspoesie (= Berichte der Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. Bd. 62, Heft 5) Leipzig 1910 S. 132; diese kann nach Leskien dreifacher Art sein.

Ekavismen, und zwar in verschiedenen Wörtern: beli (598, 599, 663), vera (655, 672, 676), devojka (665), neverna (676), verna (680). Im dritten Lied „I kliče devojka": devojka (698, 699, 700, 703), bela (700), dobegla (705), vera (715). All die genannten Ekavismen begegnen auch in den Werken der čakavischen Schriftsteller jener Zeit und jenes Bereichs[8]). Einige davon treten in ekavischer und ikavischer Form (vera—vira) auf. Die ekavischen Formen devojka, bela und dobegla begegnen in der älteren čakavischen Literatur Mitteldalmatiens nicht. In der Dichtung „Planine" von Zoranić werden die Formen devojka und divojka promiscue gebraucht[9]). Den gegenwärtigen čakav. Mundarten Mitteldalmatiens sind die ekavischen Lautungen devojka, bela und dobegla nicht vertraut; sie haben dafür die ikavische Lautung. Auch die übrigen genannten Ekavismen begegnen mit Ausnahme von vera nicht im čakavischen mittleren dalmatinischen Bereich. Die Form vera findet Verwendung in der Bedeutung ‚Trauring'; doch handelt es sich hierbei nicht um eine ekavische Lautung, sondern um eine Entlehnung mit gleicher Bedeutung aus einem venezianischen Dialekt (venet. anello, anello matrimoniale, anello nunziale)[10])[11])[12]). Für „religio" findet nur die Form „vira" Verwendung.

Die Analyse der so zahlreichen Ekavismen dieser Volkslieder beweist, daß dieselben in einer solchen Anzahl den kürzeren Liedern čakavischen Dialekts in Mitteldalmatien völlig fremd sind, manchen sogar vollends. Es erscheint nötig, auf die zahlreichen Deminutiva und Hypokoristika besonders zu verweisen, die stets dem čakavischen Dialekt fremd waren und es auch heute noch sind; vor allem aber in epischen Liedern mit ernstem Inhalt. Solche Deminutiva sind plinka (525, 574), konjica (529, 640, 717), srdašce (537, 541,

[8]) Vgl. M. Rešetar, Primorski lekcionari XV vijeka (= Rad Bd. 134) Agram 1898, S. 109—110; G. Ružičić, Jezik Petra Zoranića (= Bibliot. Južn. filol. 2), Belgrad 1930, S. 43—72; M. Hraste, Crtice o Marulićevoj čakavštini (= Zbornik M. Marulića), Agram 1950, S. 251; J. Badalić, Marulićevi hrvatski autografi u arhivu Jugosl. akad. (= Filologija 1), Agram 1957, S. 44.

[9]) Vgl. G. Ružičić, a.a.O. S. 56, 68.

[10]) Cappuccini-Migliorini „Vocabolario della lingua italiana", ed. Paravia, 1947, pag. 1759.

[11]) F. Palazzi „Nuovissimo dizionario della lingua italiana, II. ed., Mailand, Ceschina, pag. 1311.

[12]) N. Zingarelli „Vocabolario della lingua italiana", 2a. ed. 1924. Bieti e Reggiani, Mailand, pag. 1681.

559), sabljica (541, 550, 641, 651, 716, 717), brajen (542, 562, 566, 581, 586), jelenčac (554), jelenka (559, 563), drumak (555, 561), stražica (612, 618), šćitak (639, 650, 651), ramenak (641), mlajahan (666, 703). Eine solche Anzahl von Deminutiva könnte nur zu einem lyrischen Lied passen, kaum jedoch in ein episches. Dem ča-Sprecher Mitteldalmatiens liegen Augmentativa näher als Deminutiva. Dagegen gebraucht derjenige des kroatischen Küstenlandes und Istriens eher Deminutiva, wohl wegen der Nachbarschaft des kaj-Dialekts, dem es daran nicht gebricht. Auch einige andere Bezeichnungen, die in diesen Liedern begegnen, sind den Inselbewohnern nicht sehr vertraut, wie z. B. drumak oder drum, gizdav, ostroga, karavana u. ä. All das nötigt uns zu der Überzeugung, daß diese drei Lieder, die die Fischer von der Insel Hvar sangen, nicht nur in ihren Motiven sondern auch der Sprache nach dem damaligen Dialekt dieser Insel fremd waren. Demgegenüber ist in dem Bugarštica-Lied „Majka Margarita", das J. Barakovi ć (1547—1628) aus Zadar in der „Vila Slovinka"[13]) veröffentlichte, alles čakavisch: sowohl das Motiv als auch die Sprache und der Geist. In ihm beklagt der Volkssänger das Unglück der Mutter Margarita, die ihre beiden Söhne, die auf der Galeere des venezianischen Dogen Dienst leisteten, verlor. Das einzige štokavische Kennzeichen dieses Liedes ist die Pluralform jadovi statt jadi, obgleich auch die kürzere Form in dem gleichen Lied vorkommt. Hier steht die längere Form (jadovi) eindeutig als Erfordernis des Verses; der Sänger benötigte fünfzehn Silben, während die kurze Pluralform nur vierzehn ergeben hätte. Auch in diesem Lied gibt es viele Deminutive, die einer Volksballade dieser Art gut anstehen; denn in ihr gibt eine Mutter ihren zartesten Empfindungen über den Verlust der Söhne Ausdruck. Eine Gebirgsvila, die sie zu trösten versucht, spricht im gleichen Sprachton; sie bedient sich gleicher oder ähnlicher Deminutiva und Hypokoristika.

Nachdem wir auf diese Weise festgestellt haben, daß die drei Volkslieder des „Ribanje" nicht auf der Insel Hvar entstanden sind, sondern vom Festland dorthin gelangten, erscheint es zweckmäßig, einiges darüber zu sagen, aus welcher Gegend diese herrühren. Auf diese Frage jedoch fällt eine Antwort schwer; vermutlich aus Bosnien, das von Flüchtlingen im 15. und 16. Jh. nach dem Osmaneneinbruch verlassen wurde. Einzelne haben sich zu jener Zeit auch

[13]) Vgl. Stari pisci hrvatski, Bd. 17, Agram 1889, S. 128—133.

auf den dalmatinischen Inseln niedergelassen und wohl auch die epischen Volkslieder mitgebracht. Westbosnien kannte damals ikavische Lautung des ě, so wie zum größeren Teile heute noch, und somit wird auch leicht begreiflich, daß in diesen Liedern kein einziger Fall einer (i)jekavischen Aussprache des ě begegnet. Über diese Migrationen aus Bosnien im 15. Jh., und besonders nach der Insel Brač, handelte der von dieser Insel stammende A. Jutronić [14]).

Falls sich die Meinung von M. Moskovljević als richtig erweist, daß die ältere Bevölkerungsschicht in der Woiwodina und in Syrmien vor dem 15. Jh. überwiegend ikavisch war und sich die Ekaver dort erst vom Beginn des 15. Jh.s an in größerer Zahl ansiedelten[15]), könnten wir die Heimat der Bugarštica auch an die Donau verlegen, die als zentrale Gegend erwähnt wird, in der die Motive dieser Balladen, die sich im Werk von Hektorović befinden, lokalisiert sind.

Es erscheint angebracht, noch auf eine Tatsache hinzuweisen, auf die Hektorović selbst in seinem „Ribanje" V. 519 aufmerksam macht. Der Fischer Nikola fordert seinen Freund Paskoj auf, jeder solle eine Bugarštica zum besten geben, auf daß sie sich die Zeit auf der See vertreiben; jedoch „auf serbische Art", wie sie es immer tun, wenn sie unter sich sind. Daraus geht hervor, daß die Fischer die serbische Art des Singens kannten und ihnen bewußt war, daß in diesen Liedern serbische Motive vorliegen, die eben auf serbische Art zu singen sind. Daß die dalmatinischen ča-Sprecher die Begriffe kroatisch und serbisch voneinander unterschieden, wissen wir aus der Überschrift Marulićs zu dessen „Juditha", die dieser „in Versen kroatisch abfaßte". Die Fischer, Hektorović und das gesamte Volk jenes Gebietes liebten diese Volkspoesie und deren Motive. Sie erachteten sie als die ihrige; denn sie empfanden zutiefst das schwere Unglück, das zu jener Zeit das bulgarische und das serbische Volk überkam, wie es später auch die Kroaten auf dem Gesamtbereich von der Donau bis zur Adria betraf.

---

[14]) Naseljavanja Poljičana i ostalih Dinaraca na Brač, Glasnik Geografskog društva, Belgrad 1928, 144—48; Razvoj naselja i stanovništva ostrva Brača, Zbornik radova III. kongresa slovenskih geografa i etnografa u Kraljevini Jugoslaviji 1930, Belgrad 1933, 208—13; Bračka naselja i podrijetlo njegovog stanovništva, Brački zbornik I, Split 1940, 8—17.

[15]) Dijalektološka karta Vojvodine, Glasnik Jug. prof. društva, Bd. 18, 1938, S. 1063.

Dieses Volkslied mit seinen langen Versen (bugarštica) starb später aus, und es trat das epische Lied kürzeren Versmaßes mit den gleichen Motiven an dessen Stelle, das im 18., 19. und 20. Jh. durch den „Razgovor ugodni naroda slovinskoga" des Fraters A. Kačić Miošić im Volk Verbreitung fand. Außer diesem Werk von Kačić trug auch der Band „Narodna pjesmarica" zu Verbreitung der Volkslieder in Dalmatien mit bei, der von der Matica dalmatinska in erster Auflage 1865 herausgegeben wurde. So wurde zunächst die epische Volksdichtung längeren Versmaßes, danach diejenige kürzerer Verse allgemeines Volksgut, das in gleicher Weise von Serben und Kroaten geliebt wurde. Ich erinnere mich, als Kind von 4—5 Jahren im Dorf Brusje auf der Insel Hvar an langen Winterabenden, im eigenen wie in den benachbarten Häusern, dem Vorsingen aus Büchern mitzugehört zu haben. Gewöhnlich lasen die jüngeren, die des Lesens mächtig waren, daraus vor, und zwar im oberen Stockwerk, wo der Herd stand, während die Hausbewohner und die Nachbarn ringsherum saßen. Die Männer, erschöpft vom Tagewerk, lauschten, während die Frauen Schafwolle spannen, Strümpfe strickten oder nähten.

Das Volk, zu dem epische Volkslieder erstmalig im 15. Jh. gelangten, gewann diese Lieder lieb, so daß sie zu dessen treuen Begleitern, sowohl bei der Arbeit als auch in Stunden der Erholung wurden; und es wurde schließlich befähigt, selbst solche Lieder zu schaffen und alte, bekannte umzuformen, vor allem aber sie in das eigene Sprachgewand zu kleiden. Zu Beginn des ersten Weltkrieges verstummten diese Lieder; zunächst unter äußerem Druck, dann aber auch aus freien Stücken[16]).

[16]) Über das Singen dieser Lieder in Dalmatien, u. zw. ohne Guslebegleitung wie mit Gusle handelt der bekannte Forscher und Kenner der skr. epischen Volksdichtung der jüngsten Vergangenheit M. Murko, Tragom srpsko-hrvatske narodne epike, Agram 1951. Über den Gesang und die Sänger auf den Inseln Mitteldalmatiens vgl. S. 177 ff.

Bemerkungen zur Baumverehrung in Volksglauben und Brauchtum der Südslawen

Von WILHELM LETTENBAUER (Erlangen)

Zu den von Mannhardt, Frazer, Aničkov, Schneeweis u. a. geäußerten Ansichten über die Entstehung des Baumkults und über dessen Verbreitung sowohl bei allen bzw. fast allen indogermanischen Völkern als auch bei den Slawen im besonderen stehen die Bemerkungen, die Moszyński in „Kultura ludowa Słowian" über diesen Gegenstand macht, in scharfem Gegensatz. Er sagt zwar zu Beginn seiner Untersuchungen der Glaubensvorstellungen über die Pflanzen: „Unvergleichlich mehr Raum als die Steine nehmen im religiösen Leben der Slaven die Bäume und überhaupt die Pflanzen ein. Sehr bedeutsam ist vor allem die Stellung, die die Bäume innehaben." Dann aber fährt er fort: „Die religiösen Anschauungen, Riten und Glaubensvorstellungen, die sich um sie bei den verschiedenen Völkern spinnen, sind so vielseitig, knüpfen an so viele Erscheinungen des Lebens an, daß trotz vieler und gründlicher Studien (W. Mannhardts, J. G. Frazers u. a.) die Forscher bis zum heutigen Tag nicht ganz klar sehen in diesem Wirrwarr verschiedenartiger und aus verschiedenen Zeiten stammender Schichten, Verbindungen und Entgleisungen, den diese Riten und Anschauungen darstellen. Eines ist bei all dem für mich ganz klar: den Bäumen als solchen wurde bei den Slawen und überhaupt bei den Völkern Europas eine viel geringere Verehrung und im allgemeinen ein viel geringerer Kult erwiesen, als man gewöhnlich annimmt. Dasselbe kann man übrigens für die andern Völker nachweisen"[1]). Der zweite Teil dieses Zitats vor allem soll hier an Hand von Material aus Volksglauben und Brauchtum der Südslawen eingehender erörtert werden.

Die Vorstellungen auf primitiver Stufe stehender Völker von einzelnen Bäumen, vor allem fruchttragenden Obst- und Nußbäumen, als Trägern von Fruchtbarkeit gehen weit in die präanimistische Periode zurück und sind wohl im Kreis der Fruchtbarkeitskulte entstanden. Wenn freilich Mannhardt von der „Anschauung von dem im Baum verkörperten Dämon der Vegetation" spricht, der „in seiner sommerlichen Gestalt leicht umschlägt in eine gleichgestaltete Personifikation des Frühlings oder Sommers", oder von der „Baum-

[1]) Moszyński, K.: Kultura ludowa Słowian II, Krakau 1934, S. 520.

seele gefaßt als Genius des Wachstums"[2]), so dürfte es sich bei dieser Vorstellung kaum um eine spätere Entwicklungsstufe des Glaubens an den Baum als Wachstumsträger handeln.

L i u n g m a n hat Mannhardts „‚kollektivischen' Begriff", in den sich die Baumseele oder eine Schar von Baumgeistern, einen ganzen Wald oder die Gesamtheit der Bäume vertretend, verwandle, vor allem mit der Begründung abgelehnt, daß eine derartige „Kollektivierung" sich gegen die individuelle Natur der Seelenvorstellung richte, daß eine Verallgemeinerung, sofern man ihr begegnet, nicht gern über die Art hinausgehe und daß die damit verbundene Vorstellung sich dann der Machtvorstellung nähere. Er verweist auf solche Artseelen in Europa und in Sibirien, besonders bei den finnischen Völkern, ferner bei den Burmanen in Hinterindien, den Malaien im Indischen Archipel und bei den höherstehenden Ureinwohnern Amerikas; bei den Burmanen und Malaien spricht man von der Reisseele und der Reismutter, in Amerika von der Maisseele und der Maismutter. Sehr bemerkenswert ist sein Hinweis darauf, daß M a n n h a r d t den Unterschied zwischen der gebundenen Seele, dem freien Geist und dem in gewisser Beziehung zum Menschen stehenden Dämon nicht beachte[3]).

Den von dem englischen Missionar G o d r i n g t o n 1891 in die Wissenschaft eingeführten religionswissenschaftlichen Begriff des Mana, ein der Religion der Südseevölker entnommenes Wort mit der Bedeutung des „außerordentlich Wirkungsvollen", der „ungewöhnlichen Wirksamkeit der in Frage kommenden Erscheinungen des Daseins"[4]) bzw. die Art von „Macht" (mana), die sich in der Vegetation spezialisiert hat, will Liungman an die Stelle des Mannhardtschen Vegetationsdämons gesetzt wissen; er erwähnt, daß die Batak im Indischen Archipel demgemäß das Wort tondi (= „Macht", „Leben") für den Seelenstoff im Reis und nicht das Wort für die Seele eines Menschen im eigentlichen Sinn verwenden[5]).

---

[2]) M a n n h a r d t, W.: Wald- und Feldkulte der Germanen und ihrer Nachbarstämme. I. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, 2. Aufl. Berlin 1904, S. 155.

[3]) L i u n g m a n, W.: Traditionswanderungen Euphrat — Rhein. Studien zur Geschichte der Volksbräuche I, Helsinki 1937 (FF Communications Nr. 118), S. 335—342.

[4]) L e h m a n n, F. R.: Mana. Der Begriff des „außerordentlich Wirkungsvollen" bei Südseevölkern, Leipzig 1922, S. 67.

[5]) L i u n g m a n, W.: Traditionswanderungen.. S. 341 f.

Mana ist eine „Bezeichnung für das Wirksame, für das Tätige selbst ..., zumal für das Wirksame in besonderer Form oder in außerordentlichem Grad"[6]). Mana kann Menschen, Tieren, Dingen, Geistern und Göttern innewohnen. Die Vorstellung vom Baum als Fruchtbarkeitsträger würde mit dem von Lehmann genannten Begriff des „Pflanzenmana" zu verbinden sein, insofern auch den Pflanzen (und Steinen) das in ihnen wirkende Mana (oder das im Wesentlichen das Gleiche bedeutende Orenda des Indianerstammes der Irokesen) ermöglicht, eine nützliche, heilende oder auch schädliche Kraft zu verleihen.

Die Anschauung, daß bestimmte Bäume irgendwie zur Förderung des Wachstums, der Fruchtbarkeit dienen können, und damit zusammenhängende Bräuche sind jedenfalls in der neueren Zeit bei den Slawen sehr verbreitet gewesen. Alles, was zur Hebung der Fruchtbarkeit, zur Vermehrung des Ernteertrags beitragen konnte, mußte den naturverbundenen, vom jeweiligen Ergebnis der Ernte in starkem Maß abhängigen Slawen als willkommene Hilfe erscheinen, die nicht zu gebrauchen oder zu vernachlässigen als Vergehen gegolten hätte. Sehr viele mit einer Art von Baumkult in Beziehung stehende Bräuche haben sich daher eng in den Rahmen des landwirtschaftlichen Brauchtums eingefügt. L. Niederle faßt seine Ansicht über die uns bekannten früheren Kulte der Slawen in die Worte zusammen: „Der Slawe hing am Ende der heidnischen Zeit mit seinem ganzen Leben an der Natur. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, Gedeihen oder Nichtgedeihen der Feldfrüchte und des Viehs, ... all das berührte ihn am meisten und am wirksamsten. Daher haben auch die meisten alten Kultakte, soweit wir über sie etwas wissen, landwirtschaftlichen Charakter und bezwecken die Erfüllung landwirtschaftlicher Bedürfnisse."[7]).

W. Wundt, überzeugt davon, daß unter allen Kultformen die Vegetationskulte, in ihren Anfängen weit in eine primitive Kultur zurückreichend, eine zentrale Stellung einnehmen, meint, diese Kulte seien getragen vom dringendsten Wunsch nach Hilfe, „von der Not der Fristung des Lebens durch die notwendigen animalischen und vegetabilischen Nährmittel und von dem Bestreben, diese allezeit in Fülle zur Befriedigung der Bedürfnisse bereit zu halten"[8]).

---

[6]) Lehmann, F. R.: Mana, S. 85.

[7]) Niederle, L.: Slovanské starožitnosti. Oddíl kulturní. Život starých Slovanů. Díl II, sv. 1, 2. Aufl. Prag 1924, S. 24 f.

[8]) Wundt, W.: Völkerpsychologie IV, 2. Aufl., Leipzig 1910, S. 526 f.

Aničkov schreibt den Baumkulten der Slawen vorwiegend landwirtschaftliche Bedeutung zu; der Kult der Bäume habe sich hartnäckig erhalten und nehme im zeremoniellen Brauchtum einen breiten Raum ein, oft in Verbindung mit der Beschwörung des Regens, die die Grundbedeutung der Wasserkulte darstelle[9]). An anderer Stelle versucht er die Möglichkeit des Aufkommens von Baumverehrung durch wirtschaftliche Motive aufzuzeigen. Er verweist auf die beharrlich im Volksbewußtsein sich erhaltenden Bräuche des Blumensammelns und Schmückens mit Blumen gegen Ende des Frühjahrs. Der Blumenverehrung liege das Bestreben zugrunde, die Blüte des Getreides zu unterstützen und zu beschleunigen; er stützt sich dabei auf Frazers Ausführungen über die sympathetische Beschwörung der Pflanzen. Die Beschwörung des Blühens der Getreidegräser sei somit als ältere Erscheinung anzusehen als die Baumverehrung selbst. Und gerade auf der Grundlage solcher Arten der Beschwörung, die sich in den Jahr für Jahr wiederholten Riten herauskristallisiert hätten, könne allmählich die Vorstellung von der Göttlichkeit einiger Bäume und Baumgattungen entstanden sein[10]).

Gegen Aničkovs Ansicht von der Priorität der Blumenverehrung gegenüber der Verehrung von Bäumen wäre der Gedanke Wundts anzuführen, daß unter den Pflanzen der Baum im Vordergrund der mythologischen Apperzeption stehe. Wundt nennt ein Analogon in der bildenden Kunst; bei der Säule, die den Baumstamm nachbilde, diene zum erstenmal die Pflanze als Vorbild, worauf erst in einem gewissen Abstand das Blätter- und Blumenornament folge[11]).

Aničkov zählt zu jenen Gelehrten, deren Ansichten über die Baumverehrung bei den Slawen und über den Baumkult im allgemeinen Moszyński scharf ablehnt. Zwei wichtige Begriffe der volkskundlichen Forschung über die Stellung des Baums im Volksglauben sind es vor allem, die Moszyński als irrig bezeichnen oder wenigstens in ihrer bisherigen Bedeutung weitgehend einschränken zu

---

[9]) Aničkov, E. V.: Jazyčestvo i drevnjaja Rus', Petersburg 1914, S. 295.

[10]) Aničkov, E. V.: Vesennjaja obrjadovaja pesnja na zapade i u slavjan, Petersburg 1903, S. 167 f.

[11]) Wundt, W.: Völkerpsychologie IV, S. 168; vgl. Sadnik, L.: Südosteuropäische Rätselstudien, Graz—Köln 1953, S. 49 Anm. 24 über den kosmischen Baum und die ältere Vorstellung der Weltsäule, die bei den Balkanvölkern mehrmals festzustellen ist; Closs, A.: Die Religion der Germanen in ethnologischer Sicht (in: Christus und die Religionen der Erde, Wien 1951, II S. 339): die Weltesche als „eminent wuchshaftes, spannungsreiches und mit Motiven und Symbolen aller Art geladenes Symbol der Grundsituation alles Lebendigen".

müssen glaubt: die Vorstellung einer Baumseele und den Kult der Bäume als solcher, nicht den Kult einer in oder auf dem Baum wohnenden oder vorübergehend sich aufhaltenden Gottheit. Die Vorstellung einer Baumseele lehnt er für die Slawen, zweifellos mit Recht, fast gänzlich ab; übrigens glauben, so berichtet er, die nichtslawischen Bewohner des mittleren Wolgagebiets, z. B. die Tscheremissen und Wotjaken, an das Vorhandensein einer Pflanzenseele, da jene zur Baumseele beten, diese dem Getreide eine Seele beilegen. Die Verehrung von Bäumen oder Baumgattungen ist für ihn in der Mehrzahl der Fälle eine verhältnismäßig späte Erscheinung, die verschiedene Ursachen haben kann, wie ungewöhnliche Form des Baums. In vielen Fällen sieht er als Grundlage den unter den Bäumen verschiedenen Göttern und Geistern erwiesenen Kult, wobei die Kulthandlungen für diese Dämonen entwicklungsgeschichtlich nichts mit den Bäumen Gemeinsames haben, später aber leicht auf den Baum, unter dem sie oft stattfanden, bezogen wurden konnten[12]).

A n i č k o v s Auffassung vom Ursprung der Baumverehrung aus wirtschaftlichen Gründen dürfte kaum aufrechtzuerhalten sein. Wenn aber Moszyński unter den sieben Punkten, unter denen er die Gründe für das Aufkommen einer gewissen Art religiöser Verehrung von Bäumen bei den Slawen zusammenfaßt, das wirtschaftliche Motiv, wohl zu Recht, nicht nennt, so scheint er doch die spätere landwirtschaftliche Bedeutung solchen Kults zu wenig berücksichtigt zu haben. Da sein Werk schwer zugänglich und noch nicht übersetzt ist, seien zunächst jene sieben Gruppen genannt:

1. Bäume, die Heiligtümer, Statuen und Bilder von Heiligen, Kreuze, heilige Quellen und andere heilige Stätten, Gräber und Kapellen umgeben;

2. Bäume, auf denen nach der Überlieferung die Mutter Gottes oder ein Heiliger sich dem Volk gezeigt haben oder weilen soll oder auf denen dämonenartige Wesen (Vilen u. a.) sich aufhalten oder gesehen worden sein sollen;

3. die sog. sjenovita drveta („Schattenbäume") im Osten Serbiens und Kroatiens;

4. Gattungen bestimmter Bäume in mehr begrenzten und vereinzelten Gebieten, die aus Menschen, in der Mehrzahl der Fälle aus verwünschten Menschen entstanden sein sollen;

5. Bäume von ungewöhnlicher Form, z. B. mit gekrümmten Ästen in Gestalt eines Reifens;

[12]) M o s z y ń s k i , K.: Kultura ludowa. II, S. 521.

6. einzelne Bäume, denen heilende Kraft zugesprochen wird;

7. in geringer Zahl alte Bäume oder Haine, von denen die Volksüberlieferung oder die ethnographische Quelle nur erzählt, daß man sie ehren müsse und nicht fällen dürfe; diese Gruppe enthalte wohl fast ausschließlich Bäume, die an sich zur 1. 2. und 6. Gruppe zu zählen seien, für deren Verehrung aber das Volk keine Begründung gebe, da man sie vergessen habe, oder bei denen die ethnographische Quelle die Ursache der Verehrung nicht nenne[13]).

Was die erste Gruppe betrifft, so dürfte zu vielen solcher Bäume erst nachträglich im Gefolge der Christianisierung eine Kapelle, Statue oder ein anderes Zeichen christlicher Herkunft gesetzt worden sein, das die dem Baum etwa erwiesene Verehrung im christlichen Sinn umdeuten sollte. Wenn die Linde im Westen des Balkans (anders als im mittleren und östlichen Teil, wo sie in Kult und Brauchtum nur geringe Bedeutung hat), ähnlich wie beim westlichen Teil der Nordslawen, bei Tschechen und Polen, auf besondere Weise mit der Verehrung Mariens verbunden ist, oft Marienbilder an Lindenstämmen zu sehen sind, so läßt sich daraus schließen, daß die Linde dort in früherer Zeit allgemein verehrt wurde, denn ihre große Bedeutung in der Marienverehrung ist wahrscheinlich auf den Einfluß kichlicher Kreise zurückzuführen, die der Verehrung dieses Baumes durch dessen Verbindung mit der Gottesmutter den der christlichen Religion widersprechenden Sinn nehmen wollten. In Deutschlanad, wo vor allem die Verehrung der Eiche üblich war, was u. a. aus vielen Sagen über heilige Eichen hervorgeht, wurde die heidnische Verehrung mancher Eichen auf Heilige, besonders auf Maria übertragen, sog. Marieneichen gibt es im ganzen deutschen Sprachgebiet[14]).

Auf eine bemerkenswerte Mitteilung Vladimir L a m a n s k i j s über Baumverehrung bei den Südslawen im 17. Jh. hat A n i č k o v aufmerksam gemacht[15]). In einem der Hefte der „Živaja Starina" (1893, vypusk I, S. 133 f.) berichtete L a m a n s k i j über einen italienisch geschriebenen Brief eines nicht genannten Geistlichen, der im 17. Jh. Slawonien besucht hat. Dieser Brief, der 1629 oder 1630 nach Rom gesandt wurde, enthält neben Klagen über den Niedergang des katholischen Glaubens in den slawischen Ländern die Beschreibung eines Überrests aus dem Heidentum in der Provinz Požega in Sla-

[13]) ebda. S. 520 ff.

[14]) Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens II, Sp. 647.

[15]) A n i č k o v, E. V.: Vesennjaja obrjadovaja pesnja ... S. 161.

wonien. Es heißt dort: „In der Provinz Possega im Herzogtum Zerni (nella provincia di Possega nel ducato Zerni) steht an einem einsamen Ort ein Lipa genannter Baum (chiamato Lipa), bei dem sich an jedem ersten Sonntag des neunten Monats eine Menge Türken und Christen versammeln. Ein Priester aus der benachbarten Pfarrei hält dort für ein Almosen, das er sammelt, eine Messe. Sie verehren den Baum, küssen ihn wie eine Reliquie und berichten, daß er Wunder wirke und diejenigen heile, die ihm Opfer bringen."

Hier findet sich noch eine eigenartige, vielsagende Mischung aus Heidnischem und Christlichem. M o s z y ń s k i , der den Brief ebenfalls erwähnt, verweist darauf, daß der erste Sonntag des September gewöhnlich dem feierlichen Fest der Geburt Mariae vorhergehe. Daß die heidnischen Elemente in dem beschriebenen Brauch das Ursprüngliche sind, dürfte keinem Zweifel unterliegen; vor allem das Opfern zeigt in diese Richtung. Andere Einzelheiten, wie das Verhalten des Volks zur Wunder wirkenden Linde gleichwie zu einer Reliquie, lassen ehestens an den Machtglauben, an den Orendismus denken, „die ursprünglichste Gottesvorstellung überhaupt", wie man ihn genannt hat (Managlaube, Präanimismus sind andere Bezeichnungen für dasselbe Phänomen), Kraft als „ein unpersönliches Fluidum, das in einem bestimmten Objekt wirkt"[16]). Und wenn Moszyński zu erkennen glaubt, daß in jenen slawischen Ländern, in denen der gewissermaßen liturgische Wert der Linde genau bestimmt sei, sie besonders mit der Marienverehrung sich verbunden habe, so sagt dies kaum etwas über Geister oder Dämonen aus, die, in oder auf dem Baum wohnend gedacht, vor dem Einsetzen des Baumkults verehrt worden wären, wohl aber spricht es für die Wahrscheinlichkeit, daß hier „Macht" (Mana) im Begriff war, sich in der Vegetation zu spezialisieren und zwar in der Linde als einer Art, worauf die Kirche mit der „Liturgisierung" dieses Baums geantwortet hat.

Mit dem Begriff des „Machtglaubens", des Orendismus läßt sich auch das Problem der „sjenovit"-Bäume der Serben und Kroaten leichter bewältigen als mit der Annahme, daß eine animistische Vorstellung zugrunde liege. Vuk S t e f a n o v i ć K a r a d ž i ć berichtet in der 2. Ausgabe seines „Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika" von 1852 über diese Bäume und wiederholt den Bericht im Buch „Život i običaji naroda srpskoga" von 1867 mit folgenden Worten: „In der Landschaft Grbalj heißt es, es gebe unter den großen Bäumen

[16]) Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens VI, Sp. 1300.

(Buchen, Eichen usw.) solche, die man als sjenovit bezeichnet und die eine solche Kraft enthalten, daß derjenige, der sie fällt, sofort stirbt oder lebenslänglich kränkelt. Wenn jemand fürchtet, daß der von ihm gefällte Baum sjenovit war, soll er auf dem Baumstumpf mit derselben Axt einer lebenden Henne den Kopf abschlagen, dann wird ihm nichts geschehen, auch wenn der Baum sjenovit gewesen ist."

Dieses Zitat erläutert Schneeweis mit den Worten: „Sjen m. bedeutet „Schatten", da aber nach primitivem Glauben Schatten und Seele häufig gleichgestellt werden, so handelt es sich hier um einen Baum, in dem ein Dämon seinen Sitz hat"[17]). Da Schneeweis einerseits dem Wort Schatten die Bedeutung Seele beilegt, andererseits von einem Dämon spricht, der sich im Baum aufhält, ist nicht klar zu erkennen, ob er den Begriff der „Baumseele" als für die Serben und Kroaten geltend betrachtet; er zieht im Grundriß überhaupt keine scharfe Grenze zwischen Baumseele, Baumgeist und Baumdämon. Bei näherem Studium seines Buchs gewinnt man allerdings den Eindruck, daß er in seinen Auffassungen über die Baumverehrung den Gedanken Mannhardts und Frazers folgt.

Die Tatsache, daß die Landschaft Grbalj im südlichen Dalmatien unmittelbar an Montenegro grenzt, veranlaßt Moszyński, die Äußerungen Rovinskijs, dessen Werk er nicht nennt, über die sog. Schatten und Schattenorte (sjenovita mjesta) in Montenegro seiner weiteren Beweisführung zugrundezulegen[18]). Für Rovinskij ist türk. djin, der einen bestimmten abgesonderten Ort, einen Berg, Wald, See u. ä. beschützende Geist, montenegrinisch sjen und sjenovik. Ein solcher sjen befinde sich auf dem Recki Kom (Name eines Bergs in Montenegro), der daher auch sjenovito mjesto heiße; wer sich dort aufhalte, erleide große Angst infolge der sich ereignenden Wunder; bis in die neuere Zeit habe man beobachtet, daß es nicht erlaubt war, von dort eine Rute, einen Grashalm oder Granatobst wegzutragen, das man aber dort selbst nach Belieben verzehren könne; auch jedes Haus habe seinen sjen, seinen Schutzgeist. Für Moszyński geht aus Rovinskijs Äußerungen hervor, daß die Schat-

[17]) Schneeweis, E.: Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten, Cilli 1935, S. 28.

[18]) Rovinskij, P. A.: Černogorija v jeja prošlom i nastojaščem. Geografija. Istorija. Etnografija. Archeologija. Sovremennoje položenije. Tom I, II, 1. 2. 3. 4. Petersburg 1888, 1897, 1901, 1905, 1909 (Sbornik otd. russk. jazyka i slov. Imp. Akad. Nauk T. 45, 63,3, 69,1, 80,2, 86,2.

tenbäume einst als Sitze von Geistern galten, die man sjen „Schatten" nannte. In Grbalj, meint er, verschwand vielleicht im Lauf der Zeit die Erinnerung an diese Dämonen, im benachbarten Montenegro aber blieb sie erhalten. Daher sei die den Schattenbäumen in Grbalj bezeigte Verehrung eigentlich reiner Dämonenkult.

Das Zitat aus Vuks Wörterbuch ist jedoch, vom Begriff des Orendismus her gesehen, so eindeutig, daß die Erklärung, die Schneeweis dazu gibt, als willkürlich und nicht stichhaltig erscheint und daß auch die Deutung des sjen als Schutzgeist hier nicht das Ursprüngliche zu treffen scheint. Auch den mit magischen Elementen durchsetzten Brauch der Serben, eine Prozession zum Schutzbaum des Dorfes abzuhalten, erklärt Schneeweis als Dämonenverehrung, wenn er ihn folgendermaßen schildert: „Die slavisch-heidnische Baumverehrung (der Baum als Sitz eines Dämons!) lebt heute in verchristlichter Form und in vereinzelten Bräuchen fort. Fast jedes serbische Dorf weist einen zapis auf: das ist ein heiliger Baum, zu dem man alljährlich zur Zeit der Saatenreife eine Prozession, litija, veranstaltet und ihn in der Richtung des Sonnenlaufs dreimal umwandelt, worauf der Pope einen kurzen Gottesdienst hält, das in den Baumstamm geritzte Kreuz mit dem Messer erneuert und mit Wachs verklebt. Von diesem Baum darf man keine Früchte pflücken, niemand darf hinaufsteigen. In den früheren Zeiten schlachtete man vielfach bei diesem Feste sogar ein Lamm unter dem Baum und sprengte ihn mit Blut"[19]). Nichts außer der Deutung Schneeweis' selbst spricht hier von der Vorstellung eines im Baum hausenden Dämons, auch nicht die angefügte Bemerkung, dem serbischen zapis entsprächen bei den Kuči in Montenegro die „osvještani dubovi", die geweihten Eichen.

Was Marinov über die Stellung der Eiche in den bulgarischen volksreligiösen Vorstellungen mitteilt, ist wiederum im Sinn des Managlaubens eindeutig und bedarf keiner ergänzenden Einfügung eines Dämonenkults: Die Eiche mit ihren Abarten, wie Steineiche, Speiseeiche, Wintereiche, Zerreiche, wird im bulgarischen Volksglauben mit religiöser Verehrung betrachtet. Der Weihnachtsklotz muß von einer Eiche genommen werden. Am Ignatiustag, am 20. Dezember, kommt der Besucher mit einer von der Eiche geschnittenen Gerte oder mit Eichenlaub in der Hand ins Haus. Die kobilica, das Schulterjoch, das im Brauchtum eine wichtige Stelle einnimmt,

[19]) Schneeweis, E.: Grundriß S. 27.

mußte früher aus Eichenholz hergestellt werden. 150—200 Jahre alte Eichen werden als heilig verehrt. Einige Eichen gelten als heilende Bäume. Die roten Fäden und das Geld, mit denen in Bulgarien zuweilen Eichen geschmückt sind, sind Opfer, die von Kranken gebracht werden. Die Opfer, bei denen rituelle Bräuche stattfinden und Opfertiere geschlachtet werden, können nur bei der Eiche abgehalten werden. Die für die Opfer ausgewählten Eichen werden so verehrt, daß man sie für heilig hält und für religiöse Heilungen verwendet, d. h. für Heilungen, die der Glaube bewirkt. Im Dorf Lokorsko standen drei alte Eichen, die von den Bauern mit ängstlicher Ehrfurcht betrachtet wurden. Bei diesen Eichen hielt man einst die Gottesdienste ab, später, noch zu Beginn des 20. Jh.s, schlachtete man bei ihnen Opfertiere; noch vor wenigen Jahren pflegte man dort mit Heiligenbildern das Dorf zu verlassen und um die ganze Flurgrenze des Dorfes herumzugehen, um Fruchtbarkeit zu erbitten. Vor den drei Eichen blieb der Zug stehen; mit einem Bohrer wurde in sie ein Loch gebohrt, es wurde Öl von den Öllampen der Kirche hineingegossen und Weihrauch hineingelegt. Dann verstopfte man die Öffnung mit Wachs. Wenn es dann bei Marinov heißt, daß auf diesen Eichen einst Adler gebrütet haben sollen, die die Flurgrenze des Dorfes vor Hagel, Sturm und Ungeheuern behüteten, so handelt es sich hier nicht um eine animistische Vorstellung, sondern um den nach den Angaben von S. Trojanović, D. Kovačev und D. Marinov nur bei den Balkanslawen bezeugten Kult des Adlers, der in verschiedenen Gegenden in Verbindung mit den Hagelwolken gebracht wird[20]); die Erwähnung der Adler kann durchaus ein späterer Versuch der Erklärung des Eichenkults sein; es handelt sich hier um das mit „Macht" begabte Tier.

Auch außerhalb des Dorfes Dolni-Lom, Bělogradčiško, berichtet Marinov weiter, stand eine mit religiöser Ehrfurcht verehrte Eiche. In der Kirche der hl. Petka in Sofia ist ein Klotz von einer alten Eiche, der dem hl. Ferapont, Bischof von Zypern, geweiht ist. Fromme Gläubige schneiden Splitter von diesem Klotz ab und verwenden sie als Heilmittel. Diese Eiche war einst eine Opferstätte, bei ihr hielt man den Gottesdienst ab, und als die Kirche neben ihr erbaut worden war, wuchs die Eiche in einen Teil des Mauerwerks hinein. In Ustovo unweit Trnovo steht eine Zerreiche, von der erzählt wird, sie habe das bulgarische Zarenreich und dessen Nieder-

[20]) Lettenbauer, W.: Über Krankheitsdämonen im Volksglauben der Balkanslaven, in Serta Monacensia (Festschrift für F. Babinger), Leiden 1952, S. 125 f.

gang gesehen und die ganze fünfhundertjährige Knechtschaft Bulgariens überlebt[21]). In der Vita des hl. Feodosij, im 14. Jh. geschrieben, wird berichtet, bei Trnovo in Bulgarien sei eine Eiche verehrt worden[22]).

Wenn nach Moszyńskis Ansicht die kultische Verehrung des Baums sehr oft dem unter den Bäumen stattfindenden Kult von Dämonen und Gottheiten ihre Entstehung verdankt, der alte Volksglaube, der in den meist auf den Bäumen hausenden Vögeln die Seelen von Menschen, Dämonen und Gottheiten sieht, eine der wichtigsten Ursachen der Entwicklung und weiten Verbreitung der Baumverehrung ist dadurch, daß er mit der Anschauung vom Baum als Ruhestätte Verstorbener verschmilzt, so läßt sich einwenden, daß Baumverehrung dann nicht vor der animistischen Periode, also erst nach Entstehen des Seelenglaubens aufgekommen sein kann. Moszyński gibt, bei der Erwähnung des Opfers durch Serben und Kroaten auf den Stämmen der als Weihnachtsklötze gefällten Bäume sowie bisweilen auf dem Schaft der Hochzeitsfahne, selbst zu, daß eingehendere Forschungen vielleicht zum Nachweis führen könnten, daß diese Opfer für die Bäume bestimmt sind und seit langer Zeit für sie bestimmt waren und nicht für die sich dort aufhaltenden Dämonen, deren Rache man entgehen wolle; er glaubt in solchen Fällen den Begriff des Animatismus anwenden zu müssen[23]).

Gerade der Orendismus aber steht zum Animismus in jenem scharfen Gegensatz, der sich in Moszyńskis Darlegungen über den Baumkult, in seiner Polemik gegen Mannhardts Begriff der Baumseele ständig kundgibt. Während der Animismus die Erkenntnis der Persönlichkeit und des Dualismus von Leib und Seele voraussetzt, wirkt, anders als im animistischen Baum-, Tier-, Bild- und Totenkult, im entsprechenden orendistischen Kult der Baum, das Tier, das Bild, der Tote selbst infolge der ihnen innewohnenden Kraft. Das Orenda ist teilbar und übertragbar; auch in einem Teil eines orendistischen

[21]) Marinov, D.: Narodna věra i religiozni narodni običai, in Sbornik za narodni umotvorenija i narodopis, XXVIII, Sofia 1914, S. 42 f.

[22]) Niederle, L.: Slovanské starožitnosti II, 1, S. 76 Anm. 5.

[23]) Der Begriff des Animatismus oder der Animatisierung wurde geprägt von dem Engländer R. R. Marett. Dieser spricht in „The Threshold of Religion", London, 1. Ausg. 1909, 2. Ausg. 1914, von einer allgemeinen Belebung von Erscheinungen, die im primitiven Menschen wie im Kind Scheu und Verwunderung hervorrufen. Er nennt diese Belebung Animatismus und stellt sie dem Tylorschen Animismus gegenüber, nach dem viele leblose Gegenstände von den Primitiven unter den persönlichen Formen von Seelen oder Geistern aufgefaßt werden.

Objekts, etwa in einem Zweig[24]), einem Kranz, einem Tierfell ist die Kraft wirkend enthalten; beim animistischen Glauben ist ein persönliches Wesen, ein Geist oder eine Seele, mit dem Objekt verbunden, kann sich zwar von ihm trennen, ist aber nicht teilbar oder übertragbar[25]). Einer der ersten slawischen Folkloristen, die den Terminus Mana — Orenda übernommen haben, war Arnaudov[26]).

Es läßt sich nicht bestreiten, daß nach volksreligiösen Vorstellungen nicht selten Krankheitsdämonen in einen bestimmten Zusammenhang mit dem Baum treten. An anderer Stelle wurde darzulegen versucht, daß das Vorhandensein einer ungemein großen Zahl dieser Dämonen im Volksglauben der Balkanslawen, besonders der Bulgaren, letzten Endes zu einem erheblichen Teil auf Einflüsse benachbarter Völker nichtslawischen Stammes zurückzuführen ist. So berichtet die neugriechische Volkskunde, daß die großen und alten Bäume als von Geistern bevölkert gedacht werden und daß die Menschen es vermeiden, lange unter ihnen zu sitzen oder in ihrem Schatten zu schlafen, um nicht zu erkranken[27]).

Zur Abwehr solcher und anderer dem Menschen feindlich gesinnter Dämonen, wie Zauberer, Hexen, Vampire, Hageldämonen, kann neben anderem die einem einzelnen Baum bzw. jedem Baum einer bestimmten Art innewohnende Kraft genützt werden. Auch diese Vorstellung kann zur Baumverehrung führen. Das vorliegende Material läßt aber nicht erkennen, daß im apotropäischen Baum selbst Dämonen oder Geister als wirkend gedacht werden, die dem Menschen Schädliches abwehren oder unwirksam machen. So dient bei Kroaten und Serben vor allem der Schwarz- und Weißdorn zum Schutz gegen Vampire; bis in die neuere Zeit pflegte man das Grab eines vermeinttlichen Wiedergängers zu öffnen, den Leichnam mit einem Weißdornpfahl zu durchbohren und dann zu verbrennen[28]).

---

[24]) Schneeweis, E.: Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, Wien 1925, S. 184, bringt Beispiele für die Benennung von Zweigen mit badnjak (Weihnachtsklotz der Serben und Kroaten): Die in Slawonien von den Bauern am 24. Dezember als Lebensruten verwendeten Haselruten und die in Trebinje in der Weihnachtswoche zum Viehtreiben benützten Eichenzweige heißen badnjaci.

[25]) F. Pfister in Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens VI, Sp. 1300 f.

[26]) Arnaudov, M.: Očerki po bъlgarskija folklor Sofia 1934, im Abschnitt „Mana ili Orenda", S. 587—592.

[27]) Ζητήματα ἑλληνικῆς λαογραφίας ὑπὸ Γεωργίου Α. Μέγα. Τεῦχος τρίτον, Ἀνατύπιον ἐκ τῆς ἐπετηρίδος τοῦ λαογραφικοῦ Ἀρχείου, 1943 — 1944, S. 17 f.

[28]) Schneeweis, E.: Grundriß S. 21.

Manche serbische Volkserzählung schildert diesen Brauch[29]). Im Volksglauben der Bulgaren ist der Bergahorn ein zu verehrender Baum. Unter seinem Schatten kann man ohne Furcht vor bösen Geistern und vor Lähmung sitzen und schlafen. Die Hirtenflöten, mit denen die Schäfer auf den Bergweiden nahe den unberührten Samovilenseen Samovilen und Vilen bezauberten, mußten aus dem Holz des Bergahorns gefertigt sein. Auch unter einer Ulme glaubt man in Bulgarien sicher zu ruhen oder zu schlafen, da sich unter ihr nie böse Dämonen aufhalten. Haus und Hof, in deren Nähe Ulmen wachsen, sollen nie veröden, d. h. kein Übel, keine Krankheit dringt in sie ein. Die bei den Bauern als geheiligt geltenden Stätten sind in der Mehrzahl mit Ulmen bepflanzt. Wird in Bulgarien Wald gerodet, so läßt man alle wilden Birnbäume als Schattenspender während der Ernte stehen. Die Bulgaren sagen, man könne im Schatten der Birnbäume die Wiegen anbinden, ohne fürchten zu müssen, daß die Kinder vergiftet werden. Den Schatten der Birnbäume können böse Geister, die sich in der Nähe der Wiegen aufhalten, nicht überschreiten. Weihnachtslieder und Segenssprüche bezeugen diese Vorstellung. Der Dornstrauch schützt nach bulgarischem Volksglauben vor Pest, Cholera und andern Krankheiten. Den Weißdorn, auch wenn er als Stock getragen wird, soll die Eigenschaft auszeichnen, daß alle bösen Geister vor ihm fliehen[30]).

Nur ganz geringe Bedeutung für die Entwicklung von Baumkulten dürfte dem in Moszyńskis vierter Gruppe erwähnten Vorgang der Mythenbildung zuzuschreiben sein, der Auffassung, daß die Seelen gewisser Menschen nach deren Tod in Bäume übergegangen oder daß aus deren im Grab liegenden Leichen Bäume erwachsen seien. Solche Vorstellungen sind bei mehreren slawischen Völkern kein Bestandteil des Volksglaubens, sondern fast ausschließlich in der Volks- und Kunstdichtung wirksam. Wohl galt nach deutschen volksreligiösen Anschauungen der Wald als Aufenthaltsort der Verstorbenen, sollte der aus der Erde hervorsprießende und namentlich der aus den Gräbern Verstorbener emporwachsende Baum die Seele eines Menschen in sich aufgenommen haben[31]). Moszyński glaubt feststellen zu können, daß die Erzählungen über derartige Bäume bei den Slawen eher zu den Mythen und Überlieferungen gehören,

[29]) Vgl. Čajkanović, V.: Srpske narodne pripovetke, Belgrad 1929, S. 361 f., 367 f.

[30]) Marinov, D.: Narodna věra i religiozni narodni običai, S. 49 ff.

[31]) Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens I Sp. 955.

bemerkt aber, daß im östlichen und südlichen Slawentum tatsächlich primitive Menschen davon überzeugt seien, daß eine solche Verwandlung vor sich gehen könne. Nach den grundsätzlichen Ausführungen Wundts über die Frage der Baumseelen ist von dem Übergehen der Seele in eine Pflanze im Verhältnis zu ihren vielen Verkörperungen in Tiergestalt selten die Rede und werden die Zeugnisse für einen solchen Übergang desto spärlicher, je frühere Kulturstufen man betrachtet. In einigen Fällen, meint er, mag die Sitte, daß Sterbende sich im Wald verbargen, die Entstehung der Vorstellung vom Baum als Seelensitz veranlaßt haben; ferner finde man bei Natur- und Kulturvölkern in anthropogonischen Mythen nicht ganz selten die Vorstellung, daß Menschen aus Bäumen entstanden seien; manche Völker denken sich die Stammeltern des Menschengeschlechts als zwei nebeneinander gewachsene Bäume. Bisweilen werden aus solchen Mythen assoziative Umkehrungen entstanden sein, infolge deren dann der Baum als ein verwandelter Mensch angesehen wird. Die Bestattung sieht Wundt als ein Motiv an, das ohne Umkehr anthropogonischer Mythen zur Anschauung von der Verkörperung der Seele in einem Baum geführt haben kann[32]). In serbischen und bulgarischen Volksliedern ist solche Überlieferung dichterisch dargestellt, so in dem in der Übersetzung von Talvj mit folgenden Versen beginnenden Lied: „Wuchsen einst zwei Kiefern beieinander, Mitten eine Tanne schlanken Wipfels"[33]).

Auch die reinen Zauberverwandlungen, bei denen die verzauberten oder verwünschten Menschen in Bäume übergehen, ohne daß vorher die Bestattung stattgefunden hätte, finden sich in den Balladen und Liedern der Slawen nicht selten. Sie fehlen, wie W u n d t vermerkt, auf den frühesten Stufen der Märchenerzählung völlig, sogar im Märchen der Kulturvölker kommt diese Verwandlung noch selten vor. Sie dürfte hier erst nach dem Vorbild der Tierverwandlungen aufgekommen sein. Sogar in Ovids Werk erscheint sie noch als Ausnahme. Die meisten Verwandlungen von Menschen in Pflanzen finden sich in den Märchen der heutigen Griechen[34]). Daß ein solcher Übergang im Volksglauben der Südslawen als möglich erachtet wurde, dürfte aus Belegen hervorgehen wie den um die Jahr-

[32]) W u n d t, W.: Völkerpsychologie IV S. 165 ff.

[33]) K a r a d ž i ć, Vuk Stefanović: Srpske narodne pjesme II, S. 14—18, Belgrad 1895; Talvj, Volkslieder der Serben. Metrisch übs. und historisch eingeleitet, Leipzig 1853, I S. 283 ff.

[34]) W u n d t, W.: Völkerpsychologie V S. 229 ff.

hundertwende aufgezeichneten Worten aus einer volkskundlichen Befragung im kroatischen Kralje. Unter der Rubrik „vjerski život", Glaubensleben, heißt es am Schluß: „Prezviraca nema. A da bi ih bilo, svit bi ih prokleo i u drvo, i u kamen" (Werwölfe gibt es nicht. Wenn es sie gäbe, würden die Leute sie in den Baum und in den Stein verwünschen[35]).

Wer war Ludwig Franz Hack v. Ancherau?

Von BORIVOJE MARINKOVIĆ (Belgrad)

D. Popović vermerkt in seinem unlängst erschienen Aufsatz[1]) über den Autor der anonymen Erlanger Handschrift alter serbokroatischer Volkslieder, daß diese Frage einst auch den verstorbenen Drag. Kostić brennend interessierte. D. Kostić habe ihm (Popović) gelegentlich des Erscheinens seines Buches „*Belgrad vor 200 Jahren" (1935) seine eigenen Vermutungen dargelegt. D. Kostić vertrat damals die Meinung, Dr. Hack v. Ancherau wäre der Autor des genannten Sammelbandes und sei eine Zeitlang Arzt in Belgrad gewesen (nämlich während der österreichischen Herrschaft in Serbien 1718—1739). Kostić begann in dieser Richtung mit eigenen Forschungen. Auf Grund seiner Betätigung als Arzt, — so schloß D. Kostić —, hatte Hack eine ständige Berührung mit Serben verschiedenster Berufe und somit auch die Möglichkeit, zu Liedern verschiedener Herkunft zu gelangen. Dabei lieferte D. Popović Kostić einige Anhaltspunkte über Hack. Ob zu dieser Frage im Nachlaß des verstorbenen D. Kostić etwas erhalten ist, wußte D. Popović nicht.

Angeregt durch den Aufsatz von Popović durchsuchte ich einige Male den Nachlaß Kostićs (in Belgrad, Filipa Kljajića 48) nach Aufzeichnungen über Dr. Ludwig Hack. In einem Band diverser Notizen[2]) fand ich ein Faksimile der Erlanger Handschrift (EH) sowie Skizzen einzelner Initialen aus derselben nebst Abschriften einiger Textstellen. Auf Grund einer brieflichen Mitteilung G. Gese-

[35]) Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena VI, Agram 1901, S. 270.

[1]) Ko je autor, gde je i kada je nastao Erlangenski rukopis (= Godišnjak Muzeja grada Beograda, 1954, Bd. I S. 105—106).

[2]) Dieses Material befindet sich gegenwärtig im Archiv der Serbischen Akademie der Wissenschaften.

manns an Kostić vom 12. März 1936 darf der Schluß gezogen werden, Kostić habe vor diesem Zeitpunkt wohl seine gesamten Unterlagen über Dr. Hack Gesemann zur Durchsicht zugestellt. Ob dieses Material wieder in Kostićs Hände zurückgelangte, ist nicht bekannt; in Kostićs Nachlaß ist nichts davon enthalten. Ich fand lediglich einige Briefe, die ich im Folgenden verwerten konnte. Aus denselben läßt sich die Hypothese von Kostić in ihren Hauptzügen erkennen, wonach Hack der mögliche Autor der EH wäre. Indes muß hervorgehoben werden, daß die Kombinationen Kostićs ohne irgendeine ernst zu nehmende Beweiskraft blieben.

Ich habe zunächst nach Anhaltspunkten über den besagten Arzt Ausschau gehalten, und da ich diesen einen gewissen Wert für die Wissenschaft schlechthin beimesse, lege ich dieselben dar. Man weiß fürwahr auch heutzutage nicht, wer mit solch offensichtlicher Absicht, mit so viel Sinn und Geschmack, und doch wohl auch aus einer Begeisterung für die serbokroatische Volkspoesie, irgendwo zu Beginn des 18. Jh.s sich dazu aufraffte, einen beachtlichen Sammelband epischer und lyrischer Verse aufzuzeichnen.

Die Ansicht G. Gesemanns, wonach der Autor der EH weder ein Serbe noch ein Kroate oder Mohammedaner, sondern ein Ausländer, am ehesten ein Deutscher war, ist allgemein akzeptiert worden. Sie stützt sich darauf, daß derselbe „gewöhnt an die kyrillische sowie die lateinische Schrift, ja sogar ein Kalligraph und ein geschickter Maler von Kanzleiinitialen war, ... ein Militär- oder Kanzleibeamter aus der Verwaltung der Militärgrenze“[3]). Dieser Meinung trat A. Leskien als erster entgegen, und zwar auf Grund des Umstandes, daß auch „die Bosnier serbisch mit Hilfe des türkisch-arabischen Alphabets schreiben.“ So könnte der anonyme Aufzeichner nach Leskien ein Mohammedaner, „dem Blute und der Sprache nach ein Serbe aus Bosnien“ gewesen sein. Diese Auffassung hat Gesemann[4]) widerlegt.

D. Prohaska[5]) erkannte zwei Teile in der EH, die „zusammen ein gemischtes Ganzes von mohammedanischen und christlichen Liedern ergeben“. Ferner gelangte er mittels einer Analyse des Liedes Nr. 120 der Hs. zu dem Schluß, daß „der Aufzeichner (oder Abschreiber) dieser Volkslieder kein Schreiber einer Kanzlei der ehemaligen österreichischen Militärgrenze war“, sondern vielmehr eine Person,

[3]) Vgl. G. Gesemann, Erlangenski rukopis. Karlowitz 1925, S. CIV.

[4]) Vgl. a.a.O. S. LXX—LXXIII.

[5]) Naša narodna poezija, Subotica 1928, S. 117 ff.

die ein neutrales Verhältnis zu den Kämpfen zwischen Christen und Mohammedanern hatte, die sich zudem in keiner Amtsstellung befand; folglich vielleicht am ehesten ein Kaufmann oder schlechthin eine Person, die das (Volks)lied als Unterhaltung liebte und über die geographischen Namen sowie über die Stammesbezeichnungen der Südslawen sehr gut im Bilde war. Nach einer bestimmten Richtung hin brachte auch A. Schmaus[6]) Erwägungen zum Ausdruck, die gewisse Beobachtungen von Prohaska bestätigen. D. Popović[7]) näherte sich in seinen Untersuchungen weitgehend der Ansicht Gesemanns. Ihm zufolge war der anonyme Aufzeichner der EH ein Deutscher namens Johannes Gurschitz, ein „Gerichtsdolmetsch", später bei der Administration des „Prinzen" „raitzischer" oder „illyrischer" Dolmetscher. Gurschitz habe in Belgrad etwa 18 Jahre zugebracht (von 1721 bis zum 15. 4. 1739), woraus Popović den Schluß zog, die EH sei in Belgrad entstanden. Durch Vergleichung der Buchstabenformen von „o" und „c" in der EH mit denjenigen einer Ausfertigung von Gurschitz (vom 4. Mai 1711; zuerst als Auszug mitgeteilt bei G. Vitković[8]), gelangte Popović[9]) zu der Überzeugung, daß „sie von der gleichen Hand stammen". Indem V. Latković[10]) auf die Tatsache hinweist, daß die EH außer Liedern, die mit Örtlichkeiten Belgrads oder dessen Umgebung im Zusammenhang stehen, viel mehr Texte enthalte, die auf andere Gegenden Bezug nehmen, die sich ebenfalls identifizieren lassen, vermerkt der Rezensent Latković, daß auch die andere Hypothese Popovićs, nämlich Gurschitz könnte der Autor der Hs. sein, unzulänglich gestützt ist. In jedem Falle beweist das Ergebnis, zu dem Popović gelangt ist, daß ohne Zweifel „die Grenze des Bereichs, in dem der Sammelband nach Gesemann entstanden sei, nach Osten hin verschoben werden muß"[11]).

In diesem Zusammenhang ist eins von Interesse. Indem D. Popović seine Ansicht zu begründen suchte, wonach die EH in Belgrad entstanden sein könnte, lenkte er die Aufmerksamkeit auf das Lied Nr. 40 der Hs. Ihm ist es sogar gelungen, eine Person zu identi-

---

[6]) Studije o krajinskoj epici (= Rad JAZU Bd. 297), Agram 1953 S. 231 ff.

[7]) Vgl. Glasnik SAN Bd. I Heft 1—2, Belgrad 1949, S. 215.

[8]) Spomenici iz Budimskog i Peštanskog arhiva (= Gradja za noviju srpsku istoriju), Belgrad 1873, S. 148—149.

[9]) Vgl. Godišnjak Muzeja grada Beograda, S. 106 ff.

[10]) Prilozi za književnost ... Bd. XXI, Belgrad 1955, S. 158 ff.

[11]) Vgl. V. Latković, a.a.O.

fizieren: Ćel Nikola, der „im J. 1712 Bursche in der Metropolie war und im J. 1717 als Schenkwirt (mehandžija) erscheint"[12]). V. Latković[13]) vermerkt dieses Ergebnis als „interessant", was es in der Tat nicht mehr ist. Vor mehr als zwei Jahrzehnten gelangte D. Kostić auf Grund seiner Untersuchungen am Text der EH zu der Annahme, bestimmte Lieder müßten in Belgrad entstanden sein und ebenso sei Ćel Nikola in der Tat eine Person der Belgrader Gesellschaft zu Beginn des 18. Jh.s. Kostić erbrachte dazu die Belege in seiner ausholenden Besprechung[14]) des Werkes von Gesemann. Seiner Überzeugung nach mußte der anonyme Aufzeichner ein Deutscher sein; wahrscheinlich ein Militär- oder Verwaltungsbeamter, den man wohl mit der Kanzlei Alexanders v. Württemberg in Verbindung bringen darf. Dieser Koinzidenz zufolge kehrte Fürst Alexander möglicherweise gerade im J. 1733 aus Belgrad nach Württemberg zurück, aus dem auch jene Makulatur eines Kalendariums stammt, in die die EH „auf deutsch-österreichischem Gebiet eingebunden, wohin sie (damals?) von unserem nationalen Territorium, auf dem sie entstanden ist, gebracht wurde". Gewisse Latinismen, die im Text der Lieder begegnen, sind eine zuverlässige Quelle für die Behauptung, der Autor der EH war ein Deutscher und mußte die kyrillische Schrift und die serbische Sprache erst lernen, wie es scheint den štokavischen und kajkavischen Dialekt; doch konnte er auch ein wenig italienisch; zumindest beherrschte er die Orthographie.

Unter Berücksichtigung des Umfangs der EH, der Kalligraphie derselben, die durch den ganzen Text durchgeführt ist, sowie der Buntheit der Lokalitäten in den einzelnen Liedern, folgert Kostić folgendes:

1. der Aufzeichner der Hs. hatte zweifellos Gehilfen, die ihm die Texte beschafften, wodurch einzig und allein die sprachliche und orthographische Vielfalt der Lieder erklärt werden kann;

2. die Niederschrift nahm den Aufzeichner längere Zeit in Anspruch;

3. der Aufzeichner müßte die Möglichkeit gehabt haben, wohl im Zusammenhang mit seinem miltärischen Dienst, selbst Volkslieder aufzuzeichnen, und zwar auf einem viel weiteren Gebiet, als es ihm Gesemann durch sein Viereck absteckte. Dagegen mußte das

[12]) Popović, a.a.O. 106.

[13]) Vgl. a.a.O. S. 158.

[14]) Vgl. Južnoslovenski filolog, Bd. VI, Belgrad 1926—27, S. 278 ff.

Abschreiben der Texte zu einem Sammelband, nach Kostić, auf einem weit engeren Territorium vor sich gegangen sein. Dieses begrenzte Gebiet kann nicht am Rande unseres ethnischen Bereichs liegen, sondern irgendwo zentraler; am ehesten wohl in einer Garnison, einer national und stammesmäßig bunten Stadt, mit größerem Verkehr und einem Gemisch von Militär- und Verwaltungsbeamten: am ehesten doch wohl in Belgrad. Um diese seine Ansicht zu unterbauen, verwies Kostić auf das Lied Nr. 40, in dem er die wirklich einst existierende Gestalt des Ćel Nikola entdeckte. Da Kostić [15]) voraussetzte, Ćel Nikola könnte auch nach der Besetzung Belgrads (1717) sich am Hofe des Metropoliten aufgehalten haben, so folgerte er, gerade dieser konnte die Bekanntschaft des Autors der EH gemacht haben. So ergibt sich folgende Schlußfolgerung bei Kostić: der anonyme Aufzeichner (oder Sammler?) der Volkslieder war allenfalls ein Beamter einer österreichischen Verwaltung im besetzten Belgrad; er hat wohl in den Randgebieten die serbische Sprache sowie die kyrillische Schrift erlernt, in Belgrad dagegen seine Sammelarbeit abgeschlossen und dort auch begonnen, alle Texte abzuschreiben; die Mithilfe einer größeren Anzahl außenstehender „Mitarbeiter ist weit ausgeprägter, als bislang angenommen wurde" [16]).

„Wer und was war dieser Mann, der hundert Jahre vor Vuk, Goethe und Grimm auf den Gedanken kam, serbokroatische Volkslieder zu sammeln und aufzuzeichnen", fragt Gesemann [17]). Neben anderen Forschern suchte auch Kostić nach einer Lösung dieser großen Frage der Autorschaft der EH. Seine späteren Forschungen stehen in engstem Zusammenhang mit der Abhandlung im Južnosl. filolog. Nach Absteckung des Bereichs, auf dem die EH entstehen konnte, suchte Kostić vor allem in Belgrad nach einer geeigneten Person, die diese große Arbeit zu leisten imstande gewesen wäre: ein Ausländer, und zwar ein Deutscher, der Serbisch erlernte, Berührung mit Menschen hatte, von denen er eine Hilfe und Mitarbeiterschaft erwarten konnte. Er interessierte sich für einzelne Schreiber der österreichischen Verwaltung jener Zeit in Belgrad (z. B. für Gradić, Johann Walter, schließlich für einen gewissen Detring); er regte dazu an, in Wiener Archiven Ausschau zu halten. Kostić suchte also nach einer geeigneten Person, die in jener Umgebung

[15]) S. Jedna pesma iz Beograda pre dvesta godina (PPNP Bd. II), Belgrad 1935, S. 238—239.

[16]) Vgl. Južnoslovenski filolog Bd. VI, S. 291.

[17]) a.a.O. S. CIII.

(Belgrad), und zu jener Zeit (zweites bis drittes Jahrzehnt des 18. Jh.s), und auf jene Art (der EH) in der Lage gewesen sein mochte, eine so beachtliche Anzahl von Volksliedern zu sammeln und aufzuzeichnen. Außerdem galt es zu klären, auf welche Weise und zu welcher Zeit die Hs. nach Deutschland gelangte, wo sie im J. 1733 in der Makulatur eines kirchlichen Kalendariums aus dem Bereich „Innerösterreichs, vielleicht auf Grund bestimmter Anzeichen, in der Nähe von Raab und Wiener-Neustadt"[18]) eingebunden wurde. Bei diesen Bemühungen stieß Kostić auch auf den schon genannten deutschen Arzt. Wer war nun Dr. med. Ludwig Franz Hack von Ancherau?

Kostić begegnete diesem Namen erstmalig in dem genannten Werk von D. Popović[19]). Man liest dort, Dr. Hack (oder Hock, wie er in Belgrad genannt wurde) hatte eine hohe gesellschaftliche Stellung inne. In der zweiten Auflage[20]) desselben Buches heißt es, Dr. Hack stand an der Spitze des Gesundheitswesens des österreichischen Heeres in Serbien und hatte daneben noch eine Privatpraxis in Belgrad. Ferner berichtet der Autor, Dr. Hack trug eine außergewöhnliche Glaubenstoleranz gegenüber der serbischen Bevölkerung Belgrads zur Schau und lieh der Belgrader Kirchengemeinde 1000 Gulden zum Bau der neuen Kathedrale (saborna crkva)[21]). Dieses Geld verlieh Hack am 26. Okt. 1734, wie aus dem „Hesap Saborne crkve u Beogradu" v. J. 1733—1739 hervorgeht[22]). Es fragt sich nun, wann ist Hack nach Belgrad gekommen?

In dem ersten Verzeichnis des Belgrader Metropoliten Mojsije Petrović, welches dieser selbst führte, erscheint folgende unzulängliche Notiz: „dem Diener des Doktors wurde 1 For. für die Bücher bezahlt, die er zur Post brachte"[23]). Würde sich diese Eintragung in der Tat auf Dr. Ludwig Hack beziehen, so wäre dies die erste Kunde von seinem Aufenthalt in Belgrad; sie ist vom 28. Dez. 1717. In dem gleichen Verzeichnis steht noch vermerkt: „dem Doktor 6 Dukaten krьmeclia"[24]). In den Registern („reestri") findet sich die kurze No-

[18]) Vgl. Gesemann, a.a.O. S. IV.

[19]) Beograd pre 200 godina, S. 41.

[20]) D. Popović, Srbija i Beograd (= Poučnik SKZ Bd. XII), Belgrad 1950, S. 199.

[21]) D. Popović, op. cit. S. 346.

[22]) D. Popović, Gradja za istoriju Beograda (= Spomenik SKAN, Bd. 78), Belgrad 1935, S. 61.

[23]) D. Popović, Spomenik S. 24.

[24]) ebda. S. 28.

tiz: „an Zinsen von Hack — 6 For. 85 Nov."[25]). In dem „Verzeichnis der Bevölkerung des an der Donau liegenden oder deutschen (sc.: Teils) von Belgrad vom 17. Sept. 1718" ist über Dr. Hack vermerkt, daß er im I. Viertel wohne; indes ohne volle Namensnennung und unter Weglassung seines Titels[26]). Im VI. Viertel ist ein gewisser „Joh. Hackh" verzeichnet, der — wie noch dargelegt werden wird — in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu Dr. Ludwig Hack steht[27]). Im „Verzeichnis der Gebäude des an der Donau liegenden oder deutschen (sc.: Teils) von Belgrad vom (28. Sept.) 1728" liest man folgende Eintragung: „Vermög Rebentischischer Conscription ist Herr Plaz, Obristlieut. von Gosling, annotiret, welcher aber es nicht länger als ohngefähr durch 2 Monath besessen und hernachmahlens mit dem Ksl. Staabs-Feldt-Medico und hiesigen Gränietz-Staabs-Prothophysico, Herrn Ludwig Hack von Ancherau, gegen Einraumbung eines anderen Haus in das Rätzenstatt und Aufgebung, pro 100 Species-Ducatten, überlassen, über welche Vertauschung auch in Monath Octobri 1721 die Confirmation und fehrnere Aigenthumblichkeit von der Ksl. Administration ertheillet worden, welches Herr von Haack auch noch dermahlen besitzet und wenigstens 10 Numeros anfänglich zu sich gezogen und zu Machung seines großen Garthens zusambengerissen"[28]). Diese Notiz beruht auf einem Verzeichnis von Samuel des Edlen Franz Rebentisch „Inspektors"[29]). Die alte Nummer dieses Hauses war 2366. Als Dr. Hack es kaufte, erhielt es nach dem neuen Verzeichnis die Nr. 114[30]). Es stand gleich neben dem Gebäude, das die Angehörigen der „Trinitarier"-Kirche inne hatten[31]). In der Nähe dieser Gebäude stand eine Moschee, die die Trinitarier umgestalteten, um darin ihre Glaubenszeremonien abzuhalten[32]). Aus einer Notiz von Kostić am Rande des Verzeichnisses von Rebentisch geht hervor, daß „Dr. Hack neben der Trinitarier-Kirche ein Haus besaß, in der er auch bestattet ist. Zunächst besaß er ein Haus in der „Serbischen" Stadt (im oberen Teil von Belgrad)

[25]) ebda. S. 86.

[26]) ebda. S. 112.

[27]) ebda. S. 113.

[28]) ebda. S. 154.

[29]) Vgl. D. Ruvarac, Mojsije Petrović — mitropolit beogradski (= Spomenik SKAN, Bd. XXXIV) Belgrad 1931, S. 91.

[30]) D. Popović, Spomenik S. 154.

[31]) ebda. S. 241.

[32]) D. Popović, Srbija i Beograd S. 214.

in der Nähe der Kathedrale (Saborna crkva), das er gegen jenes bei den Trinitariern vertauschte."

Für die Unterrichtung Kostićs über Dr. Hack sind außerdem noch zwei seiner Vermerke von Belang, die wie der schon genannte, am Rande des Popović'schen Materials zur Geschichte von Belgrad niedergeschrieben sind. Im Zusammenhang mit Popovićs Ausführungen in dessen Vorwort, wonach der Metropolit Mojsije als Autor der erwähnten Verzeichnisse orthographisch unsicher war, denn er schrieb ě und e für e, fügte Kostić hinzu: „Der Anonymus (d. h. der Aufzeichner der EH; B. M.) ist darin sicherer. Ein Vorläufer Vuks, nicht nur als Liedersammler, sondern auch als Reformator der Orthographie!" Auf der gleichen Seite (15) setzt Kostić zu dem Text von Popović, wo dieser schreibt, beide Verzeichnisse des Metropoliten befänden sich in der Metropolitan-Patriarchatskanzlei zu Sr. Karlowitz, noch hinzu: „Das Wasserzeichen des Papiers ist festzustellen, das der Metropolit in Belgrad verwendete (ein österreichisches ?). Haben beide Verzeichnisse (das erste vor, das zweite nach der Besetzung) das gleiche Papier; vor allem interessiert dasjenige des 2. Verzeichnisses. Hat etwa EH gleiches Papier?" Das bis hierher Dargelegte enthält alles, dessen sich Kostić bediente. Aus ihm geht nicht hervor, Dr. Hack wäre der Autor der EH. Wenn Kostić dennoch diese Ansicht vertrat, so müßte er wohl doch noch irgendwelche Unterlagen über ihn besessen haben. Da D. Popović vermerkt, er habe Kostić einige Unterlagen aus Archivdokumenten überlassen, so müßte die Hypothese von Kostić in diesen Mitteilungen ihre Wurzeln haben. Was sind dies aber für Unterlagen?

Man findet sie in der Korrespondenz, die Kostić auf der Suche nach neuen Aufschlüssen über Dr. Hack führt, erwähnt. In seiner Anfrage (Brief vom 29. Juni 1935) an den Direktor der Universitätsbibliothek Erlangen, F. Redenbacher, sagt Kostić, Dr. Ludwig Hack hatte noch zwei Brüder: Josef, Arzt zu Peterwardein, und Georg Gottfried, der mit zwei Schwestern in Fulda lebte. Ludwig wurde in Fulda geboren und starb 1735 in Belgrad. Er hinterließ ein Testament. In einem anderen Brief (v. 1. 7. 1935), der nicht adressiert ist, nennt Kostić die Namen von Ludwigs Schwestern: Elisabeth und Maria Agnes. Sein jüngerer Bruder, Josef, wurde in Peterwardein erster Stabsarzt, als Ludwig seine Versetzung nach Belgrad erhalten hatte. Ludwig war in Belgrad Leibarzt beider serbischer Metropoliten (Mojs. Petrović gest. 1730; Vićentije Jovanović). In Belgrad besaß er ein Haus und legte einen

schönen Garten an. Seine einzige minderjährige Tochter Maria Anna Konstanze Dorothea Walburga brachte Ludwig nach dem Tode seiner Frau (1726) nach Graz, wo deren Familie wohnte. Als Arzt genoß Ludwig in Belgrad großes Ansehen. Medizin hatte er in Graz und Bologna studiert. Vor seinem Tode vererbte er seine Universitätsskripten und noch einige „Aufzeichnungen" („rukopise") seinem Bruder Josef. Sein Haus in Belgrad wurde von den Türken zerstört.

Das ist im großen und ganzen alles, was man über Dr. Hack weiß. Geboren, wie aus seinem Testament hervorgeht, in Fulda in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s, in der wohl reichen und damals in Bayern geschätzten Familie von Ancherau. Die Volksschule wird er zweifellos in seinem Geburtsort besucht haben. Das Medizinstudium begann er in Graz und vollendete es in Bologna. In Graz, so scheint es, wird er seine spätere Frau Hagin kennen gelernt haben. Wo er sich bis zum Beginn des Türkenkrieges (1717) aufhielt, ist nicht bekannt; indes ist er in jenem Jahr in Peterwardein als Stabsarzt bezeugt. Ende des J. 1717 wird er nach Belgrad versetzt, wohin er auch seine Familie mitnimmt. Zunächst besaß er ein Haus in der „Serbischen" Stadt, 1721 jedoch kaufte er sich vom Oberstl. Plaz v. Gesling ein anderes (in der Nähe der Trinitarier-Kirche). Kurz darauf kaufte er auch die an sein Grundstück angrenzenden Plätze und legte einen schönen Garten an. In Belgrad übte er neben seinen regulären Verpflichtungen als Chefarzt auch noch eine Privatpraxis aus und war Leibarzt beider serbischer Metropoliten seiner Zeit. Einiges wird er wohl auch auf dem Weg über seinen Dienst von den Serben erfahren haben müssen. Über seine Privatpraxis hatte er gewiß engeren Kontakt mit Menschen verschiedenster Berufe und Bildungsstufen. Daraus dürfte auch gefolgert werden, daß er der serbischen Sprache mächtig war und wohl auch die kyrillische Schrift beherrschte. Durch seine Verbindung zu den verschiedenartigsten Menschen konnte sich Ludwig Hack fürwahr für die Vergangenheit des serbischen Volkes interessieren, zunächst doch wohl für dessen lebendige, reichlich urwüchsige und patriarchale Kultur sowie für seine Volkspoesie.

Während eines langjährigen (1717—1735) und ununterbrochenen Kontakts mit der serbischen Bevölkerung hat Hack eine sehr enge und wohlwollende Haltung ihr gegenüber erworben. Nachdem er das Vertrauen der Leute gewonnen hatte, mußte es leicht gewesen sein, in deren Seele einzudringen. Die verschiedenartigen und zahlreichen Begegnungen waren lediglich fruchtbringende Keime in

seiner Hingabe an diese Bevölkerung. Dies um so eher, wenn man in Betracht zieht, daß er sich mit der Zeit eine solide Kenntnis der Umgangssprache des einfachen Volkes aneignen konnte. Ludwig Hack legte zudem auch ein gewisses Interesse für die Wissenschaft an den Tag. Dem jüngeren Bruder Josef hinterließ er testamentarisch einige Aufzeichnungen (rukopise) und Skripten, über die heutzutage nichts Näheres mehr bekannt ist. Vielleicht handelte es sich hierbei um medizinische Dinge; doch könnte es auch sein, daß er darunter auch etwas von seinem Interesse für die Serben aufgezeichnet hatte. In seiner Freizeit konnte er wohl Beobachtungen und Erkenntnisse verallgemeinert haben in Form eines Tagebuches oder in Form von Skizzen. Da er sich gewiß für das Volk interessierte — sein Dienst brachte ihn in enge Berührung mit diesem — so ist wohl klar, daß er die Möglichkeit hatte, sich nach und nach für die Lieder zu interessieren, die das Volk sang. Von da bis zu dem Gedanken, diese aufzuzeichnen, ist nur ein Schritt.

Bei seiner Hypothese, Hack sei der Autor der EH, ging Kostić von diesem Moment aus; das Problem bestand in der Lösung des Rätsels seiner Briefe. Unter Berücksichtigung der Unterlagen Gesemanns über die Gründung der Univ. Bibl. Erlangen, der 1743 die Bibliothek des Markgrafen Friedrich von Ansbach-Bayreuth, 1748 die Bibliothek des Klosters Heilsbronn, 1758 die reiche Bibliothek der Markgräfin Wilhelmine, der Schwester Friedrichs d. Gr., 1809 die große Bibliothek der aufgehobenen Universität zu Altdorf, sodann noch weitere „bedeutende Privatbibliotheken"[33]) einverleibt wurden, zog Kostić den Schluß, die Mitglieder der bekannten Familie von Ancherau aus Fulda hätten — wie auch andere Privatpersonen — ihre Bibliothek der Erlanger Univ. Bibl. zum Geschenk gemacht. „Im bejahenden Falle", so schrieb Kostić an Redenbacher am 29. 6. 1935, „möchte ich, selbstverständlich, auch noch wissen: ob unter den Gegenständen der Hack'schen Bibliothek auch welche cyrillische Handschriften beständen? Denn, meinen Ahnungen nach könnte nämlich Med. Dr. Ludwig Franz Hack v. Ancherau aus Fulda, ... mit dem anonymen Autor der cyrillischen ‚Erlangen Handschrift' identifiziert werden."

In seinem zweiten Brief (v. 1. 7. 1935) schrieb Kostić: „Über den Autor dieser Handschrift wissen wir nur soviel: daß er ein Deutscher war, daß er unzweifelhaft im Dienste der Okkupationsverwaltung Serbiens (1717—1739) stand; daß er sich durch reges

[33]) Vgl. G. Gesemann, a.a.O. S. III.

Interesse, ja Sympathie sogar, für unser Volk, sein Leben, seine Sprache, die er samt der cyrillischen Handschrift erlernt hat, und besonders für unsere der damaligen Kulturwelt völlig unbekannten Volkslieder, ausgezeichnet hat.

Mit Rücksicht darauf soll er unzweifelhaft auch eine Bildung und ein literarisches Interesse besessen haben, welche viel höher standen, als daß man sie einem gewöhnlichen Offizier oder Beamten der damaligen Okkupationsverwaltung Serbiens zuschreiben dürfte.

Ebenso soll er auch kein Geistlicher gewesen sein, wenigstens kein Mönch oder Asket, denn man sieht es seiner Auswahl der notierten Volkslieder an, daß er, gemäß seinem galanten Jahrhundert, ein lustiges Leben mit Scherz, Pikanterie sogar, mit Sang und Trank, einem ernsten mit Beten und Predigen vorgezogen habe.

Er war auch künstlerisch begabt, da seine Sammlung kalligraphisch geschrieben und mit wunderschön geschnörkelten Initialen geziert ist." Und weiter: „Dr. Ludwig hinterließ seine Skripten und Aufzeichnungen; von seinen anderen nicht medic. Handschriften spricht er überhaupt nicht. Falls unter denjenigen auch eine handschriftliche Sammlung serbokroatischer Volkslieder bestände, hätte er sie vor seinem Tode nach Deutschland, etwa seinem Bruder Georg Gottfried nach Fulda, senden oder selbst hintragen gekonnt, als er im Jahre 1727 eine Reise nach Wien und weiter ins Reich vorgenommen hatte. Mit Rücksicht darauf möchte ich wissen:

1) ob in Fulda Nachkommen von Georg Gottfried Hack, Med. Dr. Joseph Hack oder deren Schwester bestehen;

2) ob in deren Familienarchiv noch Reste von brüderlichen Briefwechsel des genannten Georgs mit Ludwig und Joseph vorhanden sind; und

3) ob sich darin auch irgend eine Erwähnung von einer cyrillischen Handschrift befindet?"

K o s t i ć erhielt auf diese beiden Briefe nur eine Antwort, und zwar von Redenbach (Brief v. 6. 7. 1935). Dieser teilte ihm mit, eine Beziehung der Brüder Hack v. Ancherau zur Universität Erlangen sei nicht festzustellen. „Auch fanden wir keinen Anhaltspunkt dafür, daß Bücher aus ihrer Bibliothek direkt oder indirekt in unsere Universitätsbibliothek gekommen wären. Die serbokroatische Handschrift MS 2107 wurde nach Ausweis des Katalogs „in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts von unbekannter Seite auf die Bibliothek gegeben." „Auch sind keine anderen cyrillischen Handschriften hier vorhanden." Das Antwortschreiben R e d e n b a c h e r s erschütterte

die Hypothese K o s t i ć s. Sein weiteres Interesse für die EH bewegte sich gänzlich in anderen Bahnen. Über den Autor der EH liegen seitens K o s t i ć s keine weiteren Kombinationen mehr vor; er überließ sich ganz der Überzeugung, der Anonymus würde durch gewisse verblaßte Spuren, die Dr. Ludwig Franz Hack v. Ancherau hinterlassen hat, aufgehellt werden. Dies geht auch aus dem restlichen Briefwechsel hervor.

Wenn wir also auf Grund der bisherigen Kunde über Ludwig Hack K o s t i ć s Hypothese prüfen, ob jener der Autor der EH gewesen sein könnte, so werden wir erkennen, daß es dafür wahrhaftig keine Beweise gibt. Die aufgezeigten (und dürftigen) Ähnlichkeiten und zudem vor allem gewisse Motive, die in unkritischer Weise auf die Herausbildung der Überzeugung, — er wäre der Anonymus — von Einfluß sind, all dies ist sehr zufällig. Außer seinem humanen Beruf hat Hack dem serbischen Volk weiter nichts geschenkt. Am wenigsten ist die Annahme zulässig, Dr. Ludwig Hack habe auf solch anonyme, ja geradezu rätselhafte Weise die Möglichkeit gehabt, in die Geschichte der serbokroatischen Literatur einzugehen.

Wie es nicht selten geschieht, ergibt sich auf eine gestellte Frage eine ganz andere Antwort. In der Absicht, möglichst erschöpfend die bislang unbekannte Hypothese K o s t i ć s über den Autor der EH darzustellen, gelangten wir, nach einer Darlegung des Materials, nicht nur zu dem Schluß, wonach die Kostić'sche Kombination ohne Beweiskraft ist, sondern wir haben vor allem (und aus mannigfachem Grunde) das Leben eines für uns überaus interessanten deutschen Arztes, eines Beamten der österreichischen Besatzung Belgrads zu Beginn des 18. Jh.s, studiert, über den noch niemand geschrieben hat, abgesehen von zwei Bemerkungen bei D. P o p o v i ć. Das heißt zugleich, wir haben die Aufmerksamkeit auf ihn, Dr. Ludwig Hack, gelenkt. Neues Material aus Wiener Archiven würde wohl helleres Licht auf seine gesamte Tätigkeit werfen, dem — möglicherweise — eine größere Bedeutung zukommt, als man heute denkt. Wenn man aber auch weiterhin über dermaßen wenig Unterlagen, die ihn betreffen, verfügt, so sind wir in der Lage, völlig zuversichtlich zu behaupten, daß er mit der Autorschaft der EH in keinerlei Beziehung gebracht werden kann. Der richtigen Lösung dieser sehr bedeutsamen Frage harren wir noch; dies umso mehr, da auch Johannes Gurschitz, den D. P o p o v i ć erwähnt, kaum in Frage kommen dürfte bei einer Untersuchung folgender Fragen an Hand von Tat-

sachen und Dokumenten: wer war er; wann und wo hat er diese seltsame EH mit alten serbokroatischen Volksliedern zusammengestellt — und dessen ganzes Geheimnis darin besteht, daß man auch gegenwärtig so gut wie nichts Sicheres über ihn weiß.

Slow., skr., bulg. baraba, madjar. bërábër, barábër, bayrisch-österreichisch Subst. Paràber (Baraber), Verb. barabern.

Von JOSEF MATL (Graz)

Das Wort b a r a b a , P a r a b e r , ist in der Volkssprache der österreichischen Länder, auch in einzelnen sudetendeutschen und zwar im nordelbischen Gebiet bekannt und im Gebrauch, ferner in der slowenischen, serbokroatischen und bulgarischen wie auch in der madjarischen Volkssprache, vor allem im Westmadjarischen, fehlt aber in der lexikalischen Literatur der genannten Sprachgebiete fast vollständig. Zur ostmitteleuropäischen und südosteuropäischen Verbreitung dieses Wortes und seiner Bedeutung im folgenden einige Bemerkungen:

1. Ich gehe aus von meinem heimatlichen steirisch-deutschen Sprachboden an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze. Das Wort wird in der steirischen und kärntnerischen Volks-, also Umgangssprache in der Form p (b) a r a b e r allgemein gebraucht, ist aber im „Steirischen Wortschatz als Ergänzung zu S c h m e l l e r s Bayerischem Wörterbuch" von T. U n g e r - Ferd. K h u l l , Graz 1903, nicht verzeichnet, wohl aber, wie ich der freundlichen Mitteilung meines germanistischen Kollegen Dozent K r a c h e r verdanke, bei L. J u t z , Vorarlbergisches Wörterbuch, 2. Lfg. (1956), Sp. 238, wo das Wort auch für den alemannischen Dialektbereich Österreichs bezeugt ist. Das Wort bedeutet im bayrisch-österreichischen Mundartraum einerseits im Bauarbeitssektor „ungelernter Hilfsarbeiter", der vor allem beim Straßenbau mit Erde oder Steinen arbeitet. In der Bedeutung dominiert die Vorstellung vom fremdländischen Erdarbeiter, nach dem zweiten Weltkrieg auch, sowohl beim Substantivum als auch beim Verbum, die Vorstellung von dem zwangsweise zu niederen Arbeiten herangezogenen Angehörigen auch anderer Berufsgruppen: z. B. wenn nach dem NS- Gesetz Intellektuelle in der Obersteiermark zu Erd- und Straßenarbeiten herangezogen wurden.

Das Wort kommt in dieser Bedeutung nicht nur in Steiermark und Kärnten, sondern auch im Bereich von Wien, in Oberösterreich bis in das alemannische Sprachgebiet Vorarlbergs vor. Wortgeschichtlich wichtig erscheint die Tatsache, daß man z. B. im steirischen Bausektor von italienischen Barabern spricht, die Erde ausheben. Wichtig auch die Tatsache, daß in diesem Verwendungsbereich der Bauarbeit das Wort an sich keinen pejorativen Beigeschmack, also keine pejorative Kontextbedeutung in sich trägt. In Oberösterreich wie auch in Vorarlberg finden wir auch die verbale Weiterbildung „parabern" in Gebrauch, „eine ungelernte Arbeit, nicht seßhaft an einem Ort verrichten und keine ständige Arbeit und kein ständiges Einkommen haben".

Der freundlichen Mitteilung des Oberbaurates Dr. T r o n k o verdanke ich Kenntnis davon, daß nach dem ersten Weltkrieg im nördlichen sudetendeutschen Elbegebiet italienische Arbeiter in den Steinbrüchen eingesetzt waren, die sich selbst als „baraba" bezeichneten und auch von Deutschen ohne pejorative Nebenbedeutung so bezeichnet wurden.

Viel häufiger und viel mehr gebraucht ist aber im Steirischen und im Kärntnerischen, aber auch in den übrigen österreichischen Ländern das Wort „p a r a b e r" in pejorativer Bedeutung: „ein armseliger, unsteter Mensch in schlechter, zerrissener Kleidung, ohne regelmäßigen Verdienst und Arbeit, ohne festen Aufenthalt". So hat das Wort den Charakter eines Schimpfwortes in dem Sinn „Taugenichts", „Vagabund" angenommen.

2. Das Wort ist auch in der slowenischen Volkssprache bekannt und gebraucht, allerdings auffallenderweise in den Wörterbüchern, auch in dem relativ vollständigsten, auch Dialektausdrücke erfassenden „Wolfov Slovensko-nemški slovar", nicht verzeichnet, auch nicht in der Sammlung seltener Volksausdrücke des besten Kenners des Wortschatzes der slowenischen Volkssprache, K. Š t r e k e l j , im Letopis Matice Slovenske 1894 und 1896. Wohl aber verzeichnet K. Š t r e k e l j das Wort b a r a b a in seiner Arbeit „Zur slavischen Lehnwortkunde" 1904 (Denkschriften Wien. Akad., Phil. hist. Kl. Bd. L, S. 3) in der Bedeutung „Taugenichts". In der heutigen slowenischen Volkssprache überwiegt, so weit ich es übersehe, die pejorative Bedeutung. So wird derzeit noch in den Windischen Büheln (Slovenske gorice) in der Pfarrei St. Lorenzen das Wort als starkes Schimpfwort in dem Sinn „moralisch schlechter Mensch" gebraucht.

3. In der serbokroatischen Volkssprache ist das Wort b a r à b a in den nördlichen, zentralen und östlichen Gebieten in Gebrauch, wird aber weder im Akademie-Wörterbuch (Ak. Rj.), noch bei Vuk K a r a d ž i ć, noch bei Vl. M a ž u r a n i ć, Prinosi za hrvatski pravnopovjesni rječnik angeführt. Es wird verwendet in der Woiwodina einerseits in der Bedeutung „Straßenarbeiter", „Erd- oder Steinarbeiter", anderseits im pejorativen Sinn von „propalica", „ein verkommener Mensch". In Bosnien wird es heute noch gebraucht in der Bedeutung grub „grob", prostak „gemeiner Mensch", nevaspitan „unerzogen, ungehobelt", pocijepan (iz nemarnosti) „zerrissen, zerlumpt (aus Schlampigkeit)". Daß aber in Bosnien und in der Lika das Wort noch in der Bedeutung „Saisonarbeiter", „Bauarbeiter" existiert, beweist die Stelle aus einem Volkslied, aus einem sogenannten Frauenlied:

> Da sam znala da ću za barabu
> ja bih svoju suknju metla na tarabu . . .
> „Wenn ich wüßte, daß ich an einen baraba verheiratet werde,
> würde ich meinen Rock auf den Plankenzaun hängen"

(wegen der langen und häufigen Abwesenheit des baraba von zu Hause). Noch wichtiger erscheint die Bezeichnung b a r a b s k i k n e z in Bosnien und in der Lika; das ist der Arbeiterpartieführer, der in die Dörfer kam und dort Arbeitsgruppen für den Straßenbau anwarb. R i s t i ć - K a n g r g a verzeichnen in ihrem Wörterbuch Rečnik srpskohrvatskog i nemačkog jezika II auch ein m. E. hierhergehöriges Verbum b a r à b i s a t i „schuften", „schanzen", also eine verbale Weiterbildung zum Substantivum b a r à b a „Schundkerl", gemeint wohl ein armer Teufel, der sich schinden muß, oder ein schlechter Kerl.

4. Auch in der bulgarischen Volkssprache ist das Wort b a r à b a anzutreffen, ist aber weder von A. D j u v e r n u a, Slovar bŭlgarskago jazyka, 1889, ebensowenig bei N. G e r o v, Rečnik na bŭlgarskij jazyk, 1895, auch nicht im neuen Bŭlgarski tŭlkoven rečnik von St. M l a d e n o v verzeichnet, obwohl die Verfasser im übrigen weitgehend volkssprachliche Ausdrücke einbeziehen. Für das tatsächliche Vorkommen und den tatsächlichen Gebrauch des Wortes b a r à b a in der bulgarischen Volkssprache verdanken wir in der jüngsten Zeit einen aufschlußreichen Beweis Kiril K o s t o v in seinem Beitrag in der St. Mladenov-Festschrift „Njakolko prjako zaeti italianski dumi v govora na bŭlgarskite kamenodelci" (In: Studia linguistica in honorem acad. S. Mladenov. Sofia, Bulg. Akad. d.

Wissensch. 1957, S. 173—175). Wir erfahren hier, daß in der Sprache der bulgarischen Steinarbeiter mit baràba oder der älteren Form baràbin seit längerer Zeit, d. h. seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (1873), vor allem seit den achtziger Jahren italienische Steinmetze und Steinarbeiter bezeichnet werden, die als Lohnarbeiter beim Bau der bulgarischen Eisenbahnen, dann auch in Stein- und Marmorbrüchen eingestellt wurden. In Vračansko und Kazanlŭk finden wir in dieser Zeit ganze italienische Familien. Seit dieser Zeit existiert bei den bulgarischen Steinarbeitern die Bezeichnung baraba bzw. barabin für den „Lohnarbeiter" in den Steingruben oder beim Oberbau der Eisenbahn und Straßen. Mit dieser Tätigkeit im Zusammenhang steht auch ein weiteres Wort der bulgarischen Steinmetzterminologie, nämlich barabìna oder baramìna „ein eiserner Hebel mit gezähnter Schneide", mit dem man Löcher in den Stein schlägt, als Vorbereitung für die Sprengung des Blocks. Heute bedeutet baraba in der bulgarischen Volkssprache nach Kiril K o s t o v den „Grubenarbeiter" mit der Nebenbedeutung von „armer Teufel mit unreinen, zerrissenen Kleidern", also so wie die italienischen Arbeiter bei ihrem Auftreten in Bulgarien der bulgarischen Bevölkerung in Erscheinung getreten waren. Aber auch in Bulgarien wird das Wort im pejorativen Sinne verwendet für einen Menschen, der keinen ständigen Wohnsitz und keine ständige Beschäftigung hat, heruntergekommen ist.

5. Im Madjarischen verzeichnen G o m b o c z - M e l i c h , A magyar etymologiai szótár I, 361: b ë r á b ë r einen Beleg vom Steinboden (Kemenesalja) mit der Formvariante: barábër 1.) „Erdarbeiter, 2.)" — so wie wir es wissen: Erdarbeiter bei Eisenbahnbau. Herkunft unbekannt". In einer späteren Besprechung in Budapest wird als Herkunft m. E. richtig angegeben: „volkssteirisch". Im steirisch-ungarischen slowenischen Grenzbereich findet ja seit dem frühen Mittelalter durch Jahrhunderte ein Kulturaustausch statt, der im Sprachlichen seinen Niederschlag findet durch Übernahme von Wörtern wie z. B. für römisch-deutsche „Wassermühle": altungarisch m o l u n (1256); ungar. k e p e (14. Jh.) „Getreidemandel" aus dem slaw. kopa; ungar. l e t r a über slowenische Vermittlung aus deutscher „Wagenleiter", um nur einige Bezeichnungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft anzuführen (Vgl. weitere Beispiele bei Elemer M o ó r , Die Ausbildung der Betriebsformen der ungarischen Landwirtschaft im Lichte der slavischen Lehnwörter. In: Studia Slavica II, Budapest 1956, S. 32 ff.).

Woher kommt das Wort b a r a b e r , b a r a b a und wie ist sein Verbreitungsweg?

Nimmt man die Tatsache, daß das Wort b a r a b b a — wie ich dem freundlichen Hinweis meines romanistischen Kollegen Dozent R a b u s e entnehme — in den nord-, mittel- und süditalienischen Dialekten in der Bedeutung „ein Mensch, der keinen ständigen Wohnsitz und keine ständige Arbeitsstelle hat, Landstreicher", im mailändischen Gebiet auch in der Bedeutung „Erdarbeiter" vorkommt, mit Ausstrahlungen ins Provencalische und Spanische hinein, daß das Wort in den süditalienischen Dialekten auch in der Form barabein mit der Schwerpunktbedeutung „einer der herumstreicht" (bulg. barabin!) vorkommt, so scheint mir als geographischer Ausgangspunkt der italienische Sprachraum eindeutig gegeben. Die Verbreitung des Wortes einerseits in die Alpenländer, und darüber hinaus bis ins nördliche Elbegebiet des sudetendeutschen Sprachraumes, andererseits in den ungarischen und südslawischen Sprachraum, ergibt sich aus geschichtlichen und semasiologischen Tatsachen. Es ist geschichtlich bekannt, daß abgesehen von den italienischen Handwerkern und Bauarbeitern, die schon in der Renaissance und viel mehr in der Barockzeit in den Alpenländern, ebenso in Dalmatien mit ihren Meistern tätig waren, Italiener vor allem aus übervölkerten, daher armen Gebieten Italiens als Straßen- und Steinarbeiter im 19. und 20. Jh. in den österreichischen Alpenländern wie auch in den Balkanländern in Saisonarbeit tätig waren.

Diese italienischen Erd- und Steinarbeiter waren zweifellos die Träger und Verbreiter der Bezeichnung baraba, die dann vor allem in ihrer pejorativen Kontextbedeutung auch auf Nichtitaliener übertragen und im Sinne von „Vagabund" verallgemeinert wurde.

In semasiologischer Hinsicht ergibt sich im ganzen italienischen, ostalpinen, madjarischen und balkanischen Verbreitungsbereich des Wortes ein verhältnismäßig einheitliches Bild: das Bedeutungsfeld umfaßt durchwegs in seiner Hauptbedeutung „Stein-, Erd- bzw. Straßenarbeiter in Saisonarbeit, daher nicht stabil an einem Ort ansässig", in der Neben-, also Kontextbedeutung „der Arme, Unstete, Schlechtgekleidete", schließlich mit den pejorativen Affektworten im Sinne „Vagabund, Taugenichts, Landstreicher". Die vorwiegend pejorative Verwendung in großen Teilen der österreichischen Dialekte, aber auch in den slowenischen Gebieten, im Serbokroatischen, in der Wojwodina und in Bosnien läßt darauf schließen, daß überall dort, wo das Wort nicht mehr für bestimmte berufliche Arbeitstätig-

keit z. B. im Straßenbau oder im Steinbruch verwendet wird, die pejorative Bedeutung, also die Nebenvorstellung und ihr Affektwert ganz überhand nimmt und das Wort als reines Schimpfwort auftritt. Ein derartiges Übergreifen der pejorativen Bedeutung in ähnlichen Fällen ist ja an sich nichts besonderes. Denken wir an das frz. faquin, ital. facchino, span. faquin von der Bedeutung „Gepäckträger" zum „Lümmel", ähnlich das engl. fishmonger, oder das deutsche „Bauer", niederländ. boor und engl. boor vom „Landbewohner" zum „ungeschlachten Menschen", frz. vilain, engl. villain von „Landbewohner" zum „Schuft", portugiesisch tratante vom „Kaufmann" zum „Lumpen".

Lautlich bietet die Übernahme von ital. barabba zum slowen. — serbokr., bulg. baraba keine Schwierigkeiten. Die im Bulgarischen vorkommende zweite Form barabin geht jedenfalls auf die in den süditalienischen Dialekten vorkommende Form barabein zurück, umsomehr als die in bulgarischen Steinbrüchen und auf Straßen und Bahnen Ende des 19. Jh.s tätigen Italiener aus Süditalien stammten und auch andere Bezeichnungen der Steinmetzterminologie wie bučàrda, violìn, kùnja, mačèla, ràspa, telàj, škarnèla übertrugen.

Nicht ganz eindeutig zu klären ist die ursprüngliche etymologische Herkunft des Wortes. Das Wort baraba in seinen vorhin angeführten Bedeutungen mit dem im Bulgarischen und Serbokroatischen vorkommenden Adverb barabar, das aus dem türkischen beraber, pers. beraber stammt und die Bedeutung von „simul, daneben, eben, gleich" hat, zusammenzustellen scheint mir aus semasiologischen Gründen unmöglich. Das ital. barabba wird in der Bedeutung „ladro, delinquente" von Meyer-Lübke REWB, ebenso von A. Panzini auf den Straßenräuber Barrabas in der Bibel (Matth. 27) zurückgeführt, den Pilatus an Stelle von Jesus auf Wunsch des Volkes freigab. Mir erschien es aus semasiologischen Gründen zunächst ganz unverständlich und unglaubwürdig, daß das Volk selbst die Bezeichnung einer, wenn auch sozial nicht angesehenen, aber doch breiten, ehrlichen Berufskategorie auf die durch Predigt und Evangelien doch im Bewußtsein rezente Bezeichnung des „Straßenräubers und Mörders" in der Bibel zurückführt bzw. davon herleitet. Ich sehe, — falls man nicht von einer einmaligen okkasionellen, vielleicht auch spottmäßigen Bezeichnung auszugehen hat — vom Semasiologischen her nur einen Weg der Übernahme bzw. des Überganges. Die Rechtsauffassung des Volkes deckt sich

bekanntlich nicht mit der der machttragenden staatlichen Behörden. Man denke nur an die Romantisierung und vielfach Glorifizierung von Mördern aus sozialer Not, aus Protest gegen soziale Ungerechtigkeit, aus verletzter Ehre (Kohlhaas, Mohr) in der slawischen Volkstradition ebenso wie in der romanischen und germanischen. Ich habe, um ein benachbartes Beispiel heranzuziehen, bei der Untersuchung der volksreligiösen Vorstellungen der Bulgaren und Serben von Hölle und Höllenstrafen festgestellt (vgl. J. Matl, Hölle und Höllenstrafen in den volksreligiösen Vorstellungen der Bulgaren und Serben. In: Vorträge auf der Berliner Slawistentagung 1954, Berlin 1956), daß auch die volksreligiösen Vorstellungen sich nicht mit den offiziellen der kirchlichen Behörden decken, daß z. B. Sünden wegen Nichtheiligung des Sonntags, Nichtachtung der Geistlichen usw. ganz in den Hintergrund treten gegenüber Sünden gegen die Sippenethik, also Mißachtung der Eltern und des Paten, Verleumdung der Ehre eines Mädchens, mangelnde Hilfsbereitschaft gegenüber einer Schwangeren oder einem Waisenkinde.

Ich könnte mir daher vorstellen, daß das Volk in dem Straßenräuber Barrabas den Mörder aus Not, den armen Teufel sieht, daß also die Intentioniertheit auf die Bedeutung „armer Teufel, unstät auf der Straße" das semasiologische Übergangsmoment im Italienischen darstellt.

So viel skizzenhaft zu dem Wort baraber, seiner Bedeutung und Verbreitung. Um das wortgeographische Bild aufzufüllen, müßten noch weitere sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Tatsachen herangeholt werden. Wenn man bedenkt, daß sich bis in die Gegenwart im steirischen volkssprachlichen Wortschatz Wörter türkischer Herkunft wie Tscherga „Zelt", Karabatsch „Ochsenziemer" aus der Zeit der Türkeneinfälle erhalten haben, so ist die Übernahme des Wortes barabba aus dem Italienischen nicht im mindesten auffällig[1]). Der Wortschatz der ost-, mittel- und südeuropäischen Volkssprachen bietet gerade in seinen gegenseitigen Beziehungen — seit der Pionierarbeit eines Miklosich — eine noch immer zu wenig ausgeschöpfte Quelle der Volks- und Kulturgeschichte dieser Gebiete.

[1]) Hat doch das ital. artieri „Handwerker" den Weg der Übernahme bis ins russ. artélь „Genossenschaft von Handwerkern" gefunden.

Die venezianische Graphik des späten 15. Jahrhunderts und deren Nachhall im serbischen Buchdruck

Von DEJAN MEDAKOVIĆ (Belgrad)

Für eine Analyse des Einflusses, den die venezianische Graphik des späten 15. Jh.s auf den serbischen Buchdruck ausübte, sind die Crnojevićsche Buchdruckerei aus dem Ende des 15. Jh.s sowie auch die im Laufe des 16. Jh.s in Venedig selbst tätigen Buchdruckereien von Belang.

Im 15. Jh., in der Zeit des jähen Aufstiegs und raschen Verfalls einheimischer Feudalhäuser, tat sich das Zetaer Haus Crnojević hervor, mit dessen Namen auch die Eröffnung der ersten serbischen, im J. 1493 in Cetinje in Tätigkeit gesetzten Buchdruckerei verbunden ist. Rund drei Jahre insgesamt war diese Buchdruckerei im Cetinjeer Kloster tätig, genauer gesagt bis zum J. 1496, als ihre Tätigkeit infolge eines Türkeneinbruchs eingestellt wurde und die einheimische Dynastie, aus Montenegro vertrieben, nach Italien, nach Venedig, flüchtete.

In dieser verhältnismäßig kurzen Zeit wurden in dieser ersten serbischen Buchdruckerei, soviel uns heute bekannt ist, folgende Bücher gedruckt: das Anfang 1494 fertiggedruckte Oktoich (Ton 1-4), das höchstwahrscheinlich aus dem J. 1494/95 stammende Oktoich (Ton 5—8), der am 22. September 1494 fertiggedruckte Psalter und schließlich das (Gebetbuch) Euchologium aus dem J. 1495.

Zu welchen Ergebnissen aber führt uns die künstlerische Analyse dieser einzigen serbischen Wiegendrucke?

Zu der Zeit, da die erste serbische Buchdruckerei eröffnet wurde, waren verschiedene künstlerische Überlieferungen aus der Zeit der Unabhängigkeit des serbischen Staates noch immer kräftig und lebendig. In der Nähe von zwei wichtigen Westtoren des Balkans, Dubrovnik und Kotor, errichtet, mußte sie sich unvermeidlich vom nachbarlichen Italien ausgehende Einflüsse gefallen lassen. Doch blieben diese Einflüsse hauptsächlich auf dekorative Elemente wie auch auf die Gestaltung der im Geiste des italienischen Quattrocento ausgeführten Initialbuchstaben eingeschränkt. Anderseits hängt die Weise, auf welche die Zierleisten verwendet wurden, mit der serbischen handschriftlichen Überlieferung zusammen, wobei die Cetinjeer Meister in ihrer Formgebung auch zu selbständigeren graphischen Lösungen gelangten. Gleich von Anfang an lassen die Cetin-

jeer Buchdrucker in der graphischen Ausstattung eine Neigung zur freieren Komposition serbischer, manchmal sehr alter handschriftlicher Elemente mit aus der italienischen Renaissance übernommenen dekorativen Elementen erkennen. Das Cetinjeer Oktoich aus dem J. 1494 ist überhaupt das erste serbische Buch, in welchem Renaissance-Einflüsse eine bei weitem nicht untergeordnete Rolle spielen. Diese Meinung wird schon durch die erste Zierleiste dieses Cetinjeer Oktoechos bestätigt. In dieser Zierleiste ist der abendländische Einfluß bemerkbar; hier wurde das aus kleinen Zweigen mit Laub und kaum angedeuteten Blumen bestehende Ornament der Spätgotik und der Frührenaissance verwendet. In serbischen Handschriften bestehen keine früheren Analogien zu diesem Ornament. Erst in der ersten Hälfte des 16. Jh.s kommen solche Ornamente, obschon vereinzelt, in unseren handgeschriebenen Büchern vor. Auch der auf eine selbständige Weise dargestellte, mit schematisch gezeichneten Flügeln versehene, uns vielmehr an eine Maske erinnernde kleine Engelkopf mutet uns völlig wie ein Werk der Renaissance an. Solche Engelköpfe erscheinen in Venedig um das J. 1487 in den vom Buchdrucker Bernadino de Novara ausgeführten Initialen, z. B. im Buche des Bartolomeo Miniatore: Formulario di epistole volgari. Die zweite Zierleiste dieses Buches zeigt ebenfalls, ihrer Grundkonzeption nach, daß sie in der Renaissance wurzelt. Auch die im Cetinjeer Oktoich (Ton 1—4) dargestellten, Kranz mit Wappen haltenden, obzwar der christlichen Ikonographie näherstehenden Engelgestalten sind schon in handgeschriebenen Renaissancebüchern zu finden. Der Cetinjeer Buchdrucker, der orthodoxe Hieromonachus Makarios hat in das Buch keine heidnischen, in der Renaissance so beliebten Putten hineingebracht; seine Gestalten stellen Engel dar, wie sie sich der Meister vorstellt, der genau weiß, für wen das Buch bestimmt ist. In Venedig kommt diese Kompositionsweise in gedruckten Büchern sehr früh, schon im J. 1470, also in den ersten Jahren venezianischen Buchdruckes, vor. Von den erwähnten Zierleisten abweichend ist die dritte der im Crnojević-Oktoich befindlichen Zierleisten stilmäßig am reichsten: ein rechteckiges Feld, mit eingliedrigem Flechtornament ausgefüllt, welches eine ziemlich entwickelte und komplizierte Ornamentik mit Motiven miteinander verbundener konzentrischer Ringe aufweist, die sich im Innern zweier großer, das ganze rechteckige Feld der Zierleiste selbst einnehmender Kreise befinden. Ziemlich komplizierte Kompositionen des reinen Flechtornaments erscheinen in serbischen Handschriften schon vom Ende

des 13. Jh.s an, während wir denselben in der reichen Steinplastik der „Morava-Schule" begegnen. Demgemäß blieben hier die Einflüsse fremder Bücher völlig aus, so daß diese Zierleiste mit unseren heimischen künstlerischen Vorbildern in Zusammenhang zu bringen ist, wobei der Cetinjeer Bildstecher in höherem Maße durchgearbeitete und kompliziertere Formen schuf als andere Techniken unserer Kunst. Dieses gegenseitige Verflechten von Einflüssen bei der Ausführung von Zierleisten ist auch für den Cetinjeer Psalter typisch.

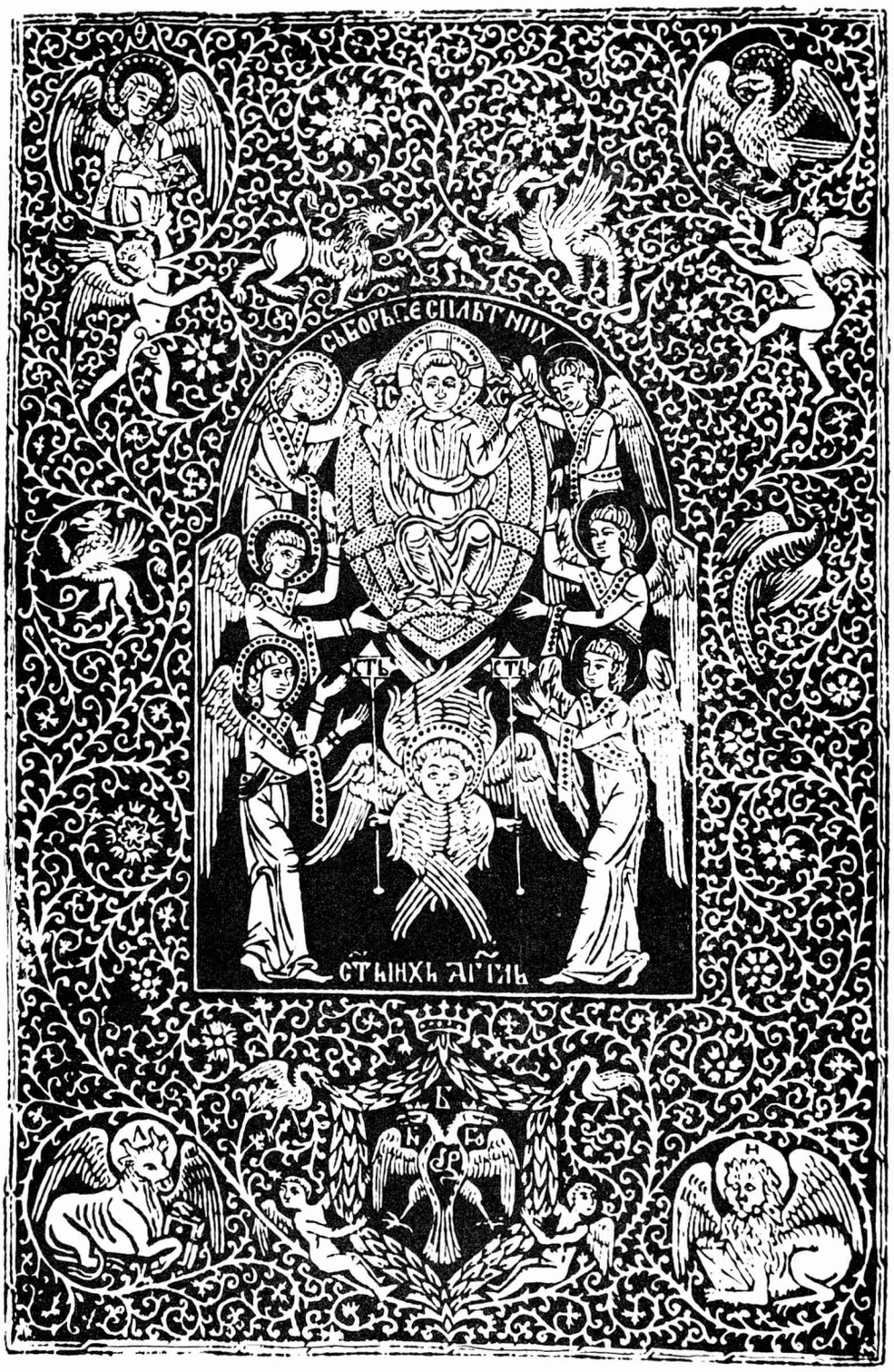
Während wir bei den in der Cetinjeer Buchdruckerei ausgeführten Zierleisten zweierlei künstlerische und stilmäßige, d. h. die der importierten Renaissance sowie einheimische serbische Einflüsse festgestellt haben, sind die Hauptinitialen dieser Cetinjeer Bücher völlig im Geiste zeitgemäßer sowie der etwas früheren venezianischen Bücher ausgeführt. Die Verwendung eines besonderen Holzschnittklischees in Venedig fällt mit dem Erscheinen des Augsburger Buchdruckers Erhard Ratdolt zusammen. Bis zu jener Zeit wurden die Hauptinitialen freihändig gemalt. Im J. 1477 druckte Ratdolt in Gemeinschaft mit Bernardus Pictor und Petrus de Langencen Appians Römische Geschichte. Das wesentlich Neue in diesem Buche waren gedruckte, aus einem rechteckigen Feld bestehende Initialen, wobei auf schwarzer Grundlage ein weißer Buchstabe mit einem Rankenwerk weißer, stilisierter Ranken verflochten ist. Von dieser Zeit an bis zum zweiten Jahrzehnt des 16. Jh.s und sogar später war diese Art des Initialendruckes in Mode, indem sie zweifellos zur gemeinsamen Errungenschaft der Renaissancebücher wurde. Die von der Cetinjeer Offizin geschaffene, von stilisierten Ranken beherrschte Initialengruppe gehört völlig diesem Kreise venezianischen Buchdrucks an. Wir begegnen derselben in allen uns bekannten, in der Crnojević'schen Buchdruckerei gedruckten Büchern. Während aber die Initialbuchstaben der beiden Oktoiche ausschließlich im Geiste der Initialengruppe Ratdolts ausgeführt sind, lassen diejenigen des Psalters und des Euchologiums (Gebetbuches), welches leider nur fragmentarisch erhalten ist, auch andere Vorbilder erkennen. Die überwiegende Mehrheit derselben gehört ebenfalls dem Ratdolt-Kreise an, doch kommen im Psalter und im Euchologium (Gebetbuch) Initialbuchstaben vor, die von Cetinjeer Meistern in Anlehnung an die in anderen Buchdruckereien Venedigs gedruckten Bücher umgearbeitet wurden. Dies sind vor allem die drei Renaissanceinitialen „K", „A", „ъ", auf denen nebst stilisierten Blättern und Blumen auch kleine nackte Putten (auf der Initiale „A" reitet

ein nackter Knabe auf dem Buchstaben), Vögel, Hase und Füllhorn vertreten sind. Selbstverständlich gehören auch diese Initialen, ihrem Charakter nach, zur Renaissance. Ihr Vorkommen in Venedig wird mit dem Buchdrucker Ottaviano Scoto in Zusammenhang gebracht, der um das J. 1484 als erster Figurendarstellungen, meistens Kindergestalten enthaltende Initialbuchstaben verwendete, wobei diese Gestalten keineswegs als Träger der Zeichnung, sondern vielmehr als Staffage fürs stilisierte Pflanzenornament dienen. Die Verwendung dieser Initialen von reinem Pflanzencharakter im Cetinjeer Psalter beweist, in welchem Maße unsere alten Graphiker zeitgenössische Leistungen des italienischen Buchdruckes kannten, wie auch ihr Trachten nach Figurendarstellungen, die sie ungeachtet ihres weltlichen Renaissancecharakters in ein Buch einzuführen wußten, das schon kraft seines Inhaltes selbst die offizielle Kirchenliteratur fortsetzte. Man darf nicht außer acht lassen, daß dies unter Führung eines orthodoxen Mönchs nur einige Jahre vor dem Zusammenbruch des Crnojević-Staates und des Hauses Crnojević geschah, am Vorabend des Türkeneinbruchs, der ein weiteres und intensiveres Vordringen humanistischer Kultur in das Innere der Balkanhalbinsel verhinderte.

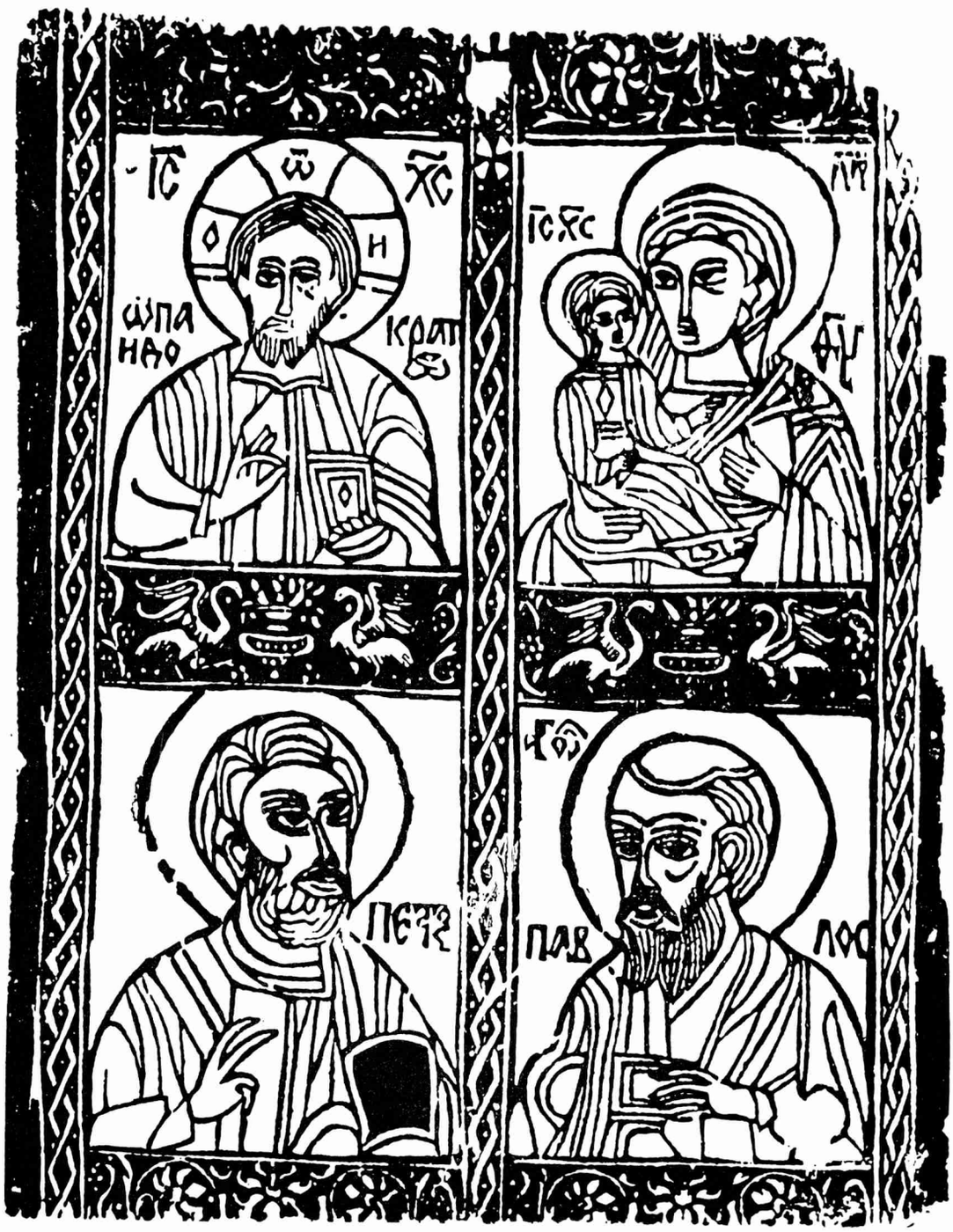
Und doch ist ein Nachhall dekorativer Renaissanceeinflüsse in gedruckten serbischen Büchern des 16. Jh.s spürbar. Sie treten in fast allen serbischen, im Laufe dieses Jahrhunderts eröffneten und bald wieder aufgelösten Buchdruckereien in Erscheinung. Wir begegnen ihnen in Büchern, die in der Buchdruckerei von Goražde in der Zeit von 1519—1525, in der Buchdruckerei des Klosters Gračanica im J. 1539, in der zweiten Buchdruckerei des Klosters Mileševa im J. 1557, in der ersten Belgrader Buchdruckerei im J. 1552 und schließlich in jenen, die in der Buchdruckerei des Klosters Mrkšina Crkva in den J. 1562—1565 gedruckt wurden. Es gibt sogar Beispiele, daß serbische Skriptorien damals Bücher lieferten, die mit den der Renaissance eigenen Initialen gedruckter Bücher versehen waren. Hier aber hat dieser wiederholte Nachhall der Renaissance nur die Bedeutung einer blassen und verspäteten Wiedergabe aus zweiter Hand. Zum Unterschied von den Cetinjeer Bildstechern, die unmittelbar aus lebendigen Quellen schöpften und den Stil der Renaissancebücher in gedruckte Bücher übertrugen, wurden diese Errungenschaften von allen in den oben erwähnten Buchdruckereien tätigen Buchdruckern auf eine mittelbare Weise belebt; ihr Vorbild ist eigentlich der Cetinjeer Buchdruck, den sie mit mehr oder weniger

Renaissance-Initialen A, V, G, K aus dem 1494 in Cetinje gedruckten Psalter

Zierleiste aus dem Oktoih (Ton 5—8). Cetinje 1494/5.



Konvent der leibfreien Mächte. Illustration aus dem Oktoih (Ton 5—8). Cetinje 1494/5.



Holzschnittikone aus Sogalj. 16. Jh.

Erfolg nachahmen und nachbilden. Es ist interessant, daß der Cetinjeer Buchdruck auch bei den Rumänen eine solche Mittlerrolle spielte, deren aus der Mitte des 16. Jh.s stammende Bücher die den serbischen Büchern unmittelbar entnommenen Renaissancebuchstaben enthalten. Als Beispiel führen wir hier nur das walachische Triode-Pentekostarion aus dem J. 1550 an, in welchem regelmäßig die Cetinjeer, sich von den Originalen nur durch die vergröberte Ausführung unterscheidenden Renaissanceinitialen vorkommen. Es ist nicht ohne Bedeutung zu erwähnen, daß in walachischen Büchern die der Renaissance eigenen, im Cetinjeer Psalter vorkommenden Figurendarstellungen (z. B. die Putten) vollkommen fehlen. Augenscheinlich hatten das walachische Publikum wie auch die Besteller solcher Initialen kein richtiges Verständnis.

Aus der obigen Darlegung können wir erkennen, in welchem Maße die Meister der ersten serbischen Wiegendrucke die graphische Ausstatatung ihrer Bücher durch Kombination einheimischer serbischer mit venezianischen künstlerischen Elementen der Buchausstattung zustande zu bringen wußten. Das Ineinandergreifen der Einflüsse der Renaissance und der einheimischen Einflüsse bleibt auch bei der Ausführung von Illustrationen, dieses dritten und wichtigsten Elementes der graphischen Ausstattung der von Makarios gedruckten Bücher, als Hauptmerkmal bestehen. Illustrationen kommen ausschließlich im Oktoich (Ton 5—8) vor, von denen wir vor 1941 nur drei kannten, während unlängst noch drei weitere entdeckt wurden. Die ersten serbischen gedruckten Illustrationen sind minutiös ausgeführt und hinsichtlich der künstlerischen Wirkung ihrem Rahmen vollkommen ebenbürtig. Anstatt bloß belehrend zu sein, wirken die Cetinjeer Illustrationen in vollem Maße als wahre Verzierungen. Sie sind frei von jenem naiven erzählenden Eindruck, durch den die ersten deutschen Illustrationen der sog. „Armenbibeln" eines Pfisters oder Zeiners gekennzeichnet sind. Der allen Illustrationen gemeinsame Prachtrahmen ist mit Stilmerkmalen gewisser spanischer Bücher in Zusammenhang zu bringen. So ist z. B., der Konzeption nach, der von Alfonso Fernandez de Cordoba geschnittene, in dem um 1487 in Valencia erschienenen Buche Manuale Caesaro-Augustanum verwendete Rahmen ähnlich. Wie konnte ein solcher Rahmen in ein serbisches Kirchenbuch geraten? Seine Hauptmerkmale sind zweifellos als Errungenschaften der Bücher des Quattrocento zu werten. Die Einrahmung ganzer Seiten wurde in allerlei humanistischen Skriptorien allgemein üblich. In der ganzen Welt

ahmen gedruckte Bücher auch in dieser Hinsicht handgeschriebene Bücher nach. In Venedig war dies schon bei den ersten gedruckten Büchern der Fall. Dank dem obenerwähnten Ratdolt, der diese Art in gedruckte Bücher übertrug, wurde dieselbe allgemein üblich. Während die von ihm selbst, sowie die von einigen anderen früheren Buchdruckern ausgeführten Rahmen fast regelmäßig in überwiegendem Maße mit Pflanzenornamenten ausgefüllt sind, finden im venezianischen Buchdruck Menschen und Tiere sowie architektonische Teile enthaltende Figurendarstellungen erst von den neunziger Jahren des 15. Jh.s an Verwendung. Dabei zeigt fast jedes einzelne Ornament ein irgendwie isoliert anmutendes Wesen. Der Cetinjeer Meister ging dagegen andere Wege. Der Cetinjeer Rahmen ist zu einem organischen Ganzen komponiert, während die Formen der Figurendarstellungen konsequent den Linien des Ornamentes selbst untergeordnet sind. In allen vier Rahmenecken befinden sich in nahezu runden Medaillons die vier Evangelistensymbole. Es ist interessant, daß hier die in der orthodoxen Ikonographie sowie in verschiedenen Zweigen der serbischen Kunst, wie z. B. in der künstlerischen Metallbearbeitung, üblichen Symbole verwechselt wurden. Das Johannessymbol, der Adler, wird hier Markus zugeteilt, während das Markussymbol, der Löwe, hier Johannes gehört. Diese Verwechslung in der orthodoxen Ikonographie rührt von der byzantinischen Kirchenliteratur her. In seinem Werk „Contra Hereticos" (1, III, c. 2) schreibt der hl. Irenäus dem Evangelisten Markus den Löwen und dem hl. Johannes den Adler als Attribut zu.

Die Mittelstelle im Rahmeninnern ist den konsequent im Geiste der orthodoxen Ikonographie ausgeführten Illustrationen vorbehalten. Dieselben wurden von den Cetinjeer, durch verschiedene Zweige der serbischen Kunst, namentlich durch die Ikonen- und Freskomalerei beeinflußten Bildstechern ausgeführt. Den feinen Linearismus dieser Illustrationen sowie das Fehlen plastischer Betonung könnte man mit ähnlichen Konzeptionen venezianischer, auf eine ähnliche Weise die Probleme ihrer Illustrationen lösender Bildstecher in Zusammenhang bringen.

Aus der obigen Darlegung leuchtet, wie wir hoffen, zur Genüge ein, in welchem Maße es der Renaissance gelang, die ersten serbischen Bücher zu beeinflussen, und schließlich, wie sie hinsichtlich der graphischen Ausstattung dieser Bücher von Anfang an gezwungen war, auf Kompromisse mit der serbischen künstlerischen Überlieferung einzugehen. All dies zusammengenommen zeigt einen

entwickelten und ausgeprägten Geschmack der alten serbischen Buchdrucker, die gleich im Anfang des serbischen Buchdruckes Werke schufen, deren Einfluß auch in einem späteren Zeitabschnitt serbischer gedruckter und sogar handgeschriebener Bücher zu fühlen ist; im Bereiche unseres alten Buchdruckes blieb aber der Getinjeer Buchdruck unübertroffen.

Am Ende dieser Darlegung hätten wir noch die sehr interessante, im J. 1520 in Venedig selbst eröffnete Buchdruckerei des Božidar Vuković und seines Sohnes Vicenzo zu erwähnen. Diese Buchdruckerei war mit Unterbrechungen rund 77 Jahre tätig, was für die damaligen Verhältnisse unseres Volkes als eine ziemlich lange Zeit zu betrachten ist. Zugleich wurde in derselben die Mehrzahl unserer alten gedruckten Bücher gedruckt. Ihre Gründer sind außerdem wegen der ersten serbischen, in ihrer Buchdruckerei auf Pergament gedruckten Bücher bedeutend. Sehr interessant ist die Tatsache, daß die künstlerische Ausstattung dieser serbisch-venezianischen Bücher fast gänzlich unter dem Einfluß serbischer handschriftlicher Überlieferung stand. Dies ist um so interessanter, weil es mitten in Venedig geschah, das sich auf dem Gebiete des Buchdruckes schon durch eine ganze Reihe großer Erfolge ausgezeichnet hatte. Somit kehrte, in künstlerischer Hinsicht, der nach unseren ersten Wiegendrucken entstandene Buchdruck in den Bereich handgeschriebener Bücher zurück, wodurch er konservativ wurde. Diese Sachlage ist vollkommen verständlich, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß serbisch-venezianische Buchdrucker eine genaue Kenntnis von dem Absatzgebiete besaßen, dem ihre Bücher galten, welche eben, weil sie aus Venedig kamen, von allem den orthodoxen Glauben irgendwie Beleidigenden frei sein mußten. Zur Bekräftigung unserer obigen Behauptung genügt schon ein flüchtiger Blick auf die graphische Ausstattung dieser Bücher. Schon das erste, im J. 1520 von Božidar Vuković herausgegebene Buch Liturgikon (Liturgiarion) hat eine vorwiegend im Geiste serbischer handschriftlicher Überlieferung gehaltene Ausstattung. Zwei ihrer Hauptzierleisten stellen durch Kreise miteinander verbundene Motive dar, wie sie schon vom 13. Jh. an in serbischen und bulgarischen Handschriften vorkommen. Im 16. Jh. ist dieses Motiv schon sehr häufig, wobei man Verdienste der gedruckten Bücher nicht schmälern darf. Auch in anderen Erzeugnissen dieser Buchdruckerei entsprechen die Zierleisten und Ornamente fast durchwegs den Überlieferungen der serbischen Kunst. Im Hinblick auf die verwendeten Initialen könnten wir da ganz allgemein schließen,

daß die Meister dieser Buchdruckerei dem Dekorativen fast fremde Auffassungen bekunden und daß ihnen bei der Ausarbeitung verschiedene Handschriften vorlagen, da sie in ihren Büchern auch solche Initialen verwendeten, die sich in der serbischen Kunst durch ihr hohes Alter auszeichnen, wie z. B. die aus zwei gewundenen schmalen Bändern bestehenden Buchstaben, die in serbischen Handschriften ebenfalls schon vom 13. Jh. an vorkommen.

Und auch die Analyse ihrer Illustrationen, besonders derjenigen, die in dem umfangreichsten Buche der alten serbischen Buchdruckereien — einem Menäon aus dem J. 1538 — verwendet wurden, ermöglicht interessante Feststellungen. Hier lassen sich zwei Bildstecher feststellen, von denen der eine sich einer klaren und scharfen Zeichnung bedient und die Gestalten fast umrißmäßig darstellt, der andere dagegen durch die mittels Schraffierung betonte Plastik seiner Gestaltendarstellung charakterisiert wird. Fast alle diese Illustrationen sind im Geiste der orthodoxen Ikonographie ausgeführt, während die Renaissanceelemente nur vereinzelt zum Ausdruck kommen. Was ihren ikonographischen Urprung anbelangt, können wir sagen, daß auf die Ausbildung der dieser Buchdruckerei eigenen illustrativen Buchausstattung in erster Reihe serbische bzw. italokretische, fast durchwegs aber orthodoxe Ikonen einwirkten. Gravierte Darstellungen von Festtagen würden sogar den Schluß auf das Vorhandensein eines serbisch-venezianischen Stils als einer besonderen Kunstvariante zulassen, und zwar mit selbständigen Zügen, die vor allem darin bestehen, daß die orthodoxe und die Athos-Ikonographie stellenweise durch Italianismen belebt erscheinen. Die große Verbreitung der Vuković'schen Bücher hatte, unserer Meinung nach, zur Folge, daß dieselben, besonders von der Mitte des 16. Jh.s an, die Rolle einer Art Kunsthandbücher für verschiedene Zweige unserer Kunst spielten. In erster Reihe würde sich das auf unsere Abschreiber, Goldschmiede, seltener auf Freskenmaler beziehen.

Ein völlig vereinzeltes Eindringen der Renaissanceeinflüsse, besonders die sog. „livres d'heures", kommt in serbisch-venezianischen Büchern des Vicenzo Vuković vor. Es fällt auf, daß dieses Eindringen der Renaissance noch während der Zeit aufgehalten wurde, in der Vicenzo Vuković selber diese Buchdruckerei leitete. Ihrem illustrativen Inhalt nach bedeuten seine Bücher nicht eben eine Bereicherung des serbischen Buchdruckes. Hauptsächlich stützte er sich auf das väterliche Erbe. Sein Anteil an der Schaffung neuer

Illustrationen ist ganz unbedeutend. Trotz augenscheinlicher Entlehnungen und Schwächen beginnt der eigentliche Verfall der serbischen in Venedig gedruckten Bücher erst nach Vicenzos Rücktritt vom Büchermarkt. Von dieser Zeit an vegetierten die Herausgeber unserer Bücher in Venedig nur mehr und verschwanden dann allmählich, so daß die auf unserem heimatlichen Boden gedruckten Bücher in graphischer Hinsicht besser gelungene Werke darstellen. Um diese Zeit, d. h. um die sechziger Jahre des 16. Jh.s, ist in Venedig kein ernsterer, auf eine Bereicherung des illustrativen Inhaltes neugedruckter Bücher hinzielender Versuch zu verzeichnen. Nur stellenweise finden wir in diesen Büchern etwas, was nicht aus den Vuković'schen Büchern entnommen wäre. Der Nachdruck früherer Ausgaben wurde zur Hauptbeschäftigung der kaufmännisch eingestellten Herausgeber, die sich in diese Geschäfte unter Vermeidung aller überflüssigen Auslagen und eines eventuellen Risikos einließen.

Schließlich sei noch die interessante Tatsache erwähnt, daß die dekorativen Renaissanceelemente auch in einzelnen, an sich sehr seltenen Holzschnittblättern der alten serbischen Graphik wiederkehren. So hat z. B. das heute nur noch in einem Exemplar erhaltene Gebetbuch (Molitvenik), das der Ragusaner Franjo Raković-Micalović 1512 für unsere Katholiken in zyrillischer Schrift druckte, mit seinen reichen Renaissance-Umrahmungen unmittelbar auf die dekorative Gestaltung der Holzschnittplatte von Sogalj (16. Jh.) eingewirkt, die zweifellos ein interessantes Zeugnis dafür ist, wie sich die verschiedenen Kunstströmungen auf der Balkanhalbinsel kreuzten.

Ein Brief Paul Josef Šafaříks an Lukijan Musicki[1])

Von ELISABETH NONNENMACHER (München)

Am 8. Mai 1819 beschloß das Patronat des neugegründeten serbisch-orthodoxen Gymnasiums in Neusatz unter dem Vorsitz des Metropoliten von Karlowitz, Stefan Stratimirović, und des Bischofs von Neusatz, Gedeon Petrović, den zwar sehr jungen, aber bei den Serben bereits als wissenschaftliche Autorität geschätzten P. J. Šafařík

[1]) Der Brief befindet sich im Archiv der Matica srpska in Neusatz, Nr. 18.951. Dem Direktor des Archivs und Herrn Prof. Dr. S. K. Kostić bin ich für ihre Unterstützung zu großem Dank verpflichtet.

(geb. 13. Mai 1795) zum Direktor und Professor der Humaniora zu wählen. Nur zu gerne leistete Šafařík am 9. Oktober des gleichen Jahres[2]) diesem Ruf Folge, denn die beruflichen Aussichten in den österreichischen Kronländern waren für ihn als Protestanten und Absolventen der Universität Jena denkbar schlecht. Auch hoffte er, unter den Serben, zu denen er seit seiner Käsmarker Lyzeumszeit enge freundschaftliche Beziehungen unterhielt, besonders aber in Neusatz, das damals als das kulturelle Zentrum des Serbentums galt, ein dankbares Betätigungsfeld und eine neue Heimat zu finden.

Am 26. Oktober legte Šafařík anläßlich der feierlichen Einführung in das neue Amt in einer lateinischen Festrede sein weitgestecktes Programm dar, zu dessen Hauptpunkten die Gründung eines Lehrstuhls für serbische Sprache und Literatur, die künstlerische Erziehung der Jugend und der Ausbau der Schulbibliothek zählten. Welchen Widerhall diese Pläne in der Öffentlichkeit fanden, kann man aus einem Schreiben des bekannten Dichters Lukijan Mušicki[3]) vom 13. Dezember 1819 an Georgije Magarašević ersehen, worin dieser die Hoffnung ausspricht, daß die Serben mit Hilfe ihres neuen Direktors vieles erreichen werden[4]). Und 1820 vergleicht Mušicki in einer Ode das Kommen Šafaříks, den er zu diesem Zeitpunkt persönlich aber noch nicht kannte, mit dem Einzug in den Tempel der serbischen Musen und erwartet von ihm, daß er die Jugend zur Erkenntnis des Schönen, Guten und Wahren führen und dem Volk neue Sänger erziehen werde[5]).

Zu Šafaříks alten Bekannten am Gymnasium zählte vor allem der Schriftsteller Milovan Vidaković, den Šafařík noch aus Käsmark

---

[2]) So Stajić, V.: Srpska pravoslavna velika gimnazija u Novom Sadu. 1949, S. 229 u. Magarašević, B.: Georgije Magarašević. 1933, S. 20. — Nach Vlček, J. (Dějiny čes. lit. II, 1951, S. 391), Jakubec, J. (Dějiny lit. čes. II, 1934, S. 516) und Hanuš, J. (P. J. Šafařík. 1895, S. 40) ging Šafařík bereits Mitte September nach Neusatz.

[3]) Mušicki hatte für die Eröffnungsfeier eine Ode gedichtet. S. Stihotvorenija. II, 1840, S. 73.

[4]) „Srblji su srećni i gospodinom Šafarikom. Sredstvijem njega, moći će se mnogo preduzeti i svršiti." Zit. nach Stajić, a.a.O. S. 231.

[5]) Uže plyvutъ mi kъ bregu želanija: vъ chramъ vnide Serbskichъ Muzъ Šaffarikъ! Se Ty, licemъ ješče mně syj nevědomь ... duši sutъ vsemu otversty, ježe krasno, dobroe, istinno ... Se Ty velikichъ namъ vospitaj Pěvcevъ, imuščichъ dvignut vъ groběchъ ležaščyja ... (Mušicki: Stihotvorenija II, 1840, S. 93 ff.). — Šafařík dankt für diese Ode in einem Schreiben vom 11. 11. 1820. S. Slovanský Přehled 1914—24, S. 178.

kannte und der 1817—1824 in Neusatz als Professor tätig war[6]). Enge Freundschaft verband Šafařík mit dem Historiker und Schriftsteller Georgije Magarašević (1793—1830), einem Volksaufklärer im Geiste Obradovićs, der 1816 wegen einer Liebesaffäre von Karlowitz nach Neusatz versetzt wurde und hier neben Šafařík die Humaniora lehrte[7]). Magarašević, der sowohl mit Vuk S. Karadžić als auch dem Dichter Lukijan Mušicki[8]), Archimandrit von Šišatovac, später Bischof von Karlstadt (1777—1837), befreundet war, vermittelte 1820 ein Zusammentreffen Šafaříks mit Vuk in Peterwardein[9]) und begleitete im Juli 1821 Šafařík nach Šišatovac zu Mušicki[10]).

Šafařík hatte von Mušicki bereits in Jena gehört und seit 1819 stand er mit ihm in Briefwechsel. Wie sehr er seine Dichtungen schätzte, die er z. T. durch Magaraševićs Vermittlung erhalten hatte, geht aus einem Schreiben an Mušicki vom 14. Dezember 1819[11]) hervor: „Ihr Unglück ist, wie auch das Meinige, wenn es sonst eines ist, daß Sie um ein Paar Jahrhunderte zu frühe für Ihre Nation gekommen sind. Doch das soll Sie nicht irre machen. Auch diese Seelenblüthen, die jetzt nur wie Thränen glänzen, werden einst erstarren und wie Perlen funkeln zur Zierde der kommenden Serben." Diese Begeisterung beseelte Šafařík auch nach seiner Rückkehr nach Prag, und aus einem Schreiben Vuks[12]) erfahren wir, daß Šafařík 1838 eifrig bemüht war, für die von Georgije Mušicki in Ofen geplante vierbändige Ausgabe der Oden seines Onkels Abonnenten zu werben.

Mit Magarašević und Mušicki besprach Šafařík seine Pläne und hoffte auf ihre Unterstützung besonders bei der Errichtung des Lehr-

---

[6]) M. Vidaković (1780—1840), Verfasser moralisierender Romane, wurde 1824 wegen widernatürlicher Beziehungen zu seinen Schülern entlassen und lebte dann bis zu seinem Tod in Ofen. Šafaříks Empörung überVidakovićs Verhalten war sehr groß und er verglich ihn in seinem Tagebuch mit einem verhutzelten Affen. S. Zíbrt, Č.: Co vyprávěl P. J. Šafařík rodině o svém mládí a životě. In: Č. Č. M. 83, 1909, S. 255. Über Vidaković s. Glasnik 30, 1871 (Autobiographie) und Popović, P. in: Godišnjica Nikole Čupića 1928, 1929, 1931.

[7]) Magarašević, B.: Georgije Magarašević. Heidelberg 1933.

[8]) Ćorović, V.: Lukijan Mušicki. In: Letopis M. S. 276—82.

[9]) Vuk, Prepiska I, S. 179.

[10]) Vuk, Prepiska II, S. 494.

[11]) Letopis M. S. 197. 1899, S. 67.

[12]) Vuk, Prepiska IV, S. 752.

stuhls für serbische Sprache und Literatur[13]), denn beide vertraten die Ansicht, daß nur die Volkssprache die Serben in den Verband der kultivierten Völker erheben könne[14]). Aber die Verhältnisse entwickelten sich in Neusatz nicht zu Šafaříks Zufriedenheit. Sehr bald mußte er erkennen, daß Zeit und Menschen für sein hochgestecktes Ziel noch nicht reif waren. Die Gründung des Lehrstuhls scheiterte am starren Widerstand der Geistlichkeit, nicht zuletzt des Metropoliten selbst[15]). Doch waren in diesem Punkt die Bemühungen wenigstens nicht ganz ergebnislos, denn 1825 begann unter der Redaktion Magareševićs in Ofen die Zeitschrift Serbska lětopis zu erscheinen, und am 4. Februar 1826 kam es zur Gründung des Kulturvereins Matica srpska, der für alle Slawen in dem folgenden halben Jahrhundert richtungweisend wurde.

Ebenso wuchs die bei Šafaříks Ankunft 1819 bereits vorhandene Schulbibliothek nur sehr langsam. Obwohl nach einem Schreiben Magarašević an Vuk vom 23. Februar 1820 damals bereits über 1 000 Bände vorhanden waren und Šafařík nicht versäumte, auf den erzieherischen Wert der öffentlichen Bibliotheken hinzuweisen, fand erst 1822 die feierliche Eröffnung statt[16]).

Für die von Šafařík geplante künstlerische Erziehung bestand seit 1820 eine Zeichenschule, und das Patronat konnte sich bei den öffentlichen Prüfungen von den Fortschritten der Schüler überzeugen. Trotzdem war auch diesem Unternehmen keine lange Lebensdauer beschieden[17]).

So sah sich Šafařík immer mehr gezwungen, in das ausgefahrene Geleis zurückzukehren, und seine Enttäuschung darüber spricht deutlich aus dem beigefügten Brief an Mušicki, der ihm für eine Schulfeier eine Anzahl Oden übersandt hatte. Bei der von Šafařík erwähnten „an die Jugend gerichteten herzerhebenden Ode" handelt es sich offensichtlich um die slaveno-serbische Ode „Mladymъ Ser-

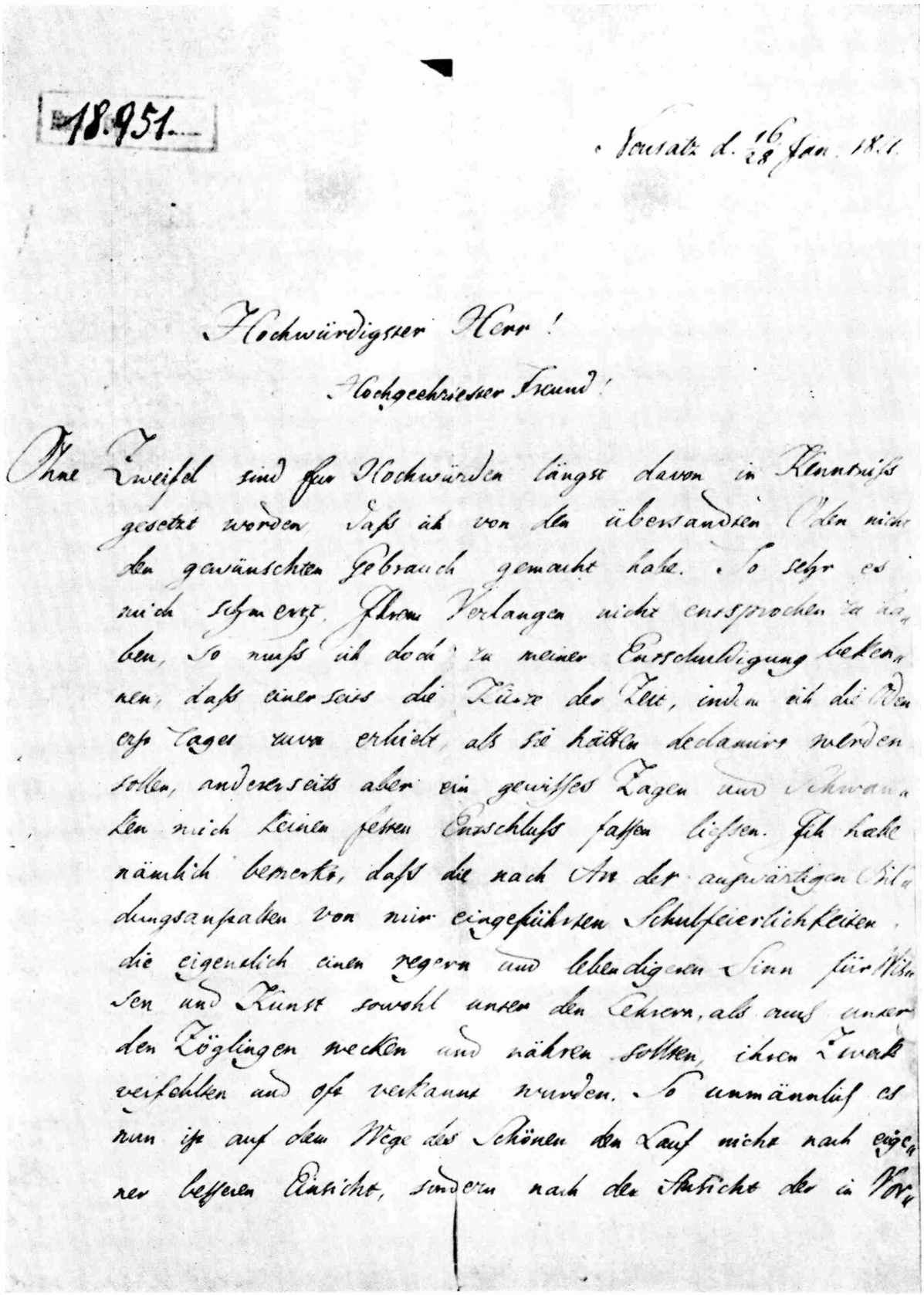
[13]) Noch 1822 äußerte sich Šafařík in einem Schreiben an Fr. Palacký anerkennend über Mušickis Bemühungen. S. Palackýs Korrespondenz hrsg. v. V. Nováček, 2 Bde, 1902, 1911.

[14]) Vgl. Stajić, V.: P. J. Šafarik. 1927, S. 4 ff; Magarašević, B., a.a.O. S. 20 ff.

[15]) Am 2. 8. 1820 schreibt Šafařík an Palacký: „Zde jen sváry a sváry mezi učenými o starý a nový jazyk. Mniši drží literaturu, vzdělanost a národství na uzdě. S. Korrespondenz Fr. Palackýs hrsg. v. Vojtěch Nováček, 2 Bde, 1902, 1911.

[16]) Letopis M. S. 186, S. 144.

[17]) Stajić, V.: Srpska pravoslavna velika gimnazija. S. 232 f.



18.951

Neusatz d. 16/28 Jan. 18.1.

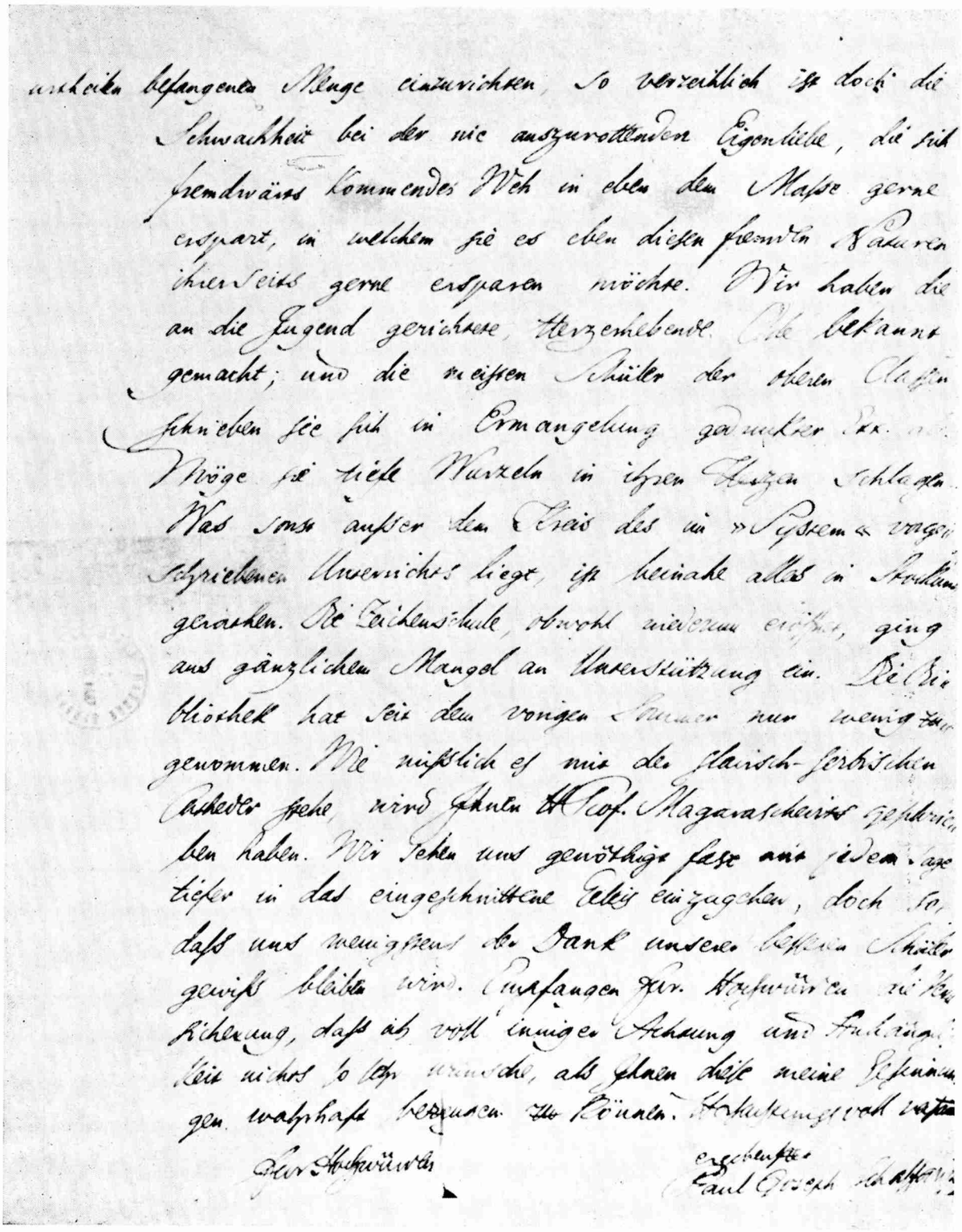
Hochwürdigster Herr!

Hochgeehrtester Freund!

Ohne Zweifel sind Ihro Hochwürden längst davon in Kenntniss gesetzt worden, dass ich von den übersandten Oden nicht den gewünschten Gebrauch gemacht habe. So sehr es mich selbst ernst, Ihrem Verlangen nicht entsprochen zu haben, so muss ich doch zu meiner Entschuldigung bekennen, dass einerseits die Kürze der Zeit, indem ich die Oden erst Tages zuvor erhielt, als sie hätten declamirt werden sollen, andererseits aber ein gewisses Zagen und Schwanken mich keinen festen Entschluss fassen liessen. Ich habe nämlich bemerkt, dass die nach Art der gegenwärtigen Bildungsanstalten von mir eingeführten Schulfeierlichkeiten, die eigentlich einen regern und lebendigern Sinn für Wissen und Kunst sowohl unter den Lehrern, als unter den Zöglingen wecken und nähren sollten, ihren Zweck verfehlten und oft verkannt wurden. So unmöglich es nun ist auf dem Wege des Schönen den Lauf nicht nach eigener besserer Einsicht, sondern nach den Strichen der in Vor-

Brief Paul Josef Šafařiks an Lukijan Mušicki

(1. Seite)



Brief Paul Josef Šafařiks an Lukijan Mušicki

(2. Seite)

bomъ"[18]), in der der Dichter die Jugend auffordert, beide Formen der ererbten Sprache zu pflegen:

A sichъ jazyku obraza dva jesta:
jedinъ jestъ knižen̆ъ, inъ že besědenъ jestь.
Ljubja i čtyj Ty oba, budeš'
Serbinomъ vesь .....

Die am Schluß des Briefes ausgesprochene Hoffnung, daß ihm trotz aller Mißerfolge „wenigstens der Dank der besseren Schüler gewiß bleiben wird", bringt Šafařík noch einmal in einem Schreiben vom 22. 12. 1830 an den Breslauer Rechtshistoriker Prof. E. Th. Gaupp zum Ausdruck, an den er sich wegen der in Aussicht gestellten Professur für Slawistik an der kgl. preußischen Universität zu Breslau wandte[19]). Trotz aller beruflichen und privaten Widerwärtigkeiten und Rückschläge, an denen Šafaříks Aufenthalt in Neusatz bis zu seiner Rückkehr nach Prag am 4. Mai 1833 wahrlich nicht arm war, betrachtet Šafařík die unter den Serben verbrachte Zeit nun doch nicht mehr als eine „geistige Verbannung" und „Vergeudung seiner besten Kräfte"[20]), sondern glaubt, auch eine Reihe positiver Ergebnisse aufweisen zu können.

Neusatz, d. 16./28. Jan. 1821

Hochwürdigster Herr! Hochgeehrtester Freund!

Ohne Zweifel sind Eur Hochwürden längst davon in Kenntnis gesetzt worden, daß ich von den übersandten Oden nicht den gewünschten Gebrauch gemacht habe. So sehr es mich schmerzt, Ihrem Verlangen nicht entsprochen zu haben, so muß ich doch zu meiner Entschuldigung bekennen, daß einerseits die Kürze der Zeit, indem ich die Oden erst tages zuvor erhielt, als sie hätten declamirt werden sollen, andererseits aber ein gewisses Zagen und Schwanken mich keinen festen Entschluß fassen ließen. Ich habe nämlich bemerkt, daß die nach Art der auswärtigen Bildungsanstalten von mir eingeführten Schulfeierlichkeiten, die eigentlich einen regern und lebendigeren Sinn für Wissen und Kunst sowohl unter den Lehrern, als auch unter den Zöglingen wecken und nähren sollten, ihren Zweck verfehlten und oft verkannt wurden. So unmännlich es nun ist auf dem Wege des Schönen den Lauf nicht nach eigener besseren Einsicht, sondern nach der Ansicht der in Vorurtheilen befangenen Menge einzurichten, so verzeihlich ist doch die Schwachheit bei der nie auszurottenden Eigenliebe, die sich fremdwärts kommendes Weh in eben dem Maße gerne erspart, in welchem sie es eben diesen fremden Naturen ihrerseits gerne ersparen möchte. Wir haben die an die Jugend

[18]) Mušicki: Stihotvorenija II, 1840, S. 128.

[19]) Rösel, H.: Dokumente zur Geschichte der Slawistik in Deutschland. Berlin 1957, S. 99.

[20]) Schreiben an Kollár vom 14. 2. 1821. S. Korrespondenz P. J. Šafaříks mit J. Kollár in: Č. Č. M. 47, 1873; 48, 1874; 49, 1875.

gerichtete Herzerhebende Ode bekannt gemacht; und die meisten Schüler der oberen Classen schrieben sie sich in Ermangelung gedruckter Exx. ab. Möge sie tiefe Wurzeln in ihren Herzen schlagen! Was sonst außer dem Kreis des im „System" vorgeschriebenen Unterrichts liegt, ist beinahe alles in Stockung gerathen. Die Zeichenschule, obwohl wieder eröffnet, ging aus gänzlichem Mangel an Unterstützung ein. Die Bibliothek hat seit dem vorigen Sommer nur wenig zugenommen. Wie mißlich es mit der slavisch-serbischen Catheder stehe, wird Ihnen H. Prof. Magaraschewits geschrieben haben. Wir sehen uns genöthigt fast mit jedem Tag tiefer in das eingeschnittene Geleis einzugehen, doch so, daß uns wenigstens der Dank unserer besseren Schüler gewiß bleiben wird. Empfangen Eur Hochwürden die Versicherung, daß ich voll inniger Achtung und Anhänglichkeit nichts so sehr wünsche, als Ihnen diese meine Gesinnungen wahrhaft bezeugen zu können. Hochachtungsvoll (ein Wort unleserlich)
Eur Hochwürden ergebenster

Paul Joseph Schaffarik

Vuks Anteil an der Ausarbeitung eines terminologischen Wörterbuches im J. 1853

Von MILIVOJ PAVLOVIĆ (Belgrad)

Gerade in der Zeit, als sich das Bemühen Vuk St. Karadžić's um die Einführung der Volkssprache in die serbokroatische Literatur einem Erfolg näherte, findet man seinen Namen auch unter den Mitarbeitern an einer juridischen skr. Terminologie, die vor etwas mehr als 100 Jahren im Druck erschien[1]).

Dieser Terminologie wurde bislang noch keine eingehende Untersuchung gewidmet, obwohl sie es — aus mancherlei Gründen — verdient[2]). So möge hier erwähnt sein, daß D. Jankovi ć, als Abgeordneter des jugoslaw. Parlaments im J. 1936, Kritik an einer Vorlage des Justizministeriums übte unter Bezugnahme auf die oben genannte Terminologie, wobei er die damalige in Rede stehende Gesetzesvorlage des „k. u. k. österreichischen sowie deutschen Geistes und der in ihr angewandten Sprache", bezichtigte. Er nannte in diesem Zusammenhang die angeführte Terminologie ein Streben

[1]) Juridisch-politische Terminologie für die slawischen Sprachen Österreichs. Von der Kommission für slawische juridisch-politische Terminologie. Dt.-kroat., dt.-serb. und dt.-slowen. Separatausgabe. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Wien 1853, S. XIV, 694.

[2]) Zum slowen. Teil vgl. F. Mohorič, Opazke k slovenski pravniški terminologiji (= Veda, Jg. IV, S. 483—509).

der ehemaligen k. u. k. österreichischen Regierung, den Südslawen zu einer Terminologie der Rechtswissenschaft im Geiste der südslawischen Sprache zu verhelfen[2a]). Gewiß, diese Terminologie war keineswegs in genügendem Ausmaße „volkstümlich", jedoch als ein Versuch in dieser Richtung verdient sie ein Interesse. Sie ist immerhin ein Beitrag dazu, wie eine juridische Terminologie geschaffen wird. Doch darüber soll bei anderer Gelegenheit gehandelt werden. Die Mitarbeit von V u k ist für uns von besonderem Interesse, u. zw. sowohl im Hinblick auf seine Auffassung von der Schriftsprache im allgemeinen als auch mit Rücksicht auf den damaligen Stand der skr. Schriftsprache und deren weitere Entwicklung im besondern. Uns beschäftigt demnach das Verhältnis und die Stellung Vuks zum Material dieser Terminologie.

Ganz im Sinne des Bachschen Systems, das die Festigung des Zentralismus in Österreich bezweckte, beschloß die damalige Regierung in Wien die Ausarbeitung einer juridischen Terminologie für alle Sprachen des Vielvölkerstaates. Im Rahmen des Ausschusses für die Ausarbeitung dieser Terminologien wurde auch eine südslawische Kommission ins Leben gerufen. Diese wurde Juli 1849 einberufen. Ihre Aufgabe war, „die entsprechende juridisch-politische Terminologie in allen im Kaiserreiche Österreich üblichen slawischen Sprachen zusammenzustellen"[3]). Der ssl. Kommission gehörten folgende Personen an: Dr. Matija Dolenc, Hof- und Gerichtsadvokat, Dr. Franz Miklosich, Universitätsprofessor in Wien und Beamter der Hofbibliothek, Matevž Cigale, Schriftleiter des „Staatsgesetzlichen Blattes" — für die slowen. „Mundart"; für die serb. und kroat.: Stjepan Car, k. k. Komitatsrat in Požega, Dr. Vuk Stefanović Karadžić, „korrespondierendes Mitglied der k. k. Gelehrtengesellschaft", Ivan Mažuranić, stellvertretender Hauptstaatsanwalt für Kroatien und Slawonien und Dr. Božidar Petranović, der damalige Schriftleiter des „Staatsgesetzlichen Blattes". Bereits im September desselben Jahres wurde an Stelle Ivan Mažuranićs Dr. Dimitrije Demeter berufen, der gegen Ende des J. 1849, als der Ausschuß seine Arbeit beendet hatte, zum Schriftleiter des kroatischen Materials ernannt wurde, während die Redaktion des serbischen Materials von Petranović und diejenige des slowenischen von M. Cigale besorgt wurde.

Entsprechend der Untergliederung dieser ssl. Kommission finden sich auch drei Vorworte, (von Demeter, Petranović und Cigale).

[2a]) Zeitschrift „Pravosudje" V 146.

[3]) Vgl. D. D e m e t e r im Vorwort zu der genannten Ausgabe.

Das erste Vorwort ist am umfangreichsten und beinhaltet, neben allgemeinen Angaben über die Aufgabe und Tätigkeit der Kommission, auch die Grundgedanken und den vollen Text der bekannten „Schriftsteller-Übereinkunft" über die Grundsätze der serbischen und kroatischen Schriftsprache und Rechtschreibung. In dem zweiten Vorwort, das in cyrillischer Schrift abgedruckt ist, findet man eine Darlegung des Petranovićschen Standpunktes betreffs der Schriftsprache, der sich von dem Standpunkt Vuks wesentlich unterscheidet. Im dritten und zugleich kürzesten Vorwort finden sich Anmerkungen über das Redigieren des slowenischen Teiles und eine Erklärung dafür, weshalb die Ausfertigungen in diesen drei Sprachen erscheinen. Als erste Fragestellung ergibt sich aus diesem Zusammenhang: die Art der Auffassung von der Einheit der serbokratischen Schriftsprache; ferner interessiert der Typus der Schriftsprache grundsätzlich; und schließlich das Verhältnis der Materie, die den eigentlichen Inhalt des Buches darstellt, zu den erwähnten Grundsätzen von der Schriftsprache und dem Typus derselben.

Vuks Standpunkt im Hinblick auf den Gebrauch der Volkssprache in der Literatur sowie zur Frage der sprachlichen Einheit von Serben und Kroaten war derjenige einer Koppelung beider Komplexe[4]). Indes vollzog sich eine beachtenswerte Wandlung seiner Auffassungen. Obwohl er schon im J. 1814 hervorhob, es sei sehr schwer, in der reinen Volkssprache zu schreiben, präzisierte er diesen Gedanken in Form eines weit richtigeren Verständnisses für die Schriftsprache als Ausdruck der Kultur durch ein Schreiben vom J. 1845, das an die „Gesellschaft des serbischen Schrifttums" (Srbsko učeno društvo) gerichtet ist. Dies erfolgte zu einer Zeit, als die Frage eines allgemeinen terminologischen Wörterbuches, das die Gesellschaft herauszugeben beabsichtigte, auf der Tagesordnung stand. Vuk empfahl, die Schriftsteller mögen nicht nur serbisch schreiben, sondern auch serbisch denken lernen; denn da sie ihre Bildung in deutschsprechenden Ländern und aus der Lektüre deutscher Bücher erworben haben, sei auch ihr Stil durchaus im Geiste der deutschen Sprache entwickelt und geformt[5]). Als Vuk die Mitarbeit in der erwähnten Kommission für die juridische Termiologie annahm, gab er seine Grundsätze nicht preis; obwohl er früher seine Zustimmung zur Arbeit an einer allgemeinen Terminologie (in Belgrad) nicht

[4]) Vgl. A. B e l i ć, Oko našeg književnog jezika (= SKZ Bd. 312) S. 267.

[5]) Vgl. Lj. S t o j a n o v i ć, Život i rad Vuka St. Karadžića, Belgrad-Semlin 1924.

geben wollte[6]), weil das seinen Worten nach „ein sehr langes und breites Arbeitsfeld ist, mit dem man nicht so leicht fertig werde". Außerdem erschienen ihm die Mitglieder der Gesellschaft des serbischen Schrifttums in jener Zeit einer solchen Arbeit nicht gewachsen. In Wien dagegen willigte er ein, denn die Kommissionsmitglieder waren ihm eine ausreichende Bürgschaft dafür, daß dieses Unterfangen erfolgreich abgeschlossen wird. Ebenso hoffte er unter Mithilfe Mažuranić's, seine Ansichten von der Spracheinheit der Serben und Kroaten sowie diejenige über die wahre Natur der Schriftsprache in die Tat umzusetzen. Es scheint indessen, daß es im Rahmen jener Kommission doch nicht zur nötigen Einheit gekommen ist. Wir können mit Recht vermuten, daß Petranović auf der Einbeziehung altslawischer Termini bestand. Dazu verleitet uns ein Gedanke, den dieser in seinem Vorwort formulierte, indem er hervorhebt, er wolle absichtlich gewisse Worte aus dem Vorwort Demeter's wegen einiger Meinungsverschiedenheiten nicht nachbeten.

Diese Meinungsverschiedenheiten beziehen sich in der Tat auf Gedankengänge aus der „Übereinkunft" der serbischen und kroatischen Schriftsteller, die — wie schon bemerkt wurde — im vollen Wortlaut in dem ersten Vorwort wiedergegeben wurden[7]).

Die grundlegende Forderung, die an die Kommission gestellt wurde, zielte auf die Einheit der Schriftsprache ab: eine Forderung, die zweifellos durchaus in jener Zeit berechtigt war, als auch die Kroaten bestrebt waren, die Volkssprache in die Literatur einzuführen. Die Mehrheit der Kommission, bzw. jene, die den Text der schon erwähnten „Schriftsteller-Übereinkunft" unterschrieben hatten, sahen richtig voraus, in welche Richtung hin sich die Schriftsprache, sowohl bei den Serben als auch bei den Kroaten, weiterentwickeln würde. Sie forderten ganz offen, diese Einheit auch bei der Abfassung der „Terminologie" zum Ausdruck zu bringen. Dies betont auch Demeter in seinem Vorwort. „Vor allem muß ich mit Bedauern bemerken, daß der Wunsch, wenigstens für die kroatische und serbische Mundart eine vollkommen einheitliche Terminologie zu schaffen, nicht erfüllt werden konnte, weil sich die serbischen Schriftsteller schon so stark an gewisse kirchenslawische und russische Ausdrücke gewöhnt haben, daß man fürchtete, derzeit mit einem großen Widerstand rechnen zu müssen, wenn man alle diese Ausdrücke wegschaffen wollte und es zu tun versuchte." Und eben diese Aus-

[6]) Vgl. Zschr. „Podunavka" Nr. 46, 47, 49, 51.

[7]) Vgl. auch „Narodne novine" Nr. 76.

drücke konnten nicht auch durch die Kroaten akzeptiert werden, weil man bei ihnen diese „Mundart" (d. h. die Volkssprache) erst „in neuester Zeit zur Schriftsprache erhoben hat, und eben darum hat sie sich noch mehr in ihrer ursprünglichen und volkstümlichen Einfachheit erhalten". B. Petranović hat, wie aus dem weiteren Verlauf dieser Ausführungen zu ersehen ist, gewisse Traditionen der alten slawisch-serbischen Sprache befürwortet. Andere Mitglieder dagegen überließen es ihm, er solle auch gewisse Termini des kirchenslawischen Typus in die Terminologie aufnehmen. Das Vorwort der slowenischen Unterabteilung läßt deutlich den Grundgedanken der Kommission durchblicken, der im Verlaufe des J. 1849 erarbeitet wurde. Danach sollte dieses Buch „eine und zwar eine einheitliche juridische Terminologie, wenn nicht für alle slawischen Völker Österreichs, dann wenigstens für alle Südslawen" sein. Auf diese Weise begnügte man sich mit einer symbolischen Einheit, die darin zum Ausdruck kommt, daß man dem kroatischen und serbischen Material auch das slowenische beifügte. So wurden die deutschen Termini zuerst kroatisch (in lateinischer Schrift) dann serbisch (in cyrillischer) und schließlich slowenisch (in lateinischer Schrift) wiedergegeben. Das Vorwort gestattet die Vermutung, wonach Dolenc es war, der dafür eintrat, das Material in drei besonderen Ausgaben zu bearbeiten.

Außer der Frage nach der Spracheinheit der Serben und Kroaten war auch die Frage nach dem Typus der Schriftsprache sowohl bei den Serben als auch bei den Kroaten von gleicher Wichtigkeit. Auch in dieser Richtung vertrat Demeter ohne jegliche Zurückhaltung — ebenso wie vor ihm Mažuranić — die Ansichten Vuks. Dagegen gehörte Petranović, obwohl er Vuks Grundkonzeption — die Volkssprache sei auch Schriftsprache — billigte, zu jener Gruppe der Gegner Vuks, die verlangten, die Bildung der Schriftsprache müsse auf dem Entwicklungswege sich vollziehen. Er vertrat auch die Meinung, man solle für alle Begriffe, für die die Volkssprache keine Bezeichnung hat, eine Lösung nach dem Muster des alten Sprachtypus suchen. In dieser Beziehung war Petranović kompromißlos. Er macht eine Anspielung in der Richtung, Vuks Schriftsprache sei in der Tat eine Mundart. Er verlangte, man solle die Grundlage für eine Schriftsprache „nicht in einzelnen Mundarten sondern in der gesamten volkstümlichen Sprache suchen". Er ist nicht für Vuks These, wonach sich eine auf der Basis einer Mundart ausgebildete Schriftsprache mit dem Baustoff anderer Mundarten erweitert und bereichert, son-

dern er vertritt die Ansicht, die Sprache solle ein Kompositum sein. Er hebt hervor, die großen Geister haben alle Sprachen, der alten und der neuen Kultur, bereichert. Er beabsichtigt keineswegs, jene Schriftsteller „in Schutz zu nehmen", die „aus Not" kirchenslawische oder russische Wörter gebrauchen. Er meint, es sei nicht ratsam, „sich zu übereilen"; dies aber würde der Fall sein. Von hier ausgehend ist auch nach dem Gegensatz zwischen serbischen und kroatischen Termini zu suchen. Dieser Unterschied wurde besonders dadurch betont, daß der serbische Teil cyrillisch gedruckt wurde. Außerdem sind die serbischen Wörter in etymologischer Hinsicht reproduziert unter Benutzung der alten Rechtschreibung.

So findet man in Petranovićs Redaktion in der Regel keine Assimilation der Mitlaute (z. B. одказати, узкликъ) usw. Nur ab und zu haben sich einige Beispiele von Assimilation eingeschlichen (z. B. испитъ, женидба). Aber auch bei aller Bewahrung der etymologischen Orthographie in ähnlichen Fällen gibt es keine vollkommene Folgerichtigkeit (управничство neben изборничтво).

Es gibt einige, obwohl sehr selten vorkommende Inkonsequenzen auch bei der Schreibung des Lautes „h". Auf den ersten Blick möchte man glauben, „h" werde in dem kroatischen Text geschrieben (h r a n i t i, h r a n a) während entsprechend im serbischen r a n i t i und r a n a erscheint, neben h r a n a.

Auch Demeter gestattete sich selbst gewisse Freiheiten in der Rechtschreibung V u k s. Er betonte zwar, daß er als einer von denen, die die Grundsätze der ‚Übereinkunft' unterschrieben haben, „keine Absicht gehabt habe, diese Abweichungen ins Werk einzuführen", für welches er die volle Freiheit der endgültigen Redaktion besaß. Indem er hervorhebt, daß es keine vollständig phonetische Rechtschreibung gibt, hielt er am Grundsatz der Gepflogenheit und des Geschmackes fest und glaubte alle Verpflichtungen, die er als Unterzeichner der ‚Übereinkunft' übernommen hat, gewissenhaft zu erfüllen, indem er „nur dann Abweichungen machte, wenn sich bei der strikten Durchführung der genannten Vereinbarung irgendwelche Bedenken einschleichen könnten." Demnach hat er an der Etymologie nur dort festgehalten, wo es sonst zu Unklarheiten oder Mißverständnissen hätte kommen können. Diese Abweichungen kann man in vier Punkten zusammenfassen, die er der Reihe nach motiviert. So bezeichnet er 1. die Länge in Gen. Pl. (g l a v â, k o s t î); 2. beim Präfix unterbleibt die Assimilation (i z p o v i j e d a t i); 3. vor dem Suffix - b a schreibt er, dem Sinne nach, bald

izvržba (Aussetzung), bald izvršba (Vollziehung); indes auch srbski (nicht srpski) und hrvatski (nicht aber hrvacki); 4. bei den Pronomina bedient er sich der Formen ovim, dobrim statt der Nebenformen ovijem, dobrijem; ebenso lautet das Verb nisam nicht nijesam.

Den Hauptgegensatz zwischen den beiden Auffassungen bildet Petranovićs Gefallen an den „slawischen" Wörtern, wobei er in beachtlichem Umfang dem Kurzbeck'schen Wörterbuch folgt[8]).

Demeters Vorwort, das das ausführlichste ist, gibt auch Erläuterungen über die Art und Weise, wie man einzelne Termini prägte. Hierin findet sich auch ein Zugang zum besseren Verständnis der Vukschen Beteiligung an dem ganzen Unternehmen. Die Kommission hielt sich in „höchstmöglichstem Ausmaße" an die reine Volkssprache; dabei „widmete sie besondere Aufmerksamkeit den Bemerkungen des Herrn Vuk Stefanović-Karadžić, der in aller slawischen gelehrten Welt als erster Philologe unseres Volkes in dieser Richtung bekannt ist. Wenn die Kommission nicht imstande war, ein Wort aus der Volkssprache, das vollkommen entsprochen hätte, zu finden, nahm sie ein slawisches Wort"; dieses Wort wurde dann dem gewünschten Sinne angepaßt, d. h. „dieses Wort modifizierte man im Geiste der südslawischen Sprache". Dies geschah auch vollkommen im Geiste der Anschauungen Vuks. Sobald man aber in anderen slawischen Sprachen kein passendes Wort fand, nahm man Bildungen aus der üblichen Gerichtspraxis, die einfach übersetzt wurden. Entsprachen sie aber „dem Geiste unserer (d. h. der serbo-kroatischen) Sprache" nicht, so wurden sie „weggeworfen". Die Aufnahme dieser Neubildungen in der Form von Komposita entsprach nicht den Auffassungen Vuks.

So sind denn fast ein Viertel aller Termini volkstümliche Prägungen, die sich auch in Vuks Wörterbuch finden. Diese sind gleichlautend sowohl in der serbischen als auch in der kroatischen Redaktion. Nicht selten begegnet man ihnen auch in dem slowenischen Text. So z. B. danak, dar — poklon, dug, mjesto, nišan, bilega, novine, pogodba, pomoć, vječni spomen, opravdati, prisjeći, smetnja, ucjena „Kostenanschlag", učenje, početak, izbor, prilog, prepisati u. a. In diese Kategorie sind auch jene Termini einzubeziehen, die im übertragenen Sinne gebraucht wurden, wogegen man in Vuks Wörter-

[8]) Deutsches und Illyrisches Wörterbuch zum Gebrauch der Illyrischen Nation in den k. k. Staaten. Auf Kosten Joseph Edlen v. Kurzbeck. Wien 1791.

buch die konkrete (ursprüngliche) Bedeutung findet: g r a n a bzw. s t r u k a (u p r a v e), m e r i l o u. a. Vuk kennt o m e d j i t i und o m e d j a k; daher ist auch o m e d j a š e n j e „Abgrenzung" nicht dem Geiste der Sprache zuwider, wiewohl dieses Wort mit für die Bezeichnung r a z g r a n i č e n j e eingetreten ist. Solche Wörter sind auch p o s t a t i — n a s t a t i und fig. p o r o d i t i s e „entstehen".

In Vuks Wörterbuch gibt es zahlreiche Lücken. So fehlt dort das Adjektiv s e l j a č k i, obgleich er s e l j a k kennt. Dennoch ist s e l j a č k i nicht weniger volkstümlich. Vuk kennt das Verb p r o g l a s i t i; daher ist auch der Terminus p r o g l a s „Verlautbarung" vollkommen berechtigt. Es ist nicht uninteressant darauf hinzuweisen, daß das Subst. p o m i r e n j e „Versöhnung", das auch Vuk verzeichnet hat, im serbischen Teil der Terminologie keine Aufnahme gefunden hat, sondern dafür поравнание erscheint. Weniger üblich ist das Wort p r i n e s a k „Beitrag" (im serb. und kroat. Teil verzeichnet), obwohl Vuk das Verb p r i n i j e t i kennt. Nach Infinitiven, die in Vuks Wörterbuch begegnen, finden sich in beiden Redaktionen substantivische Neubildungen wie u s t u p, n a p u t a k; ebenso die deverbativen Ableitungen o d l i k o v a n j e, o s l o b o d j e n j e. Obwohl bei Vuk nicht verzeichnet, entsprechen p r e d v o d i t i r e g i m e n t u bzw. полкъ (ein Russimus!) ganz dem Geiste der Volkssprache. Ähnlich verhält es sich mit p r e d p o s t a v i t i „voraussetzen". Dagegen ist die Lehnübersetzung p r e d n o s t „Vorzug" sowie die Wendung d a v a n j e p r e d n o s t i „Begünstigung" nach d a v a t i p r e d n o s t „den Vorzug geben" verzeichnet, zumal diese Wendung gewissen kroatischen Kreisen bereits vertraut war.

Neben gelungenen Neuprägungen wie z. B. r o č i š t e, das sich in der juridischen Terminologie behauptet hat, stehen Bildungen gleicher Art, die sich nicht durchsetzen wie u r e d i š t e. Dafür trat in den westlichen Teilen Jugoslawiens u r e d ein, in östlichen dagegen n a d l e š t v o. Interessant sind auch solche Termini, die aus dem kroatischen Bereich nach Serbien verpflanzt wurden und sich dort behaupteten, wie z. B. n o v č a r a „Bank", ähnlich auch s a m o s i l a „Allgewalt". Der kroatischen Praxis wurde auch n e u z p r i s t o j b i n e entlehnt; und o k o r n o s t, wobei das erstere noch verständlich, das letztere dagegen hier nicht entsprechend ist.

Ziemlich selten sind die Fälle, wonach Bezeichnungen, die aus Vuks Wörterbuch bekannt sind, keine Aufnahme in die Terminologie fanden. Ein Beispiel dieser Art liegt bei der Entsprechung für den Terminus „Abbruch" vor, wo der kroatische Teil drei Bezeich-

nungen nennt: k v a r , š t e t a und u š t r b (letzteres fehlt in Vuks Wb.) wogegen im serbischen Teil nur uštrbъ und kvarъ Aufnahme fanden und das allgemein übliche š t e t a ausblieb.

Bedeutend zahlreicher sind Unterschiede zwischen sog. kroatischen und sog. serbischen Termini; manchmal haben auch die verzeichneten Varianten nur ungleiche Bedeutungsnuancen wie z. B. z l o d j e l o und z l o dělaně; kroat. b r z o j a v : s. брзоявъ und телеграфъ; kr. b l i ž e r o d s t v o : s. мајоратъ, kr. t v o r n i c a : s. f a b r i k a.

In die Unterscheidung der serbischen und kroatischen Termini ist ziemlich viel Gekünsteltes und eine beträchtliche Dosis Haarspalterei hineingetragen worden. Dies kam zum vollen Ausdruck besonders bei Bezeichnungen, die mittels der Präfixvarianten s a - , s u - und s o - gebildet wurden. Dabei wird s a - zum Kennzeichen serbischer Wörter erklärt, während s u - ein Merkmal des Kroatischen sei; s o - dagegen ist slowenisch. Indes entspricht eine solche Schematisierung nicht vollends dem tatsächlichen sprachlichen Sachverhalt. Die alte Unterscheidung zwischen dem nominalen Kompositionsglied s u - und verbalem Präfix s a - ist verloren gegangen (vgl. s u s e d , s u s n e ž i c a — s a p u t n i k , s a d r u g ; doch s u r a d n i k — s a r a d n i k).

Die Beteiligung Vuks an der Schaffung der erwähnten Terminologie wurde faktisch, und besonders zum Zeitpunkt der Drucklegung derselben ziemlich eingeengt. Gemäß dem Wortlaut der Vorworte war dessen Beteiligung an der Arbeit der Kommission zunächst sehr bedeutend. Danach aber gewannen orthodoxe kirchliche Kreise an Einfluß, wiewohl die Wiener Regierung im Prinzip den volkstümlichen Sprachentypus erstrebte. Da Petranović zum Redakteur bestellt wurde und das gesamte Material redigierte, verließ diese Terminologie die Grundpositionen Vuks und dessen Konzeption von der Schriftsprache besonders im Hinblick auf den cyrillischen (serbischen) Teil des Werkes. Weder hinsichtlich der Wortbildung noch der Auswahl der Bezeichnungen nach stellt das skr. Wortgut eine wirkliche Einheit dar; die widernatürlichen lexikalischen Unterschiede werden vielmehr noch größer und besonders unterstrichen. Da gibt es keine Folgerichtigkeit, weder hinsichtlich der Struktur der Bildungen mit Rücksicht auf die Orthographie oder gar der lautlichen Unterschiede der Mundarten. Charakteristische regionale Eigenheiten werden hie und da als kroatisch bezeichnet, z. B. s u m l j i v : сумньивъ.

Doch ungeachtet aller Mängel muß besonders hervorgehoben werden, daß diese Terminologie in bedeutendem Maße zur Entwicklung abstrakter Bedeutungen bei bestimmten Substantiven beigetragen hat. Nach deutschen Ableitungen auf -keit, -heit und -ung erscheinen seitdem важность, знатность (statt značaj, vgl. „Bedeutung, Wichtigkeit", способность „Fähigkeit", одважность und одлучност gegenüber пунолиетность. Doch auch Fremdwörter förderten die Ausbreitung dieses Suffixes: надлежность „Kompetenz" u. a. Ebenso erfährt das Suffix -stvo eine Belebung: злочинство, четништво, оружништво, оружанство, изборничтво u. a.

Unter dem Blickpunkt der Wortbildung sowie der Bereicherung einer jungen Schriftsprache und unter semasiologisch-terminologischem Aspekt kommt diesem Werk große Bedeutung zu. Viele Termini, die hier geprägt wurden, gingen wieder unter; daneben aber hat sich eine bedeutende Anzahl derselben durchgesetzt und bis in die Gegenwart behauptet (z. B. odbitak u. ä.). Zahlreiche Neubildungen, wie z. B. im Bereich des Bankwesens, drangen nicht durch (novčara — banka, preostatak — saldo, skupiti — sumirati, nepokretni zalog — hipoteka, mjenična prodjelka — prolongiranje menice). Ebenso heißt es heutzutage durchweg disciplina statt zapt; plan für нацртъ; legitimacija statt изказъ „Ausweis". Anstelle von bilanc „Bilanz" hat bei den Serben die französische Lautung bilans die Oberhand gewonnen. Wörter volkstümlicher Prägung haben sich im Suffix angepaßt: menjač statt mjenjarъ, menjačnica statt mjenjaonica. Ebenso auch predaja statt предание (pisma), und das Wort predanje hat heute die Bedeutung von „Tradition" erlangt. Man kann die Reihe noch fortsetzen mit izvod statt извадакь; osobno ime statt sobstveno ime; učin oder efekat statt диейство; pritisak statt удручение; najamnik statt најмльеник; ljudstvo statt момчад „Mannschaft"; krštenica und rodni list statt писмо рођеня; sila (vojna) statt оружана моћ; odlučnost neben odvažnost; povlastica statt sloboda; otkupnina statt откупна циена, namernost statt навлаштност. Die Übersicht läßt erkennen, daß hier in überwiegendem Maße lexikalische Momente vorwalten und diesen oder jenen Terminus begünstigten.

So ist auch das Wort peneznica gegen das Wort blagajna „Kasse" eingetauscht worden. Ein interessantes Beispiel bieten die

Termini zapisnik und napisnik. Demeter hebt hervor, daß das Wort zapis „ein Legat (ein Vermächtnis)" bedeute; „darum also kann zapisnik keineswegs ein Protokoll bedeuten". Deshalb setzt er für „Protokoll" die Bezeichnung napisnik. Indes gab ihm die Entwicklung der Sprache nicht recht.

Große Bedeutung hatte das Werk auch für die Phraseologie; denn in ihm finden sich viele Redewendungen. Hat sich auch manches nicht eingebürgert, (изгубленье уреда, одкуплива дужност, западакъ притиежаня, u. a.), so fehlt es doch nicht an Gegenbeispielen. Hier einige durchaus gängige Wendungen, die durch dieses Werk ins Sprachleben gelangten: postupati u čemu, zahvaliti se na uredu (službi), postaviti koga na čije mesto, ustupiti kome što, svedočiti—dati svedočanstvo, doskočiti (manama) — ukloniti mane, промиенити мисао (d. h. mišljenje), podupirati koga, ići kome na ruku (na korist), položiti ispit, zbog nedostatka dokaza (što nema dovoljno dokaza), osporiti nekome nešto, suzbiti silu. Auf diese Weise erhellt das Werk ein gutes Stück phraseologischer Problematik des Serbokroatischen, die noch völlig im Dunkel liegt, wohl aber einer ausführlichen Studie wert ist, die zweifellos zu einem besseren Verständnis der Entwicklungsgeschichte dieser Sprache einiges beitragen würde.

Zur Geschichte des Wörterbuchs der Jugoslawischen Akademie

Von NIKOLA PRIBIĆ (München).

Von dem großen historischen Wörterbuch der skr. Sprache[1]) Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika, das die Südslawische Akademie in Agram seit 1880 herausgibt, liegen bis jetzt 16 Quartbände (69 Hefte) von je 960 Seiten in zweispaltigem Petitdruck vor. Da die ausstehenden 4—5 Bände voraussichtlich noch in diesem Jahr im Druck erscheinen, das Wb. also unmittelbar vor dem Abschluß steht, soll hier ein kurzer Überblick über die Entstehung und Aufbau dieses größten lexikographischen Werkes (250 000 Stichwörter) nicht nur

[1]) künftig Wb. abgekürzt.

der Südslawen, sondern des slawischen Raumes überhaupt gegeben werden.

Vor rund 80 Jahren beschlossen die Gründer der Südslawischen Akademie, der Bischof Josip Juraj Strossmajer und der Historiker Franjo Rački, im Rahmen der Akademie auch ein Wb. der skr. Sprache herauszubringen, und betrauten im März 1866 mit dieser Arbeit den eigens dafür nach Agram berufenen Vukschüler und damaligen Professor „der slavischen Sprachen und Literaturen" an der Hochschule in Belgrad, Djuro Daničić (1825—1882)[2]), der als der beste Kenner der südslawischen Sprachen galt. Da das Gelingen eines so weitgespannten Vorhabens eine straffe Arbeitsmethode und einen einheitlichen Aufbau erforderte, leitete Daničić zunächst die organisatorischen Arbeiten ein und verfaßte eine auf alle Einzelheiten eingehende programmatische Schrift „Ogled"[3]), die er 1867, im Eröffnungsjahr der Akademie, seinen Auftraggebern überreichte. 1878 erschien diese Schrift im Druck. Ausgehend von dem Grundsatz, daß das Wb. den gesamten Wortschatz der skr. Sprache in seiner Entwicklung und Wandlung umfassen soll, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um gebräuchliches oder bereits veraltetes Sprachgut handelt, legte Daničić hinsichtlich der Auswahl des Materials folgende Richtlinien fest:

1. Erfassung des skr. Sprachschatzes von der ältesten Zeit bis zum endgültigen Sieg der Volkssprache (10. Jh.—Mitte 19. Jh.), was natürlich auch die Verwertung der lat. und ksl. Quellen zur Voraussetzung hatte, und Erweiterung um typisch volkssprachliche Elemente von der 2. Hälfte des 19. Jh.s an[4]);
2. Berücksichtigung der Personen- und Ortsnamen sowie
3. der Fremdwörter mit Angabe ihrer Herkunft. Um Vollständigkeit zu erzielen, sollten
4. schließlich auch solche kajkavischen Ausdrücke einbezogen werden, die in die skr. Mundarten eingedrungen waren. Die ausschließlich kajkavischen Wörter jedoch sollten einem Mundartwörterbuch vorbehalten bleiben. Daničić teilt hier die irrige Ansicht seines Lehrers Miklosich, der im Kajkavischen eine slowenische Mundart sah.

[2]) s. R. Vrhovac: Karakter i rad Djure Daničića. Neusatz: Matica srpska 1923. — Djordje Živanović: Mladi Daničić (1825—1845). In: Zbornik Matice srpske I, 1953 (S. 101—122), II, 1954 (S. 108—122), III, 1956 (S. 126—135)

[3]) Ogled rječnika hrvatskoga ili srpskoga jezika, Agram 1878.

[4]) Die ursprünglich zum Exzerpieren vorgesehene Zahl der Werke wurde im Laufe der Arbeit wesentlich erweitert. Zusammenstellung s. Rječnik Bd. VI, XII.

Die wissenschaftliche Anordnung des Sprachstoffes plante Daničić folgendermaßen:

1. Die einzelnen Stichwörter sollen mit Akzent angegeben werden, ebenso wird der Akzentwechsel innerhalb der Formenkategorien angeführt, aber nur dann, wenn er in Vuks Wb. vorhanden ist[5]). In allen anderen Fällen unterbleibt die Akzentuierung.
2. Berücksichtigt werden ferner die phonetischen und morphologischen Veränderungen, denen der Wortschatz im Laufe seiner Entwicklung unterlag, z. B. die regressive Assimilation vrábac: vrápca, svät: svàdba, oder der Zusammenfall bestimmter Kasus usw., wobei angegeben werden soll, von wann ab dieser Prozeß chronologisch faßbar ist.
3. Jedes Stichwort soll genaue Angaben darüber enthalten, wann und wo es erstmals begegnet bzw. bis wann es im Gebrauch war. Auf diese Weise soll sein Ausbreitungsgebiet ermittelt werden.
4. Als Anhänger A. F i c k s [6]) verlangte Daničić im Geiste der damaligen idg. Wissenschaft, daß jedes Wort nach Möglichkeit mit seiner idg. Wurzel angeführt wird.
5. Neben der Hauptbedeutung eines Wortes sollen sämtliche Bedeutungsnuancen aufgezählt werden. Sowohl Hauptbedeutung als auch semantischer Wandel müssen mit Beispielen zeitlich und örtlich belegt werden. Die Erklärung der Wörter erfolgt durch kurze Definitionen, Wörter aus einer anderen Sprache (meist Latein) oder Synonyma. Die Nebenbedeutungen werden skr. erläutert, wobei der Unterschied zur Hauptbedeutung oder den anderen Nebenbedeutungen zu unterstreichen ist. Vereinzelt kann hier auch die lat. Entsprechung gebraucht werden.

Nach diesem Programm gestaltete Daničić die Arbeit an dem Wb. und 1871 konnte er die erste Durchsicht des gesammelten Materials vornehmen. Unter seiner Leitung erschien auch 1880—82 der erste Band, der die Wörter A-ČEŠULJA enthält. Außerdem bearbeitete Daničić bis zu seinem Tode (17. XI. 1882) noch 3 1/2 Bogen des zweiten Bandes bis zum Wort ČOBO. Obwohl Daničićs Nachfolger im großen und ganzen an seinen Richtlinien festhielten, läßt sich doch ein gewisses Abweichen in der Arbeitsmethode feststellen, das dem Bestreben nach einer rationelleren Bearbeitung des

[5]) Vuk S. K a r a d ž i ć : Srpski rječnik istumačen Njemačkijem i Latinskijem riječima. Wien 1818, 2. Aufl. 1852.

[6]) F i c k , A.: Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Göttingen 1874—76, 3. Aufl.

Stoffes, einem beschleunigten Arbeitsgang sowie dem Wunsch, den Grundsätzen der sich ändernden Wissenschaft gerecht zu werden, Rechnung trug.

Daničić's Definitionen waren oft sehr kompliziert und lang, die Beispiele zu zahlreich, vor allem waren seine Etymologien nicht immer richtig[7]). Der erste Nachfolger Daničićs war kurze Zeit Matija Valjavec (1831—1897), der den zweiten Band bis zum Wort ČUŽITI führte. Mit dem Buchstaben D beginnend, übernahm der ragusäische Polyglott Pero Budmani (1835—1914) die Redaktion und Bearbeitung des Wb., das er in 24 Jahren bis zum Wort MASLINSKI (4 Bde.) brachte. In Übereinstimmung mit Miklosich und im Gegensatz zu Daničić betonte Budmani nicht mehr die idg. Wurzel, sondern bereits die ursl. Form. Die Fremdwörter wurden nicht mehr unter einem Sammelbegriff, z. B. Turzismen, Romanismen usw., zusammengefaßt, sondern nach ihrer Herkunft getrennt. Die Zahl der Beispiele wurde beträchtlich eingeschränkt. Als Ragusäer gebrauchte Budmani vorwiegend die Betonung seiner engeren Heimat.

Noch vorsichtiger in Bezug auf etymologische Hypothesen war Budmanis Nachfolger, der bekannte Slawist Tomo Maretić (1854—1938)[8]), zu dessen Lebzeiten 6 Bde. im Druck erschienen. Das Material für den 7. Bd. (bis PRŠUTINA) lag bei seinem Tode im Manuskript vor[9]). Genau wie Budmani suchte Maretić die Zahl der Beispiele einzuschränken und die Definitionen möglichst kurz zu halten, ging dabei aber oft zu weit. So werden z. B. die morphologischen Abweichungen oder Akzentverschiebungen nur noch in ganz seltenen Fällen angeführt. Ebenso unterbleibt die Berücksichtigung neuer Quellen, deren Material Ergänzungsbänden vorbehalten bleiben soll.

Nach Maretićs Tode, dem es nicht gelungen war, einen ständigen Mitarbeiter zu seinem Nachfolger heranzubilden, geriet die Arbeit am Wb. ins Stocken und die Kriegswirren vereitelten ein ganzes Jahrzehnt die Wiederaufnahme.

Erst nach dem zweiten Weltkrieg konnte die neu eröffnete Südslawische Akademie an die Fortsetzung des Werkes denken. Man beschloß, die Organisation einem Redakteur zu übertragen, während

[7]) Skok, P.: O etimološkom rječniku hrvatskoga ili srpskoga jezika. In: Filologija I, 1957, S. 8.

[8]) Skok, P.: Tomo Maretić. In: Ljetopis der Südslaw. Akademie 54, 1949. S. 310—49.

[9]) Skok, P.: O etimološkom rječniku hrvatskoga ili srpskoga jezika. In: Filologija I, 1957, S. 9.

mit den wissenschaftlichen Arbeiten 10 Philologen und 2 Akademiemitglieder, Prof. D. Boranić und Prof. P. Skok, die auch bis zu ihrem Tode verantwortlich zeichneten, betraut wurden. Dieser Arbeitsgemeinschaft gelang es, seit 1952 fast 4½ Bde. (H. 53—69) in Druck zu geben, das Material also bis zum Wort STRESTI fertig vorzulegen[10]).

An der Struktur des Wb. wurde nichts geändert. Die inzwischen erschöpfend exzerpierten alten und neueren Quellen ermöglichen aber ein systematischeres Vorgehen. Die Wahl des Sprachstoffes ist nicht mehr der Willkür des Einzelnen überlassen, sondern ergibt sich aus dem gesammelten Material; ein Übersehen wesentlicher Momente scheidet dadurch aus, und die genauere zeitliche und örtliche Fixierung ist gewährleistet. Es wird angestrebt, die Definitionen nicht möglichst kurz, sondern möglichst deutlich und verständlich zu fassen. Der Akzent wird auch dann angeführt, wenn er bei Vuk bzw. Ivekovič-Broz[11]) oder dem betreffenden Sammler des Materials fehlt, und zwar nach Wahrscheinlichkeit oder nach den akzentuellen Eintragungen in den älteren Quellen. In verstärktem Maße werden Parallelen aus den anderen slawischen Sprachen herangezogen, da diese oft nicht nur für das Alter des betreffenden Wortes, sondern auch für die semantische Entwicklung aufschlußreich sind. Ebenso werden oft lateinische und Belege aus anderen Sprachen zitiert, wenn diese zur Klärung der Bedeutungsdifferenzierung im Slawischen beitragen.

Über den großen Wert des Wörterbuchs für die Wissenschaft besteht wohl kaum ein Zweifel. Nicht nur daß es eine unerschöpfliche sprachliche Quelle darstellt, bildet es auch den Ausgangspunkt für eine ganze Reihe weiterer wissenschaftlicher Werke.

[10]) Für die Informationen über den jetzigen Stand der Arbeiten am Wb. bin ich dem Redakteur, Herrn S. Musulin, zu größtem Dank verpflichtet.

[11]) F. Ivekovič, — Broz, I.: Rječnik hrvatskoga jezika. 2 Bde, Agram 1901.

NJEGOŠ'S[1]) PANENTHEISTIC CONCEPTION OF GOD

By ZHIKA RAD. PRVULOVICH (Birmingham) C., M. A.

„Nature is Njegoš's theology . . . Christian dogma of God's living omnipresence is the main dogma of Njegoš's creed. And it is this dogma which actually comprises three-quarters of all religious beliefs." — Dr. N. Velimirović[2]). — „God is not hidden but our eyes are too small to see Him." — A Serbian proverb.

Perhaps one of the most interesting, and indeed enlightening, aspects of Bishop Njegoš's speculative theology is his panentheistic conception of God. To him God's living omnipresence was a self-evident truth. The most fundamental belief of this Bishop poet about God was that, while we cannot say what the transcendent God is like in Himself, we can at least say what He does to us or, more generally, how He reveals Himself to conceiving intellects and pure hearts, indeed to all the true seekers after Him.

God's omnipresence in Nature[3]), which is His own abode and mode of revelation, is manifested by virtue of Beauty and Life, Reason and Order found in it; these aspects of physical existence reveal the mystical presence of the unknown God. For it is in Nature that God Himself directly speaks to man through His own works. Perhaps the most characteristic of Njegoš's belief in God's living omnipresence are the following verses:

„Whenever I turn my eyes
Thy majesty I see everywhere:
Whether I behold whale or elephant,
Whether I observe tiny ant or fly,

[1]) Njegoš was prince-bishop of Montenegro from 1830 till his death in 1851. His greatest poetic works are: Luča Mikrokozma (The Light of the Microcosm) and Gorski Vijenac (The Mountain Wreath). Hereafter these will be referred to as Luča and Vijenac (or Wreath) respectively.

[2]) Religija Njegoševa, Belgrade, 1921 (2nd ed.), pp. 96 and 101 respectively.

[3]) It should be pointed out that Njegoš does not always differentiate between the external world, normally referred to as Nature, and the nature of things or φύσις. The latter meaning, however, is very rare in his works (Luča, p. 35 (III. 142—5). For the purpose of our discussion, therefore, it is the former meaning which is relevant.

Whether I feast my eyes on level fields,
Adorned with manifold blossoms,
Whether I see the proud hills,
Attired in their green dress, so neat,
Or the barely visible flower, —
Everywhere I behold Thee, the Almighty.
The smallest petal tells Thy glory
No less than the light of the brightest sun"[4]).

The poet's eyes have discovered miracles of God's presence in every single object, in every being. The last two verses emphasize this thought most tellingly. All things, visible and invisible, near and far, tell of their majestic Creator, Whose seal they bear on their faces:

„Whether I watch the course of earth,
Whether I watch the sun's effulgence,
Whether I watch the brightness and speed
Of the myriad stars in heaven above —
All fill me with great wonder,
All tell of Thee, the Almighty Lord ...
Thee, the crown of all existence,
Thee, Whose Word moves all things,
... the Lord of my mind and my soul".[5])

According to Njegoš, natural things speak of God in their own way, each one in its original and unique manner. This universal testimony of God's omnipresence is due to the fact that God manifests Himself, His own Spirit, in whatever He has created. This is equally true of the world of spirits and of earthly existence. Not only that

„Every angelic face radiates
The sublimity of the Creator"[6])

but in every single particle and animalcula God's thoughts and ideas are expressly manifested. They all proclaim His omnipotence and omnipresence alike:

[4]) Cjelokupna Djela, Belgrade, 1953, vol. II, p. 63 (vv. 94—105). — Njegoš's compete works (Cjelokupna djela), including three volumes of letters, have been published in Belgrade between 1951 and 1956. Volumes to which we refer in this article under Djela were published in 1951 (I), 1952 (III and IV) and 1953(II). — All the translations, except those from the Wreath, are our own rendering.

[5]) Djela, II, p. 61 (vv. 27—37).

[6]) Luča, p. 23 (II. No. 105—6).

„The holy Creator's majesty shines
As much in sparks as in the suns,
As much in mortals as in deities"[7]).

Being all His creations, they are all equally dear to Him. Everything created expresses God's wisdom; all things are created according to God's design and, consequently, reflect His own mind. Small wonder, then, that Njegoš discovered the miracles of God's presence „everywhere"[8]). In exaltion, the poet writes:

„O Thou, most exalted Deity,
Whose Being and Life extend through all Space,
Above it and beneath,
Whose Being lives in glittering planets
And in the rays of the blazing sun
As well as in every smallest thing,
Visible to us or too small to see,
Thou givest life to every thing that is
By virtue of Thy invisible might"[9]).

In other words, it is in Nature as a whole that God's majesty is written large. Nature is God's own scripture all but identical with God, open to man to read and to contemplate the Creator and His bliss[10]). Each of Nature's component elements and items is a letter of God's unpronounceable name, as wide as the universe itself. Nature in her vastness is God's living garment, a symbolic garment, though more informative and more telling than any other imaginable symbol can be. Comparing natural theology which contemplates Nature and human theology which consists of words, Dr. N. Velimirović appropriately remarks that, to Njegoš, Nature is „the direct outpouring, expression or off-print of God's Spirit, original, first or primary, while human words about God are but a refracted, almost blind light"[11]).

N a t u r e a s t h e T e m p l e o f G o d[12]). — Njegoš's natural theology was inspired by his belief that Nature is not only the most wonderful medium of God's constant revelation or cosmic t h e o p h a n y but also His most perfect Temple, which no man-made

[7]) Ibid., p. 12 (I. 117—9).

[8]) D j e l a , II, p. 162 (vv. 56—57).

[9]) Ibid., p. 64 (vv. 127—35).

[10]) L u č a , p. 3 (D. 55—58); also, D j e l a , II, p. 167 (vv. 43—44).

[11]) R e l i g i j a N j e g o š e v a , p. 96.

[12]) To use this phrase, without having made mention of Njegoš's Christian ecclesiology, is admittedly as abrupt as it is incomprehensible. However, as it is difficult to speak of the Church as the Body of Christ without a discussion of the

temple can match. According to Njegoš, God has built for himself a beautiful

„. . . shrine above all other shrines . . .
That truly compriseth all dismal space,
While a thousand worlds, by regular courses,
Dance beneath its crystal firmanent.
Like a clear stream, Time onward flows
Beneath its stately dome on high,
While Eternity hides its tangled traces
Within the bosom of its broad span.
Ever-burning lights of all the worlds
In circles whirl in Thy high heavens;
They serve as lamps for Thy temple,
Obeying the eternal Father of all"[13]).

In the same poem, written under the cupola of St. Peter's in Rome, the poet reaches perhaps the climax of his adoration of Nature, primarily on account of God's presence in it. Unlike the former temple, „made by hands on a minute stage" and therefore not „fit for the Almighty God"[14]), Nature is the temple of God par excellence. Elsewhere, Njegoš even uses the word „church" in the same connection:

„The church of God is far too big;
There is no end to its firmanent;
There is not a single pillar under its vault"[15]).

Like other temples, the Temple of God has its own altar and offering table. In the middle of this wonderful Temple is elevated „the disk of the centre, whence flames of light pour on all sides . . . transforming light into rays undying"[16]). And, in conformity with his conception of God as Uncreated Light, Njegoš ends his meditation:

„This is the source of the living flame
And Thy eternal offering-table"[17]).

Incarnation, which is not our subject, we limit our discussion here to the Bishop's natural theology with particular reference to the manifestation of the Spirit of God in the world-wide „Temple of God" which comprises the whole of humanity and not only a part of it.

[13]) Djela, II, p. 223 (vv. 25—36).
[14]) Ibid. (vv. 21—23).
[15]) Ibid., IV, p. 91 (vv. 19—21).
[16]) Ibid., II, p. 223 (vv. 38—40).
[17]) Ibid. (vv. 41—42).

In this universe-wide church, in which everything is sacramental and God-manifesting, all God's children have equal status. More than this: all things reflect an undying reverence for God; or, as Njegoš puts it:

„The smallest petal tells Thy glory
No less than the light of the brightest sun"[18]).

Millions of the stars, burning before God day and night, are candles in His Temple, only a tiny vault of which is perceptible to human eyes[19]). Within the precints of God's vast Temple are

„Flowering meadows and all the groves,
All stately mountains and immense hills
That bring forth blossoms and garlands fine,
With which to bedeck the whole of Nature; —
They all are honour to their Creator"[20]).

But, far above their creatures there stands Man, the purpose of whose life is to glorify his Creator and Father in his own, imperfect ways.

Njegoš's understanding of God's omnipresence may easily have led certain of his critics to think that he was a pantheist[21]).

W a s B i s h o p N j e g o š a p a n t h e i s t? — This is not an easy question to answer. The difficulty is mainly due to the lack of precision in Njegoš's language. Admittedly, the passages just quoted are not free from pantheistic ideas. Nevertheless, in spite of the superficial pantheistic impression made by some of his verses, we are convinced that Njegoš was not a pantheist. Several reasons substantiate this view. The most important of them is that, though he believed in God's omnipresence in the whole of Nature, Njegoš never thought of Nature as God, but only as God's Temple. Dr. N. Velimirović put the poet's thought in a nutshell when he wrote that, for Njegoš, the universe or Nature is neither a p a n t h e o n, nor a

[18]) Ibid., p. 63 (vv. 104—5).

[19]) Ibid., p. 234 (vv. 3—7).

[20]) Ibid., p. 127 (vv. 14—18). — The last line literally reads: „They all are lauding their Creator".

[21]) Thus, e.g. Is. Sekulić called Njegoš a „pantheist, whose God-artist is identical with Nature (N j e g o š u k n j i g a d u b o k e o d a n o s t i, Belgrade, 1951, p. 224).

pandemonion, but the Temple of the one and true God[22]). In spite of God's living omnipresence in it, Nature is not to be worshipped, but to worship in. With all her wonderful qualities and symbolic relevance, Nature is not and cannot be God. Still less is there reason, in spite of His eternal revelation in and through His created universe, to identify God with His handiworks. Even when Njegoš occasionally uses the word „Nature" as a substitute for the word „God", this is obviously no more than poetic licence[23]). In our opinion, the evidence of Njegoš's works refutes any suggestion that he identified God with Nature. If, for the sake of argument, we presume Njegoš's pantheism, his is not Spinoza's Deus sive Natura; neither is it anything like the Stoics' cosmic rational fire; still less is it Bruno's Nature-God, though, according to Njegoš, God is found in all natural things. The universe, of which the visible material world or Nature forms but a tiny speck, cannot be identified with God Who transcends it all.

Again, Njegoš cannot be considered a pantheist because his God is pre-eminently a personal God, never lost among His own creations. For even when he conceives of God as an „infinite ocean", from which everything becomes and into which everything returns[24]), Njegoš's language is only superficially pantheistic, without ever precluding the belief that God is the Creator and causa prima of all existence. In his allegedly pantheistic passages Njegoš expressed the thought that everything is grounded in God to Whom, after its destined span of life or existence, it returns. As we have seen, he believed, paradoxically enough, in a transcendent God Who is also immanent in Nature, without ever losing His divine personality. God is everywhere in the sense that there is no place where His Spirit is not present; yet God is in no particular place and, though His omnipresence is the ground and raison d'être of all existence, all is distinct from Him in virtue of His being nowhere[25]).

[22]) Religija Njegoševa, p. 100.

[23]) The true character of these substitutions can best be seen when Njegoš writes that Nature has given Galicin to the world; that Nature has singled out the poet for a special task; that „wonders are created by Nature", etc. (Djela, II, pp. 76 (v. 18), 167 (vv. 39—45) and 237 (v. 4)). In all these we could read God instead of Nature.

[24]) Djela, II, p. 62 (vv. 63—75).

[25]) This conception of Njegoš dangerously approximates some of Plotinus' more inarticulate and rudimentary pantheistic thoughts (The Enneads, trans. by MacKenna, Faber & Faber, 1956, p. 253).

Such a conception of God is not pantheistic but p a n e n t h e i s t i c. In other words, everything is in God, dependent upon God and God like in direct proportion to God's indwelling it.

The panentheistic conception of the universe remains both valid and compelling, not only in relation to individual things and beings, but also as regards the totality of existence and being. Yet it must not be assumed that the s u m t o t a l of creation is equal to God in Njegoš's thought. Without ever suggesting that Nature is tantamount to God, he points out that the whole of Nature, because it is the Temple of God, speaks of His indwelling Spirit. Nature's language is symbolic and panentheistic: every single thing incarnates God's most exalted Ideas to the extent they have been imparted to it. Njegoš, therefore, naturally assumed that God's real presence in Nature deifies and sanctifies it[26]). But perhaps most specifically and completely, every human soul, as a divine spark, microcosmically reflects the most sublime Macrocosm, the Almighty God[27]).

Njegoš's panentheistic apprehension of God's omnipresence is further corroborated by his four-fold conception of Nature as Beauty, Life, Order or Law and Reason.

N a t u r e a s B e a u t y. — Njegoš conceived of Nature as Beauty for two main reasons: because it is God's Poetry and because it is His Temple. These two aspects of his thought would require separate papers to themselves. Here we can refer to some more relevant points.

Njegoš regarded Nature as a „temporary kind mother"[28]), and felt at home within it. Far from being afraid of it[29]), he wrote with filial intimacy and love about Nature feeding „upon the sun's pure all-nourishing milk". In a strikingly personal idiom, he refers to „times without number" when he conversed with his Mother-Nature:

„Rapt in most profound thoughts,
Lulled on Nature's flowering lap,
Feeding upon the life-giving milk
From her inviting breast laid bare"[30]).

[26]) L u č a, p. 22 (II. 70).

[27]) D j e l a, II, pp. 61—62 (vv. 52—55), p. 164 (vv. 128—31).

[28]) L u č a, p. 2 (D. 36—41).

[29]) It is difficult to see why Dr. N. Velimirović writes that Njegoš had fears of this world and that he was essentially fighting against that fear all his life (R e l i g i j a N j e g o š e v a, p. IX).

[30]) L u č a, p. 2 (D. 32—35).

The wonders and beauties of Nature fascinated Njegoš very much. Indeed, his aesthetic optimism, permeating all his works and L u č a in particular, is grounded upon his conception of Nature as Beauty[31]). In numerous passages he describes Nature's beauty. Thus, to take but a few examples, his poetic eye sees Nature

„Adorned with flowering Time,
Crowned with brightness of the sun
Or plaiting her radiant hair,
Sprinkling it over with pearly dew
That glistens as the stars shine down —
The more charming to greet the morn
And the eyes of her Sovereign"[32]).

A somewhat similar idea is expressed in another stanza; this time the poet explicitly refers to Nature as Heaven's daughter:

„Nature is now dressed in her gorgeous dress;
Heaven is shedding its glittering gems
Upon her with its generous hand —
In order to adorn the more its daughter
And show her to us as the more delightful"[33]).

In other words, Nature is beautiful with a purpose. It simply could not be otherwise because Nature is God's cosmic song. It is not surprising, then, that Njegoš discovered God in Nature more fully than anywhere else. For it was in Nature that the poet communed most frequently with God; it was in Nature that he felt the cosmic sympathy and purposefulness of existence.

Bishop Njegoš saw Nature as Beauty in practically all its aspects, all its seasons. At special times, Spring, for example, he saw Nature as if arrayed in „her wedding garments"[34]), while forests and vales echoed to him „with joy and sweet-tuned singing"[35]). The dawn, in particular, received Njegoš's constant praises. He writes of the „bright and joyous dawn" and the resoundingly clear tunes of the singers who are weaving the garlands of flowers wherewith to adorn Aurora's shining face[36]); it is the same dawn which brings

[31]) It must be mentioned, however, that Njegoš was not oblivious of the struggle and cruelty in Nature as his philosophy of evil clearly shows.

[32]) L u č a , p. 2 (D. 42—48).

[33]) D j e l a , II, p. 147 (vv. 30—35).

[34]) Ibid., p. 217 (v. 27).

[35]) Ibid., p. 232 (vv. 8—9).

[36]) Ibid., I, p. 99 (vv. 355—9).

forth the glorious day and, above all, „the Lord of Light"[37]). Or, again, he talks of the Morning Star which, gently gliding on her beautiful feet, has cast around her ensnaring hair and at each appearance makes the East smile[38]). He had the same praise for „the blue vault of the sacred heavens, strewn throughout with starry seed[39]), for the „blue horison, infinite and lofty"[40]) and „the glittering stars", on whose bright faces one could read the wonders of God[41]). Njegoš is carried ever farther and farther into the vast universe where „spheres are sowed with suns"[42]) and „myriads of brightly glittering suns drown the vast sphere in light"[43]). Vast though those suns are, to Njegoš, they are „mere luminous specks" compared to other greater bodies, while „whole worlds are sparks hardly seen"[44]).

On his mystical progress the poet discovers that the whole of Nature is nothing but a wondrous and beautiful design, befitting her omnipotent and omnipresent Master. And, quite naturally, Njegoš's aesthetic optimism grows with every step he makes through the universe until he reaches the very summit, the innermost heaven, the beauties of which have already been described as „heavenly paradise". And, during those hours of true mystical experience, the heavenly and the earthly became intermingled in the poet's soul, highly compatible, harmonious, each transformable into its opposite; material and immaterial became, as it were, fused into something new, indistinguishable. This, perhaps, may account for the strangely identical language he uses, regardless of whether he is describing crude material bodies or the most exalted and spiritual concepts.

In ecstatic contemplation of Nature's beauty Njegoš longs to see more of the „heavenly garments" of which „God hath store enough"[45]). In all her nakedness and simplicity, Nature is God's own studio or the a r s a r t i u m[46]) and the fullness of its perfection transcends

[37]) Ibid., II, p. 129 (v. 80).
[38]) Ibid., p. 232 (vv. 4—6).
[39]) L u č a, p. 2 (D. 52—53).
[40]) D j e l a, I, p. 175 (vv. 328—9).
[41]) Ibid., II, p. 167 (vv. 43—44).
[42]) L u č a, p. 36 (III. 167).
[43]) Ibid., p. 25 (II. 147—50).
[44]) Ibid., p. 8 (I. 5—6).
[45]) W r e a t h, p. 190 (v. 2225).
[46]) Dr. N. Velimirović, R e l i g i j a N j e g o š e v a, p. 15.

human comprehension, almost as much as does the Being of God. No matter how highly gifted, man can behold but a tiny fragment of Nature's most magnificent and unmatchable design, displaying complete symmetry and proportion. The Perfect Architect has made Nature's parts fit admirably with the whole. This perfection of design permeates Nature even after sin and wickedness have spoilt many of its original beauties. Njegoš saw orderliness even in Nature's apparent disorders, beauty in her passing ugliness and irresistible attraction in her crudest manifestations. But, above all, it was in Nature that he saw the heavenly light which, to him, was the true medium of religious illumination[47]). The whole of Nature, supernature and subnature, became for him a kind of theology[48]): for in and through Nature is manifested God's living omnipresence. Njegoš's convincing and enthusiastic adoration of Nature made M. Rakočević remark that the most optimistic of all the more recent philosophers, Leibniz, had he been a poet, could neither have added nor taken one single leaf from the book concerning Nature composed by the Montenegrin Bishop"[49]).

Finally, it is arguable whether Njegoš's aesthetic optimism, generated at times of mystical vision, led him to think of visible Nature as Beauty. Or was it his discovery of natural beauties that resulted in his artistic modelling and depicting of the heavenly Paradise itself according to the design and pattern of Nature? Dr. B. Petronijević thought that the „higher world is for Njegoš nothing more than immortalised Nature, idealised in her beauty[50]). This may be so, though it would perhaps be more correct to say that either process of artistic contemplation could have begotten the other.

N a t u r e a s L i f e. — Nature's Beauty is, to a great extent, due to the fact that Nature is alive. Being the abode of the living and life-giving God, Nature is alive through and through. There is no end to her living manifestations. Njegoš not only believed that God „gives life to everything" by His power[51]), for this may be limited to what are normally considered living forms properly so called; he sincerely believed that Nature as such is very much alive; it is a living Nature. Thus, the poet explicitly states that God „has put

[47]) L u č a, p. 77 (VI. 251—60).

[48]) Dr. N. Velimirović, op. cit., p. 92.

[49]) C r n o g o r s k i P r o m e t e j, Ljubljana, 1940, p. 114.

[50]) „Filosofija u 'Luči Mikrokozma'", Luča, p. XI.

[51]) D j e l a, II, pp. 64 & 216 (vv. 116—7 & 17 respectively).

life into every minutest particle" and given to each „seeds of intelligence and mind"[52]). Though this is an unusual statement, it cannot be dismissed as mere poetry. For evidences which Njegoš offers elsewhere clearly testify to his belief that the whole universe is a living one. Not only that countless worlds are endowed with living souls of their own, or with attraction whereby they hold each other together as if by their glances[53]), but many, if not all of them, are inhabited by angelic or other beings. In Lamartine's poem, H y m n e d e n u i t, which Njegoš translated, there occurs the thought that „the high heavens are alive"[54]). This may have strenghtened Njegoš's own conviction that life is universal. Thus in L u č a, when in the heavenly war the Lord's arrow exploded, „myriads of resplendent worlds ... each packed with immortal hosts", leapt out of their orbits[55]). And at the end of the warfare, it is said of the angelic legions that they

> „Each flew to their proper spheres,
> Assigned to them by the Lord of glory
> For their endless blessedness"[56]).

Earlier on in the poem, Njegoš had written that by His mighty Word the Creator „fills all space with worlds, and worlds with blessed angels"[57]). For, it is His loving self-duty not only to create but also „to give life to each and to all of His million worlds"[58]). Thus, in a tentative yet convincing manner, Njegoš put forward certain suggestions as regards the universality of life, based on his belief and guess rather than anything else, unaware that he would be in a way anticipating some of the twentieth -century scientific assumptions and hypotheses[59]).

N a t u r e a s O r d e r o r L a w. — Nature's perfect Order or Law is pre-ordained by God, Who has given her „laws and esta-

[52]) Ibid., III, p. 42 (vv. 749—50).

[53]) L u č a, p. 39 (III. 259—60).

[54]) D j e l a, II, p. 382 (v. 38).

[55]) L u č a, p. 65 (V. 421—8); also, p. 66 (V. 446) refers to „the gathered worlds" and their hosts.

[56]) Ibid. (vv. 458—60).

[57]) Ibid., p. 42 (III. 338—40).

[58]) D j e l a, II, pp. 63—64 (vv. 113—17).

[59]) Thus, e.g. F. Hoyle writes that „rather more than a million stars in the Milky Way possess planets on which you might live without undue discomfort" (T h e N a t u r e o f t h e U n i v e r s e, Oxford, 1952, p. 20). Again, like Njegoš's view, a hypothesis.

blished and eternal constitution for all created things"[60]). Therefore, they all can and do fit into the perfect cosmic system of harmony and beauty. The supreme Law of God, which holds the universe together, is the „mighty Word of the Creator"[61]). It is by His Word that the Almighty has „established the infinite sphere of the blessed heaven ... upon the light ether and crowned them with mystic attraction whereby to hold each other"[62]). God's own super-wisdom has created „millions of worlds", bound „each one of them by its invisible chain to the other" and has given them life[63]). Everything in the universe is subject to God's cosmic Law, which is its life and reality. Without the Law of God nothing could subsist, whether animate or inanimate. God's eternal Word has given sacred precepts to everything, „to the resplendent sun and to glow-worm alike"[64]). In a word, as Dr. Slijepčević aptly remarked, Njegoš's universe or cosmos is synonymous with perfect Order and Beauty[65]).

God's universal Law is further exemplified in the general laws of Nature which, as the Almighty says, „bears My seal upon her face"[66]). Dr. L. Kostić, analysing Njegoš's conception of God's Law, rightly observed that „everything that comes into existence and becomes, all that is nothing but the emanation of one single Law of God; everything bears out the Creator's Law; everything is but the realisation or functioning of that Law"[67]).

These laws, in turn, are sacred also because their Giver is sacred and just. Being sacred, the Law or Order of God, with which the „heaven and heavens are adorned"[68]), is inviolable and inexorable in all its manifestations. Like their source, cosmic laws are eternal and immutable[69]) and no one can break them with impunity, not even God Himself. Not because God would not be able to do so, but because the violation of His own laws would run counter to the

[60]) D j e l a , II, p. 397 (vv. 17—20).

[61]) L u č a , p. 42 (III. 331—40).

[62]) Ibid., p. 39 (III. 254—60). — Njegoš seems to be referring to Attraction of heavenly bodies in V i j e n a c too (D j e l a , III, p. 120, vv. 2513—4).

[63]) Ibid., II, pp. 63—64 (vv. 113—16).

[64]) Ibid., p. 164 (vv. 126—7).

[65]) „Stvaranje sveta i slika vasione u 'Luči Mikrozma', Z b o r n i k R a d o v a A k a d e m i j e (1952), XVII, p. 178.

[66]) L u č a , p. 35 (III. 145).

[67]) I z N j e g o š e v i h D e l a , Chicago, 1952, p. 199.

[68]) L u č a , p. 38 (III. 213—5).

[69]) D j e l a , I, p. 181 (vv. 505—10); also, II, p. 73 (v. 6).

Laws of His own being, turning them thus into mockery. Njegoš, for one, could not believe in a God Who gives laws simply to break them; indeed, there would be no laws in such a case, still less harmony and order. Njegoš expressed this conception strongly by making the „Almighty say" that

„The laws of universal order are
My vow and also the life of Nature"[70]).

Moreover, Njegoš writes of God's own duty to create and that, too, is a law of God, as inviolable as His other laws. In other words, Njegoš's God is an omnipotent God, but a God Who must, nevertheless, do certain things because of His divine obligation, primarily ethical in its character, to His creatures. The very fact that God has brought them to life makes it, as it were, incumbent upon Him to care for them with grace, love and mercy. After all, God's own omnipotence consists in being able n o t to break His own laws even when such a break might be justified by some heavenly or providential expediency. Nor is God's anger a sufficient justification for doing so. Njegoš makes it abundantly clear that, once the laws of God are established and set in motion, their inexorable functioning must not be violated.

Nevertheless, though intrinsically inviolable, God's laws are often violated and broken by His ignorant or wicked-minded creatures. However perplexing, this contingency must be allowed in God's pre-ordained and rigidly governed universe unless, of course, the individual freedom of spirits and men is to be violated. And this, the loving Father, ever true to His eternal principles, cannot allow. No doubt, this is a paradoxical situation, for which no easy solution can be thought out. According to Njegoš's solution of this theological dilemma, God Himself allows His laws to be broken by created beings, or even by the universe itself[71]). And, indeed, this contingency is put to test on more than one occasion. Thus, to take two examples, Satan not only breaks the laws of God but also challenges the latter to

„... restore the fallen heaven,
Restore the first law of Nature
So that each one of us, with supreme power,
May feel pride and exaltation in his own heaven"[72]).

[70]) L u č a , p. 39 (III. 261—2).
[71]) Ibid., pp. 39—40 (III. 263—70).
[72]) Ibid., p. 48 (IV. 157—60).

The rightness of Satan's claim apart, this is obviously an effort on the part of one of God's creatures to introduce into the cosmos another law, different from the Law of God. Satan's claim and aim „to restore the fallen heavens" is helped, to a certain degree, by another law-breaker, Adam. Many other violations of God's laws have occurred ever since, the effects of which cannot be completely eradicated, not even by God Himself. Laws as such have their inherent sanctions, alterations of which would lead to God's own disloyalty to immutable principles of life. A classical example of God's scrupulous loyalty to His own laws is the way in which He treats Satan after his defeat: the latter is not deprived of his immortal status because what once has „been crowned with immortality shall never feel the scythe of death". And the Almighty most emphatically refuses to „break the sacred vow"[73]). Obviously, to have created immortal spirits is a law of God's own making and being; therefore, the annulment of it could by no means be allowed. For, to allow this would be tantamount to God's own denial of Himself. Far from being in any way limited as far as His omnipotence is concerned, God's loyalty to His laws not only enhances His majesty and power but also sets an example to His creatures as to how these laws should be respected. It is not by the constant change of His laws, but by His love and grace, that He governs supremely and most effectively countless worlds of spirits, genuinely free to choose any of the roads they like.

This interesting and unusual conception has some intrinsic difficulties: How is God's omniscience and fore-knowledge to be understood in the light of so many contingent courses of action? Or, again, does not God's omniscience preclude free actions on the part of created beings, whose freedom is purely illusory? Njegoš does not offer any definite answer; yet he implies that, no matter what happens and no matter what contingency arises, God always has and knows the right answer. Therefore, superficial modifications and even apparent frustrations of God's plans are, Njegoš believes, pre-ordained by God Who had known the inevitable course long before it was taken. In a word, God has left nothing unaccounted for. Thus Njegoš tries to maintain the balance between God's pre-ordained universal laws and omnipotence on the one hand and the freedom of His creatures on the other. However, it must be admitted that the reality of God's omniscience lends a dubious aspect of inevitability

[73]) Ibid., p. 56 (V. 171—4).

to what is freely chosen by those beings who act „according to my sacred ordinance" as the Almighty Himself declares[74]).

Nature as Reason or Mind. — Having conceived of Nature as a vast ordered system, governed by inexorable laws, with God the Creator as her apex, Njegoš saw Reason in Nature; or, rather, he saw Nature as Reason. Reasonableness and purposefulness, the intelligibility and orderliness of Nature, in turn, are nothing but a reflection, though dim and imperfect, of the Supreme Intellect or Mind which upholds the whole universe. God is constantly at work within His cosmic systems; He is ever present in His wondrous Temple; He is always enrapt in His creative Poetry, writing it constantly through out the universe. In the very holy of holies of God's boundless Temple Njegoš beheld, among other wonders, „Will, Reason and Destiny" springing, like a fountain, from God's throne[75]). And it is from here that Nature in toto receives the reason and ground of her existence. Amidst all Nature's disorders and cruelties, inconsistencies and changes, Njegoš saw Nature as Reason:

„The vast array of things confused
Hath yet some rhythmic Harmony and Law",

for

„Over all this curious mixture of a world
There yet doth reign one over-arching Mind"[76]).

That Mind, to him, was God's own Mind.

Such is, briefly, Njegoš's conception of God's omnipresence in the Universe, or his natural theology. Communing with God through Nature, he was convinced that if men did not find God in His handiworks, if they did not feel His miraculous presence in the working of the universe, in Nature's beauty and the intelligibility of her immutable laws, they would never find Him in man-made temples either, no matter how magnificent they might be. Njegoš was one of those who heard the voice of God, whispering through Nature's „visible things", and bowed to His omnipresent majesty in prayer and piety[77]).

---

[74]) Luča, p. 38 (III. 209—10). One wonders whether there is not a touch of Calvinism here!

[75]) Luča, p. 24 (II. 139—40).

[76]) Wreath, p. 194 (vv. 2309—12).

[77]) Djela, II, p. 65 (vv. 146—9).

Das Akrostichon in der altserbischen Literatur

Von DJORDJE SP. RADOJIČIĆ (Neusatz-Novi Sad)

Das Akrostichon wird in der altserbischen Literatur „krajegranesije" genannt. Dies ist eine wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen: τὰ ἄκρα = krai und στίχος = granesъ. Bei der Erklärung des Akrostichons im Offizium des hl. Simeon Nemanja von Teodosije wird gesagt, daß die „začela" (die ersten Buchstaben der Strophen) den angeführten Satz ergeben („glašajut v koup"). Dazu wird noch erwähnt, daß gewisse Strophen („Irmose", die nur als Beispiel dienen) zu überspringen sind[1]).

Es gab zwei Arten von Akrosticha. Beim alphabetischen Akrostichon bilden die Anfangsbuchstaben aller Abschnitte (Strophen) das Alphabet. Zur zweiten Art gehören Akrosticha, deren Anfangsbuchstaben einen Satz, mit oder ohne Namen des Verfassers, bilden.

Die altserbische Literatur setzt sich zusammen aus dem literarischen Erbe, aus Übertragungen anderer Rezensionen, aus Übersetzungen und aus originellen Werken. Das literarische Erbe stammt noch aus der Zeit der Schöpfung des slawischen Schrifttums (durch Konstantin-Cyrill und Method in der zweiten Hälfte des 9. Jh.s) und aus dem sog. „goldenen Zeitalter" der Literatur der mazedonischen Slawen und Bulgaren (Ende des 9. und erste Hälfte des 10. Jh.s). Es umfaßt auch die spätere Zeit bis zur Bildung der einzelnen Rezensionen des Altkirchenslawischen, der bis dahin allgemeinen slawischen Literatursprache.

In ihrem literarischen Erbe besaßen die Serben jedenfalls ein alphabetisches Akrostichon in einer kleinen dichterischen Komposition des Konstantin von Bregalnica oder Prěslav, eines mazedonischen oder bulgarischen Schriftstellers aus dem Ende des 9. und Anfang des 10. Jh.s. Nach diesem Akrostichon wird das Werk auch „Alphabetisches Gebet" (Azbučna molitva) genannt. Das Gedicht steht vor einem anderen Werk Konstantins, einem „Belehrenden Evangelium". In einer serbischen Handschrift (1285/86), in der dieses

[1]) St. Novaković, Teodosija mniha Hilandarca pohvala sv. Simeunu i Savi (Das Lob des hl. Symeon und Sava vom Mönch Teodosij aus Chilandar) (Starine JA XI, 1879, 150); P. Srećković, Tvorenija Domentijana i Teodosija (Werke des Domentijan und Teodosij). (Spomenik SAN XXXIII, 1898, 72).

Werk enthalten ist, fehlen am Anfang einige Blätter[2]), vielleicht gerade die mit dem Alphabetischen Gebet.

Das alphabetische Akrostichon verwendete Konstantin der Philosoph, ein Schriftsteller des 15. Jh.s, am Anfang seiner zwischen 1433 und 1439 verfaßten Biographie des Despoten Stephan Lazarević. Er verwendete aber nicht das ganze Alphabet, sondern nur zehn Buchstaben mit den Zahlenwerten von 1—10. Dieses sein Akrostichon verbindet die einleitenden Kapitel der Biographie. Einen langen Satz mit dem Namen Konstantins stellt ein zweites Akrostichon dar, welches die ganze Biographie (alle 93 Kapitel) umfaßt. Am Schlusse kommt noch ein drittes Akrostichon vor, wieder ein ganzer Satz, nur kürzer. Es handelt sich hier nicht mehr um die Kapitel der Biographie, sondern um Verse[3]), und zwar die „Totenklage um den Despoten" von Konstantin, eines der wenigen (insgesamt fünf) weltlichen Gedichte der altserbischen Literatur[4]).

In diesen Akrosticha bewies Konstantin eine große Kunstfertigkeit. Sie blieb in der altserbischen Literatur nicht unbeachtet. In der Karlowitzer Genealogie (Anfang des 16. Jh.s) wird hervorgehoben, daß die Biographie eine Einleitung „von 10 Buchstaben" habe, daß sie „mit (kunstvoll) verschlungenen und rhetorischen Worten" geschmückt sei und für die Leser eine „große Wonne und Lieblichkeit" darstelle[5]).

Auch in seinem zweiten Werk verwendete Konstantin der Philosoph das Akrostichon. Es ist dies sein bekanntes Werk über die Schrift, durch welches die orthographische Reform in der serbischen Literatur des 15. Jh.s durchgeführt wurde. Ein ganzer Satz, der auch Konstantins Namen enthält, verbindet alle Kapitel (40) des Werkes.

[2]) V. Jagić, Nedeljna propoviedanja Konstantina prezvitera bugarskog po starosrpskom rukopisu XIII vieka (Die Sonntagspredigten des bulgarischen Presbyters Konstantin nach einer altserbischen Handschrift aus dem 13. Jh.) (Starine JA V, 1873, 29).

[3]) Die Biographie des Despoten Stephan Lazarević von Konstantin dem Philosophen hrsg. V. Jagić, Glasnik SUD 42 (1875) 244—328. Über die Akrosticha schreibt Jagić in den Berichtigungen und Beilagen auf S. 374—375. Vgl. P. Popović, Akrostich u Konstantina Filosofa (Das Akrostichon bei Konstantin dem Philosophen) (Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor XV, 1935, 41—46; siehe auch ebda. XVI, 1936, 320).

[4]) Dj. Radojičić, Svetovna pohvala knezu Lazaru i kosovskim junacima. (Panegyrikum an den Fürsten Lazar und die Helden vom Amselfeld). (Južnoslovenski filolog XX, 1953—1954, 137).

[5]) Lj. Stojanović, Stari srpski rodoslovi i letopisi. (Altserbische Genealogien und Annalen). (1927) 42.

Am Schluß löst Konstantin das Akrostichon auf, aber in Form eines Kryptogramms, indem er die Buchstaben nach Art des Rösselsprungs anordnet[6]).

Ein Akrostichon in Satzform mit dem Namen des Verfassers verwendet Konstantin von Bregalnica oder Prěslav im Offizium des Slawenapostels Methodius[7]). So steht diese Art von Akrostichon bereits am Anfang der alten südslawischen Literatur. Das Akrostichon findet sich in einem besonderen Teil des Offiziums, im sog. Kanon. Nach der das letzte Lied bezeichnenden Zahl könnte man schließen, daß der Kanon neun Lieder umfaßte. Jetzt sind es insgesamt acht, das zweite Lied ist, wie im Kanon üblich, ausgelassen. Es steht nur in den Kanones der großen Fastenzeit und in einigen für die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten[8]). J. P a v i ć meint, daß der Kanon des Methodius einst auch das zweite Lied enthielt, „was am besten aus dem unvollständigen Akrostichon zu ersehen sei". Er fügt hinzu, daß dies „auch ganz verständlich sei, weil der 6. April (der Gedenktag des hl. Methodius) regelmäßig in die große Fastenzeit fällt"[9]). Jedes Lied des Kanons hat, wie gewöhnlich, je 4 Strophen, von welchen die letzte der Gottesgebärerin gewidmet ist (bogorodičan, θεοτοκίον) [10]). Für das Akrostichon des Methodius-Kanons wurden diese letztgenannten Strophen nicht in Betracht gezogen.

Die serbische kirchliche Dichtung beginnt mit dem Offizium des hl. Simeon Nemanja von dessen Sohn Sawa. Dem Begründer des serbischen feudalen Staates (Nemanja) schrieb das Offizium der Begründer der serbischen Kirche (Sawa). Das Offizium hat kein Akrostichon. Es ist in zwei Redaktionen erhalten; die eine stammt aus der Zeit zwischen 1209 und 1213, die andere zwischen 1227 und 1233.

---

[6]) Dj. D a n i č i ć, Knjiga Konstantina Filosofa o pravopisu (Das Buch Konstantins des Philosophen über die Rechtschreibung). (Starine JA I, 1869, 5). Vgl. Drag. K o s t i ć, Tajno pisanje u južnoslovenskim ćirilovskim spomenicima. (Die Kryptographie in den südslawischen cyrillischen Denkmälern (Glas SAN 92, 1913, 25—26). M. N. S p e r a n s k i j, Die Kryptographie in den südslawischen und russischen Schriftdenkmälern (Enciklopedija slavjanskoj filologii 4, 3, 1929, 44).

[7]) J. P a v i ć, Staroslavenski pjesnički kanon u čast sv. Metodija i njegov autor (Der altslavische Gesangskanon zu Ehren des hl. Methodius und sein Autor) (Bogoslovska smotra XXIV, 1936, 73); Drag. K o s t i ć, Bugarski episkop Konstantin, pisac Službe sv. Metodiju (Der bulgarische Bischof Konstantin, der Verfasser des Offiziums des hl. Methodius), Byzantinoslavica VII, 1938, 203.

[8]) L. M i r k o v i ć, Pravoslavna liturgika (Orthodoxe Liturgik) I (1918) 224.

[9]) a.a.O. 73.

[10]) L. M i r k o v i ć, a.a.O. I, 226, 229.

Die erste verfaßte der hl. Sawa selbst, bei der zweiten halfen ihm seine Schüler[11]).

Das Nemanja-Offizium des Teodosije, eines serbischen Schriftstellers aus dem 13. und der ersten Hälfte des 14. Jh.s, hat ein Akrostichon, das auch den Namen des Verfassers enthält. Für das Akrostichon sind in diesem Falle auch die „bogorodični", der Gottesgebärerin (bogorodica) gewidmeten Strophen verwendet[12]). Das Offizium entstand in Chilandar, dem serbischen Athos-Kloster. Es stammt aus der Zeit zwischen 1307 und 1310, als dem Kloster die Gefahr eines gottlosen Angriffs (poganъ nachoda) der Katalanischen „Kompagnie" drohte[13]). Daß es gerade zu dieser Zeit verfaßt wurde, ersieht man aus den an Sawa und Simeon gerichteten Anrufungen, sie mögen als Heilige Chilendar „jetzt" (nyně) vor diesem Angriff retten[14]). Das war nach 1302, nach der Erbauung der Kirche von Chilandar durch König Stephan Uroš II. Milutin[15]), weil im Offizium von der Kirche gesagt wird, sie sei „jetzt" (nyně) von den „Söhnen" (hier in der Bedeutung „Nachkommen") des Nemanja ausgeschmückt worden[16]).

Vom hl. Sawa sind mehrere Offizien erhalten[17]). Von diesen hat nur eines ein Akrostichon, aber ohne den Namen des Verfassers. Es steht im Zusammenhang mit der Vita des hl. Sawa von Teodosije[18]), die zwischen 1290 und 1292 verfaßt wurde. Es ist durch

---

[11]) Dj. Radojičić, O prvoj srpskoj crkvenoj pesmi — O Savinoj Službi Simeonu Nemanji (Über das erste serbische Kirchenlied — Über das Offizium des hl. Symeon Nemanja von Sava) (Zbornik Instituta za proučavanje književnosti II, 1952, 5—6).

[12]) Kirchenslawischer Text im sog. Srbljak, einem Sammelwerk von serbischen Heiligen gewidmeten Kirchenliedern. Es gibt drei Srbljak-Ausgaben, alle drei kirchenslawisch und für die Verwendung in der Kirche bestimmt (aus den Jahren 1761, 1765 und 1861). Das Nemanja-Offizium von Teodosij im Srbljak aus dem J. 1761, 179a—198b.

[13]) C. Jireček, Geschichte der Serben I (1911) 344.

[14]) Srbljak 1761, 187a.

[15]) Lj. Stojanović, Stari srpski zapisi i natpisi I (Altserbische Auf- und Inschriften) (1902) 14—15; II (1903) 327—328. Zur Chronologie siehe Lj. Kovačević, Nekoliko hronoloških ispravaka (Einige chronologische Berichtigungen). (Godišnjica Nikole Čupića III, 1879, 436—437).

[16]) Srbljak 1761, 191b.

[17]) Dj. Radojičić, O starom srpskom književniku Teodosiju (Über den altserbischen Schriftsteller Teodosij) (Istoriski časopis IV, 1954, 41).

[18]) Ebda. 34—35.

Handschriften seit Anfang des 2. Viertels des 14. Jh.s bekannt[19]). Gewöhnlich wird es Teodosije selbst zugeschrieben.
Ein Akrostichon, aber ohne den Namen des Verfassers, haben die Offizien des Fürsten Lazar (gefallen 1389 auf dem Amselfeld)[20]) und des Erzbischofs Maxim (gestorben 1516)[21]). Das Offizium des Fürsten Lazar entstand alsbald nach der Schlacht auf dem Amselfeld, noch zu Ende des 14. Jh.s. Darin wird der Fürst gepriesen, daß er wie ein „neuer David" den „zweiten Goliath" schlug, daß er den gottlosen persischen Anführer (personačalnika) besiegte und sich „die Glorie eines Märtyrers" erkämpfte[22]). Dj. Daničić äußerte die Vermutung, daß das Offizium von der Nonne Efimija verfaßt worden sei[23]), der Witwe des Despoten Uglješa, die in Lazars Fürstentum Zuflucht gefunden hatte. Diese erste serbische Schriftstellerin und berühmte Stickerin hat ihr Loblied auf den Fürsten Lazar mit Goldfäden auf Seide gestickt (1402)[24]). Als Verfasser des Offiziums ist jedoch wahrscheinlicher der serbische Patriarch Danilo III. anzunehmen (Patriarch von 1390 bis Ende des 14. Jh.s). Er ist ohne Zweifel identisch mit Danilo dem Jüngeren, von dem wir ebenfalls eine Lobrede auf den Fürsten Lazar (Ende 1392 oder Anfang 1393) verfaßt besitzen[25]). Das Offizium des Erzbischofs Maxim stammt vielleicht aus dem 16. Jh.[26]).

Das Offizium des Königs Milutin von Danilo dem Jüngeren[27]) und die Offizien für Stephan den Erstgekrönten[28]) und Zar Uroš[29]), beide vom Patriarchen Paisij (1614—1647), enthalten im Akrostichon

---

[19]) Spomenik SAN III (1890) 165. Kirchenslawischer Text im Srbljak 1761, 135a—156b.

[20]) Srbljak 1761, 199a—218b.

[21]) Ebda. 157a—178b.

[22]) Ebda. 200b, 207a, 207b.

[23]) Die Offizien heiliger Serben (Sitniji spisi I, 1925, 322—323).

[24]) Dj. Radojičić, Stari srpski književnici XIV—XVII veka (Altserbische Schriftsteller des 14.—17. Jh.s) (1942) 16—19, 79—87.

[25]) Ebda. 73, 75.

[26]) Dj. Radojičić, Hagiološki prilozi o poslednjim Brankovićima (Hagiologische Beiträge über die letzten Brankovići) (Glasnik Istoriskog društva u Novom Sadu XII, 1939, 297).

[27]) Hrsg. V. Ćorović, Siluan und Danilo II. (Glas SAN 136, 1929, 66—83). Geschrieben vor 1382, zur Zeit, als Danilo der Jüngere Mönch im Kloster von Banjska war (Dj. Radojičić, Stari srpski književnici XIV—XVII veka, 76—77).

[28]) Srbljak 1761, 1a—8a.

[29]) Ebda. 103a—113b. Entstand im Jahre 1642 (Il. Ruvarac, O pećskim patrijarsima (Über die Patriarchen von Peć), 1888, 44).

die Namen ihrer Verfasser. Bischof Marko von Peć, ein serbischer Schriftsteller vom Ende des 14. und Anfang des 15. Jh.s, verfaßte den Kanon ohne Akrostichon im Offizium des Patriarchen Jefrem (1375—1379, 1389—1390). Er erwähnte nur, daß es „das Werk des demütigen Bischofs Marko" sei[30]). Auch im Offizium des Erzbischofs Nikodim (1317—1324) steht, daß der Kanon „das Werk des Bischofs Marko" sei, aber hier wird auch ein Akrostichon erwähnt. Das Akrostichon ist bei den Liedern des Kanons nicht durchgeführt, es ist nur verzeichnet, wie es aussehen sollte[31]). Verwunderlich ist, daß in den Texten dieses Offiziums verschieden lautende Akrosticha erwähnt werden. In einer Handschrift des Klosters von Peć aus dem 16. Jh. (Nr. 85) und in einem Fragment, wahrscheinlich ebenfalls aus dem 16. Jh., steht als Akrostichon („kraestih") folgender Satz: „S drznovenijem poju velikago svetitelja Nikomima" (Ich erkühne mich, das Loblied des großen Heiligen Nikodim zu singen). Der kirchenslawische Text des Offiziums, gedruckt im Srbljak des Metropoliten Mihail (1861), enthält folgende „krajegranesija": Nepovinija krove predivno tezoimenitago Nikodima pesneno čestvuju". Nach den Angaben, die mir zur Verfügung stehen, ist dieser Text jedenfals einer kirchenslawischen Handschrift der Serbischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1805 (Nr. 86) entnommen. Die Handschrift wurde auf Kosten (iždivenijem) des Archimandriten Nikodim aus dem Kloster von Peć abgeschrieben. Sollte auf seinen Wunsch der Text des Akrostichons abgeändert worden sein? Der Archimandrit Nikodim wäre dann mit Erzbischof Nikodim gleichnamig („tezoimeni"). Das Offizium des Erzbischofs Nikodim wurde zwischen 1404 und 1412 geschrieben[32]). Nur angedeutet, aber nicht durchgeführt ist das Akrostichon im Offizium des Erzbischofs Jevstatije I. (1279—1286), dessen Verfasser unbekannt ist[33]). Es lautet: Blagostojaniju tezoimenitago Jevstatija pesnmi počtu"[34]). Der Name Jevstatije wird mit dem

[30]) Srbljak des Erzbischofs Mihail aus dem Jahre 1861, 148b—153b. Hier ist das Offizium kirchenslawisch. Der Name des Verfassers falsch gedruckt. Über das Offizium siehe Dj. Radojičić, Stari srpski književnici XIV—XVII veka, 99—100.

[31]) Srbljak mitropolita Mihaila 1861, 128b—132b.

[32]) Dj. Radojičić, Ko je pisac i kada je sastavljena Služba arhiepiskopu Nikodimu. (Wer ist der Verfasser des Offiziums des Erzbischofs Nikodim und wann wurde es verfaßt) (Južnoslovenski filolog XVIII, 1949—1950, 202—204).

[33]) Srbljak mitropolita Mihaila 1861, 178a—180a.

[34]) In einem Fragment aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s fehlt das Akrostichon im Offizium des Jevstatije.

griechischen ἡ εὐστάθεια „Festigkeit, Standhaftigkeit" in Verbindung gebracht.

Es gibt auch Akrosticha, die sich durch die üblichen Strophen aller Lieder des Kanons ziehen, dann umkehren, um auch die der „Bogorodica" gewidmeten Strophen zu umfassen, und dann den Namen des Verfassers ergeben. Das sind die zweifachen Akrosticha[35]). Sie kommen vor im Offizium des Königs Stephan von Dečani, verfaßt von Grigorije Camblak[36]), im Offizium des hl. Peter von Athos verfaßt von Genadije Domestik[37]) und im Offizium des hl. Nikola von Sofia, verfaßt von Andreja[38]). Camblak schrieb das Offizium des Stephan von Dečani zur Zeit seines Aufenthalts in den serbischen Ländern (1402—1409)[39]). Der hl. Peter von Athos war ein Eremit aus der ältesten Zeit des Mönchstums auf dem Athos. Genadije Domestik, ein bis vor kurzem unbekannter altserbischer Schriftsteller, lebte im 15. Jh., wahrscheinlich im Athoskloster Vatopedi[40]). Der Schuster Nikola aus Sofia, der von den Türken gemartert und zuletzt gesteinigt wurde (1555), erhielt sein Offizium mit dem Kanon durch Andreja, von dem wir die einzige Erwähnung in den der „Bogorodica" gewidmeten Strophen des Kanons haben. Bis jetzt hat man fälschlich gemeint, er sei Andreas von Kreta, jener bekannte byzantinische Kirchendichter (aus der zweiten Hälfte des 7. und dem Anfang des 8. Jh.s). Andreja war jedoch ein Zeitgenosse des Nikola von Sofia und verfaßte die Lieder des Kanons in serbisch-ksl. Sprache[41]). Dies bezeugt das durchgeführte Akrostichon. In den übersetzten Kirchenliedern finden sich Hinweise auf die Akrosticha, die Akrosticha selbst aber fehlen.

Für die Übersetzer wäre es sehr schwer gewesen, die Akrosticha der Originaltexte auch in den Übersetzungen beizubehalten. Beim Ab-

[35]) Vgl. L. Mirković, a.a.O. I, 232.

[36]) Srbljak 1761, 88b—102b.

[37]) Handschrift des Klosters Chilandar am Heiligen Berge aus dem 15. Jh. (Nr. 463).

[38]) P. A. Syrku, Očerki izъ istorii literaturnychъ snošenij Bolgarъ i Serbovъ vъ XIV—XVII věkachъ (Abriß der Geschichte der literarischen Beziehungen zwischen Bulgaren und Serben im 14.—17. Jh.) (1901) 1—26.

[39]) Dj. Radojičić, Stari srpski književnici XIV—XVII veka, 31 und Über Grigorij Camblak (Glasnik SAN I, 1949, 172—175).

[40]) Dj. Radojičić, Stare srpske povelje i rukopisne knjige u Hilandaru. (Altserbische Urkunden und handgeschriebene Bücher in Chilandar (Arhivist II, 1952, 64—66).

[41]) Dj. Radojičić, Andreja. In: Enciklopedija Jugoslavije (Enzyklopädie Jugoslawiens), I 1955, 104.

schreiben eines Menäums (1574/75) hielt es der Metropolit Gerasim von Zeta für notwendig zu bemerken: „kanon imeje načetki troparej po grčskom složeniju a ne po slovenskom"[42]).

Pop Peja, der zu Beginn des 16. Jh.s in Sofia lebte, verfaßte das Offizium des Sofioter Goldschmieds Georg aus Kratovo, der von den Türken verbrannt worden war (1515)[43]). Dieses Offizium enthält eine besondere Art des zweifachen Akrostichons. Der Name des Popen Peja kommt im ersten Teil des Akrostichons, in den normalen Strophen vor, der Name des Georg Kratovac hingegen im zweiten Teil, in den der Gottesgebärerin gewidmeten Strophen „bogorodični"[44]).

Auch der altserbische Schriftsteller Teodosije zeigte lange vor Konstantin dem Philosophen große Kunstfertigkeit im Abfassen von Akrosticha. Er hat gemeinsame Kanones für den hl. Simeon Nemanja und den hl. Sawa auf alle acht Töne verfaßt. Für jeden Ton einen. Nur der erste Kanon hat kein Akrostichon, die übrigen sieben aber alle. Schreibt man diese Akrosticha untereinander, so entsteht ein neues kleines Loblied auf den hl. Simeon Nemanja und Sawa[45]).

Der Despot Stephan Lazarević verfaßte sein „Slovo ljubavi" mit einem Akrostichon, das den Titel dieser kleinen Dichtung enthält[46]). Die einzige bekannte Handschrift mit dieser Lobrede befand sich in der Nationalbibliothek in Belgrad (Nr. 29) und verbrannte 1941 zugleich mit der ganzen Bibliothek. Sie wurde Anfang des 15. Jh.s geschrieben und war vielleicht das Autograph des Despoten[47]).

In der ersten Hälfte des 17. Jh.s verfaßten die Abschreiber in ihren Glossen „Verse", um in den Akrosticha ihre Namen bekannt zu geben. So verfuhren Averkije (1614, 1615/16)[48]) und Kirijak (1617/18,

---

[42]) S. Matić, Opis rukopisa Narodne biblioteke (Beschreibung der Handschriften in der Nationalbibliothek) 1952, 243—244. Zur Chronologie: Ljub. Stojanović, Stari srpski zapisi i natpisi I, 217—218; IV (1923) 77.

[43]) Dj. Radojičić, Stari srpski književnici XIV—XVII veka, 39—41.

[44]) St. Novaković, Služba i Život sv. Djurdja Kratovca (Offizium und Vita des hl. Georg Kratovac) (Glasnik SUD XXI, 1867, 104—131).

[45]) Kirchenslawische Ausgabe in Venedig 1776. Vgl. Dj. Radojičić, Stare srpske povelje i rukopisne knjige u Hilandaru. (Altserbische Urkunden und handgeschriebene Bücher in Chilandar) (Arhivist II, 1952, 60).

[46]) Dj. Daničić, Šta je pisao Visoki Stefan. (Was schrieb der „Visoki Stefan"?) (Glasnik DSS XI, 1859, 166—168).

[47]) Dj. Radojičić, Izbor patrijarha Danila III i kanonizacija kneza Lazara. (Die Wahl des Patriarchen Danilo III. und die Kanonisierung des Fürsten Lazar) (Glasnik Skopskog naučnog društva XXI, 1940, 53—54).

[48]) Ljub. Stojanović, a.a.O. I, 282, 287; M. N. Speranskij, a.a.O. 40.

1636)[49]), die sich gegenseitig beeinflußten. In demselben Kloster (Nikolje in der Morawa-Enge zwischen Ovčar und Kablar) und zur Zeit desselben Abtes (igumen), des Hieromonach Leontije, schrieb zuerst Averkije eine Handschrift ab (1615/16), dann aber zwei Jahre später Kirijak eine andere (1617/18).

Schließlich muß noch die Inschrift eines Artophorienschreines des Klosters Krušedol aus dem J. 1707 erwähnt werden. Die Wörter der Inschrift sind so angeordnet, daß sie ein Akrostichon mit dem Namen „Avakum" ergeben[50]). Es war dies der damalige Igumen von Krušedol[51]).

Der lokativische Zähltypus für die Reihe 11 bis 19: „eins auf zehn"

Von GÜNTER REICHENKRON (Berlin)

Während die Zahlenreihe von 11 bis 19 in den meisten Sprachen durch eine unmittelbare Aufeinanderfolge von 1 und 10 bzw. 10 und 1 (z. B. altind. d v á - d a ś a , griech. δώδεκα, lat. d u o d e c i m) oder als Additionsausdruck 1 u n d 10 bzw. 10 u n d 1 (vgl. lat. inschriftlich d e c e m e t q u i n q u e , oder bei Martial q u i n q u e d e c e m - q u e , griech. πεντεκαίδεκα, altarmen. e v t'n e v tasn „17") wiedergegeben wird, gibt es eine Reihe von Sprachen, in denen statt dessen eine Verbindung von „1 auf 10" bzw. „auf 10 eins" gewählt wird. Diesem Zähltypus ist bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. So sagt B r u g m a n n , Grundriß der vergl. Gramm. der idg. Sprachen II, 2 S. 28 § 22 nur: „Verwandt miteinander sind die Ausdrucksweisen des Albanischen, des Lettischen und des Slavischen . . . Ähnliches außerdem im Griechischen." Ausführlicher äußert sich S a n d f e l d , Linguistique balkanique, S. 148: „Les noms de nombre 11—19 sont formés en roumain en disant „un sur dix, deux sur dix", u n s p r e z e c e , d o i s p r e z e c e , etc., ce qui concorde avec la formation commune à toutes les langues slaves: bulg. e d i n a j s e t

[49]) Ljub. S t o j a n o v i ć , a.a.O. I, 291, 330.

[50]) Ebda. II, 17; M. N. S p e r a n s k i j , a.a.O. 40; L. M i r k o v i ć , Starine fruškogorskih manastira (Die Altertümer der Klöster der Fruška Gora) (1931) 36—37.

[51]) D. R u v a r a c , Manastir Krušedo (Das Kloster Krušedol) (1918) 19.

(de e d i n n a d e s e t), d v a n a j s e t, etc., mais aussi avec alb. n j ë - m b ë - d h j e t ë, d y - m b ë - d h j e t ë, etc." Dazu unter der Anm. 1: „Cette formation se trouve aussi dans des dialectes grecs anciens, ainsi en étolien δύο ἐπὶ Fίκατι „vingt-deux". Le magyar procède de même: t i z e n e g y, t i z e n k e t t ő, etc., sans doute sur le modèle du slave." Für das Ungarische so schon ausgesprochen von S i m o n y i, Die ungarische Sprache, S. 246. Schließlich wäre zu nennen Ernst F r a e n k e l, Die baltischen Sprachen, S. 55 ff., wo weitere Bibliographie.

Nach den bisherigen Feststellungen findet sich der zur Erörterung stehende Zähltypus für 11 bis 19: 1) In allen slawischen Sprachen. — 2) Innerhalb der baltischen Sprachgruppe im Lettischen. — 3) Im Albanischen. — 4) Im Rumänischen, als der einzigen unter allen romanischen Sprachen. — 5) Im Ungarischen, als einziger unter den finno-ugrischen Sprachen. — 6) Mundartlich im Altgriechischen.

Innerhalb der sechs Gruppen bestehen indessen Unterschiede. Die Zählweise „eins auf zehn" ist in den Gruppen 1 bis 5, also Slawisch bis Ungarisch, ganz durchgeführt. Für 11, 12 bis 19 gibt es keine andere Ausdrucksweise. Das Altgriechische zeigt den Typus erst in den Anfängen, später ist er wieder geschwunden. Viel wichtiger ist das folgende: drei Sprachen dehnen diese lokativische Ausdrucksweise auch auf 21 bis 29 aus: Für das Aromunische gibt C a p i d a n, Dialectul aromân, S. 402 an: „Dela unsprezece până la treizeci numeralele cardinale se formează cu prepoziția s p r e (s p r ă), deosebindu-se prin aceasta de dialectul dacor(omân) și megl(enit), care întrebuințează prep. „spre" numai până la douăzeci." Somit aromunisch: u n - s p r ă - y i n ǵ i ţ ĭ „21" wie u n - s p r ă - d z a t s e „11", gegenüber t r e ĭ d z î t s i u n u „31", bis n o a u ă - s p r ă - y i n ǵ i ţ ĭ „29" wie n o a u ă - s p r ă - d z a t s e „19", gegenüber t r e ĭ d z î t s i - n o a u ă „39". Genau die gleiche Verteilung liegt im Ungarischen vor: h u s z - o n - e g y „21" wie t i z - e n - e g y „11", gegenüber h a r m i n c - e g y „31", bis h u s z - o n - k i l e n c „29" wie t i z - e n - k i l e n c „19", gegenüber h a r m i n c - k i l e n c „39". Die Übereinstimmung zwischen Aromunisch und Ungarisch ist um so wichtiger, als beide Sprachen geographisch zu weit von einander entfernt sind, als daß man etwa gegenseitige Beeinflussung annehmen könnte. Eine Erklärung von dieser Seite her ist von vornherein abzulehnen. Schließlich zeigen auch die gelegentlich im Altgriechischen begegnenden Beispiele eine Ausdehnung bis auf 29. Es gibt aber keine Sprache, die den lokativischen Zähltypus über

die 30 ausgedehnt hätte. Wenn es doch der Fall ist, so sind dies nur gelegentliche Bildungen, die aber nirgends zu einem ausgebauten System geführt haben, wie es für 11—19 sowie für 21 bis 29 festzustellen war.

Von allen diesen Gruppen ist die slawische Sprachgruppe diejenige, bei der die ursprüngliche Zusammensetzung bis zu den heutigen Kurzformen genau verfolgt werden kann. Das Altbulgarische setzt mit der Verbindung „Einer + na + Lokativ von desętĭ" ein (s. u. a. Meillet, Le Slave commun, S. 428, Leskien, Grammatik der altbulgarischen Sprache S. 149, § 116, 4, hier auch das Nähere über die Syntax des dem Zahlwort folgenden Substantivs): jedinŭ na desęte, jedina (-o) na desęte, dŭva na desęte, dŭvě na desęte bis devętĭ na desęte. Für die 12 auch: obanadesęte, s. Cod. Zograph. Luc. 8, 1. Die Flexion des Zahlwortes wird am Einer vollzogen, z. B. Cod. Supr. 437, 30/438, 1: ... iže ikŭ jedinuum na desęte času prišŭdŭšiimŭ. — ibid. 121, 20: Věruĭ mi čistŭny vladyko; dŭva na desęte ichŭ jestŭ; tretijago na desęte ne viděaše niktože.

Die Weiterentwicklung soll in kurzem nur für das Südslawische verfolgt werden. Sie gilt entsprechend auch für die anderen slawischen Sprachen. Das Neubulgarische geht nach Mladenov, Geschichte der bulgarischen Sprache, S. 247 § 124 von edinádeset, also einer Zusammenrückung der altbulgarischen Ausdrucksweise, aus und landet mit starken Verkürzungen in die Reihe, wie sie nach Weigand, Bulgarische Grammatik, S. 49 lautet: единáйсетъ, единáйсе, единáйс; двáнáесе, двáнáйсе; тринáйсе; четирнáйсе; петнáйсе; шестнáйсе; седемнáйсе; осемнáйсе; деветнáйсе.

Ähnlich ist es im Serbokroatischen. Leskien gibt in seiner Grammatik der serbokroatischen Sprache S. 390/92 § 661/62 die einzelnen Zwischenstufen genauer an. Zuerst tritt neben den Lokativ auch der Akkusativ, also neben jedan-na-desete auch jedan-na-deset. Beide Kasusverbindungen erleiden seit dem 15. Jh. Verkürzungen. Der Lokativ jedan-na-desete > jedan-na-deste > jedan-na-este, nach Leskien a.a.O. mit Schwund des d durch Dissimilation, somit ursprünglich in den Zahlen 11, 12, 17 und 19, und schließlich jedan-na-jste. Mit dem Akkusativ: jedan-na-deset > jedan-na-dest > jedan-na-est > jedanajst. Heute lautet die Reihe im

Serbokroatischen: jedànaest, dvánaest, trínaest, četȓnaest, pètnaest, šèsnaest, sedàmnaest, osàmnaest, devètnaest. Ähnlich im Slowenischen: enájst, dvanájst, trinájst, štirinájst, petnájst, šestnájst, sedemnájst, osemnájst, devetnájst.

Aus den heutigen neubulgarischen, serbokroatischen und slowenischen Formen ist zu erkennen, daß der Akzent in dem Gebilde „einer auf zehn" auf der Präposition gelegen hat, wahrscheinlich in Fortsetzung der Tendenz, wie sie von Mladenov, a.a.O. 171 § 86 für das Bulgarische und von Leskien, a.a.O. 194 § 304 und S. 327 § 564 für das Serbokroatische in der Komposition von Präposition + Nomen angegeben wird. Diese alte Akzentstelle ist im Neubulgarischen, Slowenischen, ferner im Serbokroatischen nach Rešetar, Betonung südwestlicher Mundarten, S. 152 nach den Formen jedanâest, dvanâest, und nach Leskien, a.a.O. 218 § 341 A, I im Čakavischen nach den Formen jedanājst, (als Kontraktionsprodukt aus jedanâest), erhalten. Das Štokavische hat dann den Akzent verschoben, so daß er von der Präposition auf die letzte Silbe des Einers bzw. auf den Einer selbst rückte.

Faßt man die Entwicklungstendenzen zusammen, wie sie sich vor unseren Augen innerhalb der slawischen Sprachen ablesen lassen, so kann man feststellen: 1) Der Einer stand ursprünglich vor der Gruppe „auf zehn". — 2) Die Akzentstelle liegt auf der Präposition. — 3) Bei der Weiterentwicklung bleibt der Einer unverändert erhalten, die Zahl 10 dagegen erleidet starke Verkürzungen. — 4) Der Einer bleibt auch in den modernen Vertretungen vor dem verkürzten Gebilde „auf zehn". — 5) Die Flexion des Zahlengebildes vollzieht sich zuerst nur am Einer. Auch das von der Zahl abhängige Substantiv folgt ursprünglich der Syntax, wie sie der Einer erfordert: dŭva na desę̃te mą̃ža, und nicht, wie man theoretisch erwarten könnte und es später auch wirklich heißt: dŭva na desę̃te mą̃žĭ.

Aus alledem ist zu ersehen, daß der wichtigste Bestandteil dieses Gebildes der Einer ist. Die eben genannten fünf Tendenzen, die sich an den slawischen Sprachen selbst beobachten lassen, werden bei manchen folgenden Gruppen viel dazu beitragen, etwas Licht in bisher sich nicht so deutlich abhebende Bestandteile der Ausdrucksweisen für 11—19 zu werfen.

Bei der Betrachtung der Zahlen von 11—19 in den baltischen Sprachen hat stets das Litauische mit seinem Anklang an das ger-

manische Zahlensystem im Vordergrund gestanden, während das Lettische meist nur neben das Slawische gestellt wird, so noch jüngst bei Fraenkel, Die baltischen Sprachen, S. 55. Um so mehr ist es angebracht, sich in diesem Zusammenhang das Lettische genauer anzusehen. Nach Endzelin, Lettische Grammatik S. 364 § 333 lautet heute die Reihe von 11—19 im Lettischen: viê̂n-pa-dsmit, div-pa-dsmit, trîs-pa-dsmit, četru-pa-dsmit, pìec-pa-dsmit, seš-pa-dsmit, septiń-pa-dsmit, astuoń-pa-dsmit, deviń-pa-dsmit. Die Ausgangsform ist noch bei Adolphi in seiner Grammatik, gedruckt in Mitau 1685, zu finden: vien-pa-desmits „1 hinter oder nach 10", divi-pa-desmits, četra-pa-desmits. In Sarkau lautet 13 noch: trîs-pa-desimt, mit erhaltenem e zwischen d und s. Sonst ist das e geschwunden.

Die Frage ist jetzt, ob diese lettische Ausdrucksweise selbständig entstanden ist, oder ob sie eine Nachahmung des Slawischen darstellt. Für die Fortsetzung eines slawischen jedinŭ na desęte kämen als Lehnübersetzung für das Lettische in Betracht: 1) Entsprechend der noch heute festzustellenden Vorliebe des Lettischen für den reinen Lokativ ein *vien-desimti oder nach der Syntax des Genetivs *desimti-vien(s), mit der Lokativbildung eines i-Stamms. Man erinnere sich, daß der einfache Lokativ ohne Präposition im Lettischen auch „auf", ja sogar „unter" zugleich bedeuten kann, vgl. z. B. in den von Michel Jonval herausgegebenen „Chansons mythologiques lettonnes", Paris-Riga 1929, S. 33: Vakaros guldamies / Liec savā pagalvī / Rītos agri celdamies / Mazgā zelta rasiņā; / Namazgājse rasiņā, / Liec salvā galviņā: „En te couchant les soirs, / Mets-la sous ton oreiller. / En te levant tôt les matins / Lave-la dans la rosée d'or, / L'ayant lavée dans la rosée, / Mets-la sur la tête." — 2) Es wäre aber auch möglich gewesen, rein nach dem Klang das slawische na durch lettisch nùo wiederzugeben. Wenn auch im Lettischen nùo wie litauisch nuõ „von — herab, von — weg" bedeutet, so wäre trotzdem ein theoretisch zu erwartendes *vien-nuo-desimt als „1 von 10 her" ohne weiteres verständlich, s. über die Syntax von nuo: Ernst Fraenkel, Syntax der litauischen Postpositionen und Praepositionen, S. 105 ff. — 3) Hätte man das slawische Vorbild wörtlich und sinngemäß übersetzt, so hätte im Lettischen ein *vien-uz-desimt herauskommen müssen, genau wie einem russischen класть на стол ein lett. uz galdu likt entspricht, s. dazu

Endzelin, Lett. Gramm. S. 534 § 573 d uz galdu liekams „in mensa ponendus". Uz steht besonders nach den rein lokalen Verben „legen, setzen, werfen, fallen" und „schauen, horchen, sagen, fragen". Vgl. auch aus dem eben erwähnten Werk von Jonval, S. 27: Es atrada uz celiņa / Dieva jātu kumelinu: „Je trouvai en chemin / Un cheval monté par Dieu." — S. 28: Dieviņš savu kumeliņu, Uz akmiņa dusināja: „Dieu fit reposer / Son cheval sur une pierre." S. 54: Saule brauca vīna dzert / Uz sudraba ezeriņu: „Saule partit boire le vin / Sur le lac d'argent." Uz kann aber auch „über — hin" bedeuten: Jonval, a.a.O. 61: Noiet Saule vakarā, / Mežiem gali atsārkuši / Saulīt' savus zīda svārkus / Uz jūriņu vizināja: „Saule se couche le soir, / Les cimes des forêts ont rougi. / Saule faisait traîner sur la mer / Ses vêtements de soie." S. im übrigen Endzelin, Lett. Gramm. S. 533 § 573 b.

Statt all dessen hat das Lettische die Prägosition pa (= litauisch põ, slaw. po) gewählt. Abgesehen von den Bedeutungen eines lokalen „unter", eines zeitlichen und übertragenen „nach" und der distributiven Funktion hat pa die Grundbedeutung „über etwas hin, durch, auf", s. Endzelin, Lett. Gramm. S. 514 § 546 a, b, d, e, indessen nach Mühlenbach-Endzelin, Lettisch-deutsches Wörterbuch III, 1 mit einer bestimmten Nuance gegenüber dem einfachen Lokativ: „Pa bezeichnet nicht nur die Raumerstreckung „über, durch, auf etwas hin", sondern auch die Raumerstreckung in einem geschlossenen, abgegrenzten Raum und berührt sich mit dem Lokativ, nur mit dem Unterschied, daß von diesem die Vorstellung der Raumerstreckung abgeht: viņš raujas Rīgā „er treibt seine Geschäfte in Riga", dagegen ... pa Rīgā „in Riga, bald hier, bald da". Ein paar Beispiele aus den von Jonval herausgegebenen Chansons mögen dazu gestellt werden: S. 40: Divi zelta vāverītes / Pa kalniņu pārtecēja: „Deux écureuils d'or / Couraient en travers de la colline." — Hierbei oft im Wechsel mit par, das selbst mundartlich zu pa verstümmelt wird, s. Endzelin, Lett. Gramm. S. 517 § 551; so a.a.O. 40: Rauda brauca par ezeru / Rakstītām kamanām: „Le gardon („Plötze") allait à travers le lac, / Sur un traîneau incrusté." — S. 47: Pērkons brauca pa debesīm: „Perkons allait par le ciel." — S. 53: Zelta sagšas ielociņi, / Tie pa zemi plīvināja: „Les plis de son châle d'or, / Ils voltigeaient sur la terre."

Auch aus den Ausführungen von Fraenkel, a.a.O. über die Präpos., S. 141 ff., ist zu ersehen, daß dem litau. põ, lett. pa haupt-

sächlich slaw. p o entspricht, s. besonders S. 151 ff. P õ gelangt im Litauischen auch zur Bedeutung „hinter, nach" im zeitlichen Sinn. Zu dieser Bedeutung stellt F r a e n k e l a.a.O. 154 die lettischen Zahlwörter von 11—19 und verweist im übrigen auf E n d z e l i n, Латышскіе Предлоги I, 143, E n d z e l i n, Lett. Gramm. 364; 514. An der zuletzt genannten Stelle findet man unter § 546 c die wohl eingehendste Deutung der lettischen Zahlwörter: „V i e n - p a - d e s m i t und p a r î t „übermorgen" zeigen, daß p a ehedem auch „nach, hinter" bedeutet, vgl. slaw. p o mit dem Lok. „nach" und lit. p õ „nach" mit dem Gen. oder Dat. So noch im Preuß.-Lett. p a k a l n a „post montem", BB 28, 281; ... mit Dat. auch sonst: p a l a b a m b r ì d i m „nach einer guten Weile." Somit entspricht lett. p a dem slaw. p o wie z. B. in altbulg. p o mĭnĕ i t i „hinter mir gehen, nach mir gehen", dies als Übersetzung des griech. ὀπίσω μου ἐλθεῖν, Matth. 16, 24.

So ergibt sich also für die Deutung der lettischen Zahlwörter von 11—19 entweder eine l o k a l e Interpretation „1 über die 10 hin" bzw. „1 hinter 10", oder eine z e i t l i c h e „1 nach 10". Die zuletzt genannte, zeitliche Anschauung dürfte kaum die ursprüngliche gewesen sein. Viel näherliegend ist eine lokale Anschauung, die sich aber mit ihrer etwas vagen und mehr eine Bewegung ausdrückenden Bedeutung „über — hin" bzw. gar mit der Bedeutung „hinter" allzu sehr von der fest umrissenen, mehr statisch-lokalen Ausdruckweise des Slawischen mit seinem na + Lok. „auf" entfernt. Somit dürfte eine Lehnübersetzung aus dem Slawischen ins Lettische nicht vorgelegen haben.

Dasselbe Problem, das soeben im Verhältnis Lettisch-Slawisch besprochen wurde, begegnet auch im Paar Rumänisch-Slawisch, wenn man das R u m ä n i s c h e vom heutigen Standpunkt aus ansieht. Die Reihe von 11—19 lautet im Rumänischen: u n - s p r e - z e c e, d o i - s p r e - z e c e t r e i - s p r e - z e c e, p a t r u - s p r e - z e c e, c i n c i - s p r e - z e c e, ș a s e - s p r e - z e c e, ș a p t e - s p r e - z e c e, o p t - s p r e - z e c e, n o u ă - s p r e - z e c e, also vom Lateinischen aus: *u n u s - s u p e r - d e c e m. Daneben schon altrumänisch und heute weit verbreitet: u n - s p r ă - z e c e usw., in dem T i k t i n, Rumänisch-Deutsches Wörterbuch S. 1475 lat. s u p r a sieht. S u p e r und s u p r a sind zwar die ganze Latinität hindurch in den beiden Bedeutungen „oberhalb, auf" und „oberhalb, über — hin" oft genug belegt. S u p e r ist sogar im späteren Latein in vielen Fällen an die Stelle von i n getreten, vgl. z. B.: bei Gregor v. Tours:

super ripam collocatur, super altare posuit, s. Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours, S. 622, ähnlich bei Fredegar, s. Haag, Die Latinität Fredegars, S. 76, oder in den Urkunden der Merowingerzeit: super rem sua propria aedificavit, super ipso fluvio alto, s. Vieillard, Le latin des diplômes royaux et chartes privées de l'époque mérovingienne, S. 218. Es ist aber die Frage, ob eine Entwicklung, wie sie sich im Galloromanischen des 6./7. Jh. nachweisen läßt, und die den Ausgangspunkt für französ. sur< lat. super × sursum gebildet hat, auch für das Vulgärlateinische in Dazien gegolten hat. Dieses Bedenken ist um so berechtigter, als die Präposition spre noch heute im Rumänischen vorzugsweise „über — hin" bedeutet, s. Tiktin, a.a.O. 1475: Şi chemând Isus pre cei 12 ucenici ai săi dede lor putere spre duhurile necurate, als Übersetzung von Matth. 10, 1: Καὶ προσκαλεσάμενος τοὺς δώδεκα μαθητὰς αὐτοῦ, ἔδωκεν αὐτοῖς ἐξουσίαν πνευμάτων ἀκαθάρτων. Viel seltener hat spre die Bedeutung „auf", wie im Psalm 90, 12 (a. 1689): Spre mânĭ purta-te-vor (îngeriî) să nu cumva să să împiedece de piatra piciorul tău. Zu dieser verhältnismäßig seltenen Bedeutung stellt Tiktin a.a.O. auch die Zahlen von 11—19. Heute wird spre in der Bedeutung „auf" nicht mehr verwendet. Es heißt niemals: pun această carte *spre masă „ich lege dieses Buch auf den Tisch", sondern nur: pun această carte pe masă. In anderen Fällen muß statt dieses pe < lat. per die Präposition în< lat. in oder meist la< lat. illac + ad verwendet werden, aber niemals spre.

Wäre also die rumänische Ausdrucksweise für 11—19 wirklich eine unmittelbare Wiedergabe des slaw. jedinŭ na desęte, so wäre im Rumänischen vom heutigen Standpunkt aus ein *un-la-zece oder *un-în-zece oder un-p(r)e-zece zu erwarten, wie die zuletzt genannte Verbindung nach Ascoli, Bartoli und Popovici tatsächlich im Istrorumänischen (neben anderen Verbindungen) in den Formen: ur-pre-zaće (ur-pre-zeţĭ), doi-prezaće (doi-pre-zeţi) vorkommt, s. Puşcariu, Studii istrorumâne II, 153. Von rumän. un-spre-zece käme man also nur auf ein slaw. *jedinŭ-po-desęte. Oder aber, man müßte annehmen, daß das rumänische un-spre-zece „1 auf 10" einer der letzten Reste einer noch aus der lateinischen Zeit ererbten Syntax ist, eine Annahme, die für das Rumänische seiner ganzen Art nach ohne weiteres ausgesprochen werden kann.

Die Problemstellung des Rumänischen hat eine Parallele im Albanischen. Die älteste Form der Zahlen von 11—19 dürfte in dem von Mario Roques herausgegebenen Dictionnaire Albanais de 1635, Paris 1932, S. 189—193 überliefert sein, und zwar jeweils nacheinander auf lateinisch, italienisch, albanisch und türkisch: undecim, undece, gna mbeḑiete[1*]), on bir. Dann weiter: dô. mbeḑietetrembeḑiete, catere mbeḑiete, pesse mbeḑiete, giaste embeḑiete (sic), state mbeḑiete, tete mbeḑiete, nande mbeḑiete. Heute lauten die Zahlen im Gegischen = Nordalbanischen: nji-më-dhit, dy-më-dhit, tre-më-dhit, katër-më-dhit, pes-më-dhit, gjash-më-dhit, shtat-më-dhit, tet-më-dhit, nân-më-dhit. Im Toskischen = Südalbanischen: një-mbë-dhjetë, dy-mbë-dhjetë, tre-mbë-dhjetë, katër-mbë-dhjetë, pesë-mbë-dhjetë, gjashtë-mbë-dhjetë, shtatë-mbë-dhjetë, tetë-mbë-dhjetë, nëntë-mbë-dhjetë, s. u. a. Weigand, Albanesische Grammatik S. 78, Pekmezi, Grammatik der albanesischen Sprache, S. 122.

Die im Albanischen für die zur Erörterung stehende Zahlenreihe verwendete Präposition ist also mbi, abgeschwächt mbë, më „auf". Diese Präposition gehört etymologisch zu griech. ἀμφί, lat. ambi-, somit eine Präposition, die in ihrer ursprünglichen Bedeutung „um herum" noch unbestimmter ist als rumän. spre und lett. pa. Die Bedeutung „um — herum, über — hin" ist noch heute oft genug im Albanischen nachweisbar, z. B. in den von G. Meyer in seiner Albanesischen Grammatik veröffentlichten Märchen: S. 62, 42[2]): Gjeti për dhe një ploçë të hekurtë vënë mbi një vërë: „Er fand auf der Erde eine eiserne Platte, gelegt über ein Loch." — Oder in der Fabel von den Wanderern und dem Bären heißt es bei Lumo Skëndo: ... dhe i gjori njeri i ndjente frymën e ngrohtë mi fytyrët të tij: „Und der arme Mann fühlte den warmen Hauch über, auf seinem Gesicht." — Bei Kristoforidis: S'gjindetë tjetër shtâsë mbë gjithë botënë mâ besnik se qeni: „Es gibt kein treueres Wesen auf der ganzen Welt als den Hund." Daneben rein statisch-lokal: G. Meyer, a.a.O. 60, 9/10: Javo vien

[1]) Mit ḑ wird hier das in älteren albanischen Werken öfter vorkommende Zeichen ξ für [ð] ersetzt.

[2]) Das Albanische wird hier in der heutigen offiziellen Rechtschreibung wiedergegeben, die von G. Meyer herausgegebenen Texte entsprechend umgesetzt.

një Tatar hypurë mbë një kalë: „Siehe da, es kommt ein Tatar, aufgestiegen auf ein Pferd." — S. 65, 23: Sheh mb'atë lis një fole: „Er sieht auf diesem Baum ein Nest." — Dann auch in der Bedeutung „in", z. B. bei Gjergj Fishta, Lahuta e Malcis („Laute des Hochlandes"), ed. G. Weigand, S. 178, v. 11: Der kû piqet buket m'dilli: „Bis dorthin, wo das Brot in der Sonne gebacken wird." — G. Meyer, a.a.O. 65, 6: Mëndonjën të të lërenjën mbë kove: „Sie haben die Absicht, dich im Schöpfeimer zu lassen." Damit steht mbë in Konkurrenz mit ndë, në „in".

Im Albanischen und Rumänischen sind also die Ausdrucksweisen für 11—19 seit Beginn der Überlieferung als feste Verbindungen vorhanden. Während für das Rumänische notfalls eine Nachahmung nach dem Slawischen unter Verwendung von lateinischen Mitteln angenommen werden könnte, die ganz in den Rahmen des sonstigen Verhaltens des Rumänischen gerade bei der Kategorie der Zahlwörter paßt, sind für das Albanische derartige Umwandlungen der Zahlenreihen oder anderer Wortarten nach dem Slawischen nicht bekannt. Da diese albanische Ausdrucksweise weder vom Klassisch-Lateinischen noch vom Vulgärlateinischen zu verstehen ist, also jener Sprache, die syntaktisch und morphologisch am stärksten auf das Albanische eingewirkt hat, und da dieser lokativische Typus auch sonst nirgends in der Westromania anzutreffen ist[3]), dürfte es nicht ausgeschlossen sein, daß einmal das Thrako-Illyrische diese lokativische Ausdrucksweise gekannt hat, die sich dann im vorhistorischen Albanisch und vorhistorischen Rumänisch vermittels der Präposition „um — herum, auf" bzw. „über — hin, auf" fortgesetzt hat und dann sekundär durch die ähnlich gebaute slawische Ausdrucksweise im Rumänischen gestützt und endgültig gefestigt wurde. Vielleicht ist auch die Annahme nicht zu abwegig, daß sich dieser illyro-thrakische Typus einmal bis ins Baltische fortsetzte, wo er im Lettischen, wieder unter sekundärer Beihilfe des Slawischen, erhalten blieb, während das Litauische in den germanischen Kulturkreis geriet und dem entsprechend seine Zahlenreihe vermittels lika umgestaltete.

[3]) Auch nicht das zum Ostromanischen gehörige Vegliotische hat diesen lokativischen Typus ausgebaut. Nach Bartoli, Das Dalmatische I, Sp. 258, § 146 lauten die Zahlen in Fortsetzung der lateinischen Formen: dótko, trétko, čónko, sétko, dann mit der Neubildung diksápto, dikvápto, diknú, und danach auch die Reihe von 12—16 neugebildet: dikdói, diktrá, dikuáter, dikčínk, diksís.

Die dritte Sprache, die in Südost-Europa diesen lokativischen Typus aufweist, ist das Ungarische. Dem Ungarischen, Rumänischen und Albanischen ist zuerst gemeinsam, daß die Zahlenreihe von 11—19 wieder Kürzungen erfahren hat. Noch am geringfügigsten im Ungarischen: die Länge in tíz „10" und húsz „20" verschwindet in den zusammengesetzten Zahlen, s. unten. Das Albanische hat besonders in dem ohnedies stark die Wörter kürzenden Dialekt, dem Gegischen, die Zahlen zu den Formen [ñimðit, dümðit, tremðit] usw. geführt. Das Rumänische hat die stärksten Kürzungen vollzogen. Heute lauten die Zahlen von 11—16 sowie 19, besonders dann, wenn man eine Reihe von Gegenständen zählt: [unšpe, doišpe, treišpe, paišpe, činčpe, šaišpe, noušpe], während die Kurzformen für 17 und 18 fehlen[4]).

Im Ungarischen lautet die Zahlenreihe von 11—19: tiz-en-egy, tiz-en-kettő, tiz-en-három, tiz-en-négy, tiz-en-öt, tiz-en-hat, tiz-en-hét, tiz-en-nyolc, tiz-en-kilenc, und für 21—29: husz-on-egy, husz-on-kettő, husz-on-három usw. bis husz-on-kilenc. Man sieht also, daß im Ungarischen die Wortfolge umgekehrt ist als bisher, zuerst der Zehner mit dem Suffix: tiz-en bzw. husz-on und dann der Einer: egy, kettő, három usw. Diese Wortfolge entspricht der Art, wie sie das Ungarische z. B. in der Syntax der Dativverbindungen in der Funktion des Genitivus possessivus befolgt.

Was das Suffix betrifft, so hat das Ungarische -n (-en, -on) gewählt, das dem deutschen „auf" auf die Frage wo? entspricht, also nicht -ra, -re „auf" auf die Frage wohin? oder ein Suffix mit der Bedeutung „über — hin", etwa -túl. Somit ist das ungarische tiz-en-egy eine wortwörtliche Umsetzung des slav. jedinŭ-na-desęte, mit dem Lokativ des Originals. Hätte zur Zeit der Übernahme des slawischen Ausdrucks durch die Magjaren das Slawische schon die spätere Umwandlung von Lokativ zu Akkusativ vollzogen. (vgl. die Ausführungen über das Serbokroatische S. 154), wäre also das Slawische schon zu jedinŭ-na-desętĭ gelangt, so hätte das Ungarische sicher ein *tiz-re-egy, *husz-ra-egy gebildet. Da sonst im Finno-Ugrischen diese lokativische Zählweise nicht vorzukommen scheint, die ungarische Formel für die Zahlen-

[4]) Das Rumänische ist übrigens heute noch eine der wenigen Sprachen, in der bei der 12 das Genus unterschieden wird. Es heißt doisprezece bărbaţĭ „12 Männer", aber douăsprezece fete „12 Mädchen".

reihe von 11—19 ein so getreues Abbild des slawischen Modells darstellt, liegt wohl in diesem Fall im Ungarischen wirklich eine Lehnübersetzung nach dem Slawischen vor.

Unter den Sprachen des Altertums ist es bisher nur das Griechische, in dem ähnliche Ausdrucksweisen wie die oben behandelten nachzuweisen sind[5]). Doch sind alle diese Verbindungen mit ἐπί, μετά, πρός nicht gleichwertig.

Zuerst müssen die Gruppen mit πρός und ἐπί ausscheiden, die für große Zahlen verwendet werden, um diese in kleinere zu zerlegen, eine Art und Weise, wie sie immer wieder in den verschiedensten Sprachen auftritt. So z. B. Herodot VII, 184: ... τὸν μὲν ἀρχαῖον ἑκάστων τῶν ἐθνέων ἐόντα ὅμιλον τέσσερας καὶ εἴκοσι μυριάδας καὶ πρὸς χιλιάδα τε καὶ τετρακοσίους. — Plutarch, Poplicola 20: ... ὧν ἐν τῇ δευτέρᾳ μηδένα Ῥωμαίων ἀποβαλὼν τρισχιλίους ἐπὶ μυρίοις ἀνεῖλε: „tredecim hostium milia." — Diodor, Ann. XVI, 53: ..., Ὀλυμπιὰς δ' ἤχθη ὀγδόη πρὸς ταῖς ἑκατόν.

Das eigentliche Gebiet der Verbindungen mit ἐπί und μετά sind die Angaben der Monatstage. Sofern man sich nicht mit der Nennung der Archonten oder anderer Vorsteher begnügte, was meist der Fall war, wurde das genauere Datum im Griechischen entweder mit dem Namen eines Festes oder mit dem Namen des Monats zusammen mit dem auf ihn fallenden Fest, wobei der Monat mit seinem Namen oder nur in der Ordinalzahl genannt wurde, oder schließlich das ganze eben genannte Gebilde mit dem Tage in der Ordinalzahl angegeben, z. B. nach Schwyzer, Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora p. 186, Nr. 357, 2./1. Jh. v. Chr., aus Elatea, Phocis: ... μηνὸς πέμπτου πεντεκαιδεκάτᾳ. — Schwyzer, o.c.p. 197, Nr. 377, 3./2. Jh. v. Chr., aus Lamia, Malis: ... μηνὸς Χρυτταί(ου) ταῖ πεντεκαιδεκάται.

Daneben stellen sich in der Literatur und in den Inschriften noch zwei weitere Formeln ein:

a) Die Tage des Monats vom 13.—19. werden angegeben mit: Ordnungszahl des Einers + ἐπί + δέκα. Hier liegt also ein Einschnitt nach der 12 vor, wie er bei den Kardinalzahlen bis ins Neugriechische zu beobachten ist, vgl. Thumb, Neugriechische Volks-

[5]) s. Kühner-Blass, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, Hannover 1890, I, S. 630 § 185, 4. — Meisterhans-Schwyzer, Grammatik der attischen Inschriften, 3. Aufl., Berlin 1900, 163/64. — Wackernagel, FS-Binz, S. 35, 2: 46. — Schwyzer, Griechische Grammatik, München 1939, I, S. 594.

sprache, 2. Aufl., S. 75: ἕνδεκα, δώδεκα / δεκατρεῖς, δεκατέσσερις, δεκαπέντε, δεκάξι, δεκαφτά, δεκοχτώ, δεκαννιά, Diese Verteilung bei den Kardinalzahlen muß schon sehr alt sein, da sie genau so im Griechischen von Süditalien wiederkehrt, s. Rohlfs, Etymolog. Wb. der unteritalienischen Gräzität: [éndeka; ðóðeka, / ðekatría, tegadrí; ðekatéssera; ðekapénde; ðekáttse, ðekáše, tegáfte; ðekastá, ðekathtá, tegaftó, ðekathtó, tegaftó; ðekannéa, tegannéa].

So bei Datumangaben für den 13.—19. eines Monats in der Literatur: Hippocrates, VII, 138: τῇ πέμπτῃ καὶ ἕκτῃ ἐπὶ δέκα. — Demosthenes, Kranzrede XVIII, 1956: Ἄρχων Μνησιθείδης μηνὸς Ἀνθεστηριῶνος ἕκτῃ ἐπὶ δέκα. — XVIII, 181: Ψήφισμα Δημοσθένους. Ἐπὶ ἄρχοντος Ναυσικλέους, φυλῆς πρυτανευούσης, Αἰαντίδος, Σκιροφοριῶνος ἕκτῃ ἐπὶ δέκα.

Meisterhans-Schwyzer, a.a.O., geben als Belege aus den attischen Inschriften S. 163 § 62, 25 mit der Anm. Nr. 1383 für das Jahr 407 v. Chr. an: τετράδι ἐπὶ δέκα Βοηδρομιῶνος. — A. 350/300: πρὸ τῆς ἕκτης ἐπὶ δέκα. — A. 329: ἄχρι τῆς τρίτης ἐπὶ δέκα. — Nach 300: πέμπτῃ ἐπὶ δέκα, ἑβδόμῃ ἐπὶ δέκα.

Sieht man sich die Inschriften außerhalb Attikas an, so findet man, daß die beiden Ausdrucksweisen zur Angabe des Datums noch lange nebeneinander vorkommen. Wenn ich mich bei der Auswahl der Belege auch nur auf das Werk von Schwyzer, Dialectorum exempla ... berufen kann, da mir hier die großen Sammlungen der griechischen Inschriften nicht zugänglich sind, so fällt es immerhin auf, wie sich in einzelnen Landschaften die alte Ausdrucksweise lange und als einzige gehalten zu haben scheint. Hierzu gehört Böotien. So hat eine Inschrift aus Tanagra vom Ende des 3. Jh. v. Ch., s. Schwyzer, a.a.O. S. 234, Nr. 461: Ἱπποδρομίῳ ἑσκηδεκάτῃ „16." — Die Inschrift 516, Schwyzer S. 250, aus Chaeronea, von 2. Jh. v. Chr, zeigt gleich dreimal: μεινὸς Δαματρίῳ (Ἑρμαΐῳ) πεντεκηδεκάτῃ. Auch andere Inschriften aus Chaeronea bieten das gleiche Bild: Schwyzer S. 250 & 251 = Nr. 515 & 517: μεινὸς Ἀλαλκομενίῳ πεντεκηδεκάτῃ· μεινὸς Θουΐῳ πεντεκηδεκάτῃ, beide ebenfalls aus dem 2. Jh. v. Chr. — Orchomenos bringt um die Zeit von 220 v. Chr. nach Schwyzer S. 256, Nr. 523 für die Zehner- wie die Zwanzigerreihe: μεινὸς Ἀλαλκομενίῳ δευτέρῳ ἁμέρῃ ἐνακηδεκάτῃ· μεινὸς Ἀλαλκομενίῳ Fικαστῇ κὴ ἕκτῃ.

b) Für die Tage zwischen dem 21. bis 29. eines Monats wurde nach Meisterhans-Schwyzer, a.a.O. 164 § 62, 28 die Ordnungszahl mit φθίνοντος verwendet, indem man rückwärts zählte: δεκάτη φθίνοντος „21.", ἐνάτη φθίνοντος „22.". Mundartlich trat dafür auch ἀπιόντος ein, Schwyzer S. 233, Nr. 460, aus Tanagra in Boeotien, Ende 3. Jh. v. Chr.: Νικίαο ἄρχοντος μεινὸς Ἀλαλκομενίω ἔκ(τη) ἀπιόντος, ἐπεψάφιδδε Εὐκτείμων. — Die Formel mit φθίνοντος läßt sich nach Meisterhans-Schwyzer, o.c.p. 164 bis zum Jahre 305 v. Chr. verfolgen. Seit 333 v. Chr. tritt an ihre Stelle die Verbindung μετ' εἰκάδας, die in der Kaiserzeit mit dem Singular verbunden wird: μετ' εἰκάδα. Die nördlichen Mundarten Griechenlands scheinen auch in der Zwanzigerreihe ἐπί bevorzugt zu haben.

Je weiter man nämlich nach Norden geht, desto häufiger treten die Verbindungen mit ἐπί in den beiden Zahlenreihen, also auch in den Zwanzigern auf, während die Formen mit den reinen Ordinalzahlen ganz aufhören, abgesehen von den beiden, S. 163 erwähnten Inschriften aus Phocis und Lamia (Malis). So eine Inschrift aus Amphissa in Locris Ozolis aus der Zeit um 189/67, s. Schwyzer S. 194, Nr. 369: Μηνὸς Ἀμῶνος ἕκτᾳ ἐπ' εἰκάδι. — Thessalien zeigt auf der großen Inschrift von Larissa vom Jahre 214 v. Chr., Schwyzer S. 279, Nr. 590: τᾷ ἕκτᾳ ἐπ' ἰκάδι. — Corcyra, Ende 4. Jh., nach Schwyzer S. 65, Nr. 136: Μεὶς Ψυδρεύς, ἁμέρα τετάρτα ἐπὶ δέκα, neben der Inschrift Nr. 404 aus Epirus, etwa a. 170 v. Chr., s. Schwyzer S. 210, ... ἐμ Βουνίμαις, ἕκτ(α) καὶ εἰκάδι.

Wenn man einmal alle diese eben behandelten Tatsachen zusammenstellt:

1) Zeitlich: Die Ausdrucksweisen mit ἐπί und μετά setzen erst mit dem Ausgang des 4. vorchristlichen Jh. ein;

2) Örtlich: Das Zentrum der neuen Formel scheint Nord-Griechenland zu sein: Korkyra, (Epirus), Thessalien, Aetolien mit dem so oft erwähnten δύο ἐπὶ Fίκατι, für das ich die Belegstelle mit meinen mir zur Verfügung stehenden Mitteln nicht beibringen kann, und Locris: hier ist zugleich die alte Ausdrucksweise geschwunden, die sich dagegen lange in Boeotien erhalten hat,

so muß man sich fragen, ob diese zeitliche und örtliche Übereinstimmung wirklich nur ein Zufall ist. Ich glaube es nicht. Es bedeutet schon sehr viel, zwei, mehrere Jahrhunderte hindurch bestehende Formeln zu beseitigen und durch neue zu ersetzen, wobei die neue Formel in dem einen Fall (13.—19.) komplizierter ist als die bisher

übliche. Eine solche Umwälzung kann nur von einem kraftvollen Zentrum ausgegangen sein, das so machtvoll gewesen sein muß, daß es die bisher gültige Tradition des klassischen Griechisch hat erschüttern, ja beseitigen können. Das Auftreten dieser neuen Ausdrucksweise fällt aber in die zweite Hälfte des 4. Jh. v. Chr., d. h. in die Zeit des Eingreifens von Makedonien in die Geschicke Griechenlands. Es sieht beinahe so aus, als ob wir es bei den neuen Formeln mit einem Ausdruck zu tun haben, der von der Kanzlei der makedonischen Könige Philipp und Alexander ausgegangen ist, der seinen Ursprung in der einheimischen Landessprache, dem Makedonischen, hatte, und sich von hier aus zunächst in die dem Makedonischen geographisch und oft auch der Volkszugehörigkeit nach verwandten Landschaften ausdehnte. Gerade die sich aus den Belegen herauskristallisierende Gruppe: Epirus, Thessalien, Aetolien und Locris beruht ja auf einem mehr oder weniger starken illyrischen Substrat[6]). Es ist ganz charakteristisch, daß der präpositionale Typus vor den Grenzen Boeotiens vorerst Halt macht, dessen Mundart sich in vielem vom nordgriechischen Typus abhebt, s. darüber T h u m b , Handbuch der griechischen Dialekte S. 56 § 62. Wenn in Attika wieder verhältnismäßig viele Belege nachzuweisen sind, so hat das sicher seinen Grund darin, daß die Mundart jener Landschaft eben in dem Werk von M e i s t e r h a n s - S c h w y z e r einer Sonderstudie unterworfen wurde, wie sie in dieser Einzigartigkeit für die übrigen Mundarten noch fehlen. Wahrscheinlich würden bei entsprechend großer Anzahl von Inschriften und sorgfältiger Untersuchung derselben die Belege mit präpositionaler Verwendung beträchtlich größer sein. Doch bei allen den Fragen hat der Gräzist das entscheidende und letzte Wort.

Sollten sich nach späteren eingehenderen Studien die eben vorgetragenen Annahmen bestätigen, so würde sich nunmehr innerhalb der indogermanischen Sprachen eine große, zusammenhängende Gruppe herausschälen, in der eine lokativische Zählweise zumindest für die Zahlen 11—19 üblich war oder wurde: Illyrisch —

[6]) Es soll nicht geleugnet werden, daß dieser Erklärung manches entgegensteht, vor allem die Tatsache, daß durch die makedonische Kanzlei gerade dem Attischen das Übergewicht g egenüber den anderen griechischen Mundarten verliehen wurde. Die Hypothese, die in altgriechischen Dialekten begegnende lokativische Ausdrucksweise dem Makedonischen zuzuweisen, ließe sich nur rechtfertigen, wenn man die aus dem Albanischen und Rumänischen für das alte Thrako-Illyrische erschlossene Zählweise auch für das dieser Gruppe naheverwandte Makedonische analog annähme.

Makedonisch — Thrakisch — Slawisch — Baltisch, indem hierbei bald eine statisch-lokale Auffassung, wie im Makedonischen und Slawischen, bald eine mehr vage lokale Anschauung bevorzugt wurde, wie sie heute die Fortsetzung im Albanischen, Rumänischen und Lettischen nahelegt.

Abgesehen von den bisher behandelten Sprachen sind derartige lokativische Ausdrucksweisen nach Schwyzer, Griech. Gramm. S. 594 noch für das Tocharische und Keltische angegeben. Die tocharische Vertretung stellt nach Fraenkel, IF 50, S. 99 eine Verbindung von Zehner + Einer + pi = griech. ἐπί dar, z. B. tochar. wikipäñpint „der 21." = wiki „20" + päñ „5" + pi „auf" + nt „Zeichen der Ordinalzahl".

Viel wichtiger sind die Verbindungen im Keltischen. Nach Holger-Pedersen, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen II, S. 133 § 478, 1 wird im britannischen Zweig des Keltischen die Reihe von 11—19 entweder wie sonst im Indogermanischen durch Iuxtaposition von Einer und Zehner gebildet, z. B. mittelcymrisch deudec „12", pymthec „15", mittelcorn. dewthec „12", breton. unnek, daouzek, trizek usw., oder vermittels der Präposition ar „auf, zu": mittelcymr. unar dec „11", triar dec „13", pedwar ar dec „14". Diese Formel wird auch in der Reihe über 20 fortgesetzt: mittelcymr. tri meib ar hugeint „23 Söhne"; corn. dek-warn-ugans sterlyn „thirty sterling", also „10 auf 20" (!); breton. daou zen war-n-ugent „22 Leute". Im Irischen wird dem gegenüber die gleiche Konstruktion gern bei den Verbindungen von 100 mit Zehnern und Einern verwendet, vgl. Thurneysen, Handbuch des Altirischen S. 234 § 389; fiche ar chét „120" < „20 auf, zu 100", a dáu coícat ar chét „152", vgl. die ähnliche Verwendung von πρός, ἐπί bei größeren Zahlen im Griechischen. Bisweilen finden sich auch schon im Altirischen diese Konstruktionen in den Verbindungen von Zehner und Einer: dias ar fichet „22 Leute", an-óen ar fichit „die 21", mórfeser ar dib fichtib „47", also eigentlich „große Sechszahl zu zwei Zwanzigern". Die Präposition ar gehört nach Thurneysen, a.a.O. 453 § 817 wahrscheinlich zu griech. περί. In diesem Fall hätte das Keltische den gleichen Übergang von der Bedeutung „um — herum" zu „auf, zu" vollzogen, wie er schon für das albanische mbi, mbë, më < *ambhi festgestellt wurde.

Die Zahlenreihe von 11—19 in den keltischen Sprachen führt noch einen Schritt weiter. Alle bisher besprochenen Vertretungen wiesen eine analytische Form auf. Überall war die Präposition deutlich zu erkennen. Die Frage ist nun, ob es auch synthetische Gebilde gibt, die eine ähnliche lokativische Anschauung widerspiegeln. Hierzu gehört vielleicht die eigentliche Formel für 11—19 im Altirischen. Nach Thurneysen, a.a.O. 234 § 389 und Holger-Pedersen, a.a.O. 133 wird im Altirischen der Einer mit dem Zehner verbunden, wobei dieser in der Genitivform auftritt. Zu dem altirischen deich „10" gehört in der Reihe von 11—19 ein zweisilbiges deac, das in den Würzburger Glossen (um 800) als déec überliefert ist: altirisch a ocht deac „18", in-dib n-úarib deac „in 12 Stunden", di míli deec „12 000". Diese Konstruktion wird dann auch auf die übrigen Zehner übertragen: a ocht fichet „28", coícsailmsechtmogat „75 Psalmen".

Es ist schon oft die Frage behandelt worden, was hinter diesem deac = Gen. von deich steckt. Thurneysen, a.a.O. 235 sieht in dem deac eine Komposition aus *dwei-peŋqw- „Doppelfünfer", ganz ähnlich Holger-Pedersen a.a.O. 133 § 478: *dwi-peŋkwom „2 × 5", oder Gen. Plur. *dwi-peŋkwōm. Stokes möchte BB XI, 87 deac auflösen in ein dig = got. tigu, dazu -uncos, wie in latein. decunx. Die Deutungsversuche zeigen, daß Thurneysen, Holger-Pedersen und Stokes in dem deac nicht ohne weiteres den Gen. von deich „10" sehen wollen, sondern wegen der Zweisilbigkeit von deac ihre Zuflucht zur Erklärung aus einem Kompositionsgebilde nehmen müssen. Es ist also dieser Genitiv nicht ursprünglich, damit muß etwas anderes die Grundlage für deac abgegeben haben.

Geht man davon aus, daß der inselkeltischen Bevölkerung die lokativische Anschauung nicht fremd war, da sie sie in beiden Zweigen, wenn auch mit verschiedener Verteilung, in der analytischen Form verwendete, ist vielleicht der Weg von dieser Seite her zu suchen. Deac ist nach Thurneysen a.a.O. 234 mit seinem -c (c) als deag (g) zu lesen. Dieselbe lautliche Gestalt hat aber auch die Präposition oc „bei", s. Thurneysen S. 476 § 838. Die Präposition oc lautet in den Mailänder Glossen (um 800) auch ac. Sie geht nach Brugmann, Vgl. Gramm. der idg. Spr. II, 2 S. 735 § 577 auf ein urkelt. *ad-g- < idg. *ad + Partikel ǵh- zurück. Dieses

urkelt. a d gehört nach B r u g m a n n a.a.O. 793 § 607 zu lat. a d, got. a t, phryg. a d - in αδ-δακετ = lat. a d - f e c i t[7]).

Die älteste Form lautet jedenfalls nach den Mailänder Glossen ac. Ich möchte so den Vorschlag machen, ein altirisches a o c h t d e a c „18" aufzulösen in: *óktō(u)-dekm̥-ad-gh- „8 zu 10", indem man sich daran erinnere, daß ja oft genug der Präposition eine postpositionale Verwendung in vorhistorischer Zeit vorherging, vgl. vor allem das unserer Präposition der Bedeutung nach verwandte * e n „in" im Oskisch-Umbrischen und auch noch in latein. hort - e n - sis. Ein solches Kompositionsgebilde müßte im Altirischen etwa * o c h t - d e (i) c h - a g ergeben[8]). Wieder steht der Zehner am Ende der Komposition. Nachdem wir aber gesehen haben, wie in der historischen Zeit der am Ende des Kompositionsgebildes stehende Zehner starken lautlichen Kürzungen unterworfen ist, kann man dasselbe auch für die vorhistorische Zeit annehmen. Um von dem postulierten *ocht-de(i)ch-ag zu dem wirklich überlieferten a ocht deac zu gelangen, braucht man nur den Schwund der ohnedies durch die intervokalische Stellung[9]) zu einer Spirans gewordenen Gutturalis anzunehmen, eine über die Lautgesetze hinausgehende Schwächung, wie sie im Verhältnis etwa der slawischen und rumänischen Vertretungen dieser Zahlen für das Altirische noch als sehr gelinde bezeichnet werden kann. Mit solcher Deutung wäre dann auch die Zweisilbigkeit von de-ac erklärt, die aus dem einfachen Deklinationssystem der Zahl d e i c h nicht abgeleitet werden kann. Erst sekundär kann das Gefühl aufgekommen sein, in dieser Form nach anderen ea/ia-Formen (s. S t o k e s, BB XI, 86) einen Genitiv zu sehen, der dann bei den Zehnern von 20 an analogische Genitivformen ausgelöst hat.

Neben dem Keltischen ist es das A r m e n i s c h e, das in seinem Zahlensystem noch eine Reihe von ungeklärten Problemen aufgibt. Das Altarmenische wartet mit einer eigenartigen Verteilung auf. Der Additionstypus herrscht bei den Zahlen von 17—19: e u t'n - e v -

[7]) Anders W a l d e - H o f m a n n, LEW I, S. 11: „Altirisch oc „bei" w o h l aus *onko- „erreichend", s. nanciscor", doch ist diese Deutung nach W a l d e - P o k o r n y, Wb. I, 129 mehr als fraglich. — oc: *onko stammt von L o t h, RC. 40, 353, vgl. P o k o r n y, IEW 317.

[8]) In ähnlicher Form bestätigt von Herrn v. K i e n l e.

[9]) Die Nasalis von *dek'm entfällt in der Komposition, vgl. lat. d e c e m, aber d e c - u n x, d e c - e n n i s, für das Keltische im besonderen S t o k e s, BB XI, 87.

tasn „17" = „7 und 10", ut'-ev-tasn „18", inn-ev-tasn „19". Die Zahlen 11—16 weisen einen anderen Typus auf. Über den Einschnitt in der Zahlenreihe hinter 16 oder 15[10]), s. Schwyzer, „Profaner und heiliger Gürtel im alten Iran", Wörter und Sachen XII (1929) S. 20—37, wo diese Erscheinung besonders S. 26ff. in den alten Sprachen Irans und Indiens verfolgt und mit den biologischen und rechtlichen Bedingungen zusammengebracht wird, die für den jungen Menschen von 15 und 16 Jahren gelten[11]). Das gleiche gilt aber auch für die armenischen Verhältnisse, vgl. die mittelarmenischen Assises d'Antioche 51, 1: orc tĕġayk'n i tasnu hink tarin unin z-hasakn: „die männlichen Kinder erlangen im 15. Jahr ihr Reifealter."

Die Zahlen von 11—16 lauten im Altarmenischen: me-tasan „11", erko-tasan „12", erek'-tasan „13", čorek'-tasan „14", hnge-tasan „15", veš-tasan „16", s. Meillet, Altarmenisches Elementarbuch S. 68. Meillet bemerkt in seiner „Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique, 2. Aufl., Wien 1932, S. 100: „Le second terme -tasan est un dérivé en -i- de tasn; quand, par exception, il est fléchi, tasn fait au génitif tasanç, mais metasan fait metasaniç."

Somit stehen sich die Formen tasn „10" < idg. *dek'm̥, s. Hübschmann, Armenische Gramatik, S. 496 Nr. 394, und die Formen in 11—16: -tasan einander gegenüber. Tasn selbst ist ein Vertreter der n-Klasse. Aus der Studie von Meillet „De quelques archaismes remarquables de la déclinaison arménienne", Zeitschr. für Armenische Philologie I (1901), S. 139—148 ist zu ersehen, daß die n-Klasse im Armenischen drei Typen hat. Zu dem zuletzt genannten Typus šaržumn sagt Meillet a.a.O. 141: „La finale de nominatif-accusatif neutre *-mn (scr. -ma, gr. -μα, lat. -men) devait donner arm. -mn; cf. tasn, evt'n en regard de skr. daśa, sapta, gr. δέκα, ἑπτά, lat. decem, septem." Zu der Form des Gen.-Dat.-Lok. sagt Meillet S. 143: „Dans le type šaržumn le génitif-datif-locatif est en -an; ceci ne doit pas être ancien; car il se trouve que d'après l'accord de l'indo-iranien et du

[10]) der noch von Wackernagel, FS-Binz, S. 40, als unerklärt angegeben wird.

[11]) Dieselbe Erscheinung kehrt auch in später entwickelten Sprachen wieder, vgl. französ. quinze, seize gegenüber dix-sept, dix-huit, dix-neuf, italien. quindici, sedici gegenüber dici assette, diciotto, aber span. quince gegenüber dieciseis, diecisiete, und ebenso portugies. quinze gegenüber dezasseis, dezassete.

slave, les thèmes en *- m e n - avaient au génitif et au datif singuliers le vocalisme prédésinentiel e : v. sl. b r ě m e n e , skr. j a n m a - n a h."

Das Entscheidende für die im Armenischen wirklich überlieferten Formen ist, daß der Lokativ zu einem n - Stamm in einer der drei Klassen auf - a n lautet. Da nach den Ausführungen M e i l l e t s a.a.O. 141, idg. * d e k' m̥ , * s e p t m̥ den lautlichen Bedingungen nach an die Seite der - m n - Klasse gestellt werden kann, so müßte der Lokativ von einem deklinierten tasn nur t a s a n ergeben. So möchte ich in der Gruppe 11—16 im Schlußglied - t a s a n einen Lokativ sehen, die Verbindung also deuten als: m e - t a s a n „1 in, auf 10". Damit hätten wir zum ersten Mal eine rein synthetisch gebildete lokativische Ausdrucksweise[12]).

Von den Formen metasan bis veštasan aus kann vielleicht noch ein weiteres Problem behandelt werden. Es ist schon immer schwierig gewesen, das a in armenisch t a s n gegenüber idg. * d e k' m̥ zu erklären. Dieses a wird bald als Fortsetzung eines unbetonten ə < e gedeutet, so von B a r t h o l o m a e , BB XVII, 118, und von T o r p , bald durch Assimilation entstanden, so von B u g g e , KZ 32, 28. Dieser geht von den endungsbetonten Formen Gen. t a s a n ç , Abl. i t a s a n ê , Ordinale t a s a n o r d , 11: m e t a s a n aus und will von da aus das a in die stammbetonten Formen übertragen wissen. B u g g e vergleicht dann weiter griech. τέτραξ „eine Art Huhn" mit armen. t a t r a k „Turteltaube" und Lehnwörter wie armen. p a t a - g r o s < griech. ποδαγρός. Da der Lokativ der konsonantischen Stämme gern den Ton auf die Endung nimmt, s. W. S c h u l z e , KZ 27, S. 546, dürfte Bugges Vermutung das richtige treffen. So mögen im Armenischen drei Verteilungstypen auf einander gefolgt sein. Zuerst vorhistorisch überall mit dem geforderten e : * t e s n , * m e t e s a n , * e r k o t e s a n , dann mit Assimilation in den Zahlen von 11—16: m e t a s a n bis v e š t a s a n , aber noch mit e in * t e s n , und schließlich mit Übergreifen des a auf * t e s n : t a s n. Es wäre dies der Verlauf einer Entwicklung, wie er in der gleichen Reihenfolge wahrscheinlich auch für die Erklärung des [ð] im albanischen d h j e t e in Anspruch genommen werden muß. Hier wurde das alte d durch die intervokalische Stellung in den Zahlen

[12]) Eine Fortsetzung der Präposition e n , - n - kommt in dem Fall nicht in Betracht, da diese Präposition im Armenischen zu der Form i geführt hat. Es ist aber zu bedenken, daß vokalisches - n - im Armenischen zu a n geführt hat, theoretisch ein t a s n - n zu t a s n - a n und dann mit Dissimilation der beiden n ebenfalls ein t a s a n hätte ergeben können.

von 11—19 zur Spirans geführt, die dann auch in das Grundwort für 10 übertragen wurde.

Die altarmenische Zahlenreihe von 11—16 ist im Mittelarmenischen verschwunden. Die Zahlen lauten nach Karst, Historische Grammatik des Kilikisch-Armenischen S. 216: tasn-u-mêk, „11"; tasn-u-erku(k') „12"; tasn-u-irek' „13"; tasn-u-çors „14"; tasn-u-hink „15"; tasn-u-veç „16". Somit ist die im Altarmenischen für 17—19 gültige Ausdrucksweise, nur mit umgekehrter Reihenfolge von Einer und Zehner, auf die Zahlen von 11—16 übertragen worden. Die Verbindungen für 17—19 bleiben auch mittelarmenisch, nur auch hier mit umgekehrter Reihenfolge: tasn-u-yot'n „17", tasn-u-ut' „18", tasn-u-inën „19". Neben diesem Additionstypus können die Zahlen von 17—19 im Mittelarmenischen auch durch Iuxtaposition gebildet werden: tasn-yot'n „17", tasn-ut' „18", tasn-inën „19". Dieser mittelarmenische Iuxtapositionstypus verallgemeinert sich im Neuarmenischen auch für 11—16, s. Abeghian, Neuarmenische Grammatik, S. 79: tasn und tasë „10", tasn-mêk, tasn-erku, tasn-erek', tasn-çors, tasn-hing, tasn-vec, tasn-yot'(n), tasn-ut', tasn-inë(n). Damit ist das Armenische in seiner jüngsten Sprachperiode auf vielen Zickzackwegen zu einem Zahlentypus für 11—19 gelangt, den das älteste Indische, nur in umgekehrter Reihenfolge, bereits fertig ausgebildet hatte.

Hiermit dürften diejenigen indogermanischen Sprachen sowie das in seinen Ausdrucksweisen oft genug vom indogermanischen Geist durchsetzte Ungarische genannt und behandelt sein, die einen derartigen lokativischen Zähltypus besitzen oder einstmals ausgebildet hatten. In einem weiteren Fall scheint auf den ersten Blick noch eine Sprache berücksichtigt werden zu müssen. Das ist das Portugiesische. Hier lauten heute die Zahlen von 16—19: deza(s)seis, deza(s)sete, dezoito, dezanove. Es ist sehr verlockend, dieses a auf latein. ad zurückzuführen, also einen Typus *decem ad sex, *decem ad septem, *decem ad novem zu konstruieren. Doch ist zu beachten, daß die Formen im Altportugiesischen und so auch noch lange im Neuportugiesischen lauten: dezeseis, dezesete, dezeoito, dezenove. Daneben treten altportugiesisch die Formen mit -a- auf, die ein -a- im Gallego sogar noch in der ersten Silbe zeigen. Die gleiche Reihe erscheint im Gallego nach Vicente García de Diego, Manual de Dialectología Española, S. 92: dezaseis und dazaseis,

dezasete und dazasete, dezaoito und dazaoito, dezanove und dazanove. Hierbei ist das a < e nach dem z durch Dissimilation entstanden, da auch sonst im Gallego eine Aufeinanderfolge von e — e vermieden wird, vgl. de Diego a.a.O. 74: raedificar < reaedificare, eamigo < e-emigo < inimicus, sasenta < sesenta, sacreto u. a.; das erste -a- in daza- schließlich ist durch Assimilation entstanden. In ähnlich gelagerten Verhältnissen für die Zahlen 17 bis 19 in italienischen Mundarten führt Rohlfs, Hist. Grammatik d. ital. Sprache, Bd. III, p. 199 § 973, das a auf lat. ac zurück.

Wenn man zusammenfaßt, kann man also folgendes feststellen:

1) Die lokativische Zählweise, sofern sie zu einem System ausgebaut und in der Sprache fest verankert ist, beschränkt sich nur auf die Reihe von 11—19. Eine Ausdehnung auf 21—29 ist nur im Aromunischen, Ungarischen und Altgriechischen nachweisbar, d. h. in den Sprachen, wo die Zwanzig eine isolierte Form darstellt und sich vom Typus der Zehnerzahlen (30—90) auch lautlich unterscheidet, vgl. aromunisch yinǵiţĭ < viginti gegenüber treidzîţi „30", ungarisch húsz „20" gegenüber harminc „30" (bei letzterem noch deutlich der Zusammenhang mit három „3" fühlbar), und schließlich griechisch εἴκοσι gegenüber τριάκοντα.

2) Die folgenden Sprachen zeigen also eine zum System erhobene lokativische Zählweise: alle slawischen Sprachen, dann das Lettische, Albanische, Rumänische, Ungarische, Altgriechische, Keltische, Altarmenische und Tocharische. — Über das Tocharische vermag ich nichts zu sagen. Bei den übrigen Sprachen fällt es auf, daß sie vom Indogermanischen her gesehen zu einer engeren Gruppe gehören: Baltisch-Slawisch, dann, sofern der Schluß vom Albanischen und Rumänischen her erlaubt ist: Illyro-Thrakisch, Nord-Griechisch, und, sofern die Verbindung vom Altarmenischen über das Phrygische zum Thrakischen anerkannt ist, das Armenische. Für sich steht nur das Keltische, über das sich überhaupt der Keltist entscheidend zu äußern hat.

3) Die lokativischen Ausdrucksweisen sind auch syntaktisch genauer zu scheiden. Hierbei schälten sich drei Typen heraus:

a) eine mehr statisch-lokale Auffassung: „auf" auf die Frage wo?: so ursprünglich slawisch, altarmenisch, altgriechisch (zu erkennen aus Belegen wie ἕκτᾳ ἐπ' εἰκάδι) und ungarisch.

b) eine mehr dynamisch-lokale Auffassung im Sinne von „über — hin", so lettisch, albanisch und rumänisch.

c) eine weitere dynamisch-lokale Auffassung entsprechend dem Directivus auf die Frage wohin? mit der Bedeutung „auf, zu", so keltisch und später slawisch.

4) Diese Verteilung läßt nunmehr auch eine Unterscheidung zwischen selbständigem Ursprung und Einwirkungen von außen her zu. So dürfte die slawische und die lettische Ausdrucksweise innerhalb der slawisch-baltischen Zeit selbständig entstanden sein. Im Albanischen, Altarmenischen, Rumänischen und vielleicht auch im Alt-Nord-Griechischen könnte eine alte thrako-illyrische Ausdrucksweise erkennbar sein. Die ungarische Zählweise schließlich ist ein deutliches Nachwirken des slawischen Vorbildes für 11—19, und dann selbständiger ungarischer Weiterführung für 21—29.

5) S e k u n d ä r können sich dann die zwar ursprünglich vom syntaktischen Gesichtspunkt aus verschiedenen, doch ihrem Wesen und ihrer Anschauung nach gleich gebauten lokativischen Zählweisen stützen und hierdurch die enge Zusammengehörigkeit innerhalb eines Kulturkreises widerspiegeln. So hat sicher das Slawische die lettische und die rumänische Zählweise gestützt, vielleicht auch die albanische. Hiermit ergibt sich ein großes, zusammenhängendes geographisches Gebiet: Lettisch, die ganze Slavia vom Russischen über das Polnische und Tschechische bis zum Südslawischen, dann Ungarisch, Rumänisch und Albanisch. Diese zusammenhängende geographische Fläche umfaßt ihrerseits zwei große Kulturkreise: den russisch-polnisch-lettischen einerseits, und den balkanischen Kulturkreis, der, sich anschließend an das West- und Ostslawische, mit der lokativen Zählweise noch heute ganz Südosteuropa mit Ausnahme von Griechenland umfaßt: Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Albanien.

6) Wo starke Schriftsprachen die lokativische Zählweise nicht kennen, kommt sie in der Folgezeit überhaupt nicht auf, wie es die Romania vom Lateinischen her bezeugt, oder wurde wieder rückgängig gemacht, wie im Griechischen, wo sich die nordgriechische Sonderentwicklung nach ihren Anfängen im vierten vorchristlichen Jahrhundert später wieder verlor. Gerade unter diesem Gesichtspunkt ist das Rumänische von großer Bedeutung: hierin weicht es vom Lateinischen und allgemein-Romanischen ab, setzt vielmehr so gut wie sicher eine vom Indogermanischen her für das Thrakische zu erschließende, später vom Slawischen gestützte Ausdrucksweise fort, die in diesem Fall für das Rumänische die Zugehörigkeit zum balkanischen Kulturkreis, überhaupt zum Balkangeist offenbart.

Der Name „Ukraine" im Deutschen

Von J. B. RUDNYĆKYJ, (University of Manitoba, Winnipeg, Kanada)

Der Landes- und Staatsname Ukraine kommt heute in deutscher Sprache in vierfacher Gestalt vor:

1. Ukraíne (viersilbig, mit der Betonung auf i);
2. Ukráine (dreisilbig, mit der Betonung auf a);
3. Ukraína (wie oben 1) und
4. Ukráina (wie oben 2).

Wenn wir zunächst von der Frage der Betonung absehen und unsere Aufmerksamkeit der Auslautsdublette -e/-a widmen, so läßt sich hier vor allem feststellen, daß die Form Ukraine häufiger in der deutschen Literatur anzutreffen ist als Ukraina. Wir führen einige einschlägige Titel als Belegmaterial an:

Ukraine — Land der Zukunft, von A. Schmidt, Berlin 1939; Geschichte der Ukraine, von B. Krupnyćkyj, Leipzig 1939; Handbuch der Ukraine, herausgegeben von I. Mirtschuk, Leipzig 1941; Ukraine, Land der schwarzen Erde, von Fr. Obermaier, Wien 1942; D. Doroschenko, Die Ukraine und das Reich, Leipzig 1942; Ortsnamenverzeichnis der Ukraine, Berlin 1943 u. a.

Für die Form Ukraina, die durch das grundlegende Werk von Stephan Rudnyćkyj: Ukraina — Land und Volk, Wien 1916 in der deutschen Öffentlichkeit verbreitet wurde[1]), sind wenige Belege aus der neuesten Zeit vorzufinden. Es seien hier genannt:

Ukraina — Land, Volk, Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Politik, herausgegeben von der Informationsabteilung der Ukrainischen Nationalen Vereinigung, Berlin 1941, und Handkarte der Ukraina, Freytag & Berndt Verlag, Wien (o. J.).

Die Erklärung der Auslautsdublette -e/-a im Namen Ukraine bietet keine größeren Schwierigkeiten.

Als Ausgangspunkt für die Form Ukraina diente zweifellos die ukrainische Bezeichnung des Landes Ukrajina, sowie die lateinische Form derselben, Ucraina, die in der europäischen Öffentlichkeit durch

[1]) Es seien hier noch folgende Titel aus der älteren Literatur erwähnt: St. Rudnyćkyj: Ukraina und die Ukrainer, Wien 1914, Berlin 1915; G. Kleinow: Das Problem der Ukraina, Wien 1915; L. Cehelśkyj: Der Krieg, die Ukraina und die Balkanstaaten, Wien 1915; J. Puluj: Ukraina und ihre internationale Bedeutung, Wien 1915; A. Penck: Die Ukraina, Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1916; H. Lanz: Ukraina, Berlin 1918 u. a.

die geographischen Karten von Le Vasseur de Beauplan: Delineatio specialis et accurata Ucrainae cum suis Palatinatibus, 1650, populär wurde. Auf Grund dieser Karten wurden später viele neue Landkarten gezeichnet[2]), in welchen der Name der Ukraine als „Ukraina", „Ukrainia", „Ukrania", „Ucraina", „Ucrainia" und „Ucrania" gebraucht wird.

Außer den Karten veröffentlichte de Beauplan im J. 1660 in Rouen das Werk: „Description d'Ukraine", das 1780 auch in deutscher Übersetzung als „Beschreibung der Ukraine, der Krim und deren Einwohner. Aus dem Französischen übersetzt, nebst einem Anhange, der die Ukraine und die Budziackische Tartarey betrifft, und aus dem Tagebuche eines deutschen Prinzen und eines schwedischen Kavaliers gezogen wurde, herausgegeben von J. W. Mueller, Breslau 1780 W. G. Korn" — erschienen ist. Wir sehen also, daß die Form Ukraine eine spätere verdeutschte Form dieses Namens bildet.

Vollständigkeitshalber muß hier noch hervorgehoben werden, daß sowohl die ältere Ukraina- als auch die neuere Ukraine-Form als Landesname zu den wenigen Ausnahmen in der deutschen Sprache gehören, deren grammatisches Geschlecht weiblich ist. Hier waren wieder das Geschlecht der ukrainischen und der latinisierten Form des Namens maßgebend.

Es bleibt noch die Akzentdublette Ukraíne (-a) // Ukráine (-a) zu klären.

Wie ich bereits andernorts nachgewiesen habe[3]), ist der Name Ukrajína im Ostslawischen eng mit dem gleichlautenden Appellativum verbunden. Das Wort ukrajina ist slawischer Herkunft und kommt im Ukrainischen, Weißruthenischen und Russischen vor. Während in den zwei letzteren Sprachen dieses Wort die Betonung auf a aufweist und die Bedeutung „Grenzland, Grenzgebiet" besitzt, ist es auf dem ukrainischen Boden sowohl in formeller als auch in semantischer Hinsicht geändert worden, und zwar aus dem Grunde, weil hier neben dem Appellativum auch der gleichlautende Landesname auftritt.

[2]) Vgl. L. Bagrow: Die ersten Karten der Ukraine (XVII. Jahrhundert). Beiträge zur Ukrainekunde. Heft 5. Anecdota cartographica edita a L. Bagrow, Ukrainisches Wissenschaftliches Institut, Berlin 1935.

[3]) Vgl. Verf.: Der Name „Ukrajina" — Ukraine. Handbuch der Ukraine, herausgegeben von J. Mirtschuk, Leipzig 1941, S. 57—62.

Im Ukrainischen unterscheidet man folgende Bedeutungen dieses Wortes:

1. „eigentlich Grenzland" (E. Želechowski: Ruthenisch-Deutsches Wörterbuch, Lemberg 1886);
2. „jede weit entfernte Gegend" (ebenda);
3. „Land = krajina" (B. Hrinčenko: Slovaŕ ukrajinśkoji movy, Kyjiv 1909);
4. „geographischer Name) Ukraine" (beide Wörterbücher).

Die akzentologischen Untersuchungen haben ergeben, daß dieses Wort sowie der Landesname ursprünglich auf der Wurzel, d. h. auf der Silbe -kraj- betont wurden[4]). Da diese Akzentuation auch heute noch im Weißruthenischen und im Russischen vorhanden ist, so ist anzunehmen, daß ursprünglich dieses Appellativ und dieser Name auch im Ukrainischen „Grenzland, Grenzgebiet" bedeuteten. Diese Bedeutung ist aus den ältesten Belegen über den Namen Ukrajina zu erschließen. So lesen wir in der Kiewer Chronik unter dem Jahre 1187, wo der Verfasser vom Tode des jugendlichen Fürsten Volodymyr von Perejaslavl' berichtet, folgendes: „Ihn hat die ganze Ukrajina sehr beklagt." Unter dieser Ukraine ist ungefähr das heutige Poltawa-Gebiet zu verstehen, welches damals ein „Grenzland" im Vergleich zum ganzen Gebiet des Kiewer Reiches bildete. Dieselbe Chronik bezeichnet unter dem Jahre 1189 mit dem ukrajina ein anderes Grenzgebiet des damaligen Ruś-Staates, und zwar den südlichen Teil Galiziens: „Fürst Rostyslav ist in die galizische Ukrajina gekommen" heißt es an dieser Stelle[5]).

Das Wort ukrajina ist in den ältesten Urkunden der ostslawischen Geschichte keinesfalls selten. Vielmehr wurde es bereits früher auch in die Nachbarsprachen übernommen und mit dieser Bedeutung verbreitet. Auf Grund der neuesten sprachwissenschaftlichen Untersuchungen über den Namen Antes (6.—7. Jh. n. Chr.) von M. Vasmer ist dieser Name eine direkte iranische Übersetzung der slawi-

[4]) Vgl. V. Ochrymovyč: Pro vyholos i naholos slova „Ukrajina" (Über die Lautform und die Betonung des Wortes „Ukrajina"), Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, Bd. 133, Lemberg 1922, S. 73 bis 84.

[5]) Vgl. D. Doroschenko: Die Namen „Ruś", „Rußland" und „Ukraine" in ihrer historischen und gegenwärtigen Bedeutung, Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Institutes, Bd. 3, Berlin 1934. Eine gegensätzliche Interpretation dieser Belege bieten: M. Andrusjak: Nazva Ukrajina (Der Name „Ukrajina"), Prag 1941 und V. Sičyńśkyj: Nazva Ukrajiny, Augsburg 1948.

schen Bezeichnung für „Grenzland, Grenzvolk", also des Wortes ukrajina, Ukrajiner[6]).

Das Wort ukrajina ist in der ältesten Zeit in den ostslawischen Quellen weder für das ganze Kiewer Reich noch für das gesamte ukrainische Gebiet als Synonym gebraucht worden. Falls aber die Gleichung Antes-Ukrainer richtig ist, hätten wir ein Zeugnis, daß (1) mit diesem Namen das ganze Gebiet bezeichnet wurde, und (2) daß der Name „Ukrajina", „Ukrainer" in mittelbarer Überlieferung älter als die anderen Bezeichnungen, älter vor allem als der Ruś-Name ist[7]).

Ende des 16. und Anfang des 17. Jh.s verbreitet sich mit der Entwicklung des Kosakentums der Name „Ukrajina", der anfänglich im Ukrainischen nur verschiedene Teile der Ukraine bezeichnete, auf das ganze Land und seine Bevölkerung. Es wird nunmehr von dem ukrainischen Volk tief empfunden, daß sein Kosakenstaat und -land als ein Ganzes an der Grenze der zivilisierten Welt den asiatischen Horden gegenübersteht, daß die Ukraine ein wirkliches Grenzgebiet des kulturellen und christlichen Europa bildet. Der Name „Ukrajina" bedeutet im Ukrainischen nunmehr (vom 16. Jh. an):

1. auf sich selbst bezogen: „Land, Inland (Ukraine, Kosakenstaat)",
2. im Vergleich und in Gegenüberstellung zu den anderen Ländern und Staaten: „Grenzland des zivilisierten Europa".

Diese Bedeutungsentwicklung ist auch formell im Namen selbst zum Ausdruck gebracht worden, indem er einen neuen Akzent angenommen hat: es wird nunmehr Ukrajína (auf -ji-) neben dem alten Ukrájina (auf -kra-) betont. Die neue Betonung verdankt der Name der Ukraine der des Appellativums krajína ‘Land, Landschaft, Gegend’. Die Angleichung an den Inhalt dieses Wortes hat auch die Angleichung an seine Form im Namen „Ukrajina" zur Folge gehabt.

Die Bedeutungserweiterung „Grenzgebiet" — „(In)land" hat nicht nur den Namen umfaßt; auch das Appellativum ukrajina hat seinen Inhalt mit der Zeit erweitert und den Akzent verschoben. In dem für die Geschichte der ukrainischen Sprache sehr wichtigen Denkmal aus den Jahren 1556—61, im „Peresopnycja-er Evangelium" finden wir dieses Wort schon in der Bedeutung ‘Land, weit entfernte Ge-

[6]) Prof. M. Vasmer mündlich, vgl. auch seine Arbeit: Die alten Bevölkerungsverhältnisse Rußlands im Lichte der Sprachforschung, Berlin 1941, S. 8—9.

[7]) Vgl. Verf.: Vstup do slovjanoznavstva (Einleitung in die Slawistik), München 1948, S. 63—4, auch: „Onomastica UVAN" No. 1, Winnipeg 1951.

gend' vor, wodurch u. a. das griechische chora und das lateinische regio wiedergegeben werden[8]).

Auch in der ukrainischen Volksdichtung, insbesondere aber in den historischen Liedern wird das Wort ukrajina in der neuen Bedeutung und mit der neuen Betonung gebraucht. Die Zeitfolge dieser Lieder läßt sich schwer bestimmen: auf jeden Fall reichen sie nicht weiter als in das 16. Jh. zurück.

Infolge des Wachstums des nationalen Selbstbewußtseins einerseits und der schweren Unterdrückungen seitens der Polen und der Russen, die bis zum ersten Weltkriege (1914—18) sogar den Namen ableugnen wollten, andererseits, hat sich der Name „Ukrajina", als eigener Landes- und Staatsname, und „ukrajineć, ukrajińskyj" als eigene Volksbenennung auf dem ganzen ukrainischen ethnographischen Gebiet verbreitet.

Im Ukrainischen wird der Name „Ukrajina" auf der vorletzten Silbe betont und viersilbig ausgesprochen.

Im Russischen und im Weißruthenischen wird dieser Name oft auf der drittletzten Silbe betont und dreisilbig ausgesprochen, obwohl die neueren normativen Sprachbücher die Betonung auf -ji- vorziehen.

Es ist somit klar, daß die verschiedene Betonung in den ostslawischen Sprachen auch im Deutschen ein Schwanken in dieser Hinsicht zur Folge hatte. Die ältere Betonungsweise (auf -kra-) wird hier auch durch die Schrift unterstützt. Das äußere Bild der Vokalverbindung -ai- ruft nämlich im Deutschen die lautlichen Vorstellungen hervor, die jedem Deutschen aus Namen wie Main, Mainz, Laim, Hainburg, Gräfenhainichen, Kaiserswerth und weiter Laibach, Waitzen, Baikal usw. bekannt sind. Aus diesem Grund ist jeder Deutsche im voraus geneigt, die Lautgruppe -ai- einsilbig, und zwar als fallenden Diphtong zu behandeln, d. h., den Namen Ukraine (-a) als Ukrájne (-a), also dreisilbig auszusprechen[9]).

Diesem objektiven Sprachzustand wirkt erfolgreich die deutsche normative Sprachwissenschaft entgegen. Mit Ausnahme des „Sprach-Brockhaus" (Leipzig 1935), der für das Deutsche eine Akzentdublette

---

[8]) Vgl. das entsprechende Material bei S. Šeluchyn: Ukrajina — nazva našoji zemli z najdavnišych časiv. (Ukrajina — der Name unseres Landes seit den ältesten Zeiten), Prag 1936/7.

[9]) Vgl. dazu Verf.: Slawische und indogermanische Akzentdubletten, Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft, Jg. 2, Heft 5/6, Berlin 1948, S. 301—2, zweite Auflage in: „Slavistica UVAN", Winnipeg 1955.

Ukráine, Ukraíne festsetzt, findet man in anderen Sprachbüchern nur die (neue) ukrainische Betonung Ukraíne als allein richtig angegeben, vgl. z. B. W. Vietor: Deutsches Aussprachewörterbuch (Leipzig), Der Große Duden (Leipzig 1941) u. a.[10]). Außerdem lesen wir in manchen informatorischen Büchern über die Ukraine besondere Vermerke über die richtige deutsche Aussprache dieses Namens. So z. B. im Buch „Ukraine" (Berlin, ohne Datum) findet man auf S. 2 folgende Angabe: „Der Name Ukraine — ukrainisch: Ukrajina — wird richtig auf I und nicht auf A betont." Dies hat auch den Verfasser dieser Zeilen veranlaßt, in zwei deutsch-ukrainischen Sprachbüchern entsprechende Vermerke beizufügen. Neben dem „Lehrbuch der ukrainischen Sprache" (Leipzig 1943) sei hier die betreffende Stelle aus dem „Ukrainisch-deutschen Taschenwörterbuch" (Leipzig 1943), mit der auch diese Ausführungen als mit einer abschließenden Folgerung beendet werden können, angeführt:

Der Name Ukraine „Ukrajina" wird im Deutschen auf i (und nicht auf a) betont und viersilbig ausgesprochen.

Bugaršica-Studien

Von ALOIS SCHMAUS (München)

Verdoppelung der Präposition

Außer den metrisch-syntaktischen Modellen, dem Gebrauch der Deminutiva und der zweifachen Epitheta verdient auch die Verdoppelung der Präposition in der serbokroatischen Langzeilenepik (Bugaršica) unsere Aufmerksamkeit. Diese Erscheinung ist längst festgestellt, aber nie genauer untersucht worden. Bogošić[1]) spricht davon in seiner Ausgabe und verweist auf ihre Funktion („Füllung des Verses") sowie auf Parallelen im großrussischen Epos. Luka Zima[2]) erwähnt sie in „Figure" (1880) als eine Form der Epanalepsis. Schließlich behandelt T. Maretić[3]) in seinem bekannten

[10]) Ukrainischerseits wurden Versuche gemacht, mit der Einführung der Form „Ukrajina" und „Ukraïna" der dreisilbigen Aussprache entgegenzuwirken. Sie haben sich aber im deutschen Sprachgebrauch nicht eingebürgert.

[1]) V. Bogišić: Narodne pjesme iz starijih, najviše primorskih zapisa. Knjiga prva. Belgrad 1878, S. 20—21. (Abgek.: Bog.).

[2]) Luka Zima: Figure u našem nar. pjesničtvu. Agram 1880, S. 167.

[3]) T. Maretić: Naša narodna epika. Agram 1909, S. 38—39.

Buch (1909) die gleiche Erscheinung beim Zehnsilber in aller Kürze und fügt hinzu, daß dies auch in den Langzeilenliedern üblich, geläufig („obično") sei.

Im Vergleich zur russischen Byline[4]) wird jedoch die Verdoppelung der Präposition sowohl im serbokroatischen Zehnsilber als auch in der Bugarštica äußerst sparsam gehandhabt. Das gilt für die Gesamtzahl der Belege ebenso wie für die Wiederholung im Einzelvers. Nicht nur im kürzeren epischen Versmaß, sogar in der Langzeile wird die Präposition in einem Vers nie öfter als e i n m a l wiederholt. Dagegen ist die zweifache Wiederholung der gleichen Präposition im Bylinenvers durchaus nichts Seltenes:

K o tomu-tu vse k o gorodu k o Kijevu (A. M a r k o v , 107)
V o dal'nju zemlju, v o ordu v o nevernuju (Onč., 307)
K o tomu k o kryl'cju k o prekrasnomu (Onč., 316).

In der Byline hängt auch diese Erscheinung mit der von R. J a k o b s o n untersuchten „Erweiterung des syllabischen Modells", des Prototyps des indogermanischen „gnomisch-epischen Zehnsilbers" zusammen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Zehnsilber und Langzeile in bezug auf die Verdoppelung der Präposition ist jedoch sofort kenntlich zu machen. Beim Zehnsilber erscheint sie regelmäßig auf die beiden Vershälften (4 / 6) verteilt; z. B.

n a ubavu / n a polju Kosovu
o d lijepe / o d vjere rišćanske
z a života / jošte z a mojega.

Dagegen beschränkt sich in der Bugarštica dieser Gebrauch fast ohne irgendwelche Ausnahmen (s. u.) auf den z w e i t e n Halbvers, der bekanntlich in der Regel acht Silben zählt, z. B.:

Ja bih je hranila / z a života z a mojega 5/41.

Im ersten Halbvers begegnen, soviel ich sehe, in der Bogišićschen Sammlung — d. h. in weit über 6000 Versen, wovon freilich der Refrain abzuziehen wäre, der eine solche Verdoppelung überhaupt nicht kennt — nur zwei Fälle. Zunächst

32/34 N a glavi n a njegovoj / žarkula od suha zlata (d. h. beide Halbverse gehören dem Typ [3 + 4, bzw. 3 + 5] an).

[4]) R. T r a u t m a n n : Die Volksdichtung der Großrussen. I. Das Heldenlied. Heidelberg 1935, S. 78—79; M. P. Š t o k m a r : Issledovanija v oblasti russkogo narodnogo stichosloženija. Moskau 1952, S. 273.

Das zweite Beispiel bietet Bog. 44. Hier wird der zweite Teil der Verse 3, 11, 22 jeweils als erster Halbvers der nächsten Langzeile wiederholt, dabei das erstemal (V. 4) mit Wiederholung der Präposition:

V. 3 . . . . . / o d zelenjka konja l'jepa
V. 4 O d konjica o d zelenjka, / . . . . . .

Die Wiederholung ist in diesem Fall durchaus nicht durch Versfüllung gefordert, da O d k o n j i c a z e l e n j k a (4+3) einen tadellosen ersten Halbvers ergäbe. Wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, so würde der Umstand genügen, daß die Wiederaufnahme im ersten Halbvers tatsächlich in dieser Form (O d k o n j i c a z e l e n j k a) in V. 12 und 23 desselben Liedes erfolgt.

Während im Zehnsilber, wie gesagt, die Verteilung auf die beiden Vershälften verbindlich ist, beschränkt sich in der Langzeile die Verdoppelung der Präposition auf den z w e i t e n Halbvers. Die einzige Ausnahme bildet in Bogišićs Sammlung die Beschwörungsformel „u Bogu u velikomu", die meist den zweiten Halbvers füllt (45/31, 36, 45/47, 74, 54/10), aber durch eine dazwischengeschobene Anrede auch auf b e i d e Vershälften verteilt werden kann:

Tako vami u B o g u , druge moje, v e l i k o m u 53/5
A tako ti u B o g u , majko moja, v e l i k o m u 55/33.

Durch die Viersilbigkeit der Anrede (druge moje, majko moja) war es hier ohne weitere Veränderungen möglich, mit dem angefügten v e l i k o m u zu einem regelrechten symmetrischen Achtsilber (4+4) zu gelangen. Besteht die eingeschobene Anrede jedoch nur aus drei Silben, so wären Rhythmus und Versmaß gestört. In diesem Falle wird durch Wiederholung der Präposition vor v e l i k o m u die Silbenzahl erreicht. Das Ergebnis ist ein asymmetrischer Achtsilber (3+5). Insgesamt habe ich jedoch nur zwei Belege dieser Art notiert, so daß man mit Fug von einer Ausnahme sprechen darf:

Ma tako ti u B o g u , / moj sinu, u v e l i k o m u 52/28
3silbig 5silbig
Tako meni u B o g u , / Dračani, u v e l i k o m u 75/24.

Wie man sieht, hat die Aufspaltung der Beschwörungsformel ursprünglich nichts mit der Wiederholung der Präposition zu tun; diese stellt einen Sonderfall, eine sekundäre Lösung dar, um den zweiten Halbvers auf acht Silben zu bringen.

Daß sich der Gebrauch der doppelten Präposition sonst ausnahmslos auf den zweiten Halbvers der Bugarštica beschränkt, hängt mit

der Verteilung der syntaktischen Einheiten auf die beiden Vershälften, mit den metrisch-syntaktischen Modellen des Langzeilenliedes zusammen, über die an anderer Stelle gehandelt wird. Warum in den von Hektorović aufgezeichneten Liedern (Bog. 6, 49), in dem Lied Bog. 46 von Svilojević (Zrinjski) und in Barakovićs „Majka Margarita" (Bog. 82) keine Beispiele vorkommen, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Es fällt überdies auf, daß sie auch in den Peraster Liedern (Bog. 59, 61, 63, 67, 69, 71, 73) so gut wie überhaupt fehlen (wegen Bog. 75 s. o.; als einziges Beispiel sonst Bog. 65/192: u kulu u hrcegovu). In den nach Abzug der Refrains — etwa 1200 Verse — verbleibenden rund 5000 Versen finden sich für die Verdoppelung der Präposition im zweiten Halbvers insgesamt nicht viel mehr als 130 Belege, d. h. sie machen nicht einmal 3% aus. Diese Ziffern besagen zwar an sich wenig, da die Fälle ungleich verteilt sind. Sie sind aber immerhin — mit der für die Peraster Lieder gemachten Einschränkung — dicht genug über die Ragusaner und Agramer Handschriften verstreut, um sie mit gutem Recht als wesentliches Merkmal der Bugarštica-Liedsprache zu betrachten.

Verdoppelt werden grundsätzlich nur einsilbige Präpositionen, am häufigsten u, na, za, od, seltener o, pod, prid, po, ganz selten bez, niz sred. In einem Kunstlied (Bog. 37) erscheint einmal auch die Präposition put verdoppelt.

Das Bild wird deutlicher, wenn man die typischen syntaktischen Verbindungen untersucht, die eine Verdoppelung der Präposition häufiger zulassen. Es wären im wesentlichen drei Typen zu unterscheiden. Zunächst:

Adjektiv + Substantiv (bzw. Subst. + Adj.):

i z zelene i z planine 14/28
i z planine i z zelene 14/26
u planinu u zelenu 1/218, 14/24, 100, 35/37, 40/27, 37, 98, 42/17
p o planini p o zelenom 40/39
z a Boga z a velikoga 27/37, 54/55, 57/74
o d cara o d čestitoga 7/9, 25
u cara u čestitoga 38/14, 54/49, 50, 80/9, 7/37, 45
p r i d cara p r i d čestitoga 1/160
u slavnome u Carigradu 7/46
u žalosti u velikom 20/82
i z grla i z tanahnoga 26/66
i z dvora i z bijeloga 3/39, 53/3

u junačkom u pameti 33/33
z a gosposku z a trpezu 23/50, 47/39
u gosposkoj u trpezi 23/51, 40/3
i z gosposke i z trpeze 1/150

usw. Auf den ersten Blick ist deutlich, daß es sich vorwiegend um formelhafte Verbindungen, vor allem um stehende Epitheta handelt.

Häufiger ist der Gebrauch auch bei Adjektiven, die Herkunft oder Zugehörigkeit zu einem Ort oder Land bezeichnen:

o d kralja o d ugarskoga 7/3, 19
u budimske u kraljice 30/42, 48
o d budimske o d kraljice 33/59
p r i d kraljem p r i d budimskijem 14/41
p r i d ugarsku p r i d gospodu 30/14, 25
p r i d ugarskom p r i d gospodom 35/90
u kotorske u tamnice 76/29

usw.

Auch die Verbindung Appellativum + Eigenname, Name + Titel kann durch Wiederholung der Präposition getrennt werden, z. B.:

od Janka od vojevode 7/6, 22, 23/7
do Janka do vojevode 31/6
u gradu u Dubrovniku 79/28
o župi o Žrnovici 79/37
u bana u Morin(j)skoga 45/9, 72
d o grada d o Samobora 51/6
u Dunaj u tihu r'jeku 13/29

usw. Ferner bei Possessivadjektiven:

z a dušu z a Miloševu 2/57
p r i d šatore p r i d careve 1/155
n a careve n a šatore 20/53, 58, 70

usw. Eine Verdoppelung liegt auch vor in

p o travi p o djetelini 48/8, 80.

Häufiger sind auch Verbindungen Pronomen (meist Possessivpronomen) + Substantiv:

z a života z a mojega 5/41
i z njegova i z šatora 1/173
u tvojemu u veselju 9/13.

Weitaus die Mehrheit stellen jedoch die Verbindungen Possessivpronomen (selten andere Pronomina) + Adjektiv + Substantiv (bzw. Substantiv + Adjektiv). Dabei ist die Anordnung regelmäßig

die, daß die Präposition zunächst vor dem Pronomen steht, dann vor Adj. + Subst. (bzw. Subst. + Adjektiv) wiederholt wird. Einige Beispiele:

n a svoje n a b'jele dvore 21/46, 33/61, 45/87, 99, 78/59
u svoje u b'jele dvore 33/77
p r i d naše p r i d b'jele dvore 23/20
n a svoju n a b'jelu ruku 26/41
n a svoje n a b'jele ruke 9/73, 30, 32, 45/97
n a moju n a desnu ruku 1/228
n a svoje n a hrle noge 12/72
n a svoje n a brze noge 29/47
n a svoje n a konje dobre 1/54
z a moje z a dobro zdravlje 54/74
n a onu n a desnu stranu 54/13, 16

usw. Der Grund für diese häufige Verwendung liegt wiederum in der Notwendigkeit, mit dem vorgegebenen Sprachmaterial, meist wieder formelhaften Verbindungen, einen der Struktur des Bugaršica-Verses entsprechenden zweiten Halbvers zu schaffen. Pronominal-, Adjektiv- und Substantivform sind jeweils zweisilbig. Das Schema der Realisierung ist stets das gleiche:

//	1	2 3	/	4	5 6	7 8
Hauptzäsur	Präp. 1 silbig	Pronomen 2 silbig	Neben-zäsur	Präp. wieder-holt 1 silbig	Adj. bzw. Subst. je 2 silbig	
	1	2		1	4	
2. Halbvers =	3		+	5		

d. h. ein a s y m m e t r i s c h e r A c h t s i l b e r (nach R. Jakobsons Terminologie).

Es ist nun ohne weiteres klar, daß das gleiche Verfahren und das gleiche Ergebnis (ein asymmetrischer Achtsilber) auch dort vorliegt, wo zur einsilbigen Präposition eine zwei- und viersilbige Wortform (Pron., Adj., Subst.) hinzutreten, d. h. daß auch hier die Wiederholung der Präposition in v i e r t e r Silbe dieselbe metrische Funktion erfüllt; z. B.

p r i d kraljem p r i d budimskijem 14/41
d o Janka d o vojevode 31/6
d o grada d o Samobora 51/6
u cara u čestitoga 7/37 u. ö.

z a moga z a vjerenika 33/11
u Bogu u velikomu 45/31 u. ö.

Treten dagegen zur einsilbigen Präposition zwei dreisilbige Wortformen (Pronomen [oder Adjektiv] + Substantiv), so ermöglicht die Wiederholung der Präposition in f ü n f t e r Silbe die Bildung eines regelrechten s y m m e t r i s c h e n A c h t s i l b e r s (4 + 4).

	//	1	2 3 4	/	5	6 7 8
	Hauptzäsur	Präp. 1 silbig	dreisilbiges Wort	Nebenzäsur	Präp. wiederholt 1 silbig	dreisilbiges Wort
		1	3		1	3
2. Halbvers	=	4		+	4	

Als Beispiele mögen genügen:

s r e d zelene s r e d planine 41/16, 20
p o d carevim p o d šatorom 1/142
z a gosposku z a trpezu 23/50, 47/39.

Bei dem durch Verdoppelung der Präposition gewonnenen symmetrischen Achtsilber sind sonstige Fälle äußerst selten. Es sind mir eigentlich nur die folgenden zwei aufgefallen, in denen zur Präposition jeweils ein ein-, ein zwei- und ein dreisilbiges Wort hinzutreten:

pod s v o j š a t o r pod svileni 4/53
prid s v o m o v o m prid gospodom 1/140,

wobei sich in der Anordnung — wie auch sonst — das Gesetz der „wachsenden Glieder" auswirkt. Die Verbindung Possessivpronomen + Substantiv bzw. das doppelte Pronomen ergeben jedoch auch hier dreisilbige Sinneinheiten, so daß die Halbversstruktur im Grunde dieselbe ist wie

u ž a l o s t i u velikom 20/82 bzw.
iz n j e g o v a iz šatora 1/173.

Für die Erkenntnis der Struktur des Bugaršticа-Verses ist — im Zusammenhang mit anderen Befunden — die Tatsache nicht ohne Belang, daß die Präposition im Falle ihrer Wiederholung ihren ganz b e s t i m m t e n, streng vorgeschriebenen P l a t z im zweiten Halbvers hat. Die wiederholte Präposition steht

beim a s y m m e t r i s c h e n Achtsilber (3+5) in v i e r t e r Silbe,

beim s y m m e t r i s c h e n Achtsilber (4+4) in f ü n f t e r Silbe.

Es gibt bei B o g i š i ć eine Anzahl von Fällen — ich habe deren kaum mehr als ein halbes Dutzend, d. h. nicht einmal 6% gezählt (2/4, 16/9, 24/24, 53/34, 54/33, 56/12) — die infolge oder trotz der Verdoppelung der Präposition über- oder unterzählig bleiben. In etwa 130 Fällen, d. h. fast 95%, gelten dagegen die obigen Kriterien folgerichtig. Ob damit ein weiterer Anhaltspunkt für eine eventuelle Emendation der Texte gewonnen ist, sei dahingestellt. Immerhin darf man auf Grund der bisherigen Feststellungen Halbverse wie

n a svake n a nevoljne 2/4 (d. h. — 1)
u svoje u b'jele kamare 16/9 (d. h. + 1)

wohl als fehlerhaft ansehen, sofern man im zweiten und ähnlichen Fällen nicht Synizese annehmen will, die jedoch dem strengen Bugarštica-Vers zu widersprechen scheint. Andere derartige Fälle werden übrigens durch „richtigen" Gebrauch im gleichen oder in anderen Liedern korrigiert. Neben

u desnicu u ruku svoju 24/24 (d. h. + 1)

findet sich

u desnicu ruku svoju 30/89.

Neben

o d boja o d K o s o v a 19/67 (d. h. 3 + 4; — 1)

bietet das gleiche Lied ein paar Verse vorher richtig

o d boja o d k o s o v s k o g a 19/60.

Ebenso Bog. 54 neben

i z tamnice i z Komjenove 54/33 (d. h. 4 + 5; + 1)

zwei Verse weiter das „richtige"

i z tamnice Komjenove 54/35.

Von vornherein wäre als sicher anzunehmen, daß sich die hier in Frage kommenden Präpositionalverbindungen weitaus häufiger einstellen müßten, als es nach den Belegen für doppelten Präpositionsgebrauch den Anschein hätte. Die Antwort auf diese Frage kann nur angedeutet werden. Sie läuft kurz gesagt darauf hinaus, daß die Bugarštica-Liedsprache über zahlreiche andere sprachliche Möglichkeiten verfügt, um das gleiche Ziel — feste Silbenzahl, Akzenteinheiten, Wortgrenzen — zu erreichen, und daß sie sich dieser Mittel in ausgiebigerem Maße bedient als der Verdoppelung der Präposition. Statt po planini po zelenom 40/39 findet sich z. B. t o m zelenom planinome 5/31, l'j e p o m zelenom planinom (d. h. 2 + 3 + 3),

planinome zelenome 2/66; goricome zelenome 43/3. Statt u planinu u zelenu 1/218 u. ö. u planinu crnu goru 82/61 (bei B a r a k o v i ć). Neben prid ugarsku prid gospodu 30/14, 25 im gleichen Lied prid ugarsku s v u gospodu 30/35. Neben na tvoju na desnu ruku 1/232 liest man 40/73 u d e s n i c u ruku svoju. Außer der Verlängerung der Deklinationsformen durch (mundartliches) - z i , -e bedient man sich der Enklitika, des Demonstrativ- oder eines anderen Pronomens, vor allem der nichtkontrahierten Pronominalformen, z. B. na svojemu konju dobru 47/87, iz svojega tanka grla 47/88, 100 (vgl. iz grla iz tanahnoga 26/66), u svojemu srcu živu 39/46, o mojemu b'jelu dvoru 40/18 u. ä. Oder man wählt statt der Singular- die Pluralform bestimmter Wörter, benützt Synonyma und Verkleinerungsformen. Das Vorhandensein der „doppelten Epitheta" gestattet gleichfalls häufig die Wahl zwischen längeren und kürzeren Formen, abgesehen von den Möglichkeiten, die durch die doppelte Adjektivdeklination ohnedies gegeben wären.

So bestätigt die hier vorgenommene Sichtung[5]) eines verhältnismäßig bescheidenen Materials abermals den Schluß, daß wir es nicht nur bei der Kurzzeilenepik, sondern auch bei der Bugaršticа mit einer streng durchgebildeten, auf die Forderungen der Metrik und des mündlichen Vortrags berechneten Liedsprache als einer Kunstsprache sui generis zu tun haben. Der Verwendungsbereich der verdoppelten Präposition ist — wenigstens in dem vorliegenden Material — stark eingeschränkt. Es kommt noch hinzu, daß er vor allem formelhafte Verbindungen erfaßt, wodurch die Zahl der Modellfälle weiter beträchtlich verringert ist. Schon dieser Umstand spricht dafür, daß die Bugaršticа im Laufe ihrer Entwicklung andere sprachliche Möglichkeiten in hinreichendem Maße ausgebildet hat, um auf das verhältnismäßig einfache Mittel der Präpositionswiederholung weitgehend verzichten zu können. Ob sie in ihren Anfängen davon

[5]) Der Vollständigkeit halber und im Hinblick auf M a r e t i ć s Anmerkung (a.a.O., S. 38) seien die Fälle vermerkt, in denen die Präposition zwischen Pronomen (bzw. Adjektiv) und Substantiv steht. Es sind dies:

Znati meni danaske moga o d sluge poginuti 14/128
. . . . . zlatne u trublje i srebrne 58/49
. . . . . tvrdijem p o d Kotorom 77/148.

Ein derartiger Gebrauch widerspricht der Sprache der Volksepik. Bei den beiden letztgenannten Liedern handelt es sich übrigens um keine Volkslieder, sondern um literarische Machwerke im Stil der Bugaršticа und mit deutlicher politischer Tendenz. Bog. 77 ist dazu noch mit Binnen- und Endreim ausgestattet.

In Bog. 36/43 p o d veliku n a sramotu liegt wohl nur ein Versehen vor.

keinen Gebrauch gemacht hat, wofür die Lieder von Hektorović und Baraković zu sprechen scheinen, und ob die Verdoppelung der Präposition vielleicht erst auf den Einfluß des Zehnsilbers zurückzuführen ist, wie Vojislav Djurić[6]) neuestens anzunehmen geneigt ist, läßt sich auf Grund einer isolierten Betrachtung wie in unserem Falle nicht entscheiden.

Es besteht kein Zweifel, daß natürlich auch mundartliche Einflüsse den Charakter einer Liedsprache verändern können. Diese Frage wurde bereits mit dem Hinweis auf die für das Ragusanische charakteristischen verlängerten Formen berührt. Bekanntlich spielt für metrische Fragen der Lautwert der ě-Vertretung eine wichtige Rolle. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß z. B. gewisse Verse der Peraster Lieder eine andere Struktur des zweiten Halbverses aufweisen, weil für langes ě zweisilbiges i j e gesprochen wird. So heißt es etwa in Bog. 69/46: u moje b i j e l e dvore; man vergleiche damit: na svoje na b'j e l e dvore 21/46 u. ö., u moje u b'j e l e dvore 45/84, 99; u svoje u b'j e l e dvore 16/2, 33/83. Entsprechend findet sich neben u mome b i j e l u dvoru 69/49 u b'j e l o m u dvoru tvomu 39/20. Auch diese Frage ist jedoch nur im größeren Zusammenhang zu lösen.

Fassen wir den Ertrag der vorliegenden Untersuchung kurz zusammen! Der Gebrauch der doppelten Präposition ist — wie übrigens auch beim Zehnsilber — in der Bugarština verhältnismäßig selten. Er beschränkt sich überdies auf den z w e i t e n H a l b v e r s und dient hier vor allem dazu, formelhaften Verbindungen die metrisch gerechte Form zu schaffen. Seine Funktion erschöpft sich jedoch nicht in der Ergänzung der S i l b e n z a h l, wie B o g i š i ć, Z i m a und M a r e t i ć meinten, sondern dient der Realisierung der beiden metrisch zulässigen Halbvers s c h e m a t a, des symmetrischen bzw. asymmetrischen Achtsilbers. Damit ergibt sich ein weiterer Beweis, daß die Typen (3 + 5) bzw. (4 + 4) g l e i c h b e r e c h t i g t nebeneinanderstehen — in unserem konkreten Fall ist das Verhältnis der beiden sogar 2 : 1 — und den zweiten Halbvers der Langzeile aufbauen helfen. Diese Tatsache gilt es auch zu berücksichtigen, wenn es um die Frage der Berechtigung des zweiten asymmetrischen Typs (5 + 3) geht. Als wesentliche Strukturmerkmale des zweiten Halbverses ergeben sich: feste Silbenzahl (Achtsilber), eine Nebenzäsur,

[6]) Antologija narodnih epskih pesama II (= Biblioteka „Srpska književnost u sto knjiga", knj. 5), izbor i beleške Vojislav D j u r i ć. Neusatz 1958, S. 333—334.

die jedoch nicht starr festliegt, sondern nach der dritten bzw. vierten Silbe fällt und gerade die Asymmetrie oder Symmetrie des Achtsilbers bedingt. Die Silbe vor der Nebenzäsur ist ebenso wie vor dem Versende unbetont. Die „Wortgrenzen" fallen mit den metrischen Einschnitten zusammen; sie fallen je nach Symmetrie oder Asymmetrie auf gerade oder ungerade Silben.

Über die Struktur des ersten Halbverses der Bugaršica sind auf Grund des hier untersuchten Materials keine Aussagen möglich, da Belege so gut wie überhaupt fehlen.

Die altserbokroatischen Personennamen vom Typ Drьžihьna, Bratohna

Von JOSEPH SCHÜTZ (München)

Es ist hinlänglich bekannt, daß mitunter alte und frühbezeugte Personennamen, insbesondere Rufnamen, heutzutage ungebräuchlich und unbekannt sind. Man spricht in der Namenkunde bisweilen sogar von einer Mode[1]). Nur selten aber gelingt es die mannigfachen Kräfte aufzuzeigen, die zu einem bestimmten Usus in der Namengebung führten oder dessen Zurückweichen auslösten und bedingten[2]).

Als ein zeitlich überschaubarer Brauch in der Namengebung dürfen die askr. Rufnamen vom Typ Drьžihьna, Bratohna u. ä. angesehen werden. Dieser Namentyp liegt zu Beginn der skr. schriftlichen Überlieferung[3]) vor und ist über weite Bereiche des mittelalterlichen skr. Territoriums hin nachzuweisen. Er begegnet zudem ebenso in lateinischen Quellen[4]) des westlichen Teils dieses

[1]) Vgl. A. Bach, Deutsche Namenkunde Bd. I, 2 § 497, Heidelberg 1953.

[2]) Vgl. die prinzipiellen Ausführungen von D. Gerhardt, Über die Stellung der Namen im lexikalischen System (= Beiträge zur Namenforschung, Bd. 1, S. 1—24), Heidelberg 1949—50.

[3]) Vgl. F. Miklosich, Monumenta serbica, Wien 1858 S. 11 ff., wo allein in der Urk. a. 1222—28 folgende Namen dieses Typs erscheinen: Vojihьna, Drьžihьna, Bratohna, Prědihna.

[4]) Vgl. C. Jireček, Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters, 3 Tle. (= Denkschr. d. kais. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Bd. 48 und 49), Wien 1902—04: Dominicus Tichne a. 1075 (II, 78); Radae gener Volcichne a. 1197 (II, 79); Matechna filius Blasii a. 1284 (II, 46) u. a.

Sprachgebiets. Auch dem Alttschechischen[5]) ist er wohlvertraut; im Altpolnischen[6]) trifft man ihn gleichfalls an, und zuweilen findet sich derselbe Rufname solchen Typs in allen drei genannten Slawinen. Demgegenüber fehlt er in dem durchweg jüngeren bulgarischen Namengut der Darstellung von G. Weigand[7]), und er läßt sich auch in dem bei M. Moroškin[8]) exzerpierten älteren wlachobulgarischen Quellenmaterial nicht nachweisen.

Gegenwärtig scheint dieser Namentyp dem Serbokroatischen ungeläufig zu sein. Auch auf westslawischem Sprachgebiet erscheinen seine Grenzen beachtlich eingeengt. Es soll daher versucht werden, diesen Namentyp zu analysieren, um mögliche Gründe für sein Zurücktreten zu erwägen. Im Vordergrund der Untersuchung steht dabei das skr. Material, das hierfür besonders reichhaltig ist.

Man hat es bei den in Rede stehenden Personenbezeichnungen zweifellos mit Kurznamenformen zu tun. Es stehen zueinander Miloch (tsch. 1167, p. 12. Jh.) / Milochna (tsch. 1132, p. 13. Jh.); Radoch (tsch. 1088, p. 1210) / Radochna (tsch. 1102, p. 13. Jh.); Bolech (tsch. 1450) / Bolechna (tsch. 1052. 1145); Woich (p. 1293) / Vojihьna (skr. 1222); Milich (p. 1136) / Milihna (skr. 14. Jh.); Bratrech (p. 12. Jh.) / Bratohna (skr. 1222) usf. Am gemeinslawischen Charakter dieses Namentyps kann, wie das Material dartut, kaum gezweifelt werden. Auch die Zugehörigkeit der jeweils zuerst genannten Kurznamenform dieser Namenpaare zu alten zweistämmigen Vollnamen ist gesichert[9]). Nicht ganz aufgehellt dagegen ist das gegenseitige Verhältnis der beiden Kurznamentypen zueinander. Es fragt sich, sind die Formen vom Typ Bolechna, Vojihьna usw. im Verhältnis zu denen vom Typ Bolech, Woich sekundärer Art und wie sieht dann das er-

[5]) Vgl. F. Palacký, Popis staročeských osobních a křestných jmen (= Časopis Českého museum), Prag 1832, S. 60—69. M. Moroškin, Slavjanskij imenoslov ili sobranie slavjanskich ličnych imen, St. Peterburg 1867: Svatochna tsch. a. 1065; Lubochna tsch. 1049; Milachna tsch. 1031 u. a.

[6]) Vgl. W. Taszycki, Najdawniejsze polskie imiona osobowe, Krakau 1926, S. 49: Jarochna, Dobrochna, Milochna, Dobiechna u. a.

[7]) Die bulgarischen Rufnamen, ihre Herkunft, Kürzungen und Neubildungen (= XXVI. - XXIX. Jahresbericht des Instituts für rumän. Sprache), Leipzig 1921, S. 104—192.

[8]) Vgl. a.a.O.

[9]) Vgl. ebenso auch skr. Berihna / Berislav; Drьžihьna / Držislav, Držimir, Drživoj; Stanihna / Stanislav, Stanimir; Pridihna / Prědimir u. ä.

weiternde Formans (Erweiterungssuffix) aus, oder handelt es sich — was ersteres nicht ausschließt — um ein mit einer bestimmten Funktion versehenes komplexes Suffix.

F. Miklosich[10]) behandelt den Typ Drьžihьna, Bratohna bei den eingliedrigen Namen und sieht in deren charakteristischer Endung ein komponiertes Suffix mit adjektivischem -ьnъ / -ьna / -ьno als festem Bestandteil und variierendem -acha-, -icha-, -echa-, -ocha-, -ucha-. Auch W. Taszycki[11]) führt diese RN bei den mittels ch-Formans gebildeten Kurznamen auf und schreibt: „Niekiedy rozszerzano -ch innemi przyrostkami: Boże-ch-na, Dale-ch-na ... Przy-by+ch-na, Z-dzie+ch-na". Die unterschiedliche Graphik (-ch-na und -ch+na) des von ihm als identisch angesehenen Namentyps läßt wohl seine Ansicht vom kompositionellen Charakter dieses Suffixes erkennen, deutet indes aber auch dessen komplexen Charakter an. Erschwert wird die Gewinnung eines klaren Bildes aus Taszycki dadurch, daß er Namenformen wie Ciechna, Siechna, die offensichtlich dem gleichen Typ angehören, unter den durch -ьnъ / -ьna / -ьno erweiterten Kurznamenbildungen aufführt[12]) und diese in einem Atem mit Ratna (tsch. 1143, p. 12. Jh. Rathna), Trzebna (1136 Trebna) nennt, die er ausdrücklich als *rat-ьna, *trěb-ьna deutet, was natürlich für die ch-Bildungen nicht zutreffen kann, zumal auch Namenformen wie skr., r. Dragna (Miklosich 9, Moroškin 77), skr. Nikna (Miklosich 10), die allerdings nicht unbedingt altererbt zu sein brauchen, bewahrten Velar zeigen.

T. Maretić[12a]) setzt das in Frage stehende Suffix als komplexes -achъna, -echъna, -ichъna usw. an. Der vor -ch stehende Vokal ist jedoch in Wirklichkeit nicht suffixal, sondern setzt den Auslaut des ersten Gliedes der entsprechenden zweistämmigen Vollnamen fort, wie man aus dem Verhältnis Beri-slav / Beri-hna, Dobri-voje / Dobri-hna, Ljubo-mir / Ljubo-hna, Miro-slav / Miro-hьna u. a. m. ersehen kann.

Durchaus komplexen Charakter hatte dieses Kurznamensuffix zweifellos in späterer Zeit, als man mit seiner Hilfe kosende Ab-

[10]) Die Bildung der slavischen Personennamen S. 10.

[11]) A. a. O. S. 49.

[12]) A.a.O. 55. Vgl. auch Techna (tsch. 1088), Techno (r. 1351) bei Moroškin S. 195; und Sehno (skr.) bei Maretić, O narodnim imenima i prezimenima u Hrvata i Srba (= Rad Bd. 82), Zagreb 1886, S. 78. 150.

[12a]) A.a.O. 78 ff.

leitungen von nichtslawischen Wortstämmen und Namen zu bilden begann. Vgl. z. B. skr. Lovrehna (im 13.—14. Jh. als Lourechena, Lourechina belegt[13]), auf Grund von Lovre nach roman. Laure, Lauro, Laurus, Laurentius. Ebenso skr. Marihna (1076 Marichina filia, 1237 Petrus de Marichni)[14]) sowie Matehna[15]) zu Mate, Matija u. a. m. Diese Art von Neubildungen ist indes alt genug, um die Annahme einer schon früh erfolgten Herauslösung des genetisch komponierten Suffixes zu rechtfertigen mit dessen Hilfe sodann auch Hypokoristika zu den erst durch das Christentum verbreiteten Rufnamen hinzugebildet werden konnten. Auffällig bleibt, daß diese jüngeren Schöpfungen ebenso wie die in älteren lateinischen und kyrillischen Quellen des skr. Sprachbereichs bezeugten Belege mit ziemlicher Regelmäßigkeit ein vokalisches Element zwischen -ch- und -na schreiben; in den kyrillischen kann dies natürlich nur ъ sein, während die lateinischen, wie auch sonst, hierbei zwischen i und e schwanken. Innerhalb des westslawischen Materials findet sich nur ein einziger Beleg, der ein vokalisches Element zwischen -ch- und -na schreibt (p. Radochna als Radochena bezeugt)[16]). Dennoch ist man versucht, gegen die von Maretić vorgebrachten Suffixvarianten und die von uns daran vollzogene Korrektur, wonach die wechselnden vokalischen Qualitäten Stammauslaute darstellen, die russischen RN Prochnъ (Prochnъ Ivanovičъ Novgorodecъ)[17]) und Kolochnъ[18]) ins Feld zu führen, mit denen als maskulinen Formen sich askr. Ivahnь[19]) vergleichen läßt. Indes stehen diese Formen von serbokratischer Sicht her unter dem begründeten Verdacht, selbst Sekundärbildungen zu sein. Neben dem genannten Ivahnь (1354) liegt ein schon 1332 belegtes Ivahanь[20]), das mit Bělьhanь[21]) und Bratьhanь[22]) korrespondiert. Daß es sich bei diesen formalen Maskulina im Vergleich zu der Unzahl von Feminina zweifellos um Neuerungen (u. zw. mit dem Suffix -an-) handelt, geht schon aus dem Nebeneinander von

[13]) Vgl. Jireček, a.a.O. Bd. II, 42.

[14]) Vgl. Jireček, a.a.O. Bd. II, 45.

[15]) Vgl. Jireček, a.a.O. Bd. II, 46.

[16]) Vgl. Taszycki, a.a.O. S. 91.

[17], [18]) Vgl. Moroškin, a.a.O. S. 101.

[19]) Vgl. St. Novaković, Zakonski spomenici, Belgrad 1912, S. 315.

[20], [21]) Vgl. Miklosich, Mon. serb. S. 102. 33.

[22]) Vgl. Agramer Wb. s. v.

Bělьhanь : Bělьhanić[23]), mit Bewahrung des Suffixvokals in der Ableitung, gegenüber Prědihьna : Prědihьnić[24]) hervor. Somit ist von diesen ausgehend kein sicherer Aufschluß zu gewinnen.

Am nächsten stehen dem zu klärenden Bildungstyp die deminuierten Adjektiva von der Art skr. lägahan Fem. lägahna < *lьgъchъnъ, *lьgъchъna zu *lьgъkъ, skr. mèkahan < *mękъchъnъ zu *mękъkъ, skr. grùbahan, žìvahan, màlahan, mlädjahan, pünahan usw.; slowen. tènehen, nóvehen, živáhen usw. Nach A. Leskien[25]) ist bei diesen Bildungen ein Suffix -ъchъnъ anzusetzen, dessen erstes ъ (nach dem im Femininum usw. erfolgten Ausfall des zweiten ъ) im Serbokroatischen als a fest geworden sei. Ebenso hat Leskien[26]) darauf hingewiesen, daß vor dem Suffix -ahan der letzte Konsonant des Stammes zuweilen palatalisiert erscheint[27]). Daß diese Mouillierung vorwiegend die Dentalen betrifft und es sich hierbei um „eine Tatsache sekundärer Verteilung" handelt, hat A. Vaillant[28]) hervorgehoben. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Relation mlädjahan, sìćan (*sićahan) gegenüber tänahan, žìvahan in älterer Zeit keinesweg so klar ausgeprägt ist wie heute. Es finden sich im 17.—18. Jh. krätahan neben kräćahan (M. Divković, Stulli; Vuk); krötahan (17. Jh. und Stulli) neben krötćahan (Bella, Stulli); praznjahan, jadnjahan, krvavljahan (Stulli), màljahan (Habdelić, Daničić), mlädjahan, blèdjahan u. a. m. Diese deminuierte Adjektivkategorie ist im Serbokroatischen im Verlaufe der Entwicklung sichtbar auf einige wenige Wörter zusammengeschrumpft. Auch hierin offenbart sich zunächst eine Parallele zu dem in Rede stehenden Namentyp.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Palatalisation in kräćahan, praznjahan, màljahan, grùbljahan usw.[29]) als expressives Mittel im Dienste der Ausdrucksverstärkung

---

[23]) Vgl. St. Novaković, a.a.O. S. 315.

[24]) Vgl. Agramer Wb. s. v.

[25]) Grammatik der serbokroatischen Sprache, Bd. 1, Heidelberg 1914 S. 172.

[26]) A.a.O. S. 315.

[27]) F. Miklosich, Vgl. Gramm. der slav. Sprachen Bd. II, 287 spricht in diesem Zusammenhang von einem Suffix -ach-, neben dem -jach- stünde. Ebenso W. Vondrák, Vgl. Gramm. Bd. I, 635.

[28]) Mélanges linguistiques offerts à M. I. Vendryes, Paris 1925, S. 371 ff.

[29]) Das im Agramer Wb. bei diesen Adjektivformen gelegentlich vermerkte „nepouzdano" halte ich für unzureichend begründet.

zu werten ist, zumal dieser adjektivische Bildungstyp in semantischer Hinsicht einer affektgeladenen Kategorie angehört. Die Palatalisation trat natürlich nur bei den im Rahmen der Mouillierungskorrelation als paarig erscheinenden Konsonanten auf, ganz abgesehen davon, daß es sich dabei um einen räumlich und zeitlich ungleichmäßig zur Geltung gelangten Prozeß handelte. Die Annahme einer sekundären Konsonantenpalatalisation zum Zwecke der Ausdrucksverstärkung bedingt eine stellungsabhängige Variante des Suffixes -ъchъnъ in der Gestalt -ьchъnъ nach erfolgtem Wandel des ersten ъ zu ь; während umgekehrt die apriorische Setzung einer korrelativen Variante -ьchъnъ neben -ъchъnъ nicht dazu ausreicht, die vorliegende Moullierung des vor dem Suffix stehenden Konsonanten zu bewirken[30]). Mit den genannten skr. Adjektivbildungen auf -ъchъnъ bzw. mit dessen stellungsbedingter Variante -ьchъnъ vergleichen sich die ebenfalls adjektivischen russischen k- Erweiterungen gor'kóchon'kij, legóchon'kij, suchóchon'kij — blizëchonek, živëchonek, grubëchonek, pramëchonek, černëchonek, svetlëchon'kij, skorëchon'kij, svežëchon'kij u. zw. nicht bloß in morphologischer, sondern auch in semantischer Hinsicht[31]). Hält man noch atsch. malechno Adv. ‚ein wenig'[32]) daneben, so wird man dem in Rede stehenden Bildungstyp mit -ъchъnъ bzw. -ьchъnъ gemeinslawischen Charakter zugestehen müssen[33]). Die Verteilung der russ. Suffixvarianten ist fest: -chon (ek) < -ъchъn- steht nur nach auslautendem Velar; in allen übrigen Fällen erscheint -ëchon(ek) < -ьchъn-. Eine Beziehung zwischen dem deminuierten Adjektivtyp und dem genannten Kurz-

[30]) Unhaltbar ist die von T. Maretić, Gramatika i stilistika § 361 geäußerte Vermutung, der dentale Typ mlàdjahan, blèdjahan habe seinen Ausgang vom Komparativ mlàdji, blèdji genommen.

[31]) Zu der durch sie zum Ausdruck gebrachten Zärtlichkeit und verkleinernden Abschwächung vgl. Grammatika russk. jaz. hg. von Akad. d. Wiss. Bd. I § 604, Moskau 1953. Vgl. auch A. Belić, Zur Entwicklungsgeschichte der slavischen Deminutiv- und Amplifikativsuffixe (= Archiv für slav. Philologie Bd. 23,) S. 188.

[32]) Vgl. Gebauer, Slovník staročeský Bd. II, 305.

[33]) Vgl. St. Rospond, Studia nad językiem polskim XVI wieku, Breslau 1949, S. 133 ff., wonach Bildungen wie apo. dopieruchno, tyluchno, predziuchno im 16. Jh. zur Charakteristik der poln. Umgangssprache gehörten. Vgl. E. F. Karskij, Belorusy. Jazyk belorusskogo naroda Bd. II Moskau 1956, S. 37 „Suffix -uchna dient zur Bildung von Zärtlichkeitsformen: babuchna, matuchna" u. a.

namentyp scheint in einem Falle wie skr. KN Miljahna: Adj. Fem. miljahna und skr. KN Dobrihna, Dobrohna : p. Adj. Mask. dobruchny, dobrzuchny[34]) (mit Palatalisation) klar gegeben zu sein, mag das an zweiter Stelle genannte Verhältnis auch sekundär sein. Daß Adjektive vom Typ skr. miljahna Fem. dazu neigten, zu hypokoristischen Kurznamen aufzurücken, läßt sich besonders durch deren funktionellen Gebrauch glaubhaft machen[35]). An der morphologischen und der funktionell-semantischen Übereinstimmung dieser Adjektive mit den KN Dobrohna, Miljahna, Milihna usw. sowie mit den Hypokoristika p. ciotuchna, córuchna, baziuchna, wruss. bratuchna, smertuchna-matuchna, babuchna u. a. kann kaum gezweifelt werden. Auf diese Weise aber konnten die Namenpaare Bolech / Bolechna, Miloch / Milochna, Woich / Vojihьna usw., die zu alten zweigliedrigen Vollnamen gehören, aus dem Bereich der deminuierten Adjektiva eine Bereicherung erfahren, denen sie morphologisch und funktionell-semantisch nahestanden[35a]). Diese Ansicht scheint indirekt auch durch die Tatsache bestätigt zu werden, daß sowohl die so gearteten Kurznamen als auch die genannten Adjektive und Adverbien im Westslawischen als lebendige Kategorie außer Gebrauch gerieten; sie sind es gewiß auch im Serbokroatischen nicht mehr, obgleich die Belege hierfür bis ins 17. Jh. hinein zahlreich sind.

Die alten KN vom Typ Bratohna, Miljahna wurden ursprünglich beiden Geschlechtern beigelegt. Taszycki nennt von zwölf Personen diesen Namenstyps zwei weibliche[36]). In den skr. Quellen überwiegen die als Maskulina bezeugten Personen dieses Namens. Dabei ist natürlich in Rechnung zu stellen, daß Frauen in

---

[34]) Das Polnische bevorzugt in derlei Bildungen den Vokal -u-, vgl. W. Vondrák, a. a. O. § 642. Mundartlich begegnet man -u- auch im Skr. vgl. F. S. Krauss, Smailagić Meho. Pjesan naših muhamedovaca, Dubrovnik 1886 S. 32 „Osman skoči na noge laguhne".

[35]) Vgl. z. B. Agramer Wb. s. v. miljahna: „Ja sam tvoja grličica, lipa, miljahna družica"; „A kad jutro tamu razagnalo i miljano (= miljahno) ustalo sunašce" (B. Radičević).

[35a]) Zur Verwendung von Adjektiven als RN vgl. Lépa für Leposava; ebenso Miklosich, Mon. serb. S. 12 und die dort genannten Vlasi wie Mikъ (rumän. mic ‚klein'), Bukurь (alb. bucur ‚schön') u. ä.

[36]) Ganz irreführend ist das genannte Namensverzeichnis von F. Palacký, der sämtliche Namen dieser Art als Feminina vermerkt.

Urkunden seltener genannt werden. Trotzdem scheint gerade die Motion als eine Ursache für das Zurücktreten dieses Namentyps.

Ob ein bezeugter Name einem männlichen oder einem weiblichen Träger eignet, läßt sich gewiß in den meisten Fällen aus der vielleicht noch vertrauten Namensform erkennen; doch kann die gegenwärtige Form auch mit deren historischer Entsprechung hinsichtlich der Geschlechtigkeit des Namensträgers in Widerspruch stehen. So ist der skr. RN M i l j a h n a als männlicher und als weiblicher bezeugt[37]). Das diesem Namen zur Seite stehende Adjektiv (Mask. m i l j a h a n) Fem. m i l j a h n a begünstigte dessen Festlegung auf das Femininum. Und wie im Adjektiv, so kann auch im RN das h schwinden[38]), so daß er schließlich M i l j a n a lautet (vgl. Vuk Wb.). Ebenso verhält es sich mit dem skr. RN M i o h n a, der an sich keinen sicheren Schluß über das Geschlecht seines Trägers gestattet[39]). In der Form M i l n a < *M i l ь h ь n a, mit Unterlassung des Wandels von silbenschließendem l und Verlust des h ist er nur auf ein Femininum zu beziehen[40]). Gleiches gilt auch für das mit ihm dem Ursprung nach identische M i o n a.

Mit dem Verlust des h in weiten Teilen des Štokavischen ist ein weiteres, rein lautliches Moment genannt, daß beim Zurückweichen dieses Kurznamentyps im Serbokroatischen mit im Spiele war. Es ist gleichbedeutend mit dem Verlust des diesen Namentyp charakterisierenden Elements. Das Kriterium des h-Verlusts kann sogar einem und demselben Helden des Volksliedes eine zweifache Namensform dieser Art zukommen lassen. So liest man bei Vuk[41]) „za njime M i n a vojevoda", und der gleiche Held, Mina od Kostura, begegnet anderwärts als M i h n a[42]). Daß noch andere, vielleicht entschieden wesentlichere, außersprachliche Gründe mitgespielt haben mögen, läßt sich wohl kaum von der Hand weisen. Doch diesen nachzuspüren, erscheint uns sehr vage.

---

[37]) Vgl. S t. N o v a k o v i ć, Srpski pomenici XV—XVIII veka. (= Glasnik Bd. 42) S. 81.

[38]) Zu dem zeitlich und räumlich ungleichmäßig vor sich gehenden Prozeß des h-Verlusts in weiten Bereichen des Štokavischen, der sich vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jhs. verfolgen läßt, vgl. A. B e l i ć, Srpski jezik. Fonetika. (Vorlesungen), Belgrad o. J. S. 153.

[39]) Vgl. Agramer Wb. s. v.

[40]) Vgl. Agramer Wb. Bd. 6, S. 677.

[41]) Narodne pjesme Bd. 4 S. 347.

[42]) Vgl. Agramer Wb. Bd. 6 S. 649.

Hier sei noch auf einige handgreifliche Erscheinungen in diesem Zusammenhang verwiesen. Der RN Milihьna ist in der durch h-Verlust bedingten Form *Milina nicht mehr zu belegen, was wohl durch das Appellativ skr. milìna ‚Wonne, Wollust', mit dem er homonym wurde, mitbedingt sein dürfte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das nach dem h-Verlust in anderer Lautgestalt auftretende Suffix mitunter mit einem schon vorhandenen Suffix anderer Genesis homonym wurde. Es ist nicht vollends auszumachen, ob ein Dobrona, Bratona identisch mit Dobro(hь)na, Brato-(hь)na ist, da daneben auch Dobronja, Bratonja steht. Daß eine Bereicherung gewisser schon vorhandener Suffixe auf diese Weise erfolgte, steht außer Zweifel. In diesem Zusammenhang sind auch die Patronymika vom Typ Milonović zu *Milona < Milohьna zu berücksichtigen.

So sind die beteiligten Kräfte, die zum Zurückweichen des gemeinslawischen Kurznamentyps Drьžihьna, Bratohna im Serbokroatischen führten, mehrschichtig. Das Serbokroatische, das im Bereich der Personennamen Uraltes bewahrt hat, läßt hierbei einen Namentyp fallen, der — wohl unter anderem — auch aus innersprachlichen Gründen ins Wanken geraten war.

Die Bezeichnungen der Ente im Serbokroatischen

Von † PETAR SKOK (Agram)

In der skr. Volkssprache besteht keine Einheitlichkeit in der Bezeichnung der Ente. Das aus dem Indogermanischen stammende ù t v a f. (Vuk) begegnet in den Volksliedern und Volkserzählungen und ist in der Regel mit den schmückenden Beiwörtern zlatokrila oder šestokrila versehen[1]). In der Volkssprache lebt es auf einem schmalen Streifen im Südwesten des Sprachgebiets, u. zw. in der Herzegowina (Vodopić, unzureichend bezeugt), in Rijeka (Ombla) und Gruž bei Ragusa sowie in den Dörfern Ošlje und Topolo. Ù t v a zeichnet sich als gewandter Taucher aus. Das Wort ermöglicht keine

[1]) Vgl. Broz-Iveković, Hrvatski rječnik Bd. II S. 676. Zur Verwandtschaft vgl. Walde-Pokorny, Vgl. Wb. der idg. Sprachen, Bd. I S. 60; ursl. ǫty G. otъve ist ein ū-Stamm, wozu die idg. Parallelen fehlen. Zum fem. Genus, das in gleicher Weise für das Männchen wie für das Weibchen steht, vgl. gǫsь f. und kokošь.

grammatische Unterscheidung zwischen dem Weibchen und dem Männchen.

In der Schriftsprache beider Varianten (Belgrad und Agram) ist ù t v a durch p á t a k G. p á t k a m. neben p à t k a f. ersetzt[2]). Diese Bezeichnung trifft man auch im Bulgarischen an, das ù t v a aus aksl. ǫ t y G. ǫ t ъ v e nicht kennt. Skr. p á t a k m. neben p à t k a f. gehört dem Štokavischen an und ist dank der Sprache Vuks die übliche Bezeichnung für Ente in der gegenwärtigen Umgangssprache. Indes sind diese Wörter nicht der einzige Ersatz für das altererbte ù t v a. Es gibt noch mehrere Ersatzwörter. Im Kajkavischen (Slowenisch und Kroatisch) begegnet r ā c à k m. G. r á c k a (akzentuiert nach der Ma Jurkovo Selo in Žumberak) neben r à c m a n m. (zu dem merkwürdigen Suffix -m a n[3]) vgl. p û r m a n m. ‚Truthahn' neben p ü r a f. ‚Truthenne' und d i t m a n m. ‚Jüngling' zu d ě t ę ‚Kind') und neben r à c a f., wodurch „Enterich" und „Ente" klar geschieden sind[4]). Auf serbischem Gebiet (Kosovo-Metohija, Niš, Vranje) hört man zudem š o t ā n m. G. š o t à n a neben š ò t k a f.[5]). Diese drei Ersatzwörter gestatten eine genaue Unterscheidung zwischen den Geschlechtern mit Hilfe der Motionssuffixe - ъ k m., - ъ k a f. bzw. - ā n in kajk. p u r ā n . Darin besteht der Vorzug dieser Bezeichnungen gegenüber der aus dem Urslawischen stammenden (ù t v a). In der Geflügelwirtschaft ist diese Differenzierung von besonderer Wichtigkeit (vgl. g ú s a k m. — g ù s k a f. ‚Gänserich — Gans'; p i j è t a o m. G. p i j è t l a neben k ò k o t m. und (h) ò r o z — k ò k o š f. ‚Hahn — Henne'). Die Bezeichnung für Henne skr. k ò k o š f. stand ursprünglich gleichfalls für beide Tiere, ebenso wie ù t v a , wie die Entlehnungen madj. k a k a s , alb. k o k o s h , rumän. c o c o ş ausweisen. Die maskulinen Bildungen widerspiegeln lebhaft das Bedürfnis nach Unterscheidung, wobei man sogar zu einem osmanischen Lehnwort (h ò r o z aus pers. c h o r u z) Zuflucht nahm.

[2]) Rječnik JAZU, Bd. IX S. 697; H i r z , Aves S. 316—24. M l a d e n o v , Etimologičeski i pravopisen rečnik na bъlgarskija ezik S. 414 denkt an einen Zusammenhang mit vorslaw. p ъ t - : p t i c a , p t a k.

[3]) Dieses Suffix hat natürlich mit dt. Mann nichts zu schaffen. Meiner Ansicht nach ist es von hypok. skr. Bildungen wie B u d m a n : B u d i m i r , V u k m a n : V u k o m i r usw. verschleppt.

[4]) Vgl. Rječnik JAZU Bd. XII S. 845 ff. die Angaben über das Vorkommen. Der Akzent, die Quantität sowie das Suffix variieren: r á č a k G. r á č k a neben r à č ā k G. r a č á k a ; r à č ā k G. r à č a k a.

[5]) G. E l e z o v i ć , Rečnik kosovsko-metohijskog dijalekta Bd. II S. 484; H i r z , Aves (Ptice) S. 473. 488; G. M e y e r , Alb. EW S. 413; N. J o k l , Untersuchungen S. 301. 310.

Die genannten Ersatzwörter sind nur dem Motionssuffix nach serbokroatisch. Die Stämme p a t - und š o t - begegnen auch anderwärts, selbst in nichtindogermanischen Sprachen.

Mit dem slawischen Motionssuffix - ъ k (bulg. - o k) und - a k sowie bulg. - ъ r, - o r kommt das erste als Lehnwort im Mazedorumänischen vor p a t a c, p a t o c, p a t a r o c m. „Enterich" und p a t - c ă [6]). Das Bulg. kennt eine ganze Reihe deminutiver Bildungen wie p á t i č k a, p a t o č e, p a t a r ó č e, p á t e n c e; im Alb. p a t á k und p a t ó k; wogegen alb. p a t ë (aus mazedorum. p a t ă) auch die Gans bezeichnet. Im Türkischen, Persischen etc. heißt b a t auch „Gans". Skr. p á t a k m., p à t k a f. ist daher ein Balkanwort[7]). Auf westromanischem Gebiet kommt es auch vor friaul. p a t o n e „Wildente, anas Boschas"[8]), sp., port. p a t o „Ente"[9]). Es ist daher anzunehmen, daß die Wurzel dem balkanischen Substrat angehört.

Bezüglich des Substrats ist dasselbe für r á c a k m. und r à c a f. zu sagen. Dieses Wort ist im Norden des Balkans ziemlich verbreitet. Das triestinische r a t s a „Ente" ist wohl ein Lehnwort aus der Sprache der um Triest lebenden Slowenen. Es kommt aber auch bei den Rumänen als r a ţ ă [10]) und bei den Ungarn als r é c z a vor[11]). Die rum. und madj. Form legen die Vermutung nahe, daß die Bezeichnung r a c a sowohl im Pannonischslawischen als auch im Dakoslawischen noch vor der ungarischen Landnahme vorhanden war. Für die Etymologie des Wortes ist es nun ungemein wichtig zu erfahren, daß r a c a auch im Albanischen weiterlebt, u. zw. mit dem Übergang a zu o, woraus zu schließen ist, daß es keine Entlehnung aus dem Südslawischen sein kann: r o s ë [12]) deckt sich diesbezüglich mit den alten alb. Entlehnungen aus dem Lateinischen, die in die Periode der römischen Besetzung des Landes fallen. Vgl.

---

[6]) P a s c u, Dictionnaire étym. macédo-roumain, Bd. I, S. 198, wo eigentlich die Ansicht G. M e y e r s, a.a.O. 324 wiederholt wird. Ngriech. p á p p i a erscheint in meglenorum. p a p i e „canard". Statt p à t k a wird mazedorum. auch p a p k a gesprochen; p für t erklärt sich aus der Kreuzung mit p a p i e.

[7]) G. M e y e r, a.a.O. 324.

[8]) P i r o n a, Dizionario friulano, 2. Aufl. S. 856.

[9]) M e y e r - L ü b k e, REW 3. Aufl. Nr. 6301; R o h l f s, Ztschr. f. vgl. Spr. Bd. 49, S. 103 ff.; vgl. auch Idg. Jahrb. Bd. 12, S. 145; K o r s c h, ASP Bd. IX, S. 488; Rječnik JAZU Bd. XII, S. 846.

[10]) T i k t i n, Rumän.-deutsches Wb., S. 1308.

[11]) Der Übergang a > e im Madjarischen gemahnt an den Übergang von lat. - i a - > - e - in p a t r i a r c h a zu čakav. p o d r e k a (Istrien). Vgl. meinen Artikel über a für ě im Skr. in Južn. filolog Bd. XII, S. 96—100.

[12]) G. M e y e r, a.a.O. 368.

nämlich alb. m o k ë r ë „Mühlstein" aus lat. m ā c h i n a. Dieser Umstand, der für die Etymologie ausschlaggebend ist, ist Š t r e k e l j [13]) entgangen. Er hat als Grundlage des kajk. r a c a die venez. pejorative Ableitung a n a r a z z a vorgeschlagen, eine - a c e u s Bildung von it. a n i t r a , lat. a n a s G. a n a t i s [14]). Diese Etymologie stimmt semasiologisch vorzüglich, erklärt aber nicht den Schwund der Anlautsilbe a n a - im Skr., Madj., Rumän und Alb., ganz abgesehen davon, daß sie der Albanologie nicht Rechnung trägt.

Bevor ich meine Ansicht über den Ursprung von r a c a äußere, will ich den vierten skr. Ersatz für ŭ t v a zur Sprache bringen. Die Serben und Kroaten besitzen nämlich auch eine eigene Neubildung für die Ente, die von der Vorstellung ausgeht, daß sie ein schwimmender Vogel ist. Nach V u k wird in Niš und Umgebung, in Homolje, Šumadija, in Kragujevac, sodann bei den Ragusanern Vetranić und Ranjina anstelle von p ȁ t k a p l ô v k a (p l o v u š a) gesprochen. Davon Dem. p l o v č e (Zaplanje, Leskovac), auf der Insel Rava (Zadarer Archipelag); mit dem Suffix - a č a erscheint p l o v a - č a „Wildente"; in der Ma der Umgebung von Belgrad mit dem osman. Suffix für die Nomina agentis - d ž i j a p l o v d ž i j a. Schwach ist die Ableitung mit - a č i c a p l o v a č i c a belegt. Die Ente heißt demnach die Schwimmerin schlechthin. Diese neue Bezeichnung begegnet nur auf einem kleinen Gebiet[15]). Dennoch gestattet sie eine genaue Unterscheidung zwischen Männchen und Weibchen (p l o v a k m. und p l o v a n m. (Matevac, Svilajnac).

Diese Neubenennung läßt den Gedanken auftauchen, daß r a c a wie alb. r o s ë von lat. r a t i s f. (als i-Stamm ist ein Übergang zu den i a - Stämmen leicht möglich) * r a t i a „Floß; Kahn, Barke, Schiff" herkommt, vgl. noch die - a r i u s Bildung davon r a t a r i u s „Floßführer", a r s r a t a r i a (CIL XIII, 2033). * r a t i a f.[16]) besteht im Skr. als Toponym R a č a [17]), welches Ansiedlungen an den Ufern größerer Wasserläufe bezeichnet. Hierher gehört auch das bulg. Donautoponym A r c e r , schon latein. R a t i a r i a [18]). Danach wäre

[13]) Denkschr. d. Wiener Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Bd. 50, S. 50.

[14]) M e y e r - L ü b k e , REW Nr. 439. Venez. a bleibt im Alb. unverändert.

[15]) Rječnik JAZU Bd. X S. 88; H i r z , Aves S. 353; H i r z , Rječnik peradarstva, Belgrad 1934.

[16]) Balkanlat. t̨ wird skr. zu č oder c : s t a t i o n e > s t a č u n (Dalmatien), r a t i o n e > račun „Rechnung".

[17]) Rječnik JAZU Bd. XII S. 847 ff.

[18]) Vgl. P a u l y - W i s s o w a , Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft, 2. Reihe, 1. Halbbd. 261.

r a c a eine metaphorische Bezeichnung[19]). Die Wurzel p a t - in p á - t a k u. a. wird allgemein als Onomatopöie, als Lockruf gedeutet, vgl. im Kalmükischen b a b i s als Lockruf für Enten und die neugriech. Bezeichnung p á p p i a f., Dem. p a p p á k i n. „canneton" neben dem aus dem Idg. stammenden n ē s s a (vgl. Anm. 1). Š o t k a erscheint noch im Alb., u. zw. als s h a t î m. (Djakovica) „Enterich" gebildet mit dem lat. Suffix - ī n u s , das zu alb. - î wird (vgl. den Flußnamen S h k u m b i lat. S c a m p i n u s vom Stadtnamen S c a m p a), neben alb. s h o t ë f., beides bei den Gegen, nicht toskisch, wo r o s ë herrscht. Auch dieses Wort ist aus dem Lockruf für Enten hervorgegangen. Š o t ist nämlich für das Gebiet Kosovo-Metohija von G. E l e z o v i ć nachgewiesen (vgl. Anm. 5).

P a t - lebt bei den Balkanslawen in sehr beschränktem Ausmaß. Die üblichen Lockrufe für Enten sind bei den Serbokroaten l ȉ g a - l ȉ g a (so kajkavisch), b ȉ l - b ȉ l (in Slawonien), v ȉ l i - v ȉ l i (Kosovo-Metohija). Vgl. hierzu auch die Lockrufbezeichnungen l i g a n m., l i g a f. sowie Dem. l ȉ g i c a ; v ȋ l č e n. Dem. (Kosovo)[20]).

Für ù t v a gibt es noch einige Ersatzwörter; diese lassen sich aber nicht ohne weiteres deuten. Hierher gehört r i č a k m. G. r i č k a erschlossen als „mas anatis boschados", r i č k a = r i d j k a f. [21]). Aus einem nichtbelegten Femininum *r i š k a ist möglicherweise bei den mohammedanischen Mrkovići (Mrkojevići) in der Crmnica ein r i g a „Ente" entstanden[22]). Doch ist die Angabe V o d o p i ć s , daß anstelle von r i č a k s l j e z gesagt wird, sehr merkwürdig. Dieses s l j e z kann mit den bei Hirz verzeichneten Benennungen s l e z e n m.[23]), s l e z i n j a k m. — s l e z e n k a f., s l e z i n k a f., s l e z e n a č a f. für ù t v a zusammenhängen. Ich denke an s l j e z „malva". Nach der Farbe dieser Pflanze sind vielleicht diese Benen-

[19]) Vgl. die metaphorische Benennung b e r e t u š a , die in Dalmatien gesprochen wird. Ähnlich p ä t k a g r i v n a (Dalmatien) bei H i r z , Aves S. 324.

[20]) G. E l e z o v i ć , a.a.O. S. 81.

[21]) H i r z , Aves, S. 416.

[22]) Da der Lockruf l ȉ g a - l ȉ g a auch in den Varianten l ȉ b a - l ȉ b a und l ȉ l a - l ȉ l a vorkommt, dazu in der kürzeren Form l i , l i b und l i g , wie aus den Angaben von H i r z , Rječnik peradarstva S. 120 ff. hervorgeht, und da diese Lockrufe auch in den Benennungen für Ente Verwendung fanden (s. bei H i r z l i b a f. l i b i c a , l i g a , l i l a u. a.) könnte man annehmen, daß r i g a in Mrkovići eine Variante von l i g a darstelle und daß es mit r i č a k nichts zu tun habe. In schallnachahmenden Bildungen kann r statt l stehen.

[23]) Vgl. M. V a s m e r , Russ. EW Bd. 2 S. 605 r. s é l e z e n' G. s é l e z n'a „Enterich", doch ohne südsl. Entsprechungen.

nungen gebildet. Bei r i č a k denke ich dagegen an deutsch R ä t s c h m., R ä t s c h e n t e (in der Jägersprache) vgl. G r i m m, DWb VIII, 190 ff.

Nach diesen Ausführungen kann die prinzipielle Frage nach der Ursache des Schwundes von altererbtem ù t v a aus der skr. Umgangssprache gestellt werden. Die Antwort darauf haben die besprochenen Ersatzwörter zum Teil schon gegeben. Die Bezeichnung ù t v a ist ohne Zweifel urslawisch und war ursprünglich wohl allen Slawen vertraut, wie dies sein Vorkommen an der Peripherie der Slawinen wahrscheinlich macht. Bezeugt ist es in nsorb. h u ś e, v u ś e und in allen ostslaw. Dialekten[24]), r. u t k a f. u t ë n o k m.; ukr. u t'a, v u t'a, u t k a, u t o v'. Mit Ausnahme von ukr. u t o v' ist überall der alte Stamm aufgegeben, wodurch die Unterscheidung von Männchen und Weibchen mit Hilfe von Motionssuffixen ermöglicht wurde. Im Polnischen und Tschechischen ist das Erbwort ohne jede Spur verschwunden. Die Motion ist mithin der Grund für das Auftreten der so zahlreichen Ersatzwörter im Skr., zu denen sich u. a. auch noch b e r e t u š a (in Dalmatien) gesellt. Es gehört zu it. b e r e t t a „Mütze" und ist eine metaphorische Bezeichnung, die auf den Schopf mancher Tiere anspielt. Die Geflügelzucht (vgl. E b e r t, Reallexikon d. Vorgeschichte Bd. 3,98 s. v.) verlangte nach einer genauen Unterscheidung zwischen Männchen und Weibchen. Dies wurde durch die Aufgabe des alten ū-stämmigen Erbwortes und dessen Ersetzung durch die Neubildungen bzw. Entlehnungen erreicht.

Mickiewicz bei den Slowaken

Von DMITRIJ TSCHIŽEWSKIJ (Heidelberg)

1.

Der Einfluß Mickiewiczs auf die slowakische Literatur wurde in den Arbeiten W. Bobeks behandelt[1]). 1955 erschien eine Bibliographie der slowakischen „Mickiewicziana" von Josef Bánsky[2]), die neben 220 Nrn. (Übersetzungen und Aufsätze) ein kurzes, aber in-

[24]) Vgl. M. V a s m e r, Russ. EW Bd. 3 S. 193.

[1]) W. B o b e k: Mickiewicz w literaturze słowackiej. „Bratislava" V 1931, 2, S. 195—253; auch im Buch B o b e k s Slovensko a slovanstvo. Turč. sv. Martin, 1936 abgedruckt. Ergänzungen dazu von demselben Verf. in „Sborník Matice Slovenskej" IX 1932, 1—4; „Kultura" V, 1933,2 und „Slovenské Pohl'ady" 1933,5.

[2]) Josef B á n s k y: Slovenská Mickiewicziána. Preßburg 1955.

haltsreiches Nachwort enthält. Zu beachten ist es, daß in der Bibliographie Bánskys oft mehrere einzelne Übersetzungen unter derselben Nr. vereinigt sind: so unter der Nr. 89—12, unter der Nr. 220 gar 17 usf. Wenn man über diese Frage noch schreiben will, so wird man am wenigsten bestrebt sein, die Bibliographie Bánskys zu ergänzen oder alle eingehend von Bobek behandelten Probleme von neuem aufzurollen. Ich will nur auf einige grundsätzliche Fragen näher eingehen und auf zwei Fälle hinweisen, in denen der Einfluß Mickiewiczs noch nicht beleuchtet ist.

Ich will keinesfalls das Verdienst Bobeks schmälern, wenn ich darauf hinweise, daß seine meist gut unterbauten Feststellungen oft doch zu weit gehen. Viele von seinen Hinweisen kann man nur als Hinweise auf Ähnlichkeiten der slowakischen romantischen Dichtung mit den poetischen Werken Mickiewiczs ansehen. In vielen Fällen wirkte Mickiewiczs Dichtung nicht unmittelbar, sondern z. B. durch die Vermittlung K. H. Máchas, der von den slowakischen Romantikern hoch geschätzt wurde und der vielfach dem Einfluß Mickiewiczs unterlag[3]). Anderswo kann man an den Stellen, die Bobek als von Mickiewicz abhängig bezeichnet, nur Reminiszenzen aus Goethe, Schiller, Byron, Niemcewicz oder Petőfi feststellen. Fraglich ist der Einfluß Mickiewiczs auch dann, wenn das slowakische Gedicht, das angeblich von Mickiewicz beeinflußt ist, eine ganz andere Tendenz und Stimmung als die bei Mickiewicz vorliegende hat. In vielen Fällen haben wir es nicht mit einem genetischen Zusammenhang zwischen der Dichtung Mickiewiczs und der slowakischen Romantiker, sondern mit „Konvergenzen" zu tun: und die Gleichheit oder Verwandtschaft der Weltanschauung macht solche Konvergenzen durchaus verständlich.

Immerhin ist der Ertrag der Forschungen Bobeks keinesfalls gering. Er sammelte zunächst alle Hinweise auf die Bekanntschaft der jungen slowakischen Dichter mit Mickiewiczs Dichtung, die Hinweise auf das Abschreiben der Gedichte Mickiewiczs (bereits in den J. 1833—41 befanden sich in den Händen der slowakischen Jugend mehrere solche Abschriften). Dann kann er feststellen, daß die Gedichte Mickiewiczs in den literarischen Zirkeln (so in der „Spoločnost'" am Preßburger Lyzeum) zum Gegenstand literarischer und philosophischer Diskussionen wurden, daß manche Dichter jener

[3]) Vgl. M. Szyjkowski: Polski romantyzm w czeskiem życiu duchovnem. Posen 1947.

Zeit ihre Gedichte Mickiewicz widmeten. Besondere Beachtung verdient ein Vortrag von P. Z. Kellner-Hostinský in der „Spoločnost'", in welchem die „Oda do młodości" Mickiewiczs eine enthusiastische Bewertung gefunden hat wie nicht einmal auf „polnischem Boden". Schon ein Vertreter der älteren romantischen Generation, Karol Kuzmány, behandelt die Dichtungstheorie an Hand der Werke Mickiewiczs (Almanach „Hronka" III 1838)[4]).

Besonderen Eindruck machte eben die „Oda do młodości". Einige slowakische Romantiker schrieben Gedichte, in denen der Einfluß der „Ode" ganz klar hervortritt. Das sind vor allem die Gedichte „Mladeži" von A. H. Škultéty (1840), „Mladeži" von S. B. Hroboň (1847), „Spev" von P. Dobšinský (1847), „Pieseň mladosti" von J. Botto (1847)[5]).

Es ist verständlich, daß der Einfluß der Balladen Mickiewiczs schwächer ist: Dichter, die in ihrem eigenen Volk reiche Schätze des Volksliedes besaßen, brauchten die Sujets für ihre Balladen nicht aus der polnischen Folklore zu entlehnen. Auch die formale Seite der slowakischen Balladen hängt zu stark mit dem slowakischen Volkslied zusammen. Doch kann man in den Sujets oder wichtigen Motiven einzelner Balladen der Slowaken so starke Ähnlichkeiten mit den Balladen Mickiewiczs finden, daß man mit vollem Recht von einem Einfluß Mickiewiczs sprechen darf. Reminiszenzen aus den Balladen Mickiewiczs stellt B o b e k mit Recht fest bei K. Kuzmány („Lučatinská vila" 1838), Jan Botto („Žltá lalija" 1849 und „Križné cesty" 1858), D. Bachat-Dumý („L'alia" 1865) und in einer frühen Ballade L'. Štúrs „Pohreb" (1837)[6]). — Stark ist auch der Einfluß von „Konrad Wallenrod". Neben manchen Anklängen an das Poem Mickiewiczs bei J. M. Hurban („Svatopluk" 1843) kommt dieser Einfluß viel deutlicher zum Vorschein in den Werken von L. Žello („Pad Miliducha", 1861), B. Nosák-Nezabudov („Kamzík", erst 1871 bis 1873 veröffentlicht). Nur kompositionell spiegelt sich „Konrad

[4]) B o b e k, 198 ff., 200 ff., 242; auch M. P i š ú t: Počiatky básnickej školy Štúrovej. Preßburg 1938, S. 46, 159, über Kuzmány ebendort S. 57, 61, 69, 71, 87, 221.

[5]) B o b e k, 205—212, P i š ú t, 109, 112, vgl. noch J. V l č e k: Dejiny literátúry slovenskej. Turč. sv. Martin 1933, S. 189.

[6]) Über die Balladen s. B o b e k, 213—222; die Parallelen, die B o b e k anführt, sind wenig überzeugend. Vgl. St. K r č m é r y: Stopädesiat rokov slovenskej literatúry. Turč. sv. Martin 1943, I, 164.

Wallenrod" in den Epen L'. Štúrs („Matúš", geschrieben vor 1846, „Svatoboj" — vor 1852)[7]).

Viel schwächer waren die Anklänge an „Pan Tadeusz" und „Dziady". Das erklärt sich im ersteren Fall durch das völlig andersartige soziale Milieu der slowakischen Dichter, und im zweiten Falle durch ihre ablehnende Einstellung zu der „subjektiven Poesie" und zum „byronistischen revolutionären Geist". Trotzdem entlehnt B. Nosák-Nezabudov in seinem erwähnten epischen Poem manche einzelne Episode aus dem „Pan Tadeusz" (der slowakische Wald und seine Tiere, die slowakische Mahlzeit, das Gastmahl beim König Matthias sind z. T. einfach Übersetzungen der thematisch ähnlichen Szenen aus dem „Pan Tadeusz" (der litauische Wald, „Matecznik", der polnische „bigos", das Gastmahl in Soplicowo sind hier die Vorbilder). Auch die historischen Novellen von J. M. Hurban und J. Kalinčiak ahmen gelegentlich einzelne Szenen aus dem Epos Mickiewiczs nach[8]). Noch schwächer sind die Einflüsse von „Dziady": man findet sie nur bei J. Kalinčiak („Moja mladosť" 1847), in dem subjektivistischen Werk der slowakischen Romantik „Marina" von O. Sladkovič (1846) und den Dichtungsfragmenten des früh verstorbenen M. Dohnány, der im Wahnsinn endete. Später merkt man den Einfluß von „Dziady" in einem Dohnánys tragischem Schicksal gewidmeten Gedicht von W. Pauliny-Tóth (erschienen erst 1877) und in einem Gedicht J. Bottos („Prvý sen", erschienen erst 1872): hier kann man vor allem Anklänge an die „Improvisation" aus den „Dziady" finden. Es ist kein Zufall, daß alle diese Werke irgendwie in Opposition zu der Grundlinie der slowakischen weichen und milden Romantik stehen[9]).

Am schwächsten scheint der Einfluß der „Księgi narodu i pielgrzymstwa polskiego" gewesen zu sein. Vielleicht schrieb nur Dohnány seine „Iskry slovenské" unter einem gewissen Einfluß dieses Werkes: er schreibt einen biblischen Stil wie Mickiewicz, und die

[7]) Bobek, 222—237, auch hier ist vieles übertrieben.

[8]) Vgl. neben Bobek, 235—7, noch Vlček, S. 203. Es ist allerdings möglich, daß manche Parallelen durch den Einfluß Walter Scotts auf „Pan Tadeusz" und auf seine vermeintlichen Nachahmungen der slowakischen Dichter zu erklären sind. Ich bringe im Text dieses Aufsatzes nur den Stoff, den ich nach Durchprüfung für gut begründet halte.

[9]) Bobek 237—244, vgl. noch Krčméry, 161 f. In dem handschriftlichen Nachlaß Kellner-Hostinských (Turč. sv. Martin, Museum) fand ich auch einige Bemerkungen über Mickiewicz, worüber an einem anderen Ort berichtet wird.

Hauptgestalt der „Iskry", die erst 1860 erschienen sind, ist ein Pilger, der die „Auferstehung der Sklaven" prophezeit. Kein Wunder, daß die messianistischen Ideen der „Księgi" so wenig Anklang gefunden haben: die Lage und die Politik der Slowaken war von denen der Polen grundverschieden[10]).

Natürlich gab es mehrere Übersetzungen einzelner Gedichte; Bánsky zählt bis in die siebziger Jahre 23 Nrn. auf. Aber die Übersetzungen kann man nicht immer als Zeugnis für den literarischen Einfluß werten. Und wir werden uns daher hier mit den Übersetzungen nicht beschäftigen[11]).

2.

Viel wichtiger ist es, mindestens kurz auf die beiden bis jetzt unbeachteten Probleme einzugehen: den Einfluß Mickiewiczs auf ein politisches Werk des Vaters der slowakischen Wiedergeburt, L'. Štúr, und auf die Dichtung des ursprünglichsten slowakischen romantischen Dichters, Janko Král'. Diese beiden Fragen sind von Bobek nicht behandelt worden, — die betreffenden Werke sind erst nach dem Erscheinen seiner Arbeiten bekannt geworden.

Štúr hat seine Verehrung Mickiewiczs schon als Leiter der Preßburger „Spoločnost'" bezeugt. In seinen Vorlesungen über Ästhetik, in Gesprächen mit Studenten, in einzelnen Briefen widmet er Mickiewicz immer die wärmsten Worte[12]). Nach 2jährigem Studium in Halle, unter dem Einfluß der Hegelschen Philosophie, verließ Štúr den Boden der romantischen Weltanschauung, doch die hohe Einschätzung der romantischen Dichtung, mit Ausnahme des „Byronismus", blieb ihm erhalten[13]) ... Ohne Zweifel ein echter, wenn auch kleinerer Dichter, blieb Štúr in seinen Werken von Mickiewiczs Einfluß fast frei[14]): Leichte Anklänge an die Balladen Mickiewiczs (außer dem bereits genannten „Pohreb", wo die ersten

[10]) Dies übersehen die meisten Forscher, die oben zitiert wurden, und auch weitere, die ich hier nicht erwähnt habe.

[11]) Die Bibliographie der älteren (bis 1900) Übersetzungen findet man bei Rizner, neuerdings bei Bánsky (s. Anm. 2).

[12]) Vgl. Bobek, 229, Pišút, 170—2, Vlček, 156, außerdem J. M. Hurban: L'. Štúr. I. Band. Turč. sv. Marin 1928, II. Band in „Spisy" Hurbans. Band VI. Turč. sv. Martin 1938/9, besonders I, 78.

[13]) vgl. mein Buch „Štúrova filozofia života". Preßburg 1941.

[14]) Die Bedeutung Štúrs als Dichter wurde lange unterschätzt. Vgl. dagegen mit Recht M. Bakoš: Vývin slovenského verše. Turč. sv. Martin 1939, S. 39 ff., 51—2, 88 ff., 119 ff., meine Besprechung in SOF VI 1941,3/4, S. 575—6.

drei Zeilen fast eine Übersetzung der ersten Zeilen des „Kurhanek Maryli" sind) sind einige dichterische „Zitate" aus „Świtez" und „Świtezianka" in den späteren Balladen Štúrs („Rozloučení" 1839 und „Nepoznaní" 1844) und die bereits erwähnten Anklänge an die Komposition des „Konrad Wallenrod" in den Epen Štúrs festzustellen[15]).

Aber Štúr unterlag, freilich nur in seinen früheren Jahren, dem Einfluß Mickiewiczs als politischer Schriftsteller. Es handelt sich um die frühe Schrift Štúrs „Starý i nový věk Slováků", 1841 noch tschechisch geschrieben, nur wenigen seiner Freunde bekannt und erst 1935 aus der Handschrift veröffentlicht[16]).

Verfaßt wurde dieses Werk (etwa 50 Seiten) als eine Propagandaschrift. Und man sieht beim Lesen dieser Schrift, daß bei ihrer Entstehung der Publizist Mickiewicz Pate stand. Štúr wurde offensichtlich zunächst durch die Kühnheit angezogen, mit der Mickiewicz für seine „Księgi" die biblische Sprache und die Intonation der hl. Schrift benutzte[17]). Diese Form schien ihm für eine günstige Aufnahme dieses Werkes bei dem einfachen Volk die günstigste zu sein. Štúr schrieb damals noch die alte tschechische Bibelsprache (das mag auch einer der Gründe sein, weshalb er später, während des Kampfes für das Slowakische als Literatursprache, diese seine Frühschrift nicht veröffentlichte). Die grundsätzlichen Betrachtungen und die Darstellung der konkreten politischen Situation verteilt er genau so wie Mickiewicz auf die beiden Teile seiner Schrift: die Einführung (S. 13—19) entspricht den „Księgi narodu polskiego", der zweite Teil den „Księgi pielgrzymstwa polskiego" (S. 19—50).

Štúr baut einzelne Teile auf gleiche Art und Weise auf wie Mickiewicz. Es mag sein, daß er an vielen Stellen mehr an die Bibel als an die „Księgi" dachte, jedenfalls sind die rein äußeren Ähnlichkeiten der beiden Werke beträchtlich: Sätze, die immer mit „Und ..." („I") beginnen, die Darstellung der historischen Gegebenheiten als

[15]) Über den Einfluß Mickiewiczs auf die Dichtung Štúrs schrieb bereits Hurban-Vajanský in „Národný Noviny" XXI 1890, Nr. 79, vgl. Pišút 232, Bobek 227—30. In „Kultura" V, 254 stellt Bobek sogar die Behauptung auf, daß Štúr die Form der Oktave von Mickiewicz entlehnt haben soll!

[16]) L'. Štúr: Starý a nový věk Slováků, herausgegeben von J. Jirásek. Preßburg 1935. Die Einführung des Herausgebers ist wertlos, der Name Mickiewiczs wird nicht erwähnt.

[17]) Der Gebrauch der biblischen Sprache in den „Księgi" Mickiewiczs, bei Štúr und in den ukrainischen „Knyhy bytija ukrajińskoho narodu" M. Kostomarovs ist ein interessantes Thema, auf das ich hier nur hinweisen kann.

der Taten und der Reden einzelner Menschen oder personifizierter Völker (vgl. bei Štúr: „I řekli" [die Ungarn], „I řekli v sobě" [die Ungarn, die Deutschen, die ungarischen Führer] usf. — bei Mickiewicz: „I rzek król", „Wyrzek radca" usf.).

Der erste Teil beginnt mit der Darstellung der glücklichen Epoche am Beginn der slawischen Geschichte, im Großmährischen Reich, das von der christlichen Idee getragen werden sollte; erst nach dem Einfall der Ungarn beginnt die Zeit, die mit denselben Farben gemalt wird wie die heidnische Welt und der spätere Untergang Polens bei Mickiewicz. Die antimonarchistische Note der „Księgi" fehlt; etwas schwächer als in den „Księgi" sind die religiösen Motive; aber genau so stark sind die moralistischen Töne. Die politische Freiheit wird als eine ethische Forderung dargestellt.

Der zweite Teil von „Starý a nový věk" weicht auch von den „Księgi pielgrzymstwa polskiego" ab. Štúr war schon damals von jedem Utopismus weit entfernt und der Messianismus Mickiewiczs sprach ihn ebenso wenig an wie der Panslawismus Kollárs. Außerdem wollte Štúr seine Schrift für den Leser aus dem Volke verständlich und propagandistisch wirksam machen. Daher geht er möglichst bald zu den Ereignissen der letzten Zeit über. Aber auch hier bleibt der Stil derselbe. Gerade hier sind die Taten der Politiker fast ausschließlich (wie eben bei Mickiewicz) durch ihre Worte gekennzeichnet („I vůdcové a náčelníci řekli", „radci řekli", „zavzněly hlasy" usf.). Wie Mickiewicz, erzählt Štúr dem Leser ein Gleichnis vom Vater und seinen Söhnen. Wie Mickiewicz will Štúr seinen Lesern die Grundlagen der Gegenwartspolitik durch ihre psychologischen Voraussetzungen klar machen: die Feinde der Slawen werden durch ihren „Stolz" — „pycha" geleitet (bei Mickiewicz durch „honor"). Hier steht Štúr Mickiewicz näher als im ersten Teil, da er hier die religiösen Fragen besonders stark hervorhebt: er spricht vom christlichen Charakter des slowakischen Volkes, beruft sich auf die Worte Christi usf. Nur ist Štúr, der, wie gesagt, frei von jedem Utopismus bleiben will, so vorsichtig, daß er sogar ein so einprägsames Bild wie die „Wiederauferstehung des Volkes" nicht benutzt.

Inhaltlich ist die Schrift Štúrs von den „Księgi" Mickiewiczs weiter entfernt als die etwas später entstandenen ukrainischen „Knyhy bytija ukrajińskoho narodu". Aber die Abweichungen von dem Werk Mickiewiczs haben bei Štúr verständliche Gründe: ein slowakischer Politiker konnte nur an die Gleichberechtigung der slowakischen Sprache in Ungarn und an die religiöse Freiheit denken. Für

kühnere und weitergehende Forderungen eröffnete die ungarische Wirklichkeit keine Aussicht. Štúr wollte nur ein „realistisches", d. h. sich im Rahmen des Möglichen haltendes Programm aufstellen. Und vor allem: er konnte die weiten historiosophischen Bilder einem „Leser aus dem Volke" nicht vor Augen stellen. Es mag sein, daß Štúr später selbst diese Schrift als zu theoretisch und zu wenig „realistisch" empfand und sie daher der Vergessenheit anheim fallen ließ. Auch war natürlich die Darstellung der Gegenwartsprobleme nach der Revolution 1848 völlig überholt. So blieb dieses interessante Werk bis 1935 der weiteren Öffentlichkeit unbekannt.

Jedenfalls zeugt es von weitgehendem Einfluß auch des Publizisten Mieckiewicz auf den Vater der slowakischen Wiedergeburt[18]).

3.

Nicht weniger bedeutsam ist der Einfluß Mickiewiczs auf das Werk eines Zeitgenossen Štúrs, des slowakischen Romantikers Janko Král', den man vielleicht als den bedeutendsten Dichter der slowakischen Romantik bezeichnen darf[19]). Jedenfalls ist er der konsequenteste Vertreter der echt romantischen Weltanschauung und der ursprünglichste Schöpfer unter den slowakischen Romantikern. Seltsamerweise sind seine meisten Werke bis in unsere Zeit unbekannt gewesen: erst 1938 wurde durch eine Veröffentlichung von St. Mečiar (z. Zt. in Südamerika) sein Nachlaß z. T. zugänglich gemacht, und 1952 erschien die erste Ausgabe seiner Gesammelten Werke (von M. Pišút vorbereitet). Bis dahin kannte man nur einen kleinen Teil seiner Schöpfungen. Und die Neuveröffentlichungen eröffnen uns erst seine dichterische Größe und weltanschauliche Bedeutung[20]).

Erst jetzt kann man auch die Frage nach seiner Beziehung zu dem dichterischen Werk Mickiewiczs im vollen Umfange stellen. Bobek

[18]) Weiteres zu der Schrift Štúrs — Hurban, Spisy VI, 57—80 (über die Entstehung der Schrift), Jirásek-Vorrede zu der Ausgabe „Starý a nový věk...", 5—10, Anmerkungen S. 50—54, mein Buch 103—107. Über die Beziehungen Štúrs zu der Ideologie Mickiewiczs — Hurban, a.a.O. 274, Pišút 55 f. In seinem späten Werk „Slaventum und die Welt der Zukunft" erwähnt Štúr Mickiewicz nur als einen „der hervorragendsten Dichter der Slaven" (Preßburger Ausgabe, S. 236).

[19]) S. vor allem M. Pišút: Básnik Janko Král' i jeho Drama sveta. Turč. sv. Martin 1948 und meinen Bericht „Neues über Janko Král'" Zs. f. slav. Philologie XXI 1952, 2, 402 ff.

[20]) Ich zitiere im folgenden die Ausgabe J. Král': Súborné dielo. Turč. sv. Martin 1952.

waren nur die früher veröffentlichten Werke Král's bekannt. Auch die wenigen vor 1938 bekannten Werke Král's ließen ihn als Dichter hoch einschätzen: die Nähe zum Volkslied, die reiche Euphonie und daneben die einprägsamen Formulierungen der Gedanken und der manchmal prophetische Charakter der „programmatischen" Dichtungen ließen in ihm den größten Dichter unter seinen slowakischen Zeitgenossen erkennen[21]). Doch erst die Neuveröffentlichungen zeigen, daß Král' wirklich zu den bedeutendsten slawischen romantischen Dichtern gehört. Král' unterscheidet sich von den meisten seiner slowakischen Zeitgenossen dadurch, daß er, wie sie alle, ein Christ, aber — im Gegensatz zu den meisten — ein Revolutionär war. Das machte ihn für die Dichtung Mickiewiczs besonders empfänglich, und das war der Grund, weshalb er Mickiewiczs geistiger Welt wirklich nahe stand.

B o b e k widmete den früher bekannten Gedichten Král's eine besondere Studie[22]). Leider sind ihre Schlußfolgerungen und die meisten „Parallelen", die B o b e k zwischen der Dichtung Mickiewiczs und Král's findet, wenig überzeugend: eine zufällige Erwähnung der Fliegen läßt B o b e k den Einfluß von „Dziady" wittern (der Traum des Senators!), der Vergleich des Dichters mit dem Adler — den Einfluß der „Oda do młodości", während es sich hier um eine uralte und allgemein verbreitete Metapher handelt, usf. Man kann zugestehen, daß ein frühes Gedicht Král's („D'urkovi Košúthovi") eine Stelle enthält, die in Mickiewiczs „Romantyczność" anklingt:

Nečulým srdciam svet je zatvorený,
ten, kto necítí, ten je vylúčený
zo sveta, a len pri bráne sa tára,
ktorému sa ta nikdy neotvára.
Je dačo tajno na tom širom svete,
o čom vy, zemskí mudrci, neviete —
čoho, ked' druhým v oči sa podiva,
zl'aknú sa, vraviac: to sa nám len sníva.

[21]) Über Král' vgl. noch Gudrun A p e l : Janko Král'. Marburger Dissertation 1949 (die Verfasserin konnte allerdings die Ausgabe „Súborné dielo" nicht benutzen). Von dieser Arbeit ist nur ein Teil „Stilistische Bemerkungen zu den Gedichten Janko Král's" erschienen (in „Festschrift für D. Čyževśkyj" Berlin 1954, S. 35—50). Die dichterische Größe Král's hat bereits Božena Němcová betont (A. H o r á k o v á - G a š p a r í k o v á in „Slovenská literatúra" I 1954, 1, S. 82—99).

[22]) B o b e k : Úvahy o Jankovi Král'ovi in „Sborník na počest' Jozefa Škultétyho". Turč. sv. Martin 1933, S. 9—26.

Das ist eine Verbindung fast wörtlicher Zitate aus „Romantyczność" und aus „Hamlet"; eine „Philosophie des Herzens" ist hier allerdings nur angedeutet. Ebenso kann man nicht bezweifeln, daß die Schilderung eines Volksfestes nach dem Vorbild der ersten Zeilen der „Pani Twardowska" Mickiewiczs gestaltet ist:

> Hlučno, rezko trúby, bubny,
> husle, basy hučia, hrajú ...

Diese und einige weitere von Bobek aufgezeigte Reminiszenzen aus Mickiewiczs Gedichten zeigen, daß Král', wie die anderen slowakischen Dichter der Zeit, die Dichtung des polnischen Dichters schätzte und seine Zeilen im Gedächtnis hatte[23]).

Die neu veröffentlichten Gedichte vermehren nicht nur die Anzahl der Reminiszenzen, sondern zeigen, daß Král' in einem gewissen Sinne, mehr als alle anderen slowakischen Romantiker, „ein Schüler Mickiewiczs" heißen darf. Ich sage „Schüler", ohne damit die ganze Originalität von Král's Ideen und der der slowakischen Volksdichtung so nahen Form seiner Werke leugnen zu wollen. Král' ist ein „Schüler" Mickiewiczs in dem gleichen Sinne, wie etwa Lermontov ein „Schüler" Puškins oder Dostoevskij ein „Schüler" Gogol's war. In vielem ging Král' über Mickiewicz hinaus, was allerdings hier nicht zur Sprache kommen kann.

Jetzt kennen wir außer mehreren „neuen" Gedichten auch drei als gigantische Fragmente erhaltene Werke Král's: „Nový Jánošík", „Chorý král'" und „Dráma sveta" (alle zwischen 1844—48 entstanden). Diese Werke gehören zu der Gattung der romantischen „Mysterien". Natürlich sind auf sie solche Vorbilder wie die Mysterien Byrons und der „Faust" Goethes nicht ohne Einfluß gewesen[24]). Aber die unmittelbare Beeinflussung durch die „Dziady" spürt man allzu oft. Das betrifft zunächst die Komposition: wie die „Dziady" bestehen die Mysterien Král's aus einzelnen Szenen, die durch lyrische Teile abgelöst werden, wie „Peterburg", „Droga do Rosji" in „Dziady". Unter den handelnden Personen befinden sich namenlose Teilnehmer,

---

[23]) Die obigen Beispiele sind fast die einzigen überzeugenden Parallelen, die Bobek, a.a.O. (Anm. 22), anführen kann. Weiter sind in Klammern die Seiten des „Súborné dielo" angegeben.

[24]) Die Tradition der romantischen Mysterien bei den Slawen verdient besonders untersucht zu werden. Zu ihr gehören u. a. verschiedene Werke Krasińskis, Kjuchel'bekers, V. Pečerins, Timofeevs, Ivan Aksakovs, P. P. Njegošs usf. Von slawischen Werken dieser Gattung könnten auf Král' außer den „Dziady" noch die „Intermezzos" im „Máj" von K. H. Mácha eingewirkt haben.

„Geister" — böse und gute, Chöre, Luzifer, wahrscheinlich sollten einige Reden Christus in den Mund gelegt werden. Die Handlung konzentriert sich um die gegenwärtige Krise der Geschichte; Král' sieht eine noch schwerere Krise voraus, die mit der Wiederkunft Christi und der Wiedergeburt der Welt enden werde. Hier sehen wir, im Gegensatz zu dem Werk Štúrs, einen entscheidenden Einfluß der messianistischen Ideen Mickiewiczs.

Außer dieser Entlehnung der äußeren Form und der Grundstimmung übernimmt Král' von Mickiewicz auch zahlreiche einzelne Motive. Weniger wichtig ist die Wiederholung von verschiedenen Varianten des Mickiewiczschen „ciemno wszędzie, głucho wszędzie" (Král' S. 174, 238, 239, 305 usf.) oder der rhythmischen Schilderung der Volksbelustigungen: „sedia, pijú, karty hrajú" (u. ä. S. 178, 194 ff., 205 ff.). Große Teile der Mysterien Král's sind der Charakteristik einzelner Typen gewidmet, die an die Visionen („widma") der „Dziady" (Teil II) erinnern, gekennzeichnet sind die Sünder und ihre Strafen (besonders das Fragment „Reči Génia" 276—281). Die Erscheinungen sind von anderer Art als in „Dziady", aber Král' schreibt dasselbe Versmaß wie Mickiewicz und nähert sich an mancher Stelle seiner Ausdrucksweise:

Ten, kto z medem blen ne mieša,
odrazu ho vypit' musí (293).
oder: kto nechce lásky prijat',
nech nevidí neba ... (309) usf.

Es erscheinen auch unheimliche Gestalten, die etwa an den „Pan" aus „Dziady I" erinnern (192—4). Der Dichter-Volkssänger ist als allmächtiger Schöpfer dargestellt (188)), und seine Worte erinnern zuweilen an die „Improvisation" in „Dziady". Es kommen auch weitere Motive der „Dziady" vor: die Einsamkeit (197 ff.), das Herz als das Hauptelement des menschlichen Seelenlebens (331, 351 ff.). Die Geister versuchen auf den Menschen auf verschiedenen Wegen und von verschiedenen Seiten einzuwirken, wie in „Dziady III" (vgl. 174 ff., 166—7, 194 ff.)[25]). Besonders nah steht den „Dziady" das Fragment „Súd" (288—294). Einige Szenen sind, wie in „Dziady", auf Monologen der handelnden Personen aufgebaut, denen ein „Chor" antwortet (ebd.).

[25]) Die Rolle der „Geister" in „Drama sveta" zeigt auffällige Parallelen zu „Dziady", wo man den Einfluß Svedenborgs spürt (darauf hat St. Pigoń hingewiesen, vgl. meinen Aufsatz „Svedenborg bei den Slaven" in dem Sammelband meiner Aufsätze „Aus zwei Welten", s'Gravenhage 1956.

Die letzten Teile von „Drama sveta" führen uns zu der messianistischen Weltanschauung Mickiewiczs. Hier begegnet uns das Bild der „gekreuzigten Slowakei" (312) und die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi:

Boh s pomocou sa blíži (229)
Nastanú časy vôle i slobody (233)
Nastava nové na svete stoletie,
prichádza Pán už najmä k vám, trpiaci ... (229).

Erst diese Stellen der neuen Texte machen den Sinn der schon früher bekannten Gedichte klar, so „Fakl'a":

nech zem sa v nebo premení! (315)

oder „Kríž": Radujte sa, vy trpiaci,
neste v srdci potešenie,
lebo vo vás rastie svetu
budujúcemu spasenie (270).

Eine besondere Rolle sollten bei der „Wiedergeburt der Welt" die Slawen spielen (342—368). Im Gegensatz zu Štúr ist Král' ein Polonophile: er erwähnt die Kämpfer des Aufstandes 1831 als „Märtyrer" für die Sache der Freiheit (326) und in einem Gedicht — Aufruf an die Slawen (343 ff.) — erhält Polen einen Ehrenplatz (vgl. noch S. 347 f., 354 f.).

„Drama sveta" zeigt besonders deutlich den Dichter, der christliche Religiosität mit revolutionärem Pathos verbindet. Wie bereits hervorgehoben, machte gerade diese Verbindung Král' für die messianistischen Ideen Mickiewiczs empfänglich. Und wirklich: „Drama sveta" übernimmt die Form der „Dziady" und die Ideologie (freilich nur zum Teil) der „Księgi" Mickiewiczs.

Ich kann hier die zahlreichen weiteren Anklänge an die Dichtung Mickiewiczs bei Král' nicht verfolgen. Solche Anklänge kann man auch im Briefwechsel des slowakischen Dichters finden. Seine neuveröffentlichten Gedichte bieten ein neues Zeugnis von der Bedeutung Mickiewiczs für die slowakische Generation der 40er Jahre. Es muß betont werden, daß die slowakischen Romantiker, wie Král', keinesfalls Epigonen sind: sie haben von Mickiewicz nur einige Motive übernommen und sie umgeprägt und umgestaltet[26]).

[26]) R. Brtáň: Sú štúrovci epigonmi ... „Elán" V 1935. Zu unserem Problem' Král' und Mickiewicz vgl. noch Pišút a.a.O. (Anm. 19), 97 f., 167, 169, 172 f., 202, 237 und R. Brtáň: Osudy Janka Král'a. Turč. sv. Martin. (1947), S. 39. Ein weiteres Problem bildet der Einfluß Byrons auf Král'. Darüber nur nebenbei Bobek a.a.O. (Anm. 22), S. 11 und Pišút, a.a.O. (Anm. 19), S. 172.

4.

Mickiewicz wurde auch von den nachromantischen slowakischen Dichtern gekannt und geschätzt. Zwar konnte Mickiewicz auf die Generation, die sich nur engbegrenzte politische Aufgaben stellte, kaum ideologischen Einfluß haben. Doch konnte bereits Bobek für die zweite Hälfte des 19. Jh.s manche Anklänge an die Dichtung Mickiewiczs nachweisen. Die Bibliographie Bánskys erweitert diesen Stoff noch beträchtlich. Außer den Übersetzungen der „Krim-Sonette" und anderer Gedichte von P. Hviezdoslav und der Übertragung von Bruchstücken des „Pan Tadeusz" von P. Bella-Horal gehören jener Zeit noch die Übersetzungen einzelner Teile des I-ten Buches dieses großen Epos von St. Krčméry an. Erst 1921 erschien wenigstens ein Fragment von „Dziady" slowakisch (Teil II, Zeilen 1—132, von J. Matuška übersetzt). In der allerletzten Zeit wird der Bestand der slowakisch zugänglichen Werke Mickiewiczs wesentlich bereichert: zahlreiche Gedichte übersetzte Andrej Žarnov (P. Šubík). 1947 erschien endlich eine slowakische Übersetzung der „Księgi" von M. Zjara (J. Kútnik), freilich gekürzt (weggelassen ist das Kapitel XX). Der Herausgeber der Mickiewicz-Bibliographie J. Bánsky kündigt eine Sammlung eigener Übersetzungen der Gedichte des polnischen Dichters an. Hervorzuheben ist, daß viele Übersetzungen in Schullesebüchern immer von neuem abgedruckt werden[27]).

Dagegen ist die Zahl der Aufsätze über Mickiewicz nicht groß: 1890 erschienen zwei Aufsätze von Hurban-Vajanský. Neuerdings ist das Buch von Jastruń aus dem polnischen übersetzt worden; die Verszitate sind hier in den neuen Übersetzungen gegeben[28]).

Jedenfalls gehört Mickiewicz in der Slowakei zu den slawischen Dichtern, die unvergessen sind[29]).

---

[27]) Vgl. die zitierten Bibliographien Rizner, Band III 1912, S. 198 f. und Bánsky (bibliographische Hinweise auch bei Bobek, Bratislava V, S. 250). Anklänge an „Dziady" gibt es noch bei A. S. Osvald-Turanský („Mrtvé predkovia" 1870). Unter den Übersetzern kann man noch erwähnen: Petruškin (1877), D. S. Pepkin-Medňanský (1876), D. Bodický (1898). Die bei Rizner erwähnte „Übersetzung" der Ballade Mickiewiczs „Powrót taty" von G. A. Š. (1891) gehört nach Bánsky G. A. Šefranka an und ist nur eine Umdichtung der Übersetzung von J. Botto.

[28]) Weitere Arbeiten über Mickiewicz bei Bánsky Nr. 130—213, darunter auch mehrere kleinere Notizen.

[29]) Nachdem mein Aufsatz abgeschlossen war, erschien 1956 das Buch von J. Magnuszewski, Mickiewicz wśród Słowaków. Da in diesem die beiden Hauptfragen, die mein Aufsatz behandelt, nicht beleuchtet sind, behält mein Artikel auch weiterhin sein Interesse.

Etymologica

Vieux-slave 1. jatъchulьnica 2. sъvalьmъ

Par ANDRÈ VAILLANT (Paris)

1. Le mot est donné par Supr. 365$_{21}$, 366$_{4}$: vъ jatъchulьnicǫ, dans la Vie d'Aninas. Assimiler le premier terme à pol. jata „hutte", jatki „étal", etc. (Berneker, Slav. etym. Wört. I, p. 450), est assez approximatif, et que fait-on de la suite?

A défaut de l'original grec, le sens du slave est clair. Un taureau possédé du démon devient furieux, s'échappe de son étable, entre dans la cour intérieure du monastère et dans la jatъchulьnica. Les frères qui y préparent „ce qui suffit au réconfort des étrangers" (dělajǫštǫjǫ nautěchǫ dovьlějǫštaja stran' nyimъ) se sauvent où ils peuvent, et les uns dans le four à pain allumé, aimant mieux être cuits qu'embrochés. Heureusement le saint arrive, il calme miraculeusement le taureau et le ramène à son étable. Il s'agit donc de la cuisine de l'hôtellerie annexe au monastère.

On restitue au mot un aspect complètement slave en lisant jadьchulьnica. L'assimilation des consonnes après la chute des jers est rarement notée en vieux slave, mais elle se comprend dans un mot vulgaire. Un composé à premier terme jadь- n'est pas du type courant de strastonosьcь, mais il est d'un type connu par potьběga, pǫtьšьstvije, desętьstrunьnъ, et qui est ancien.

Pourquoi appeler la cuisine „le lieu où l'on blasphème la nourriture"? C'est sûrement une plaisanterie de monastère qui a son pendant dans notre terme „gâte-sauce". Le service des cuisines, dans les hôtelleries de monastères, devait être confié à des frères qui étaient des cuisoniers improvisés, et qui faisaient qu'au lieu de bénir la nourriture, don de Dieu, et de réciter le benedicite, de chanter blagoslovite vьsě děla Gospodьnja, on avait plutôt envie de la blasphémer, chuliti.

2. Le mot apparaît dans quatre exemples du Suprasliensis, répondant au grec bōlos „masse (de métal)". Dans le premier, 1$_{11}$, c'est une masse de plomb qui sert à frapper: povelě sъvalъmy olověny biti ja po čeljustьma. Dans les trois autres, 263$_{29}$, 264$_{3}$, 264$_{11}$ (gén. plur. svalmъ), c'est une masse de cuivre qu'on rougit au feu et qu'on applique sur le martyr Barachisios.

On peut voir dans sъvalьmъ un dérivé de sъvaliti, non au sens usuel „abattre (en roulant)", mais au sens de „rouler ensemble", r. svaljáť. Toutefois, le suffixe -ьmъ, balto-slave -imas, n'est plus productif en slave, et jarьmъ „joug" est assez isolé et n'est pas absolument clair. Il y a une autre possibilité, beaucoup plus vraisemblable: que le mot soit un emprunt déformé par l'étymologie populaire.

En effet, le turc a salma, de salmak „lancer", qui, d'après une note qu'a bien voulu me communiquer M. Jean Deny, indique diverses choses qu'on lance, filet, lasso, mais particulièrement une masse. Chez Evliya Çelebi, c'est une masse que, dans les jeux des athlètes, on fait tournoyer sur sa tête. A date récente, la salma serbo-croate, prise aux Turcs, était une boule de métal au bout d'une lanière de cuir, qui servait d'arme: c'est le kistéń russe, pol. kiścień, autre emprunt au turc.

C'est cette salma, arme et knout, que le vieux slave a dû transformer en svalm-, instrument de supplice des martyrs, par rattachement à sъvaliti. Les voyelles finales des mots turcs tombaient en slave: bis(ь)rъ „perle", de l'arabe busra par un turc *büsrä.

Ein „Votum Valachicum" v. J. 1681

Von FRITZ VALJAVEC (München)

I.

Im Jahre 1938 fand ich unter den Beständen des Ungarischen Instituts in Berlin einen lateinischen Gelegenheitsdruck[1]), in dem Georg Michaelis, einem siebenbürgisch-sächsischen Studenten in Wittenberg, zum Abschluß seines Studiums von seinen Landsleuten, die

[1]) Q. D. B. V. Summos in philosophia honores, quos ... DN. Georgio Michaelis, ab Also-Kö in Hungaria, in Illustrissima Electorali ad Albim Universitate [= Wittenberg], ... solenniter conferebat, felicissimos apprecabatur Natio Transilvano-Saxonica. [Wittenberg 1681]. 8 Seiten, 8°. Jetzige Signatur: Bibliothek des Finnisch-Ugrischen Instituts an der Berliner Humboldt-Universität. Carmina Occasionalia 16. — Vgl. Karl Szabó — Árpád Hellebrant, Régi magyar könyvtár (Alte ungar. Bücherei). Budapest 1898. III, 218 f. — Für die Besorgung einer Fotokopie darf ich Herrn Professor Dr. Eduard Winter auch an dieser Stelle besten Dank aussprechen.

gleichfalls dort studierten, gereimte Glückwünsche dargebracht werden. Es handelt sich hauptsächlich um lateinische Verse. Aber es befinden sich darunter auch zwei deutsche, ein griechisches, ein siebenbürgisch-sächsisches und ein rumänisches Gedicht, mit dem wir uns im nachstehenden beschäftigen werden.

Wittenberg ist noch in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s von zahlreichen lutherischen Studenten aus dem Südosten besucht worden[2]). Unter ihnen überwog das deutsche Element, namentlich aus Siebenbürgen, hauptsächlich Theologen[3]). Die „Leucorea" ist damals noch gewissermaßen d i e siebenbürgisch-sächsische Universität. Dies ist die Veranlassung zur Entstehung des rumänischen Gedichts.

II.

Die rumänichen Verse stammen von einem Kronstädter Deutschen, Peter W o l f f. Sie befinden sich auf S. 7 der Druckschrift.

Votum Valachicum.

1.

Hára Domnului kecse au apropit
Vreme, la káire tzie kunune,
Kairetz mult munke talye deruit
Kertulari la kapul punye.

2.

Pentru acseſztafoarte me bukureſzk:
Schi ka ſze chie öntru cáſz bune.
De toate inima, Prietin, pochteſzk.
Dei ſze chie miloſztive Doamne!

PETRUS WOLFFIUS Coronâ Tranſylv.
SS. Theol. & Ph. Stud.

[2]) Über die Studierenden an der Wittenberger Universität vgl. Nikolaus A s z t a l o s, A. Wittenbergi egyetem magyarországi hallgatóinak névsora (Die Namensliste der ungarischen Studenten an der Wittenberger Universität) 1601—1812. Budapest 1931.

[3]) Über die Bedeutung der Wittenberger Universität für den Südosten vgl. Hans K r a m m, Wittenberg und das Auslandsdeutschtum. Leipzig 1941. — Fr. V a l j a v e c, Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. München 1955. II, 9 ff.

Die Transkription im heutigen Rumänischen lautet:[4])

1.

Har Domnului, căci a apropiat vremea în care ţi se pune cunună de cărturar pe cap, care ţi-e datorită mult muncii tale.

2.

Pentru aceasta mă bucur foarte şi doresc din toată inima, prietene, să fie într'un ceas bun. Fă să fie (aşa), milostive Doamne!

Deutsche Übersetzung:

Danke Gott, daß er die Zeit herbeigebracht hat, zu der man dir den Kranz eines Gelehrten auflegt, der deiner vielen Arbeit zu danken ist.

Deswegen freue ich mich sehr und wünsche vom ganzen Herzen, es soll zur guten Stunde sein (es soll dir Glück bringen). Laß es so sein, barmherziger Herr!

In sprachlicher Hinsicht ist zu bemerken:

Das Gedicht ist mit ungarischer Orthographie geschrieben: cs = č, sz = s; und auch deutsch: schi = rum. şi, tzie = ţie.

Es ist in einer schlechten rumänischen Sprache geschrieben, mit siebenbürgischen phonetischen Eigentümlichkeiten. Der Verf. schreibt k a i r e (= c a r e), wahrscheinlich anstatt k a r y e, um die siebenbürgische Palatalisierung des r zu zeigen (wie auch t a l y e für t a l e). Für das rum. ă schreibt er e (k e c s e = c ă c i, k u n u n e = c u n u n ă, m u n k e = m u n c ă, d e r u i t = d ă r u i t, k e r t u l a r i = c ă r t u r a r, sieb. c ă r t u r a r ĭ, m e = m ă, s z e = s ă). Einmal kommt auch das rum. î vor, für das er ö schreibt: ö n t r u = î n t r u. P o c h t e s c und c h i e sind, ebenfalls wie k a i r e und t a l y e, moldo-siebenbürgische palatalisierte Formen für das literarisch-walachische f: p o f t e s c, f i e.

Das Gedicht ist von einem Siebenbürger Sachsen geschrieben, der die rumänische Sprache nur wenig kannte, und zwar die siebenbürgische Mundart. Das Gedicht ist mit madjarischer Rechtschreibung abgefaßt, was damals das übliche war, wenn rumänische Texte mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben wurden[5]).

---

[4]) Für wertvolle Auskünfte und Hinweise bin ich Herrn Dr. Ion P o p i n c e a n u-München sehr verbunden.

[5]) Vgl. Karl Kurt K l e i n, Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen. Heidelberg 1929, 99.

III.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß der dichterische Wert dieser gereimten Zeilen denkbar bescheiden ist. Ihre literaturgeschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung ist wesentlich höher anzuschlagen. Die ältesten rumänischen Gedichte, die von einem Deutschen (und überhaupt von einem Nichtrumänen) verfaßt wurden, sind die des späteren Sachsengrafen Valentin Franck von Franckenstein (1642—97) v. J. 1679[6]). Im Abstand von zwei Jahren folgte das vorliegende Gelegenheitsgedicht. Es gehört zusammen mit dem ältesten metrischen Gedicht in rumänischer Sprache, der bekannten Ode des Karansebescher Edelmanns Michael Halici v. J. 1674[7]) sowie mit den rumänischen Versen Francks in eine Gruppe. Übereinstimmend ist an allen diesen Gedichten, daß sie in lateinischer Schrift abgefaßt sind und weltliche Stoffe behandeln — Halicis und Wolffs Verse sind aus Anlaß einer Promotion entstanden. Sie sind überhaupt eines der frühesten Denkmäler weltlicher rumänischer Dichtung und frühe Anzeichen für die Verwestlichung des Rumänentums und seines Schrifttums.

IV.

Diese Gruppe von Gedichten ist gleichzeitig von barockem Einfluß angeregt. Der Sinn des Barocks für das „Curiöse" erstreckt sich auch auf merkwürdige, „seltene" Sprachen. Es ist kein Zufall, daß man damals zuerst die Sprache der Elbslawen beachtete, sich mit dem Gotischen und Altnordischen zu beschäftigen beginnt und — um sich wieder dem Südosten zuzuwenden — Mundarten wie der des Siebenbürger Sächsischen die Aufmerksamkeit zuwendet. Der Druck, in dem sich das rumänische Gelegenheitsgedicht befindet, enthält auch einen gereimten Glückwunsch auf „Siebenbürgisch Teutsch"[8]), eine siebenbürgisch-sächsische Mundartprobe aus einer

[6]) Ebda. 94.

[7]) N. Drăganu, Mihail Halici. Contribuţie la istoria culturală românească din sec. XVII (M. H. Ein Beitrag zur rumänischen Kulturgeschichte des 17. Jh.s): Dacoromania IV (1924—26), 76 ff., bes. S. 92 ff.

[8]) Siebenbürgisch Teutsch.

Dett eß der Arbet Luhn / dien dir dei Pallas schincket /
Wely dä zer Weßsenschafft deny Hertz huost stets gelincket.
Ech wenytschen Gleck duorzau / Gott geff / dat dise Ihr
Deny Luw und Weßenschafft vun Duech zau Duech vermihr.
MARTINUS CZIGLERUS, Coronâ-Transylv.
SS. Theol. & Phil. Stud.

Zeit, in der sich unter den Deutschen Siebenbürgens ein bedeutsamer Sprachwandel vollzog[9]). An diesem hatte der Kronstädter Stadtpfarrer Marcus Fronius († 1718), der bedeutendste sächsische Kirchenmann nach Honterus, wesentlichen Anteil. Es ist sehr bezeichnend, daß auch Fronius gleichzeitig mit Michaelis und Wolff in Wittenberg studiert hatte und in der Sammlung der Glückwünsche an Michaelis gleichfalls mit einem lateinischen Gedicht vertreten ist (S. 8).

So hat auch dieses rumänische Sprachdenkmal aus dem J. 1681 eine Bedeutung, die es nicht nur mit der beginnenden „Verwestlichung" der Rumänen, zunächst diesseits der Karpaten, in Verbindung setzt, sondern auch mit der Erneuerung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart.

Das serbokroatische Toponym Goražde und Verwandtes

Von JOVAN VUKOVIĆ (Sarajewo)

Auf dem serbokroatischen Sprachgebiet erscheint Goražde[1]) n. als Toponym relativ früh bezeugt; daneben auch Goražda f.[2]) als Orts- und Gewässername. P. Budmani[3]) hat mit Recht die Schreibungen Goradje und Gorazdje, die bei F. Jukić[4]) begegnen und sich auf den ON Goražde beziehen, als fehlerhaft verworfen.

Die Verknüpfung mit russ. górazdyj, górazd 'geschickt, er-

[9]) Vgl. über diese u. a. Andreas Scheiner, Das Hohelied Salomonis in siebenbürgisch-sächsischer Sprache: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XLV (1929, 30), 432 ff., — Karl Kurt Klein, Die Goten-Geten-Daken-Sachsengleichung in der Sprachentwicklung Siebenbürgens: SOF XI (1952), 84 ff., bes. S. 129 ff.

[1]) Stadt in Ostbosnien, die seit dem 15. Jh. bezeugt ist, vgl. Dj. Daničić, Rječnik iz književnih starina srpskih, 3 Bde. Belgrad 1863—1864 s. v.

[2]) Ein Ort, den Stefan d. Erstgekrönte dem Kloster Žiča schenkte, vgl. F. Miklosich, Monumenta serbica, Wien 1858, S. 11.

[3]) Vgl. Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika, hg. Jugosl. Akad., Agram 1880 ff. s. v.

[4]) Zemljopis i povjestnica Bosne, Agram 1851, S. 9. 59. 71.

fahren, schlau, hübsch', ukr. h a r á z d ‚gut, glücklich', tsch. h o r a z - d i t i 'schelten, toben, lärmen', poln. g o r a z d in Namen[5]) liegt nahe. Dazu gehört auch der Name des mährischen Jüngers der Slawenapostel Gorazd. Die Schwierigkeit einer solchen Deutung, weil weder das Adjektiv noch der PN in skr. Quellen nachweisbar ist, ist eine scheinbare. Den Balkanslawen war dieses Wort vertraut, wie aus Konstantin Porphyrogennetos „De thematibus" hervorgeht. Sein garasdoeidēs opsis esthlabōmenē (γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη) charakterisiert ein ‚gorazd - aussehendes, slawisiertes Antlitz eines eitlen Peloponnesiers, der sich viel auf seinen hellenischen Adel einbildet, aber durch seinen Gesichtstypus seine wenig adlige Herkunft von slawischen Barbaren verrät'[6]). Wie A. S t e n d e r - P e t e r s e n weiter ausführt, haben die Griechen jener Zeit das Wort g o r a z d- zweifellos von den eingewanderten Slawen gehört. Mit A. S t e n - d e r - P e t e r s e n dürfte das Adjektiv hier in negativem Sinne zu verstehen sein. Es fällt auf, daß das Wort in den südlichen Slawinen verloren ging; doch dem ist nicht so. Vor einigen Jahren hörte mein Freund V. B l e č i ć in Plužine (am Flusse Piva) die Wendung: Snašla ga je velika g a r a z d a , in der das Subst. g a r a z d a f. im Sinne von ‚Mißgeschick, Unglück' steht. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde mir in der gleichen Ortschaft gesagt, dieser Ausdruck sei den älteren Leuten noch vertraut. Die Zugehörigkeit zum Adjektiv russ. g o r á z d y j usw. steht außer Zweifel, und die Vokalassimilation *g o r a z d a f. > g a r a z d a läßt sich durch die Isolierung, in die das Wort geraten ist, erklären. Der negative Bedeutungsinhalt schließt sich eng an den griechischen Beleg an. An eine Entlehnung aus dem Gotischen ist mit A. S t e n d e r - P e t e r s e n nicht zu denken[7]).

Der Nachweis von skr. dial. g a r a z d a f. ‚Unglück, Mißgeschick' rechtfertigt ebenso wie die skr. Toponyme G o r a ž d e n und G o - r a ž d a f. die Annahme, wonach in diesem Sprachraum einst auch der Personenname G o r a z d bekannt gewesen ist. Die Toponyme lassen sich sodann ohne Schwierigkeit als possessivische Bildungen verstehen *Gorazd-je, ja > Goražde, Goražda (vgl. Ivan-jь in Ivanj dan).

[5]) Vgl. M. V a s m e r , Russisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1953 Bd. 1, 293 ff.

[6]) Vgl. A. S t e n d e r - P e t e r s e n , Zur Etymologie des urslaw. g o r a z d (= Slavia. Časopis pro slovanskou filologii) Bd. 5 S. 667.

[7]) Vgl. dagegen M. V a s m e r EW s. v., der die Versuche, das Wort als echtslawisch zu erweisen, ablehnt.

Schriftenverzeichnis von Erwin Koschmieder (1922—1958)

Abkürzungen

Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss.	Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse.
AfslPh	Archiv für slavische Philologie.
AtW	Ateneum Wileńskie. Wilno.
BZ	Byzantinische Zeitschrift.
FF	Forschungen und Fortschritte.
IF	Indogermanische Forschungen.
INBEW	Instytut Naukowo-Badawczy Europy Wschodniej. Sekcja filolog. Wilno.
Jbb	Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven.
KZ	Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen.
Pr. fil.	Prace filologiczne.
PWsp	Przegląd Współczesny.
Rozprawy	Rozprawy i materjaly Towarzystwa Przyjaciół Nauk w Wilnie. Wilno.
Sitzungsber. d. Bayr. Akad. d. Wiss.	Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse.
SOF	Südost-Forschungen.
SprPAU	Sprawozdania z czynności i posiedzeń Polskiej Akademji Umiejętności. Krakau.
WGr	Wissenschaftliche Grundfragen.
WSl	Die Welt der Slaven. Vierteljahrsschrift für Slavistik.
WSlJb	Wiener slavistisches Jahrbuch.
ZfBi	Zentralblatt für Bibliothekswesen.
ZfslPh	Zeitschrift für slavische Philologie.
DLtzg	Deutsche Literaturzeitung.
ThLtzg	Theologische Literaturzeitung.

I. Bücher und Aufsätze

Über ein handschriftliches kirchenslavisches Euchologium der Stadtbibliothek zu Breslau.
(Phil. Diss. Manuskript). Auszug: Breslau 1922. 4 S.

Studien zum slavischen Verbalaspekt. Teil I—II.
KZ 55 (1927) S. 280—304; KZ 56 (1928) S. 78—105.

Der Einfluß des Aspekts auf den Formenbestand des polnischen Verbums.
AfslPh 41 (1926) S. 262—295.

Die wichtigsten Hilfsmittel zum Studium des russischen Kirchengesangs.
Jbb NF IV (1928) S. 49—64.

Zur Transkription der Slavica.
ZfBi 46 (1929) S. 615—617.

Zeitbezug und Sprache. Ein Beitrag zur Aspekt- und Tempusfrage.
WGr Nr. 11 (1929) 86 S.

Czem jest aspekt?
SprPAU Nr. 34 (1929) S. 621—23.

Die Slavische Abteilung der Staats- und Universitätsbibliothek Breslau.
ZfBi 47 (1930) S. 540—549.

Durchkreuzung von Aspekt und Tempussystem im Präsens.
ZfslPh 7 (1930) S. 341—58.

Bericht über eine Studienreise in Polen.
ZfBi 49 (1932) S. 130—146.

Przyczynki do zagadnienia chomonji w hirmosach rossyjskich.
INBEW 2 (1932). 81 S.

Nauka o aspektach czasownika polskiego w zarysie. Próba syntezy.
Rozprawy (1934) 240 S.

Zu den Grundfragen der Aspekttheorie.
IF 53 (1935) S.280—300.

Teorja i praktyka rossyjskiego śpiewu neumatycznego na tle tradycji staroobrzędowców Wileńskich.
AtW (1935) S. 295—305.

Końcówki -ami, -ach, -om.
Pr. fil. 17 (1937) S. 149—156.

Die ekphonetische Notation in kirchenslavischen Sprachdenkmälern.
SOF 5 (1940) S. 22—32.

Die Bedeutung der russischen liturgischen Gesangstradition für das Problem der byzantinischen Neumen.
Kyrios 5 (1940) S. 1—24.

Dimčo Debeljanov. (3 bulg. Gedichte übertragen von E. K.).
Stimmen aus dem Süd-Osten. 7/8. (1943). S. 110.

Zur Bestimmung der Funktionen grammatischer Kategorien.
Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse. Heft 25 (1945) 64 S.

Die noetischen Grundlagen der Syntax.
Sitzungsber. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Heft 4 (1951) 29 S.

Aus den Beziehungen von Sprache und Logik. Kontrolliertes Denken.
Festschrift für W. Britzelmayr. (1951) S. 79—91.

Grammatischer Prosareim in kirchenslavischen Beichtgebeten.
Festschrift für F. Dölger. BZ 44 (1951) S. 334—342.

Zur Silbentheorie.
Festschrift für F. Sommer. IF 60 (1952) S. 282—291.

Bemerkungen zur Aussprache des Bulgarischen.
KZ 69 (1951) S. 216—224.

Zur Aussprache des Türkischen.
Serta Monacensia. F. Babinger als Festgruß. (1952). S. 110—119.

Die ältesten Novgoroder Hirmologien-Fragmente. 1. Lief.
Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse. Heft 35 (1952) 317 S.

Das türkische Verbum und der slavische Verbalaspekt.
Münchner Beiträge zur Slavenkunde (1953) S. 137—149.

Zur Charakterologie der Völker.
Ural-altaische Jahrbücher 25 (1953) S. 1—10.

Das Gemeinte.
Festgruß für Gerhard Deeters. Lexis 3 (1953) S. 308—328.

Zur Herkunft der slavischen Krjuki-Notation.
Festschrift für Dm. Čyževśkyj (1954) S. 146—152.

Polen.
Lexikon der Pädagogik. Freiburg 1954 Sp. 905—909.

Phonetik und Phonologie im Polnischen.
Sitzungsber. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse, Jg. 1954, H. 6 (Schlußheft), S. 9—10.

Die Literatur des kathol. u. prot. Ostens. Polen.
Handbuch der Weltgeschichte. Hg. von A. v. Randa. (1956) Sp. 1507; 1946—1948; 2350—2351.

Zum Problem der Übersetzung.
Corolla Linguistica. Festschrift für F. Sommer. Hg. von H. Krahe. (1955) S. 120—128.

Ist das Symbolsystem der Logistik eine Sprache?
Festgruß für F. Sommer. Hg. v. H. Humbach. In: Münchener Studien für Sprachwissenschaft Heft 6 (1955) S. 71—82.

Die ältesten Novgoroder Hirmologien-Fragmente. 2. Lief.
Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse Heft 37 (1955) VII + 98 S.

Die vermeintlichen Akzentzeichen der Kiever Blätter.
Slovo. Heft 4—5 (1955) S. 5—23.

N. van Wijks Einwand gegen die zweite Metatonie.
Festschrift für M. Vasmer. (1956) S. 235—244.

Die Welt der Slaven und wir.
WSl 1. (1956) S. 1—3.

Mathematisierung der Sprachwissenschaft.
FF 30 (1956) S. 210—216.

Die serbokroatische Personaldeixis im Demonstrativpronomen.
SOF 15 (1956) S. 504—512.

Die Sprache und der Geist.
Beiträge zur Einheit von Bildung und Sprache im geistigen Sein. Festschrift für E. Otto. (1957) S. 314—327.

Die strukturbildenden Eigenschaften sprachlicher Systeme.
WSl 2 (1957) S. 1—29.

Die Hs 1318 der ehem. Stadtbibliothek zu Breslau.
Jahrbuch der schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Bd. II (1957) S. 73—92.

Manfred Kridl †
WSl 2 (1957) S. 221.

Sopila, instrument dęty muzyki ludowej na wyspie Krku.
Festschrift für K. Moszyński (1958). Im Druck.

Zum Verfahren der beschreibenden Grammatik bei der Feststellung der Funktionen adversativer Kategorien.
Sitzungsber. der Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse, Jg. 1956, H. 11 (Schlußheft), S. 12—13.

Wissenschaft und Forschung in Polen.
Osteuropa-Handbuch. Bd. II (1958) S. 447—455. Im Druck.

Schwund und Vokalisation der Halbvokale im Ostslavischen.
WSl 3 (1958) S. 124—137.

Sprechen und Verstehen.
Sprachforum (1958). Im Druck.

Die ältesten Novgoroder Hirmologien-Fragmente. 3. Lief.
Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse Heft 45 (1958) 169 S. Im Druck.

Die Palatalitätskorrelation im Slavischen.
Vortrag für den 4. Internationalen Slavistenkongreß in Moskau 1—10. September 1958. Heidelberg 1958. 11 S.

Die Nasalvokale im Altkirchenslavischen. Paul Diels zum 75. Geburtstage gewidmet.
WSl 3 (1958). Im Druck.

Niemcy a Mickiewicz.
Adam Mickiewicz. 1855—1955. Międzynarodowa sesja naukowa PAN 17—20 kwietnia 1956. (1958) S. 435—442.

II. Buchbesprechungen

A. Brückner: Pierwotny erotyk polski. (= PWsp XVII. S. 178—190).
Jbb NF III (1927) S. 197—98.

J. Krzyżanowski: Prace literackie A. Brücknera. W siedemdziesiątą rocznicę urodzin uczonego. (= PWsp XVII. S. 161—77).
Jbb NF III (1927) S. 289.

J. Bystroń: Z historji polskich nazwisk rodowych. (= PWsp XVII. S. 89—113).
Jbb NF III (1927) S. 282—83.

H. Ułaszyn: Żeromski a język polski. (=PWsp XVII. S. 415—435).
Jbb NF III (1927) S. 204.

W. Folkierski: Kłopoty francuskiego autora XVII w. z polczczyzną. (= Silva rerum II. S. 55—59).
Jbb NF III (1927) S. 200.

St. Pigoń: Wiadomość o kilku autografach poezyj Mickiewicza. (= Silva rerum I. S. 25—28).
Jbb NF III (1927) S. 200—01.

St. Pigoń: Epilog „Pana Tadeusza". (= Silva rerum II. S. 44—53).
Jbb NF III (1927) S. 200.

E. Land: Z dziejów plagjatu u polskich rymotwórców duchownych XVII w. (= Silva rerum II. S. 93—94).
Jbb NF III (1927) S. 200.

R. Pollak: Pierwodruk „Nadobnej Paskwaliny". (= Silva rerum II. S. 54—55).
Jbb NF III (1927) S. 198.

A. Próchnik: Kościuszko jako polityk i wódz. Studjum polemiczne I. II. (= PWsp XVII. S. 114—30; 202—17).
Jbb NF III (1927) S. 199.

St. Estreicher: Narodziny „Wesela". W 25 rocznicę pierwszego przedstawienia dramatu. (= PWsp XVII. S. 23—35).
Jbb NF III (1927) S. 203—204.

W. Kluger: Na marginesie zbiorowego wydania Wyspiańskiego. (= Silva rerum I. S. 32—33).
Jbb NF III (1927) S. 203.

J. Dürr: Z studjów nad grafiką książkową Wyspiańskiego. (= Silva rerum II. S. 9—10).
Jbb NF III (1927) S. 203.

T. Sinko: St. Wyspiańskiego pytaniki na marginesie „Piśmiennictwa" W. Feldmana I.—II. (= PWsp XVII. S. 218—29; 370—86).
Jbb NF III (1927) S. 202—03.

I. Chrzanowski: Pierwsza redakcja noweli Sienkiewicza „Z pamiętnika poznańskiego nauczyciela. (= Silva rerum II. S. 41—43).
Jbb NF III (1927) S. 202.

A. Bar: „Zapiski więzienne" I. J. Kraszewskiego. (= Silva rerum II. S. 73—76).
Jbb NF III (1927) S. 202.

H. Ułaszyn: Na marginesie Beniowskiego. (= Prace X. S. 183—91).
Jbb NF III (1927) S. 202.

A. Birkenmajer: Warjantowe wydania „O potrzebie idei" Słowackiego. (= Silva rerum II. S. 91—93).
Jbb NF III (1927) S. 201.

W. Pociecha: Drugi egzemplarz exlibrisu Macieja Drzewickiego z 1616 r. Kartka z dziejów humanizmu w Polsce. (= Silva rerum II. S. 168—73).
Jbb NF IV (1928) S. 731—32.

K. Piekarski: Krakowska pana Stuchsowa peregrynacja w legendę obrócona. (= Silva rerum II. S. 119—23).
Jbb NF IV (1928) S. 732.

M. Świeżawska: Introligatorzy poznańscy w wieku XVI. (= Exlibris VII. S. 71—89).
Jbb NF IV (1928) S. 732.

W. Budka: Urządzenie papierni polskiej początku XIX wieku. (= Silva rerum III. S. 28—29).
Jbb NF IV (1928) S. 732—33.

W. Budka: Papiernia w Porębie Wielkiej. (= Silva rerum III. S. 29—30).
Jbb NF IV (1928) S. 732.

K. Piekarski: Exlibris Jana Brożka czyli o profesorskiej genezie polskiego znaku książkowego. (= Silva rerum II. S. 124—28).
Jbb NF IV (1928) S. 733.

E. Kuntze: Czem powinna być Bibljoteka Jagiellońska. (= Silva rerum II. S. 65—68).
Jbb NF IV (1928) S. 733.

A. Birkenmajer: Bibljoteka Jagiellońska a Bibljoteka Narodowa. (= Silva rerum II. S. 81—84).
Jbb NF IV (1928) S. 733—34.

A. Birkenmajer: Oprawa rękopisu 2470 Bibljoteki Jagiellońskiej i inne oprawy tej samej pracowni introligatorskiej XII wieku. (= Exlibris VII. S. 29—70).
Jbb NF IV (1928) S. 734—35.

W. Pociecha: Bibljoteka Kórnicka. (= Silva rerum II. S. 161—68).
Jbb NF IV (1928) S. 735.

St. Bodniak: Album Amicorum Jana Zborowskiego. (= Silva rerum II. S. 174—79).
Jbb NF IV (1928) S. 735.

K. Badecki: Zabytki literatury mieszczańskiej w Bibljotece Kórnickiej (= Silva rerum III. S. 33—45).
Jbb NF IV (1928) S. 736.

Z. Ciechanowska: Nieznany list Norwida. (= Silva rerum II. S. 186—88).
Jbb NF IV (1928) S. 735—36.

J. Czubek: Autografy listów Adama Mickiewicza w Bibljotece Kórnickiej (= Silva rerum II. S. 186).
Jbb NF IV (1928) S. 736.

J. Korpała: Bibljografja polska przed Karolem Estreicherem. (= Silva rerum II. S. 151—55).
Jbb NF IV (1928) S. 738.

St. Estreicher: Jak mój ojciec pracował nad „Bibljografją. (= Silva rerum II. S. 147—51.
Jbb NF IV (1928) S. 738.

K. Estreicher: Autobiografja wierszem. Z rękopisu wydał K. Świerkowski (= Silva rerum II. S. 145—47).
Jbb NF IV (1928) S. 738.

J. Korpala: Karola Sienkiewicza projekt kwartalnika bibljograficznego. (= Silva rerum II. S. 129).
Jbb NF IV (1928) S. 738.

W. Taszycki: Jan Łoś. W czterziestolecie pracy naukowej. (= PWsp XVI. S. 22—38).
Jbb NF V (1929) S. 248.

I. Chrzanowski: Adam Asnyk. (= PWsp XVI. S. 3—21).
Jbb NF V (1929) S. 281.

A. Mickiewicz: Pani Twardowska. Z autografu wydał po raz pierwszy Józef Kallenbach. (= Silva rerum II. S. 113—118).
Jbb NF V (1929) S. 280.

J. Korpała: Kraszewski jako wydawca „Pism" Brodzińskiego, (= Silva rerum II. S. 85—88).
Jbb NF V (1929) S. 275.

W. Budka: Muza Ksiąg sądowych XVI w. (= Silva rerum II. S. 85—88).
Jbb NF V (1929) S. 275.

St. Kot: Pierwszy wiersz polski tłoczony w Paryżu. (=Silva rerum III. S. 1—5).
Jbb NF V (1929) S. 275—76.

Z. Szweykowski: „Lalka" Bolesława Prusa. Warschau 1927. 362 S.
Jbb NF V (1929) S. 540—44.

Przegląd Biblioteczny. Wydawnictwo Związku Bibljotekarzy Polskich. Bd. I.—II. Krakau 1927—28.
Jbb NF VI (1930) S. 321—323.

Z. Jachimecki: Muzyka polska. Epoka Piastów i Jagiellonów. Warschau 1929. 27 S. aus: „Połska, jej Dzieje i Kultura".
Jbb NF VI (1930) S. 354—56.

P. Panov: Die altslavische Volks- und Kirchenmusik. Wildpark-Potsdam 1930. 31 S. (= Handbuch der Musikwissenschaft. Lfg. 38).
Jbb NF VI (1930) S. 349—54.

J. Volf: Geschichte des Buchdrucks in Böhmen und Mähren bis 1848. Weimar 1928. 262 S.
Jbb NF VI (1930) S. 375—76.

P. Ettinger: Jedno z ważniejszych zadań polskiej bibljofilji. (= Silva rerum III. S. 84—86).
Jbb NF VI (1930) S. 522.

J. Grycz: Trzeci Zjazd Bibljofilów Polskich we Lwowie. (= Silva rerum III. S. 81—84).
Jbb NF VI (1930) S. 522.

J. Korpała: Dzieje drugiej edycji Historji literatury polskiej Bentkowskiego. (= Silva rerum III. S. 100—110).
Jbb NF VI (1930) S. 521—22.

J. Korpała: Uwagi o polskiej prasie literackiej przed powstaniem listopadowem. (= Silva rerum III. S. 93—100).
Jbb NF VI (1930) S. 516.

R. Pollak: Trzeci autograf „Hymnu o zachodzie słońca" Słowakiego. (= Silva rerum III. S. 90—93).
Jbb NF VI (1930) S. 514.

K. Badecki: Na marginesie „Literatury mieszczańskiej w Polsce XVII w.". I. Nagróbki. (= Silva rerum III. S. 86—90).
Jbb NF VI (1930) S. 509.

Bibljoteka Piotra Wolskiego biskupa płockiego. (K. Piekarski, Odkrycie „Volsciany" w zbiorach Biblioteki Jagiellońskiej. W. Budka, Dar biskupa Piotra Wolskiego dla katedry płockiej. (= Silva rerum III. S. 127—41).
Jbb NF VI (1930) S. 503—504.

W. Budka: Bibljoteka Decjuszów. (= Silva rerum III. S. 110—126).
Jbb NF VI (1930) S. 503.

E. Hermelin: Über den Gebrauch der Praesens-Partizipien von perfektiven Verben im Altkirchenslawischen. Uppsala 1935. XIV, 154 S.
DLtzg. 1937, 4, S. 149—153.

B. Unbegaun: La Langue Russe au XVIe siècle (1500—1550). I La flexion des noms. — Paris 1935. X, 480 S.
Rocznik Slawistyezny 14. 1937, S. 148—153.

E. Fraenkel: Sprachliche, besonders syntaktische Untersuchung des kalvinistischen litauischen Katechismus des Malcher Pietkiewicz von 1598. Göttingen 1947. 140 S.
ThLtzg (1952) 620—22.

R. Verdeil-Palikarova: La Musique Byzantine chez les Bulgares et les Russes. Copenhaque 1953. XI + 249 S.
BZ 47 (1954) S. 406—410.

The Hymns of the Hirmologium. Transcribed by Aglaia Ayoutanti and Maria Stöhr. Revised and annotated by C. Hoeg. Copenhague 1952. 354 S.
BZ 47 (1954) S. 403—406.

N. S. Trubetzkoy: Altkirchenslavische Grammatik. Wien 1954. 197 S.
WSlJb 5 (1956) S. 148—60.

A. M. Ammann: Abriß der ostslavischen Kirchengeschichte. Wien 1950. XVI, 748 S.
BZ (1956) S. 404—406.

Kolas-Krapiva-Glebka: Russko-Belorusskij Slovar'. Moskau 1953. 787 S.
WSl 1 (1956) S. 83—84.

Słownik staropolski. Red. von K. Nitsch. Bd. 1. Warschau 1953 ff.
WSl 1 (1956) S. 85—86.

A. Obrębska-Jabłońska: Słowo o wyprawie Igora. Warschau 1954. 175, VIII, 46 S.
WSl. 1 (1956) S. 209—210.

R. Nahtigal: Staroruski ep Slovo o polku Igorevě. Laibach 1954. 136 S.
WSl 1 (1956) S. 210—212.

Klemensiewicz-Lehr Spławiński-Urbańczyk: Gramatyka historyczna języka polskiego. Warschau 1955. 596 S.
WSl 1 (1956) 206—209.

F. Sławski: Gramatyka języka bułgarskiego (1952). Warschau 1954. 176 S.
WSl 1 (1956) S. 346—349.

W. Hahn: Bibliografia bibliografij polskich. Warschau 1956. XXII, 645 S.
WSl 2 (1957) S. 211.

E. F. Karskij: Belorussy. Bd. II—III. Moskau 1956. S. 517.
WSl 2 (1957) S. 334.

R. Olesch: Zur Mundart von Chwalim. Wiesbaden 1956. 28 S.
WSl 2 (1957) S. 419—21.

B. Snell: Der Aufbau der Sprache. Hamburg 1952. 221 S.
Archiv für Philosophie 8. 1958. S. 162—172.

III. Herausgeber folgender Publikationen

Balticoslavica. Bjuletyn Instytutu Naukowo-Badawczego Europy Wschodniej. Bd. I—III. Wilno 1933—36.

A. P. Čechov: Izbrannye rasskazy. München 1951. 48 S. (= Huebers fremdsprachliche Texte Nr. 22).

Izbrannye religioznye teksty russkoj literatury. München 1951. 48 S. (= Huebers fremdsprachliche Texte Nr. 23).

L. N. Tolstoj: Carstvo Božije vnutri vas. Gekürzte Ausgabe. München 1953. 64 S. (Huebers fremdsprachliche Texte Nr. 24).

Münchener Beiträge zur Slavenkunde. Festgabe für Paul Diels. Hg. von E. Koschmieder und A. Schmaus. München 1953. 329 S.

Die Welt der Slaven. Vierteljahrsschrift für Slavistik. Hg. von M. Braun, P. Diels, D. Gerhardt, J. Hanika, A. Schmaus unter der Schriftleitung von E. Koschmieder. München 1956 ff.

Mitteilungen

Serbokroatische „Hochzeits-Friedhöfe"

Über die alten Hochzeits-Friedhöfe (Svatovska Groblja) in serbischen und kroatischen Ländern handelte der bekannte serbische Ethnologe Tihomir R. Djordjević[1]). Auf Grund eines reichen, von ihm aus der Literatur zusammengetragenen Materials stellte er fest, daß es im Volke unbekannt ist, weshalb die vielen „Svatovska Groblja" in Serbien, Bosnien und in der Herzegowina so genannt werden. Dem gegenüber kennt die Volksüberlieferung eine größere Anzahl solcher Friedhöfe, derzufolge an diesen Stellen ums Leben gekommene Hochzeitsgäste begraben liegen; danach hätten diese Örtlichkeiten ihren Namen („Svatovska Groblja") erhalten. Der Tod der Hochzeitsgäste hatte verschiedene Ursachen: plötzlich einsetzende starke Fröste, Überfälle durch Hajduken oder Türken sowie gelegentlich auch Mädchenraub. Von der überwiegenden Anzahl der „Svatovska Groblja" wird behauptet, an diesen Stellen seien zwei einander begegnende Hochzeitszüge ums Leben gekommen. Für die meisten Formen, die zum tragischen Ende der Hochzeitsgäste führten, hatte T. Djordjević ausreichend Belege erbracht. Eine Bestätigung findet sich auch in einem alten Brauch, der in dem Spruch „Wo jemand stirbt, dort wird er auch begraben", seinen Niederschlag gefunden hat. Unklar blieben dem Verfasser die Motive, die bei der Begegnung von Gästen verschiedener Hochzeiten zu Schlägereien mit tötlichen Folgen führten. T. Djordjević sah darin einen allgemeinen Volksbrauch, ohne auf die Hintergründe desselben eine Antwort zu geben.

Dagegen ist, wie es scheint, auch darauf eine Antwort möglich. Das Material gestattet eine überzeugende Deutung der Volksauffassungen, weshalb es zu Ausschreitungen zwischen den Gästen zweier Hochzeiten kam. Hier die Zeugnisse aus der Volksüberlieferung: in Mijak (West-Mazedonien) und bei den Bewohnern der Metohija kam es aus Stolz zwischen den Hochzeitsgästen zum Zusammenstoß; ferner, weil die zahlenmäßig kleinere Gruppe sich der Bedrängnis der größeren widersetzte. Aus den Volksliedern ist bekannt, daß stets die besten Helden und möglichst viele Hochzeitsgäste eingeladen wurden, die auch den Schutz des gesamten Hochzeitszuges vor Überfällen zu übernehmen hatten. Dies bestätigt auch eine Sage, die in der Umgebung von Trebinje (Herzegowina) entstand, derzufolge der schlechtere Tänzer den besseren überfiel, da er sich durch diesen in seiner Kunst erniedrigt sah. Der Kampf zweier Gäste übertrug sich auf die beiden Hochzeitszüge und „junge, übermütige Hochzeitsgäste, satt und betrunken, schlugen sich mit Gewehren und Messern, und so kamen alle an einer Stelle um".

---

[1]) Vgl. Slavia. Časopis pro slovanskou filologii, Prag 1929. Naš narodni život. Bd. II, Belgrad 1930, S. 106—116.

Über Kämpfe und Zusammenstöße zweier Hochzeitszüge, die auf naiven religiösen Auffassungen und Aberglauben beruhten, hatte der Verfasser reichlich Stoff aus dem Brauchtum und den Glaubensgewohnheiten zusammengetragen. Hier sei ein diesbezügliches charakteristisches Beispiel angeführt. Wenn sich zwei Hochzeitszüge im Gebiet von Drenica begegnen, bleiben beide stehen. Auf jeder Seite tritt einer der besten Reiter hervor und reitet um seinen Hochzeitszug herum; auf diese Weise schützen sie ihre Bräute vor bösen Blicken. Im Volk lebt der feste Glaube, daß eine der Bräute — wenn sie sich bei einer solchen Begegnung anblicken — bald sterben wird; manchmal auch beide[2]). Wahrscheinlich wegen der bösen Blicke, und wohl auch um die Hochzeitsgäste vor einem Übel zu bewahren, trugen die Bräute, christliche sowie mohammedanische aller Balkanländer, am Tage der Hochzeit einen Schleier über dem ganzen Gesicht[3]). Die Auseinandersetzung zwischen Hochzeitszügen anläßlich einer Begegnung wurde zuweilen auch aus religiöser Unduldsamkeit zwischen Christen und Mohammedanern ausgelöst. Außerhalb der Volksüberlieferung gibt es keine zuverlässigen Anhaltspunkte über die Existenz von Hochzeits-Friedhöfen.

Die genannten Motive über ein tragisches Ende von Angehörigen zweier Hochzeitszüge sowie das Vorhandensein von „Svatovska Groblja" geben keine befriedigende Antwort auf die offenen Fragen. Selbst die Grundfrage, ob die sogenannten Hochzeits-Friedhöfe, auf die die vorhandenen Toponyme Svatovska Groblja hindeutet, wirklich das sind, was sie zu sein vorgeben, ist nicht geklärt. Die einzigen Grundlagen zur Lösung dieser Frage bietet auch hier die Überlieferung. Diese Zeugnisse sind nicht frei von Volksphantasie und daher nur wenig zuverlässig. Es ist anzunehmen, daß ein oder mehrere Hochzeitsgäste durch Gewitter, Überfälle oder bei Zusammenstößen ums Leben kamen, von denen es einzelne Gräber geben mochte. Unglaubhaft dagegen ist es, daß viele Hochzeitsgäste zugleich ums Leben kamen, so daß ganze Friedhöfe mit einem Male entstanden. In diesem Punkt ist der Volksüberlieferung nicht ohne weiteres zu folgen. Dagegen liegen die Dinge anders im Hinblick auf diejenigen Hochzeits-Friedhöfe, von denen das Volk dies behauptet. Hier handelt es sich um Gräber von Vorfahren, die dem Christentum entsagten und zum Islam übertraten, wie im Folgenden darzulegen sein wird.

Der bosnische Adel, der zum Islam übertrat, mußte auch die Art der Bestattung und die Form der Grabdenkmäler verändern. Treffend bemerkte hierzu der serbische Ethnologe V. Skarić, daß bei diesen Kreisen die Bestattung der verstorbenen Familienmitglieder ohne Rücksicht auf den neu angenommenen Glauben auf dem selben Friedhof, d. h. neben den christlichen Vorfahren vorgenommen wurde[4]). In dem herzegowinischen Dorf Pustipusti „vermischte sich der orthodoxe Friedhof mit dem mohammedanischen"[5]).

Aus Gründen der religiösen Unduldsamkeit gibt es seit langem keine mohammedanischen Friedhöfe mehr neben christlichen. In Ortschaften, in denen das

[2]) M. S. Milojević, Pesme i običaji ukupnog naroda srpskog, Bd. II, Belgrad 1870 S. 206.

[3]) Vgl. Vuk St. Karadžić, Wb. s. v. duvak, ženidba. Siehe auch Srpski etnografski zbornik, Bd. 53, Belgrad 1938, S. 29. 101. 103. 104.

[4]) Vgl. in der Tageszeitung „Vreme" vom 5. April Belgrad 1932.

[5]) Siehe V. Ćorović, Prilog proučavanja načina sahranjivanja ... (= Naša starina Bd. III) Sarajevo 1956, S. 145.

Volk den Islam nicht annahm, gibt es auffälligerweise kein „Svatovsko Groblje". Das Bestehen von Friedhöfen zweier Bekenntnisse oder sog. Hochzeits-Friedhöfe geriet in Vergessenheit, zumal die Mohammedaner auch gegenwärtig nur ungern bekennen, daß ihre Vorfahren Christen waren. Die alte christliche Bevölkerung wechselte des öfteren ihren Wohnsitz. Die neu angesiedelte christliche Bevölkerung fand alte Friedhöfe beider Bekenntnisse vor, d. h. solche mit christlichen und solche mit mohammedanischen Anzeichen. Auf dieser Grundlage entstand die Sage vom Untergang türkischer (mohammedanischer) und griechischer (christlicher) Hochzeitsgäste bei deren Begegnung.

Über dergleichen Friedhöfe, die mir bekannt sind, noch ein Wort. Auf meinen Reisen durch das Gebiet Raška sammelte ich folgende Angaben über alte Friedhöfe beider Bekenntnisse. Im Dorf Praštevina befindet sich neben dem alten und jetzigen christlichen Friedhof auch noch der alte mohammedanische. In dem mohammedanischen Dorf Boberište werden die Mohammedaner noch heute neben dem älteren christlichen Friedhof ihrer christlichen Vorfahren bestattet. Am Gipfel des Berges Ćafa, neben dem Dorf Cvetnje gibt es zwei alte Friedhöfe einen neben dem anderen; der eine ist christlich, der andere mohammedanisch. Von keinem der genannten Friedhöfe wird behauptet, daß es ein Hochzeits-Friedhof sei; denn, ausgenommen den Friedhof von Cvetnje ist die Entstehung derselben den älteren Leuten vertraut. Allein in Raška behauptet man, die älteren Friedhöfe dieser Art seien Reste der bei Zusammenstößen umgekommenen Hochzeitsgäste. Gleiches wird auch von den nebeneinander liegenden christlichen und mohammedanischen Friedhöfen im Dorf Vojkoviće (bei Rogosno) behauptet: an jener Stelle seien serbische und türkische Hochzeitsgäste ums Leben gekommen. Am Wege, der von Novi Pazar nach Sjenica führt, gibt es zwei Friedhöfe nebeneinander: den älteren christlichen mit Kreuzen sowie den jüngeren mohammedanischen mit Denkmälern, die mit einem ausgemeißelten Turban enden. Auch hier berichtet die Überlieferung von einer blutigen Begegnung orthodoxer und mohammedanischer Hochzeitsgäste; die Gefallenen wurden neben dem Wege beigesetzt. Charakteristisch ist besonders die Sage vom uralten „Rusalisko Groblje", das am Kreuzweg unterhalb des Berges Rogosno über dem Dorf Vranović liegt. Dort befinden sich etliche Grabsteinplatten aus grob gemeißeltem Stein. Auf einer dieser Platten erkennt das Volk ein eingemeißeltes Ornament einer altertümlichen Frauen-Joppe. Dieses Ornament gab der Volksphantasie den Anlaß zu der Sage, wonach die Braut samt den Hochzeitsgästen ums Leben kam, und alle an diesem Ort begraben wurden. Auch in den Dörfern der Metohija gibt es gemeinsame Friedhöfe: christliche und mohammedanische nebeneinander. Nach Auskunft des Forschers ist es sehr sonderbar, daß im Bereich des alten Friedhofs mit Grabsteinen in Form des Kreuzes sich ein anderer Friedhof befindet, auf dem heute Mohammedaner bestattet werden. Auf Grund der Überlieferung steht fest, daß der christliche Friedhof die Bestattungsstelle der Vorfahren heutiger Mohammedaner und ehemaliger serbischer Geschlechter ist. In der Metohija, im Dorf Bučane, hegt die Sippe Stojković auch gegenwärtig (1939) ihren alten Friedhof wie ein Heiligtum, obgleich er aus der Zeit stammt, da ihre Vorfahren Christen waren[6]).

[6]) Vgl. S. Raičević, O starim srpskim grobljima u Metohiji, (= Južni pregled Bd. XIII,) Skoplje 1939, S. 28.

Im Dorf Ljumbarda, das sich auf der rechten Seite des Flusses Dečanska Bistrica unweit vom Kloster Dečane befindet, gibt es auf dem inmitten des Dorfes stehenden Berg Kodra Reste eines alten Friedhofes der katholischen Albaner, auf dem einst eine kleine Kirche stand, deren Grundmauern noch heute zu sehen sind. Unmittelbar neben diesem älteren, katholischen Friedhof liegt der heutige mazedonische. Im Jahre 1925 trat der letzte Katholik dieses Dorfes zum Islam über. Beide Friedhöfe werden in Ehren gehalten. Alte Friedhöfe beider Bekenntnisse oder sog. Hochzeits-Friedhöfe, d. h. christliche Grabsteine neben mohammedanischen, gibt es auch in Bosnien. Im Dorf Kamenica (bei Olovo) befinden sich dicht neben dem Wege zwei solche alte Friedhöfe nebeneinander. Das Nebeneinander dieser Bestattungsstellen erklärt sich aus der Tatsache, daß die späteren Mohammedaner neben ihren christlichen Vorfahren ruhen wollten. Der alte orthodoxe und der alte mohammedanische Friedhof im Dorf Krče (bei Donja Vogošća, Bosnien) werden beide „Svatovsko Groblje"[8]) genannt. Friedhöfe zweier Bekenntnisse oder sog. Hochzeits-Friedhöfe mußten sich demnach in allen Landstrichen des Balkans finden, wo Teile der Bevölkerung in späterer Zeit zum Islam übertraten.

Friedhöfe zweier Bekenntnisse, gab es in älterer Zeit in Serbien, Bosnien und in der Herzegowina zweifellos in größerem Umfang. In der Umgebung von Olovo (Bosnien) zeigen alte mittelalterliche Gräber eine ungleichmäßige Orientierung. Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht der alte Friedhof im Dorf Boganovići, auf dem die Hälfte der prismatisch behauenen Grabsteine in die Richtung West-Ost zeigen, die andere Hälfte dagegen ist von Norden nach Süden orientiert[9]). Die erstgenannten Gräber sind zweifellos Überreste aus der Zeit des Christentums, wogegen die Orientierung Nord-Süd in die Zeit des Islams fällt. Das angeführte Beispiel ist keine Seltenheit. In Donji Grac (bei Mostar) befinden sich auf dem alten Friedhof sechs Grabsteine, die von Südwesten gegen Nordosten weisen, wogegen nur zwei Grabsteine in der Richtung Ost-Süd stehen[10]). Die ersten hier beschriebenen Grabsteine sind zweifellos älter als diejenigen, die nach dem Süden, in Richtung auf das mohammedanische Heiligtum in Mekka weisen.

Das Maß der Zuverlässigkeit, das der Volksüberlieferung eigen ist und dessen sich die Forschung bedienen muß, erhellt aus den Sagen über die gegenwärtigen Hochzeits-Friedhöfe (Svatovska Groblja). Ihre Bedeutung ist nicht gering. Natürlich bedarf jede Überlieferung einer vorsichtigen Analyse; dies um so mehr, wenn sie verschiedenen Orten verbunden ist. Hierbei macht sich eine unmittelbare Erforschung derjenigen Gegend notwendig, in die die Volksüberlieferung hinweist. T. Djordjević hatte es unterlassen, der Überlieferung über die Svatovska Groblja an Ort und Stelle nachzuspüren; daher geriet er auf Abwege und konnte die gestellten Fragen bezüglich der Bezeichnung und der Entstehung der Toponyme dieser Art in den Balkanländern nicht lösen.

[7]) Nach Reisebeschreibungen. Manuskript von Mark Krasnići aus dem Jahre 1950.

[8]) Vgl. Glasnik Zemaljskog muzeja, Bd. XL, Sarajevo 1929, S. 76.
Srpski etnografski zbornik, Bd. XLVI, Beograd 1930 S. 680.

[9]) A. Benac, Olovo, Beograd 1951, S. 57.

[10]) A. Benac, Široki Brijeg, Sarajevo 1952, S. 56.

Belgrad Petar Ž. Petrović

Zur albanischen Literaturgeschichte

(Forschungsbericht)

Das Jahr 1955 brachte zwei albanische Literaturgeschichten, eine kürzere englische von Stuart E. Mann[1]) und eine ausführlichere in albanischer Sprache von Dh. Shutëriqi[2]). Ich gebe im Folgenden an der Hand von Shutëriqi einen kurzen Überblick über die Geschichte der albanischen Literatur.

Sh. spricht kurz von der Herkunft der albanischen Sprache und macht in der Illyrio-Thrakerfrage besonnen ein Fragezeichen. Den Beginn des Gebrauchs der albanischen Sprache in schriftlichen Erzeugnissen setzt er nach der Notiz des Brocardus Monacus v. J. 1332: „Die Albaner haben eine ganz andere Sprache als die Lateiner, obwohl sie in ihren Büchern die lateinische Schrift verwenden", vor diesen Zeitpunkt und nimmt an, daß es religiöse Bücher und Chroniken gewesen seien, die albanisch geschrieben waren, denn auch der Skanderbegbiograph Marinus Barletius stützt sich 1505 in seiner Geschichte Shkodras auf Chroniken „in vernacula lingua". Der Briefwechsel der albanischen Adeligen des 14. und 15. Jh., der Arianiti, Kastrioti, Matranga, Muzaqe, Topia vollzog sich lateinisch, griechisch oder serbisch. Nikollë Topia unterschreibt 1408 einen lateinischen Akt griechisch, der Stammbaum des Karl Topia, in einer Inschrift v. J. 1381 im Kloster des hl. Jon Vladimir bei Elbasan erhalten, ist lateinisch, griechisch und serbisch abgefaßt. Sh. bespricht die ältesten Dokumente in alban. Sprache, die Taufformel (1462), das Wörterbuch des Ritters von Harff (1492), das Osterevangelium Matth. 27, 62—66 (Ende d. 15. Jh.s), Gjon Buzukus Meshar (1555), den Katechismus (e mbsuame e krështërë) des Lekë Matrënga aus Piana dei Greci in Sizilien (1592), des Pjetër Budi Dottrina Christiana (1618), sein Rituale Romanum et Speculum Confessionis in Epiroticam linguam translata (1621), des Frangu i Bardhë oder Franciscus Blanchus Dictionarium Latino-Epiroticum (1635), des Pjetër Bogdani Cuneus Prophetarum (1685), dann das Entstehen der Prinzipate der Bushatllijs in Shkodra und des Ali Pasha Tepeleni in Ianina im 18. und Beginn des 19. Jh.s, schildert die Blüte des Handels in Voskopojë, dem Zentrum von Kultur und Bildung damals mit einer Druckerei und angesehenen Schule, wo Theodor Kavalioti als Gründer der Akademie und Herausgeber des griechisch-rumänisch-albanischen Wörterbuches Protopeiria (1770), und sein Schüler Mjeshtri Dhanil wirkten, die geistige Blüte in Elbasan, deren Zeugen der kürzlich entdeckte Anonymus von Elbasan und Dhaskal Todhri sind. Das Ms. Anonimi i Elbasanit ist im Besitz des Instituti i Shkencave in Tirana, vermutlich von Papa Totasi in elbasanischer Mundart mit toskischen Elementen verfaßt, eine Übersetzung von Evangelienpartien, geschrieben in einem von ihm erfundenen, dem slawischen ähnlichen Alphabet (zweite Hälfte des 17. Jh.s). Theodor i Haxhi Filipit, als Dhaskal Todhri bekannt, auch er Erfinder eines Originalalphabetes für seine Evangelienübersetzungen und seine Messe des hl.

[1]) Stuart E. Mann, M. A.; Albanian Literature. An Outline of Prose, Poetry, and Drama. London, Bernard Quaritch, LTD. 1955. V + 123 S.

[2]) Shutëriqi, Dhimitër S.: Histori e letërsisë Shqipe, për shkollat e mesme (Geschichte der albanischen Literatur, für die mittleren Schulen) Tirana, Verlag des Ministeriums für Unterricht und Kultur 1955. 385 S. mit 25 Abb.

Johannes Chrysostomus (1795), gab mit diesem Alphabet den Kaufleuten von Elbasan die Möglichkeit, ihre Geschäftsbücher in ihrer Muttersprache zu führen. Marko Boçari, der griechische Freiheitskämpfer albanischer Nationalität, Verfasser eines griechisch-albanischen Wörterbuchs im Dialekt von Suli (1790—1823), Vangjel Meksi, Grigor Gjirokastriti werden in klarer, gründlicher Weise behandelt. Es folgen die Bejtexhinjt, deren albanische Verse mit türkischen, arabischen, persischen Worten stark durchsetzt sind, Ibrahim Nezimi mit seinem Divan (1736), Hasan Zyko Kamberi aus der Gegend von Korça mit seinem Seferi humajun (1789), einem Bilde des türkisch-oesterreichischen Krieges, an dem er teilnahm und in dem ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde; Liebeslieder stehen im Mevlud, folkloristisch wertvolle Verse über die alten Hochzeits- und Heiratsbräuche in Kolonja, in der Trahana wird an der Maispolenta, der einzigen Speise des fukaraja und hyzmeqari, die dürftige Lage der armen Volksschichten gezeichnet und mit dem ironischen Refrain „Dritë kush gjeti trahanë!" ‚Das ewige Licht leuchte dem Erfinder der Maispolenta!' dem Mitleid des Herzens Luft gemacht; Paraja bringt scharfe Satiren gegen das türkische Regime, den Sultan, die Vezire, die Paschas. Mollach Hysen Dobraci aus Shkodër, Dichter der Lieder auf Pasha Karamahmund Bushati (2. Hälfte des 18. Jh.s) folgt, Muhamet Kyçyku, auch Muhamet Çami genannt, aus Konispoli (1783—1844), wo er als Hoxha starb, Dichter der Erveheja, einer Novelle in Versen, die die Gattinnentreue und Ehrsamkeit einer Frau in allen Nöten und Gefahren besingt, in vierzeiligen Strophen mit wechselndem Reim, in trochäischen Achtsilblern, dichtet im çamischen Dialekt, vermischt mit überviel Orientalismen. Im J. 1842 beendete Dalip Frashëri, wie sein Familienname besagt, aus Frashëri in Südalbanien, sein religiös-historisches Epos Hadika, die Geschichte der Bektashis in nicht weniger als 60 000 Versen behandelnd, in der Mundart von Frashëri, basierend auf dem gleichnamigen Epos der Azerbadschaners Fuzuli (16. Jh.). Dalip war Dervish im Bektashiorden und starb in Konica. Dann behandelt Sh. die ältesten italoalbanischen Dichter, seine Skizze von Jul Variboba, dem Dichter des Marienlebens, aus S. Giorgio Mbuzat, prov. di Cosenza, (1762) ist ausgezeichnet. — Im 2. Kapitel wird die Letërsija Shqipe e Rilindjes Kombëtare, die albanische Literatur der nationalen Renaissance, gezeichnet, zunächst die historischen Fakten der Rilindja, der Wiedergeburt. Er definiert: „Unter Rilindja verstehen wir unsere nationale Bewegung um das Freiwerden von der Türkei im 19. und Anfang des 20. Jh.s Diese Bewegung wurde von einem breiten, kulturellen Bemühen begleitet und gab den Anstoß zum Entstehen einer neuen albanischen Literatur." Die Lidhja e Prizrenit (1878), das Entstehen der Shoqërija e të shtypuri shkronja ship (Gesellschaft zum Druck albanischer Schriftwerke) in Stamboll (1879) und des ersten Einheitsalphabets, der Zweigvereine in Bukarest und Alexandrien, der Zeitungen Drita und Diturija (1884—1887) werden gezeichnet. Die Zeitschrift Albania (seit 1897 in Brüssel herausgegeben von Trhank Spiro Beg, Pseudonym für Fajk Konitza), ist auch zu nennen, sie wurde ein Sammelbecken literarischer Erzeugnisse, hob das Nationalbewußtsein der Albaner und erweiterte durch Nachrichten aus vielen Wissensgebieten ihren Horizont. Sh. behandelt gründlich Naum Veqilharxhi (geb. 1797) aus Vithkuqi bei Korça, de Rada (1814—1903) aus Maki (Cosenza), A. Santori (1819—1894), Gavril Dara i Ri (1826—1885) aus Palazzo Adriano (Sizilien), Zef Serembe (1843—1901) aus S. Cosmo Albanese (Cosenza), bringt bei jedem die Vita,

Inhaltsangaben der Schriften mit reichen Zitaten aus den Werken, Analysen der Inhalte mit Kritik des künstlerischen Wertes und ausführliche Charakteristik der Sprache jedes Autors. Kostandin Kristoforidhi (1830—1895) der Sprachmeister, wird verdienter Maßen ausführlich gewürdigt, dann Thimi Mitko, Zef Jubani und Spiro Dine, die dankeswürdigen Folkloristen. Jani Vreto, Vaso Pasha (1825—1892), der Sänger der alten Nationalhymne „O moj Shqypni", Sami Frashëri (1850—1904), der Verfasser von „Shqipërija ç' ka qënë, ç' është dhe ç' do të bëhetë" folgen. Zentral werden behandelt Naim Frashëri (1846—1900) auf 31 Seiten, Andon Zako—Çajupi (1866—1930) auf 20 Seiten, der Shkodraner Ndre Mjeda (1866—1937) auf 19 Seiten, kürzer der Lyriker Filip Shiroka (1859—1935), der Dichter der anmutigen Schwalbenlieder, Mihal Grameno, Dramatiker und Novellist, Aleksander Sotir Drenova (Pseudonym Asdren, 1872—1945), der Lyriker, Luigj Gurakuqi (1879—1925), der Freiheitskämpfer, erster Direktor der Lehrerbildungsanstalt (shkolla normale) in Elbasan, Mitglied der Literarischen Kommission in Shkodra während des ersten Weltkrieges, Lyriker und Theoretiker der Metrik, Risto Silijqi, revolutionärer Lyriker und Vater des heute wirkenden Llazar Siliqi. — Das nächste Kap. bringt die Letërsija Shqipe gjatë kohës s' independencës dhe të pushtimit fashist ‚die alban. Literatur während der Zeit der Unabhängigkeit und der faschistischen Herrschaft', beginnt mit einer historischen Skizze, verurteilt in wenigen Zeilen Gjergj Fishtas politische Linie und seine Werke, ohne sie zu nennen. Gjergj Fishtas Lahuta e Malcijs (Laute des Hochlandes) darf in einer Geschichte der albanischen Literatur nicht totgeschwiegen werden. Sie ist das albanische Großepos, das in den Volksepen der nordalbanischen Berge wurzelt; diesen Besitz hat das albanische Volk allen anderen Balkanvölkern voraus; dieses nationale Großepos ist den Albanern das, was Ilias, Nibelungenlied, Cid, göttliche Komödie anderen Völkern sind; es wird in die Weltliteratur eingehen. — In der Bota e re (Neue Welt) von Korça (1936—37) treten unter Migjenis Führung die Jungen mit ihren Poesien an die Öffentlichkeit, der Brezi i ri 1935, ‚die Generation 1935', ihre Hauptvertreter Veli Stafa (1915—39), Qemal Stafa (1921—1942), Shevqet Musaraj, Dh. S. Shuteriqi, Aleks Çaçi, Andrea Varfi. Foqion Postoli aus Korça mit seinem guten Roman „Die Blume des Gedenkens", und Haki Stërmilli (1895—1953) mit dem Gesellschaftsroman „Wenn ich ein Knabe wäre", worin er die gedrückte Stellung der Frau in der damaligen albanischen Gesellschaft zeichnet und scharf verurteilt, ferner der junge Sterjo Spasse mit dem Roman des Pessimismus „Warum?" (1935) stehen dem Bota-Kreise nahe. Die Bota e re wurde von Zogus Regierung am weiteren Erscheinen verhindert. Fan Noli (geb. 1882), heute orthodoxer Bischof in den USA, gründete in Amerika den landsmannschaftlichen Klub Vatra und die Zeitschrift Dielli, er ist Verfasser der Geschichte Skanderbegs (1947), des „Album", einer Sammlung politischer lyrischer Gedichte (1947). Manche der lyrischen Gedichte sind rühmlichst bekannt, so ‚Jepni për nënën' ‚Gebt für die Mutter!' (1919), ein ergreifender Aufruf an die Albaner Amerikas, der Heimat materiell zu helfen, ‚Krishti me kamçik' Chr. mit der Peitsche' schildert allegorisch die Revolution gegen Zogu, auch Marshi' i Barabajit greift in scharfer Weise Zogu an, er ist Barabas der Evangelien, den das Volk wählt statt Christus, unter dessen Bilde sich Noli selbst als Politiker und damaligen Staatslenker verbirgt. In Kryqësimi ‚Kreuzweg' bringt er eine bittere Satire auf seine eigenen mißglückten Reformbestrebungen, in Moisiu në mal ‚Moses auf dem

Berg' und im ‚Marathonkämpfer' hofft er auf bessere Zukunft, in Syrgjyn vdekur ‚Als Verbannter gestorben' und Shpell'e Dragobisë ‚Höhle von Dragobi' rühmt er Luigj Gurakuqi und Bajram Curri, seine Kampfgefährten im Kampf gegen Zogu. Migjeni, Pseudonym für Milosh Gjergj Nikolla, aus Shkodra, (1911—1938), der warmfühlende Lehrer in Puka, der frühverstorbene Lyriker, Satiriker, Novellist, der nach Naim neben Çajupi und Mjeda heute von den albanischen Dichtern am höchsten gewertet wird, wird auf 25 Seiten gewürdigt. Von ihm beeinflußt dichtet Qemal Stafa (1921—1942) unter dem Pseudonym Brutus, er fiel in der Lufta Nacional-Çlirimtare und bildet den Übergang zu der von Sh. im letzten Kapitel dargestellten Letërsija Shqipe e Realizmit Socialist, ‚die albanische Literatur des sozialistischen Realismus', der neuesten Literatur seit 1945, die Sh. auf 41 Seiten behandelt. Er zeichnet die historischen Ereignisse, das Entstehen der P(artija) K(omuniste) Sh(qiptare), die Konferenz von Peza (1942), von Përmeti (1944) und Berat, die Lufta Nacional-Çlirimtare, das Entstehen der Partisanenbrigaden unter Enver Hoxha, den Einfluß des Krieges auf die Literatur, das Entstehen der Lidhja e Shkrimtarëve të Shqipërisë (albanischen Schriftstellerverbandes, 1945), mit den Organen Letërsija jone und Nëndori (der November), des Teatri popullor, des Instituti i Shkencave in Tirana. Der starke Einfluß der sowjetischen Literatur, besonders Gorkis, Majakovskis, Tolstojs, Fadajevs, Tvardovskis auf den sozialistischen Realismus der albanischen Literatur des letzten Jahrzehntes wird ausführlich gewürdigt, dann die Neuesten in Albanien in den drei Unterteilen Poezija, Proza, Drama in ihren Hauptvertretern vorgeführt: Shevqet Musaraj mit der Epopeja e Ballit Kombëtar (Epos der Nationalen Front, 1944), der epischen Satire auf Mitat Frashëri und Ali Këlcyra und ihr politisches Verhalten während der Lufta N.-Çl.; diesen Führern des Balli Kombëtar stellt der Dichter als Sprecher des Volkes die Phantasiegestalt des Daj Ceni aus Tirana gegenüber, der in der Mundart von Tirana die Gedanken des Dichters, der Partisanen, der Partija ausdrückt; der Dichter war selbst Partisane (geb. 1914 bei Vlora), schilderte sein Partisanenleben in Shtek më shtek me partizanët e Divizionit I Sulmues, ‚Pfad für Pfad mit den P. der 1. Sturmdivision', schrieb 1950 ein Erinnerungsbuch ‚Zwanzig Jahre in der Sowjetunion', er nahm als Mitglied einer albanischen Delegation an einer Reise in die Sowjetunion teil. Kol Iakova erhielt 1953 den Preis der Republik, außer den Dramen, die eigens besprochen werden, dichtete er das Epos Herojt e Vigut ‚die Helden von Vig', worin der Widerstand einer aus fünf Partisanen bestehenden Einheit gegen Gjon Markagjonis Truppen bei Vigu in der Mirdita, ihr Tod, ihr Nachruhm besungen werden. Llazar Siliqi (1922 geb.) wird vorgeführt als einer der bedeutendsten Lyriker der albanischen Gegenwartsliteratur. Seine ältesten Gedichte sind in Rruga e Lumtunisë ‚Der Weg zum Glück' gesammelt, es folgt der Gedichtband ‚Vjersha dhe poema' (1953), er war Partisan und dichtete 1949 ‚Prishtina', eine erschütternde Zeichnung der Leiden der im K. Z. in Pr. Gefangenen. Sein Gedicht ‚Erë pranverore' ‚Frühlingsluft' schildert das bessere Los der Frau in Albanien von heute: Shpresa, ein Mädchen aus Elbasan, ist die Tochter Hajrijas. H. hatte den Christen Mihali geheiratet und war darum von ihren Eltern verflucht worden; als sie die Tochter zur Welt bringt, geben ihr die Eltern den Wunschnamen Shpresa ‚Hoffnung', auf daß sie es einmal besser habe; Mihali, der Vater, fällt als Partisane, das Mädchen reist aus dem Hafen von Durrës zur See nach Odessa, von da nach Moskau, schreibt der Mutter von dort einen

Brief, beschreibt ihr Lernen in einer Webefabrik; der Dichter schildert Moskau, das er selbst kennt, mit seinen Sehenswürdigkeiten, die erste Liebe der jungen Shpresa zu dem albanischen Weber Agron, die Heimkehr Shpresas, ihren Eintritt in das Textilkombinat in Tirana, ihre Heirat mit Agron. Freundschaftslieder an die Sowjetunion, Friedens- und Liebeslieder sind die Hauptthemen der Gedichte von Aleks Ç a ç i (geb. 1916, entstammte einer armen Bauernfamilie aus Südalbanien, war Partisane), sein Gedicht ‚So ist die Myzeqe' (1946) beschreibt das Leben, den Kampf und Erfolg der Bauern in der fruchtbaren mittelalbanischen Landschaft Myzeqe, Andrea V a r f i , Dh. S h u t e r i q i , Luan Q a f ë z e z i (aus Berat, Partisane, Redakteur des Nëndori, Dichter ergreifender Novellen, so der „Mbytja" ‚der Tod durch Ertrinken' oder ‚Er ist mir ein Menschenleben schuldig!', worin die Herzenshärte des Gutsherren angeprangert wird), A. B a n u s h i , M. G u r a k u q i , V. S k ë n d e r i , Vehbi B a l a (Direktor der Pädagogischen Fakultät in Tirana, Dichter von ‚Mutter und Witwe', die Schwiegertochter, die im Kampfe den Mann verloren hat, verläßt die Schwiegermutter nicht, sondern zieht mit ihr bewaffnet aus, ihren Mann zu rächen). Beim Abschnitt Prosa behandelt Sh. sich selbst, Sterjo S p a s s e , Zihni S a k o. Über sich selbst schreibt Sh. zu bescheiden. Es sei hinzugefügt: Dhimiter S. S h u t ë r i q i (1915 geb. in Elbasan), gehörte vor dem Kriege der Dichtergeneration um Migjeni an, veröffentlichte Gedichte, Novellen, Kritiken. 1950 erschienen seine Gedichte „Auf vergoldeten Flügeln des Friedens"; für seinen im Kampf gegen die Italiener bei Korça gefallenen jungen Freund Ptolome Xhuvani, den Sohn des Gelehrten Aleksander Xhuvani (Ehrenpräsident des Instituts der Wissenschaften), schrieb er die ergreifenden Verse „O Ptolome" als Abschiedsgruß. Er schrieb den Roman Çlirimtarët, die Befreier' (1952), die Erzählung Rruga e Rinisë ‚die Straße der Jugend' (1953), viele andere Erzählungen und Gedichte, er ist wissenschaftlich rege tätig, schreibt wertvolle literarische Aufsätze im Buletini i Shkencavet und im Nëndori über Kristoforidhis, Naim Frashëri, Çajupi, gab 1948 eine Albanische Metrik heraus und spricht in den Debatten über die albanische Schriftsprache und das Sammeln von Mundartenmaterial ein gewichtiges Wort mit. Er ist Präsident des albanischen Schriftstellerverbandes und einer der begabtesten, fruchtbarsten und fleißigsten albanischen Autoren. Der Roman „Die Befreier" behandelt die Ereignisse des Jahres 1941, als sich in Albanien die Partija Komuniste Shqiptare bildete. Er zeichnet das Verhalten der verschiedenen Schichten des Volkes zu diesem Geschehen und zu dem Kriege. Die Armen erhoffen von der Sovjetunion ihre Befreiung vom italienischen Fascismo, sie sind vertreten durch Dokë Trepsanishti, einen Gärtner, die Reichen durch eine Reihe von Beamten, die Verwicklungen sind spannend dargelegt. — Sterjo S p a s s e (1913 geb., lebt in Tirana, war Partisan) schrieb den Roman Ata nuk ishin vetëm ‚Sie waren nicht allein' (1953), der sich mit der Lage der Bauernschaft zur Zeit Zogus befaßt. In diese Zeit und die des Krieges führt auch Fatmir G j a t a s Roman Përmbysja ‚die Sintflut', er schildert den Widerstand der fshatarësija ‚der Kleinbauernschaft' gegen das Regime Zogus, gegen die Italiener, die Partisanenkämpfe 1943—44. Fatmir Gjata (geb. 1922 als Lehrerssohn in Korça) ist auch Dichter von Liedern, die vertont wurden, war Partisane, veröffentlichte 1949 den Roman ‚Das Getreide ist nicht verbrannt', 1950 den Roman ‚Das Wasser schläft, aber der Feind schläft nicht', worin er den Sieg der fshatarësija über die Gutsbesitzer und das Neugestalten der gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem

Lande schildert. Er ist auch begabter Novellist, seine Kurzgeschichte ‚Nusja' ‚die Braut' behandelt spannend, anschaulich schildernd und nicht ohne Humor das Schicksal des reichen Tafil Aga aus dem Geschlechte der Pepellashej aus der Gegend von Korça, der bei der Bauernschaft sehr unbeliebt, ein Anhänger der Italiener, sich schließlich zu retten sucht, indem er sich in seinem eigenen Hause als Braut verkleidet, wodurch er nach dem strengen albanischen Brauche sich sicher glaubt vor dem Zugriff und Entdecktwerden durch die männlichen Partisanen, sich aber irrt, denn es gab auch Partisaninnen, denen der Zutritt ins Brautgemach nicht verwehrt werden konnte, zwei von ihnen hoben seinen Brautschleier und entdeckten darunter den schnurrbartgeschmückten Tafil. — Zihni S a k o (1912 geb. in Gjirokastër, studierte in Athen, war Partisane) schrieb die große Erzählung Bereqeti ‚die Ernte', über den erfolgreichen Kampf um die Einführung der staatlich festgelegten Ablieferpflicht der landwirtschaftlichen Produkte, ferner zahlreiche Novellen aus der Kriegszeit, dem Partisanenleben, der neuen Aera Albaniens. Als erfolgreicher Dramatiker wird zum Schluß Kolë I a k o v a behandelt (geb. 1917). Nach seinem ersten Drama Halil e Hajrija, dessen Thema ins 18. Jh. führt, brachte er 1954 Toka e jone ‚Unser Land' auf die Bühne; das Drama erschien zuerst in der Zeitschrift Nëndori; der Dichter behandelt darin die Durchführung der Bodenreform 1944/45 in Bregumati im Matigau Mittelalbaniens; sowohl in Shkodra wie im Teatri Popullor in Tirana hatte das Drama einen großen Bühnenerfolg; die Handlung ist mitreißend und spannend, der Aufbau gelungen, die Personen scharf gezeichnet, die Sprache echte Umgangssprache des Matigaues; das Drama ist das beste Stück, das die albanische Literatur hervorgebracht hat.

Die Literaturgeschichte Sh.s schließt mit einer chronologischen Tabelle und mit einem Index der Autorennamen. Sie ist geschmückt durch Photographien von Naum Veqilharxhi, de Rada, Kristoforidhi, Sami und Naim Frashëri, Çajupi, Mjeda, Migjeni, Stafa und Faksimiles der Taufformel, des Nachwortes des Meshari von Buzuk, den Titelblättern von Matrëngas Katechismus, Budi ‚Doktrina' und ‚Rituali', Frangus Wörterbuch, Bogdans Cuneus, Varibobas Marienleben, Migjenis ‚Freien Gedichten', und Blättern aus den Handschriften Dhaskal Todhris, Kristoforidhis, Naim Frashëris Bagëti e Bujqësia und Skanderbeggeschichte, ein Brief Vruhos an Çajupi, der Alfabetarja von Stambul (1879) und dem Titelblatt der Zeitschrift Drita (1884).

Die Literaturgeschichte Sh. ist für Albanologie, Balkankunde, Vergleichende Literaturgeschichte, Geschichte ein wertvoller Besitz, in schöner Sprache klar geschrieben, mit vielen Zitaten aus den besprochenen Autoren durchsetzt, die Kritiken über die besprochenen Werke geben einen Einblick in die rege theoretische Tätigkeit der albanischen Intelligenz auf literarischem Gebiet. Dieses wache Interesse für die Sprache und den künstlerischen Aufbau literarischer Produkte zeigt sich auch im Literaturunterricht in den höheren Schulen (shkollat e mesme ‚Mittelschulen'), und die auf diesem Gebiete dargebotenen Leistungen der jungen Examinanden bei der Reifeprüfung und beim Lehrerexamen in Tirana sind sehr lobeswürdig, und der Gastzuhörer bewundert die kluge, schlagfertige Disputierfähigkeit, die Kenntnisse, die gründliche Vorbereitung der Kandidaten auf albanisch-literarischem Gebiete. An diesem Hochstand der albanischen Geistigkeit haben die Bücher Sh.s ihren wohlgemessenen positiven Anteil. Zu seiner Literaturgeschichte treten seine Chrestomathie, die Letërsija e Re Shqipe, Tirana 1950, und die

Antologji e Letërsisë Shqipe, pêr shkollat e mesme, Tirana 1955. Die erstgenannte Letërsija bringt außer neuester Literatur auch Proben aus der älteren Literatur, aus der der Independenca sechs Gedichte des philosophischen Lyrikers Lasgush Poradeci, der in Tirana lebt und bei seiner Eigenart immer sehr lesenswert bleibt, die Proben der Neuen (Musaraj, Shutëriqi, Çaçi, Ndoja, Shehu, Sako, Jakova, Gjata, Siliqi) sind durch gute shënime kommentiert. Das zweite Buch, wie das erste im Auftrag des Ministeriums für Unterricht und Kultur verfaßt, bringt eine noch reichere Auswahl von Dichtwerken in Bruchstücken, gleichfalls mit reichlichen, guten Anmerkungen. Beide Anthologien sind für den akademischen Unterricht und den Literaturbeflissenen sehr wertvoll. Für die drei jetzt unentbehrlichen Hilfsmittel gebührt dem unermüdlich schaffenden Sh. unser Dank.

Leipzig M. Lambertz

Vladimir R. Petković (1874—1956)

Am 14. November 1956 verschied in Belgrad der führende serbische Kunsthistoriker der älteren Generation, Univ. Prof. Dr. Vladimir R. Petković. Geboren 1874 in Veliko Orašje als Sohn eines orthodoxen Geistlichen, studierte er zunächst an der Belgrader Hochschule, um dann in München und Halle a. S. seine kunsthistorischen und byzantinistischen Studien mit einer Dissertation über ein frühchristliches Elfenbeinrelief im Nationalmuseum zu München zum Abschluß zu bringen. Er begann seine Tätgkeit als stellvertretender Kustos des Belgrader Nationalmuseums, dessen Leitung er dann nach dem zweiten Weltkrieg, nach dem Rücktritt seines Vorgängers M. M. Vasić, 1921 übernahm und bis 1935 führte. Nach der Gründung des Archäologischen Instituts der Serbischen Akademie der Wissenschaften im J. 1947 übernahm er dessen Leitung, von der er sich erst in den letzten Jahren vor seinem Ableben krankheitshalber zurückzog.

Petković hatte sich insbesondere der Erforschung der serbischen Malerei des Mitlelalters gewidmet, von der sich in den Kirchen und Klöstern des Landes ungemein viele und wertvolle Reste erhalten haben. Mit einem Stab ausgewählter Mitarbeiter unternahm Petković Jahr für Jahr ausgedehnte Reisen durch Serbien und Mazedonien, wobei es ihm sehr zustatten kam, daß er als Sohn eines orthodoxen Pfarrers überall, vor allem von Seiten der führenden Kirchenkreise wertvolle Unterstützung fand. Es gelang ihm auch, den aus dem serbischen Banat stammenden, in Amerika lebenden berühmten Physiker Mihailo Pupin zur Stiftung eines Fonds zur Herausgabe dieser Denkmäler zu bewegen. Außer in zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften hat P. die Früchte seiner systematischen Erforschung der serbischen Kunstdenkmäler in mehreren vom Belgrader Nationalmuseum und der Serbischen Akademie herausgegebenen Monographien niedergelegt (Kloster Ravanica 1922, Studenica 1924, Kalenić 1926, Staro Nagoričino-Psača-Kalenić 1933, Dečani 1941), dazu in den beiden Bänden des Werkes „La peinture serbe du moyen âge" (I 1930, II 1934) und zum Abschluß in seinem letzten, nach dem Kriege, 1950, erschienenen Buche „Pregled crkvenih spomenika kroz povesnicu srpskog naroda".

Petkovićs vornehmstes Interesse galt der historischen Problematik, der Ikonographie und — soweit beschriftet — der Paläographie der Wandmalereien. Hier kam ihm besonders sein Studium bei Krumbacher in München zugute. Daß er

dabei die Stilanalyse nicht vernachlässigte, braucht nicht eigens betont zu werden. So versuchte er hier zum ersten Male eine stilistische Einteilung der serbischen Malerschulen des Mittelalters.

Neben seiner Arbeit an der Erforschung der serbischen Wandmalereien hat sich Petković auch als Ausgräber betätigt. Schon vor dem ersten Weltkrieg und dann wieder 1937—39 unternahm er Untersuchungen der ausgedehnten frühbyzantinischen Ruinen von Caričin Grad bei Leskovac, wo er — vielleicht mit Recht — das alte Justiniana Prima gefunden zu haben glaubte. Die seit 1946 wieder aufgenommenen Grabungen daselbst (vgl. SOF XII 367 und XV 605) haben erst die große Bedeutung dieser frühbyzantinischen Stadtanlage erkennen lassen. 1928 setzte Petković die von mir 1924 begonnenen Grabungen in Stobi (Mazedonien) fort und hatte dabei das große Glück, in den Ruinen einer Palastanlage eine Reihe von wertvollen antiken Plastiken in Bronze und Marmor zu finden, über die er 1929 bei der Jahrhundertfeier des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin berichten konnte.

Čika Vlada, wie Petković im vertrauten Kreise und bei seinen Schülern hieß, war ein stets hilfsbereiter, feinsinniger Mensch, dessen Wirken für das Belgrader Nationalmuseum, die Universität und die Akademie unvergessen bleiben wird.

Graz Balduin Saria

Viktor von Geramb (1884 — 1958)

Unerwartet starb am 8. Januar 1958 zu Graz der ehm. Ordinarius für Volkskunde an der Universität Graz, Hofrat Dr. Viktor (von) Geramb, im 74. Lebensjahre. Viktor Geramb, am 24. März 1884 zu Deutschlandsberg in der Steiermark geboren, wurde nach dem Studium von Geographie und Geschichte von seinem bedeutenden Lehrer Rudolf Meringer, dem Grazer Indogermanisten, in jene Richtung geführt, aus der heraus es ihm möglich wurde, am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 1911 die Volkskundliche Abteilung (das heutige „Steirische Volkskundemuseum") zu gründen und die Volkskunde als Wissenschaft erstmals in einer Lehrkanzel an der Universität Graz zu verankern. Ist Geramb aus unserer Sicht heraus nicht primär fachlich als Südostforscher zu nennen, so haben seine zahlreichen Arbeiten zur materiellen und geistigen Kultur der Steiermark und der Ostalpenländer ständiges Übergreifen auf Fragen des Südostraumes bedingt und seine Schüler und viele Fachkollegen des Auslandes, insbesondere jene Sloweniens zur Weiterarbeit angeregt. Aus Gerambs reichem wissenschaftlichen Lebenswerk seien hier einige mit Südostmaterialien und Forschungsergebnissen für den erweiterten Ostalpen- und Nordwestbalkanraum hervorgehoben: Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Österreich-Ungarn (Wörter und Sachen III, 1—22); Die geographische Verbreitung und die Formen der Rauchstube in den Ostalpen (Anzeiger d. phil.-hist. Cl. der Akademie d. Wiss. in Wien 50, 30—36); Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. Ein Beitrag zur Hausforschung. (Zs. f. slav. Philologie I, 319—328); Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. (Zs. f. österr. Volkskunde XXX, 70—123); Steirisches Trachtenbuch, begonnen und begründet von K. Mautner, weitergeführt und herausgegeben von V. Geramb, 2 Bände, Graz 1932—1936 (Lieferungswerk, das die historische Untersteiermark miteinbezieht und in den allgemeinen

Ergebnissen weit über die alte Steiermark nach dem Südosten greift); Zur Volkskunde des Savetales (Zs. Histor. Ver. f. Steiermark XXXV, 78—84) u.s.w. Leider hat der Verewigte einige Studien zur deutsch-slawischen Nachbarschaft in der Sagenüberlieferung sowie ein großes Werk zur Geschichte des Bauernhauses in den mittelalterlichen Ostalpen nicht fertigstellen können, trotzdem er bis zu seinem Tode rastlos gearbeitet hatte. Sein letztes großes wissenschaftliches Werk, die Biographie eines der Begründer der Volkskunde als Wissenschaft, Wilhelm Heinrich Riehl's, konnte V. Geramb 1955 in Salzburg erscheinen lassen.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Walter Lörch (1889 — 1958)

Der am 10. August verstorbene, am 26. April 1889 in Leipzig geborene Professor Dr. Walter Lörch galt durch seinen langjährigen Aufenthalt in Rumänien (Siebenbürgen und Bukarest) als einer der besten binnendeutschen Kenner dieses Landes. Zunächst in leitenden Stellungen in der Privatwirtschaft tätig, wirkte er später als Honorarprofessor an der Universität Bukarest. Seit 1933 hatte er die Leitung des Mitteleuropa-Instituts in Dresden, des staatlichen Sächsischen Instituts für Mittel-Südosteuropäische Wirtschaftsforschung, inne, das unter ihm einen bedeutenden Ruf erlangte. Gleichzeitig lehrte er an der Handelshochschule in Leipzig und an der Berliner Hochschule für Politik. Nach 1945 mußte er nach dem Westen emigrieren. 1949 gründete er in Regensburg ein Südosteuropa-Institut, das jedoch seine Tätigkeit nach kurzen anfänglichen Bemühungen wieder einstellte (Vgl. den Nachruf in: „Siebenbürgische Zeitung" [München] Nr. 9, 1958).

Aus der Südosteuropa-Forschung

2. und 3. Internationale Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft

Der große Erfolg der 1. Internationalen Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft vom 23. bis 27. Oktober 1954 (vgl. SOF XIV 1955, 268 f.) berechtigte zu der Erwartung, daß diese Zusammenkünfte auch weiterhin einen geeigneten Rahmen für einen sachlichen Gedankenaustausch auf internationaler Grundlage bilden werden. In diesem Sinne fand in der Zeit vom 26. bis 30. September 1955, gleichfalls auf der Herreninsel (Chiemsee), eine 2. Internationale Hochschulwoche statt, die von Prof. Dr. Fritz Valjavec, München, geleitet wurde. Auch diesmal war es möglich, eine Reihe von ausländischen Vortragenden zu gewinnen.

Es sprachen:

Prof. Dr. Josef Matl (Graz) über Hirtentum und Stammesverfassung als Kulturfaktor,

Prof. Dr. Günther Stökl (Wien, j. Köln) über die Reformation bei den Südslawen,

Prof. Dr. Balduin Saria (Graz) über die Christianisierung des Donauraums,

der unterdessen verstorbene Prof. Dr. Henrik Barić (Sarajewo) über rumänisch-albanische Sprachbeziehungen und die Frage der Balkanlatinität,

Prof. Dr. Franz Dölger (München) über Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten,

Prof. Dr. Friedrich Hertz (London) über den Wert der Geschichte (erläutert an der Vergangenheit der Donaumonarchie),

Prof. Dr. Alexander Soloviev (Genf) über das serbische Reich und das serbische Recht im 14. Jahrhundert,

Prof. Dr. Franz Babinger (München) über den Islam und Südosteuropa,

Prof. Dr. Hans Joachim Kißling (München) über die Türkei und das Abendland (Vorstellungen und Wirklichkeit),

Dr. Thomas v. Bogyay (München) über den Eintritt des Ungarntums in die christlich-europäische Kulturgemeinschaft im Lichte der Kunstgeschichte,

D. C. Amzăr (Freiburg) über deutsche und französische Elemente in der rumänischen Kulturentwicklung.

Die für 1956 geplante 3. Hochschulwoche mußte aus technischen Gründen — unabhängig von den Hochschulwochen wurde jedoch vom 28. bis 30. April 1956 auf Herrenchiemsee eine ausschließlich Wirtschaftsfragen gewidmete Tagung abgehalten — um ein Jahr verschoben werden. Sie fand wie die beiden ersten Hochschulwochen wieder im Schloßhotel auf der Herreninsel im Chiemsee statt, das sich durch seine landschaftlich schöne Lage, wie durch die Ruhe für diese Veranstaltungen ungemein geeignet erwies. Die 3. Hochschulwoche, vom 28. September bis 2. Oktober 1957, brachte insoferne eine neue Note, als diesmal auch Fragen der Wirtschaftspolitik in das Tagungsprogramm aufgenommen wurden.

Es sprachen:

Prof. Dr. Milovan Gavazzi (Agram) über die Kulturzonen in Südosteuropa,

Prof. Dr. D. Delivanis (Saloniki) über die deutsch-griechischen Handelsbeziehungen,

Prof. Dr. Vladimir Murko (Laibach) über Probleme der jugoslawischen Finanzwirtschaft unter Berücksichtigung der ausländischen Kapitalzufuhr,

Prof. Dr. Hermann Groß (Kiel) über die Türkei als Brücke zwischen Asien und Europa,

Prof. Dr. Muhlis Ete (Ankara) über Besonderheiten des türkischen Fremdenverkehrs,

Prof. Dr. Franz Babinger (München) über die Osmanen in Südosteuropa,

Prof. Dr. Karl C. Thalheim über die Rolle der südosteuropäischen Länder in der Wirtschaftsintegration des Ostblocks,

Prof. Dr. Bruno Kiesewetter (Berlin) über die Wandlungen der Handelspolitik in den Ostblockstaaten,

Prof. Dr. Heinrich Felix Schmid (Wien) vom Weiterleben antiken Kulturgutes im nichtgriechischen Südosteuropa,

Prof. Dr. Franz Dölger (München) über den byzantinischen Anteil an der Kultur Südosteuropas,

Prof. Dr. Josef Matl (Graz) über die Slawen auf dem Balkan,

Prof. Dr. Fritz Valjavec (München) über Österreich und Rußland auf dem Balkan im 19. Jahrhundert,

Prof. Dr. Max Lambertz (Leipzig) über die Kulturentwicklung in Albanien,

Prof. Dr. Karl Förster (München) über die Donau als Schiffahrts- und Handelsweg unter besonderer Berücksichtigung der Zeit nach 1945.

Auch diesmal schlossen sich an die einzelnen Vorträge eingehende Aussprachen an.

Die Vorträge der 1. Hochschulwoche, ergänzt durch einzelne Vorträge der 2. und 3. Hochschulwoche sind indessen als erster Band der neuen Schriftenreihe „Südosteuropa" der Südosteuropa-Gesellschaft im Druck erschienen (Verlag R. Oldenbourg, München), die im Wesentlichen gegenwartsbezogenen Vorträge der 3. Hochschulwoche zusammen mit den Diskussionen im 2. Band des Südosteuropa-Jahrbuchs (Verlag R. Oldenbourg, München). B. S.

Südostdeutsche Historische Kommission

Die zunehmende Notwendigkeit einer gesonderten wissenschaftlichen Betreuung des Südostdeutschtums und seiner Siedlungsgebiete ließ schon seit längerer Zeit den Plan einer zentralen Forschungsstelle reifen. Gewiß hatten die deutschen Volksgruppen im Südosten auch vor dem zweiten Weltkrieg keine gemeinsame Forschungsstelle, allein, die einzelnen Volksgruppen verfügten über eine Reihe von ausgezeichnet geleiteten wissenschaftlichen Organen, die sich der Erforschung ihrer besonderen Geschichte widmeten. In Hermannstadt erschienen die „Siebenbürgische Vierteljahresschrift" und das „Archiv des Vereins für siebenbürgische

Landeskunde", in Budapest die „Deutschen Forschungen in Ungarn", in Preßburg das „Karpatenland", in Neusatz der „Volkswart" und „Volk und Heimat". Keine dieser Zeitschriften hat den Krieg überlebt. Durch die geänderten Verhältnisse in den alten Siedlungsgebieten ist auch die Hoffnung auf eine Wiederbelebung einer oder der anderen Zeitschrift, bzw. auf eine Neugründung geschwunden. Um nun diesem Mangel einer für alle südostdeutschen Volksgruppen gemeinsamen wissenschaftlichen Institution abzuhelfen, wurde ähnlich den bestehenden ostdeutschen historischen Kommissionen (Baltische Historische Kommission, Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Historische Kommission für Pommern, Historisch-landeskundliche Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen, Historische Kommission für Schlesien und Historische Kommission der Sudetenländer) in München die „Südostdeutsche Historische Kommission" ins Leben gerufen, deren Aufgabe es sein soll, die Geschichte der verschiedenen südostdeutschen Volksgruppen im weitesten Sinne zu erforschen, d. h. nicht nur ihre Geschichte, sondern auch deren Sprache, Literatur, Kunst, Volkskunde, Landeskunde usw. Zum Aufgabenbereich der Kommission gehören das gesamte Deutschtum innerhalb des Karpatenbogens und darüber hinaus das buchenländische, bessarabische und Dobrudscha-Deutschtum, nicht jedoch die geschichtlichen Vorgänge, soweit sie sich lediglich auf das Gebiet des heutigen Österreich beziehen. Die Erforschung dieses Gebietes muß der österreichischen Forschung vorbehalten bleiben.

Die Südostdeutsche Historische Kommission gibt als jährlich erscheinendes Organ das „Südostdeutsche Archiv" heraus, dessen erster Jahrgang als Festschrift für den erfolgreichen und unermüdlichen Erforscher südostdeutschen Geisteslebens, Prof. Dr. Karl Kurt Klein, Innsbruck, zur Vollendung des sechzigsten Lebensjahres erschien. In Hinkunft ist geplant, das „Archiv" jährlich in zwei Halbbänden herauszugeben. Umfangreichere Arbeiten werden in einer eigenen „Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission" erscheinen. Als erster Band dieser Reihe liegt eine Arbeit von Günther Frh. v. Probszt über „Das deutsche Element im Personal der niederungarischen Bergstädte" gedruckt vor (Verlag R. Oldenbourg, München). Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Eine weitere Aufgabe sieht die Kommission in der Organisierung und Förderung größerer wissenschaftlicher Unternehmungen und Arbeitsvorhaben. So ist jetzt ein größeres Arbeitsvorhaben mit dem Thema „Die Nationalitätenpolitik Österreichs in Transleithanien in der Zeit von 1848 bis 1867" angelaufen. Ein erster Arbeitsbericht darüber erscheint im nächsten Jahrgang des „Archivs".

Die Mitglieder der Kommission gliedern sich in ordentliche und korrespondierende Mitglieder. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist auf 25, die der korrespondierenden auf 50 beschränkt. Die Wahl der Mitglieder erfolgt durch die ordentliche Jahresversammlung. Zu Mitgliedern der Kommission können nur solche Personen gewählt werden, die sich um die Erforschung des Südostdeutschtums verdient gemacht haben.

An der Spitze der Kommission stehen der von der Jahresversammlung auf die Dauer von drei Jahren gewählte Vorsitzende und zwei weitere Vorstandsmitglieder, welche den geschäftsführenden Ausschuß bilden und die laufenden Geschäfte der Kommission erledigen. Der derzeitige Vorsitzende ist Prof. Dr. Harold Steinacker, Innsbruck.

Nach der ersten Arbeitstagung in München am 22. Juli 1957 fand vom 25. bis 27. September 1958 in Verbindung mit der Jahresversammlung für 1958 auf Herrenchiemsee eine zweite Arbeitstagung statt, auf der Friedrich Walter, Wien, über die Wiener Südostpolitik im Spiegel der Geschichte der zentralen Verwaltung, Harold Steinacker, Innsbruck, über das Wesen des ungarischen Nationalismus, Fritz Valjavec, München, über die Nationalitätenprobleme in Südosteuropa seit 1945 und Hans Hartl, München, über das Deutschtum in Südosteuropa seit 1945 sprachen. Im Anschluß an die einzelnen Vorträge fanden eingehende Aussprachen statt. B. S.

Errichtung eines Lehrstuhls für Südosteuropa an der Universität München

An der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München wurde mit Wirkung vom 1. Dezember 1958 ein ord. Lehrstuhl für Südosteuropa geschaffen, der Herrn Prof. Dr. Fritz Valjavec übertragen wurde. Damit ist erstmals an einer deutschen Universität ein Ordinariat für Südosteuropa geschaffen worden. Bis Kriegsende hatte es im deutschen Sprachraum in Leipzig, München, Berlin und Wien (bis 1934 Ordinariat) nur Extraordinariate für dieses Sachgebiet gegeben, außerhalb des deutschen Sprachraums noch in Budapest und Bukarest. Alle diese Lehrstühle sind seit 1944/45 eingegangen. Anderseits wurde nach 1945 der seinerzeitige Lehrstuhl für serbokroatische Geschichte an der Universität Laibach in einen Lehrstuhl für Geschichte der Balkanvölker umgewandelt.

Durch das in München neu errichtete Ordinariat für Südosteuropakunde ist auch in der akademischen Lehre zum Ausdruck gekommen, daß die Südosteuropaforschung ein selbständiges Sachgebiet neben der Osteuropaforschung ist. Die Südosteuropaforschung hat, wie bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht werden soll, nicht nur eigene selbständige Aufgaben, sondern weist auch eine bemerkenswerte akademische Tradition auf.

Es wäre zu wünschen, wenn das Münchener Beispiel auch an anderen Universitäten Deutschlands und Österreichs Nachahmung fände.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines

Documents on International Affairs 1954. London, Oxford University Press 1957. 368 S.

Survey of International Affairs 1954. London, Oxford University Press 1957. 329 S.

Die hier anzuzeigenden Jahresbände des Royal Institute of International Affairs (vgl. SOF XIII, 309 ff. und XV, 570 f.) widmen der neuesten Geschichte Südosteuropas verhältnismäßig viel Raum. Im „Survey" bezieht die Darstellung der Moskauer Führungskämpfe einen Abschnitt „The new course in the Satellites" (S. 163 ff.) ein. Ein besonderer Abschnitt befaßt sich S. 167 ff. mit Triest und der Balkan-Allianz. Ihm schließt sich eine fast 12 S. lange komprimierte Darstellung des Zypern-Konflikts an. Nachzutragen wären zwei Veröffentlichungen: Walter Hildebrandts Forschungsbericht „Der Triester Konflikt und die italienisch-jugoslawische Frage" (mit Dokumenten, vgl. SOF XIII 361) und die offiziöse türkische Darstellung „Turkey and Cyprus" (London 1956). Es ist zwar richtig, daß ab 1954 in der UdSSR (S. 150) und in den mit ihr verbündeten Ländern (S. 165) wieder deutlicher zwischen „Regierung" und „Partei" unterschieden wird, die politische Struktur dieser Länder wird jedoch erst dann deutlich, wenn vom Politbüro der Partei ausgegangen wird. Es wäre sicher instruktiv, wenn der „Survey" in Zukunft Aufbau und Mitgliedsbestand der Kommunistischen Parteien in seinen Beobachtungskreis einbeziehen würde (so ist z. B. die albanische Partei offenbar eine Organisation der kleinen Bauern, der es bisher nur gelang, rund 10% der Arbeiter zu erfassen; die rumänische Partei scheint hingegen immer noch zu versuchen, eine zu 80% aus Arbeitern bestehende Partei werden zu wollen). Der Dokumentenband bringt auf den S. 191—242 die wichtigsten Unterlagen über den Vertrag zwischen Griechenland, der Türkei und Jugoslawien vom 9. August 1954, die Entwicklung in Triest und das Zypernproblem; aufgenommen wurde auch der Wortlaut einer Verlautbarung über die Gespräche zwischen Tito und Nehru. Die Schreibweise der Politiker aus Völkern slawischer Zunge sollte überprüft und vereinheitlicht werden, der jugoslawische Außenminister schreibt sich z. B. nicht „Koça Popovic" (S. 192), sondern „Koča Popović". B.

Die Matrikel der Universität Wien. Im Auftrage des Akademischen Senates herausgegeben vom Institut für österreichische Geschichtsforschung. I. Bd. 1377—1450. 2. Lieferung Register der Personen- und Ortsnamen. (Quellen zur Geschichte der Universität Wien, 1. Abt.) Graz-Köln, Hermann Böhlaus Nachf. S. 283—712.

Die Drucklegung der Wiener Universitätsmatrikel hat eine lange Vorgeschichte, über die das Vorwort Leo Santifallers ausführlich unterrichtet. Bereits 1889

wurde die Herausgabe der Universitätsmatrikel durch den Akademischen Senat beschlossen. Der Text des 1. Bandes konnte bereits 1913 fertiggestellt werden. Der Abschluß des Bandes wurde dann durch den Ausbruch des 1. Weltkriegs und dann wieder — nach erneuter Arbeitsaufnahme 1931 — durch den 2. Weltkrieg verhindert. Erst 1947 gelang es, die Edition neuerlich fortzusetzen. Als Ergebnis der Bemühungen liegt nunmehr als 2. Lieferung des 1. Bandes auch das Register vor. Die Arbeiten an diesem, die von Mitgliedern des Instituts für österreichische Geschichtsforschung durchgeführt wurden, waren in Anbetracht des weitverzweigten, oft recht schwierigen Namenguts besonders verwickelt. Aber erst durch dieses Register ist die Matrikel richtig zugänglich geworden. Erst das Register macht das weitreichende Einzugsgebiet der Wiener Universität namentlich auch aus dem Südosten deutlich. Die Namen aus dem Südosten ergeben für sich eine Art von Kulturgeschichte dieses Raumes. Besonders schwierig ist die Ermittlung der ungarländischen und siebenbürgischen Namen (auch aus den rumänischen Fürstentümern scheint es damals Studierende an der Universität Wien gegeben zu haben. Darauf deuten hin die Namen Ladislaus Blasii de Muldovia, 1441, S. 327, und Laurentius de Moldauia 1448, S. 562. An den Ortsnamen Moldau im ehemaligen Komitat Abauj-Torna oder im Egerland ist doch wohl kaum zu denken). Sie ist im allgemeinen gelungen. Doch ist bei Johann Goldner de Egra (S. 469) nicht an Erlau in Ungarn, das im Lateinischen stets Agria hieß (S. 429), sondern an Eger in Böhmen zu denken. Zu möglichen Richtigstellungen gehört auch, wie oben erwähnt, der Name Moldavia, den ich als Landesbezeichnung und nicht als Ortsnamen auffassen möchte. Doch sind derartige Berichtigungen unerheblich. Sie ändern nichts am hohen Wert dieser verdienstlichen Edition, die auch für die Geschichte Südosteuropas eine hervorragende Quelle darstellt. F. V.

Dvornik, Francis: The Slavs. Their Early History and Civilization (Survey of Slavic Civilization, II). Boston, American Academy of Arts and Sciences 1956. 394 S., 16 Kt., 6 Doll.

Der in den Vereinigten Staaten wirkende tschechische Gelehrte gibt uns im vorliegenden Werk eine Geschichte der slawischen Völker von der frühesten Zeit bis zum hohen Mittelalter. Der Verf. behandelt nicht nur die politischen, sondern auch die kulturellen Vorgänge. Das Schrifttum in deutscher, französischer und englischer Sprache ist eingehend verwertet (entgegen D.s ursprünglicher Absicht, S. 1, hat er auch Arbeiten in slawischen Sprachen, besonders aus der Zeit nach 1945 herangezogen). Die von D. gebotene Darstellung verrät souveräne Beherrschung des Stoffes und des einschlägigen Schrifttums. Dennoch müssen wir Bedenken gegen einzelne Thesen des gelehrten Verf.s anmelden. So gegen seine Neigung, die Lausitzer Kultur mit den ältesten Wohnsitzen der Slawen in Verbindung zu bringen (S. 8 ff.) und so die slawische Urheimat — naheliegenden polnischen Wunschbildern entsprechend — möglichst weit nach dem Westen zu verschieben und den Slawen vor den Germanen in weiten Landstrichen Ostmitteleuropas die Priorität zu sichern. Dies befindet sich in völliger Übereinstimmung mit tschechischen und polnischen Forderungen der allerletzten Zeit, ihre Landnahme möglichst weit zurückzudatieren. Gegenüber diesen Versuchen ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß die vorherrschende wissenschaftliche Ansicht die slawische Urheimat immer noch östlich der Weichsel sieht und daß die Gleichsetzung der Urnenfelderleute mit den Urslawen im allgemeinen aufgegeben wird (vgl.

Ernst Schwarz SOF XV, 87 ff.), was der Verf. leider nicht vermerkt. Ein anderer Einwand betrifft die Unterschätzung der karolingischen Kulturarbeit unter den Slawen vor Zyrill und Method. D. hat wenig Verständnis für die karolingisch-ottonische Slawenmission (S. 75), er verkennt ihre Bedeutung für die Entstehung einer vorbyzantinischen christlichen Kultur unter den westlichen Slawen. Sehr gut ist dagegen D.s Überblick über das Großmährische Reich und über die Tätigkeit von Zyrill und Method (S. 80 ff.), der immer wieder die Meisterschaft des Kenners verrät. Auch die byzantinischen Grundlagen der slawischen Kultur des Mittelalters (S. 147 ff.) sind vorzüglich geschildert. Wir wünschen dem gelehrten Werk bald eine 2. Auflage, in der die Frage der Urheimat und der karolingisch-slawischen Beziehungen einer gewissen Revision unterzogen wird. Die Bedeutung dieser gewichtigen Darstellung könnte dadurch wesentlich gewinnen.

München Fritz Valjavec

Mócsy, A.: Die Entwicklung der Sklavenwirtschaft in Pannonien zur Zeit des Prinzipates. Sonderdruck aus: Acta antiqua Academiae scientiarum Hungaricae. Bd. IV, 1956. S. 221—50.

M. befaßt sich hier mit einem in den Oststaaten anscheinend sehr beliebten Thema, der Sklavenwirtschaft, weshalb man solchen Arbeiten immer mit einer gewissen Reserve gegenübersteht. Umso erfreulicher ist es, wenn wie hier in wissenschaftlich einwandfreier Weise das inschriftliche Quellenmaterial einer diesbezüglichen Untersuchung unterzogen wird. Der Verf. gibt aufrichtig zu, daß diese Quellen noch viel zu spärlich sind, um ein wirklich verläßliches Bild zu gewinnen. Immerhin scheint es, daß in Pannonia Inf. während der ersten zwei Jahrhunderte von einer nennenswerten Sklavenwirtschaft nicht gesprochen werden kann. In Oberpannonien dürfte lediglich bei den Boiern (im nördlichen Burgenland) eine stärkere Sklavenwirtschaft bestanden haben, was mit den dortigen großen Latifundien im Besitz der boiischen Stammesaristokratie (vgl. z. B. den riesigen Gutshof bei Parndorf) zusammenhängt. Mit dem Aufkommen des Kolonats verliert die Sklavenwirtschaft dann an Bedeutung. B. Saria

Mócsy, Andreas: Zur Geschichte der peregrinen Gemeinden in Pannonien. Sonderdruck aus: Historia VI 1957, S. 488—498.

Ausgehend von einer neugefundenen Inschrift aus Neu-Slankamen (Jugoslawien) bespricht der Verf. die Organisation der peregrinen civitates in Pannonien, insbesondere während der frühen Kaiserzeit, wofür ja bereits einiges epigraphische Material vorliegt. Dabei zieht M. auch die von mir in dem großen römischen Gutshof zw. Parndorf und Bruckneudorf gefundene Grabinschrift des M. Cocceius Caupianus heran, der sich PR. C(ivitatis) B(oiorum) nennt. Leider hat der Verf. (S. 494, Anm. 44) übersehen, daß ich meine ursprüngliche Auflösung der Abkürzung PR in pr(inceps) in den Burgenländischen Heimatblättern XIV 1952, 100 berichtigt habe und jetzt richtiger pr(aefectus) lese. Desgleichen habe ich auch a.a.O. ausdrücklich betont, daß die ursprünglich militärische Verwaltung dieser peregrinen civitates durch eine stammeseigene abgelöst wurde. B. Saria

Kloiber, Ämilian: Die Gräberfelder von Lauriacum. Das Ziegelfeld (Forschungen in Lauriacum, Bd. 4/5). Linz a. D., Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission 1957. 208 S. mit 81 Taf., 1 Luftbild, 1 Übersichtskarte, 1 Gräberfeldplan u. 5 Abb. im Text.

Den neuen Band der „Forschungen in Lauriacum" (über die vorhergehenden Bände vgl. SOF XIV 462 u. XV 569) wird man mit besonderer Freude begrüßen, da hier ein auch als Archäologe geschulter Anthropologe nicht nur ein an sich wichtiges Gräberfeld veröffentlicht, sondern darüber hinaus wichtige Bemerkungen „zur Methode der Gräberforschung, von der Ausgrabung her gesehen" bringt. Das Grab ist ja, wie K. richtig bemerkt, „eine bio-historische Urkunde ..., in der sich untrennbar kulturhistorische und anthropologische Elemente vereinigen". Nur selten findet sich ein sowohl kulturkundlich, wie auch naturkundlich geschulter Bearbeiter wie hier, der über den Einzelfall hinaus auch Allgemeingültiges zu sagen weiß. So wird die vorliegende Veröffentlichung zu einer Art provinzialrömischer Gräberkunde. Die einzelnen Gräber werden in mustergültiger Bearbeitung vorgelegt. Den Abschluß bildet dann eine zusammenfassende Datierung. Nach Aussage der Münzen und sonstigen Grabbeigaben beginnt der Hauptbelag des Gräberfeldes am Ziegelfeld in der 2. Hälfte des 4. Jh.s. Bemerkenswert ist, daß sich das Gräberfeld ohne merkbare Unterbrechung bis ins frühe Mittelalter fortsetzt, wobei für die frühbaierischen Gräber vielleicht auch eine etwas frühere Datierung als der Beginn des 7. Jh.s angenommen werden könnte. In einem kurzen Anhang veröffentlicht Hans Deringer einen in zweiter Verwendung gefundenen römischen Grabstein und Hermann Vetters die übrigen Spolien aus den Steinkistengräbern, darunter Teile einer Grabaedicula.

Graz Balduin Saria

Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik, 9). Berlin, Akademie-Verlag 1956. 15 Taf. geh. 67,—, geb. 70 DM (0).

Der Eduard Winter zu seinem 60. Geburtstag gewidmete, von Joachim Tetzner zusammengestellte Band enthält auch eine Reihe bedeutsamer Beiträge, die die deutsch-südosteuropäischen Beziehungen und Südosteuropa betreffen. Ich nenne aus dem reichen Inhalt: János Balázs, Zur Frage des Erwachens der osteuropäischen Nationalsprachen (S. 33 ff. [behandelt Zusammenhänge zwischen Wittenberg, Krakau und Ungarn im 16. Jh.]); Friedrich Repp, Der cod. 72 der Wiener Nationalbibliothek — ein Germanoslavicum des XVI. Jh.s (S. 99 ff. [kirchenslawische Hs. aus der 2. Hälfte des 16 Jh.s, von einem Deutschen geschrieben, im Besitz des moldauischen Fürsten Elias Alexander]); Béla Zolnai, Ungarn und die Erforschung des Jansenismus (S. 107 ff. [bietet mehr als der Titel: eine Geschichte des Jansenismus in Ungarn]); Béla Szent-Iványi, Die Herrnhuter-Bewegung in der Slowakei im 18 Jh. (S. 278 ff. [erste zusammenfassende Darstellung]); Herbert Peukert, Zu den Beziehungen der Slowaken in Jena zu ihren deutschen Kommilitonen im 18. und 19. Jh. (S. 324 ff.); Walter Markov, Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung (S. 349 ff. [sehr gedankenreich; die Beziehungen der Universität Leipzig zum Südslawentum und überhaupt zum Südosten werden eingehend behandelt]); Andreas Angyal, Vatroslav Jagić und seine Zeit (S. 579—636 [grundlegende Gesamtdarstellung von hohem Wert!]). Alles in allem eine sehr vielseitige Veröffentlichung von hohem Rang, die der wissenschaftlichen Bedeutung des Jubilars durchaus gerecht wird.

F. Valjavec

Pirchegger, Hans: Die Herrschaften des Bistums Gurk in der ehemaligen Südsteiermark (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 49. Bd.) Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereins f. Kärnten, 1956, 31 S.

Fast der ganze östliche Teil der alten Untersteiermark zwischen Sawe und Drau war seit dem 11. Jh. in den Händen der Kirche. Der Salzburger Besitz erstreckte sich in einem breiten Streifen längs der Sawe von unterhalb der Sannmündung bis an die Landesgrenze, und daran schloß sich nach Norden bis an den Bachern (Pohorje) die wuchtige Masse der Gurker Herrschaften. Nachdem schon M. Kos 1939 in Fontes rerum Slovenicarum I die reichen Salzburger Urbare veröffentlicht hatte, folgten 1952 die Gurker in der Ausgabe von Wiessner und gaben dem hochverdienten Erforscher der steirischen Landesgeschichte P. den Anlaß, seine Untersuchungen über die untersteirischen Herrschaften des Mittelalters auch auf die Entstehung des Gurker Besitzes auszudehnen.

Dieser stammte aus dem ungeheuren Königsgut, das sich auf Grund von vier Schenkungen aus den Jahren 895, 980, 1016 und 1025 in den Händen des Geschlechtes der Gräfin Hemma gesammelt hatte und von ihr 1042 zur Gründung eines Nonnenklosters in Gurk verwendet wurde. Erzbischof Gebhard aber hob 1072 das Kloster auf und benützte dessen Güter zur Ausstattung des Bistums Gurk. P. analysiert nun die vier Schenkungsdiplome und rekonstruiert, gestützt auf seine unvergleichliche Kenntnis des steirischen archivalischen Materials, die jeweils tradierten Gebiete. Schade ist nur, daß er seinen Ausführungen keine Kartenskizze beigegeben hat. Der Leser würde dann aus den unzähligen topographischen Einzelheiten, die an sich dem Ortsfremden wenig besagen, deutlich erkennen, wie geschlossen hier das Krongut als freies Herrneigen an Hochadelige ausgeteilt worden ist, und wie arg es die Kirche durch Verlehnungen zerkrümelt hat.

Stara Fužina L. Hauptmann

Jandaurek, H. - Holter, K.: Das Alpenvorland zwischen Alm und Krems (Schriftenreihe der oberösterreichischen Landesbaudirektion, Nr. 15). Wels, 1957. 240 S.

Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich auf das Herzstück des oberösterreichischen Traungaues, zwischen Traun, Alm und Krems, Pettenbach und Steinhaus gelegen und 32 Katastralgemeinden umfassend. Nach dem Titel erwarten wir eine geographisch-wirtschaftliche Darstellung der Gegenwart, aber sie ist ausschließlich geschichtlich eingestellt. J., der erfolgreiche Erforscher der alten Verkehrswege in Oberösterreich, faßt die Ergebnisse seiner Untersuchungen für das oben begrenzte Gebiet zusammen, an den „Altstraßen" lagen ja die ältesten Siedlungen — noch aus keltoromanischer Zeit und aus dieser sind beachtliche Reste ihres Flurgefüges erhalten, wie F. Brosch, Romanische Quadrafluren in Ufernoricum (Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines, 1949) festgestellt hatte und wie J. es durch eingehende Nachforschungen in 490 Fällen bestätigen konnte. Quadrate und Rechtecke, nicht langgestreckte Äcker, wie sie bei den Germanen üblich waren und in ihren jüngeren Rodungsgebieten selbstverständlich aufscheinen. Das läßt der beigegebene „Gutsbestandplan" (Karte 1 nach dem Kataster) erkennen, während die Karten 2 bis 13 die Quadraflurgebiete hervorheben. Daß die römische Flurverfassung noch im Spätmittelalter bekannt war, beweist ein ausführlicher und höchst wertvoller Eintrag im Urbar des Stiftes Kremsmünster von 1299.

Zu dieser alten Flurverfassung gehörten auch die Wälle und Wallhecken, wie Engländer bei der Aufnahme aus dem Flugzeug für ihr Land feststellen konnten und wie sie Jandaurek bei 106 Liegenschaften ebenfalls vorfand (verzeichnet auf den Karten 2, 13—15); mehrere Abbildungen.

Das sind nun höchst wertvolle Ergebnisse, die zur Nachprüfung in anderen Ländern einladen. Ein Verzeichnis der römischen Fundstätten, der Burgen und Burgställe sowie der kleinen Adelssitze beschließt den Anteil J.s (60 S.).

K. Holter untersuchte die hier begüterten 56 Grundherrschaften und Gülten, ihre wirtschaftliche und verwaltungsmäßige Gliederung im Mittelalter auf Grund der Urbare und Urkunden und kommt, indem er auch die josefinischen Lagebücher (von 1785) heranzieht, gleichfalls zu vielen neuen Erkenntnissen in der Lokalisierung, über Dopsch und Schiffmann hinaus. Er vermutet, daß die Rodungen um 1250 abgeschlossen waren, das gerodete Land sei nicht wesentlich kleiner gewesen als heute, ebenso die Zahl der Bauerngehöfte; einige seien abgekommen, dafür durch Teilungen neue entstanden. Der Name „Dorf" galt auch für einen Hof. Zwei Urkunden von rd. 993, die den gleichen Gegenstand behandeln, verzeichnen 46 Zeugen, mehrere ihrer Namen finden sich in denen von „Dörfern" wieder. Karte 16 gibt einen Überblick über den Besitz der Klöster Kremsmünster und Lambach sowie der Burgherrschaft Wels (bei der sich die meisten „Quadrafluren" feststellen ließen. Ovilava!). Karte 17 verzeichnet die -ing, -ham und -dorf-Namen. Lehrreich wären wohl auch die -edt-Orte gewesen.

Auch Holters Arbeit möchte ich vorbildlich nennen und die Ausstattung des Buches hervorheben.

Graz H. Pirchegger

Martius, Irmgard: Großösterreich und die Siebenbürger Sachsen 1848—1859. München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes 1957. 115 S.

Es gibt nicht viele historische Studien über siebenbürgische Themen, die dem Inhalt, der Form und auch der wissenschaftlichen Technik nach so sauber gearbeitet sind wie diese schon im Jahre 1943 entstandene, aber jetzt erst veröffentlichte Dissertation. Geradezu erstaunlich ist die Versenkung der Verf.in in den Stoff, der ihr keineswegs „mit in die Wiege gelegt" war. Umso willkommener ist die Schrift von allen aufgenommen worden, die um die Schwierigkeiten siebenbürgischer Geschichtsschreibung — zumal unter den heutigen Umständen — Bescheid wissen. Sie schmeicheln sich, eine Mitarbeiterin gewonnen zu haben, deren Feder noch manches beachtliche Werk entspringen könnte.

Sehr erfreut hat auch die Wahl des Themas, das, laut Vorwort, durch Fritz Valjavec angeregt worden ist. Die geistigen Strömungen und die politischen Entwicklungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stellen für die moderne Geschichtsforschung, ganz besonders aber für die Südostforschung, ungemein fruchtbare Ansatzpunkte dar. Die Problematik der südosteuropäischen Gegenwart wurzelt ja zum allergrößten Teil in jener Epoche des sich vulkanisch regenden Nationalismus. Da wir unter seinen Folgen noch heute zu leiden haben, muß jede Beschäftigung mit Versuchen, die seiner Überwindung — mit oder ohne Erfolg — galten, freudig begrüßt werden.

Diese aufrichtig positive Bewertung der Studie als solcher sei durch die nun folgenden kritischen Bemerkungen zu einzelnen Teilen keineswegs geschmälert! Sie mögen vielmehr als freundschaftliche Ratschläge des Rezensenten im Hinblick auf etwaige weitere einschlägige Arbeiten der Verf.in aufgefaßt werden. Pkt. 1: Aus der Behandlung der siebenbürgisch-sächsischen Beziehungen zur Frankfurter Nationalversammlung im Buch (vgl. S. 23 f. und die dazugehörigen umfangreichen Fußnoten) geht hervor, daß die Verf.in nur aus zweiter Hand Kenntnis von den

„Adressen" des siebenbürgisch-deutschen Jugendbundes an das Frankfurter Parlament und die akademische Jugend in Deutschland erhalten hat. Offenbar ist ihr die sehr selten gewordene, bei Johann Gött in Kronstadt 1848 erschienene, Druckschrift „Der deutsche Jugendbund in Siebenbürgen" mit den Protokollen der Mediascher Tagung vom 13. bis 16. August 1848, den Satzungen des Jugendbundes, einem Verzeichnis seiner Mitglieder und dem vollen Wortlaut der damals beschlossenen „Sendschreiben" verborgen geblieben. Diese Jugendtagung vor allem muß aber als eine Art „siebenbürgischer Paulskirche" angesprochen werden und sollte keinesfalls unerwähnt bleiben, wenn von den genannten Beziehungen die Rede ist.

Pkt. 2: Nach einem vorgefaßten Plane sah die Verf.in von einer Darstellung des Revolutionskrieges in Siebenbürgen ab. Dagegen ist nichts einzuwenden. Sollte etwa diese Überlegung, so frägt man sich, dazu geführt haben, daß sie auf St. L. Roth, dessen augenfälligstes Auftreten während des Krieges geschah, verhältnismäßig selten zu sprechen kommt? Aber er spielte doch auch im „Kampf um die Union in Ungarn", dem von den drei Hauptabschnitten des Buches einer gewidmet ist, eine entscheidende publizistische Rolle! Aus seinem „Sprachkampf", dem klassischen sächsischen Literaturdenkmal jener Auseinandersetzung wie des Nationalitätenkampfes der Zeit überhaupt, zitiert die Verf.in einen einzigen Satz. Noch auffallender ist, daß sie auf die Bestrebungen der Sachsen während und nach dem Kriege, den Königsboden zu sichern, zu erweitern und als Rechtsverband dem großösterreichischen Staate einzuverleiben, zwar wiederholt eingeht, aber mit keinem Worte erwähnt, daß Roth es war, der die deutschen auf Komitatsboden gelegenen Siedlungen, freilich gedeckt durch einen Auftrag des österreichischen kommandierenden Generals Baron Puchner, den sächsischen Jurisdiktionen von Mediasch und Schäßburg, also dem Königsboden, anschloß. Gerade in den Blättern dieser Zeitschrift[1]) hat Gottfried Fittbogen, der ausgezeichnete Berliner Kenner des Auslandsdeutschtums, 1939 mit Recht behauptet, Roth habe eigentlich für diese „Annexion" mit dem Tode büßen müssen. Trotzdem ist es bei der durch ihn herbeigeführten Lösung während der ganzen neuabsolutistischen Epoche Siebenbürgens geblieben, eine geschichtliche Tatsache, die in einer Sonderstudie über diese Zeit nicht hätte verschwiegen werden dürfen.

Salzburg — Otto Folberth

Novotny, Alexander: Quellen und Studien zur Geschichte des Berliner Kongresses 1878. I. Bd. Österreich, die Türkei und das Balkanproblem im Jahre des Berliner Kongresses (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, 44). Graz-Köln, Hermann Böhlaus Nachf. 1957. 376 S., 1 Taf.

Der Verf. legt im vorliegenden Band Aktenberichte vor, die die einschlägigen Bestände des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs wiedergeben und die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1878 umfassen. Der 1. Teil der Aktenberichte umfaßt die Akten über den Berliner Kongreß (S. 74—135), ein zweiter die Erlässe des österr.-ungarischen Außenministers Graf Andrássy an den Botschafter in Konstantinopel (S. 135—80) sowie ein 3. Teil die Berichte aus Konstantinopel (S. 181—353). Einleitend behandelt N. „Urgeschichte und Geschichte des Berliner Kongresses" (S. 9—68). Die außerordentlich mühe- und entsagungsvolle Arbeit ist

[1]) Gottfried Fittbogen: St. L. Roth, Umrisse seines Wirkens. SODF III (1939) S. 795 f.

eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Balkans und der Balkanpolitik der Großen Mächte in jenen Jahren. Gewiß wird der Benutzer des Bandes in vielen Fällen auf die Akten selbst zurückgreifen wollen, aber im großen Ganzen ist eine auch methodisch bedeutsame Sichtung des gesamten Wiener Materials zu diesem Fragenbereich erfolgt. F. V.

Allmayer-Beck, Johann Christoph: Ministerpräsident Beck. Ein Staatsmann des alten Österreich. München, R. Oldenbourg 1956. 327 S., 8 Taf.

Eine wohlausgewogene, mit viel Verständnis geschriebene Biographie dieses bedeutenden österreichischen Staatsmannes, die sich in einem starken Maße auf archivalische Unterlagen, auf den Nachlaß des Ministerpräsidenten, aber auch auf den Nachlaß von Franz Ferdinand, Aehrenthal, Marchet, Baernreithers u. a. stützt. Das Schwergewicht der fleißigen Arbeit liegt mit Recht auf der Zeit von Becks Wirken als Ministerpräsident (S. 122—246). Doch hätte man sich diesen Teil stellenweise noch ausführlicher gewünscht.

Verf. arbeitet die Bedeutung und die kennzeichnenden Züge Becks als Staatsmann sehr gut heraus. Seinem Urteil wird man im allgemeinen durchaus zustimmen dürfen. Besonders gut gelungen scheint mir — um nur ein Beispiel herauszugreifen — die Darstellung von Becks Verhandlungen mit den Ungarn (S. 162—94). Leider zeigt sich gerade an Becks Wirken, daß die Schwierigkeiten immer größer, die Möglichkeiten eines Ausgleichs immer geringer wurden. Sehr zu bedauern ist, daß die — allerdings nur fragmentarischen — Lebenserinnerungen Becks (S. 288) nicht im Anhang veröffentlicht wurden. — Die Anmerkung 942 (S. 233/311) stimmt nicht.

Alles in allem ein wichtiges Buch zur Geschichte der Monarchie in den beiden letzten Jahrzehnten ihres Bestehens. F. V.

Mamatey, Victor S.: The United States and East Central Europe 1914—1918. A Study in Wilsonian Diplomacy and Propaganda. Princeton, N.J., Princeton University Press 1957. 431 S.

Der aus der Slowakei gebürtige, seit langem in den Vereinigten Staaten lebende Verf. (er ist Professor an der Staatsuniversität Florida) behandelt ein sehr wichtiges Kapitel: die Konfrontierung der Vereinigten Staaten mit den Problemen Ostmitteleuropas, die erstmals während des 1. Weltkrieges erfolgte. Der Verf. gibt zunächst eine Übersicht über die Doppelmonarchie und ihre Völker (S. 3 ff.), aber er behandelt dann das Problem der amerikanischen Neutralität während des 1. Weltkrieges (S. 40 ff.), den Kriegseintritt, die Kriegsziele und ihre Erörterung (S. 153 ff.) und alle weiteren Phasen und Probleme, die sich 1917 und 1918 ergaben (S. 233 ff.). Für seine Untersuchungen zieht M. archivalische Unterlagen aus Washington, Yale und Prag heran. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verf. sich nicht entschließen konnte, auch das Wiener Material zu benutzen, das sicherlich manches Wesentliche beinhaltet hätte. Das Literaturverzeichnis (S. 385—401) ist sehr reichhaltig, leider ist die deutsche Literatur nur unzureichend herangezogen. Überhaupt macht sich eine mangelnde Berücksichtigung des deutschen (und auch österreichischen) Schrifttums nachteilig bemerkbar. So ist es zweifellos nicht zweckmäßig gewesen, im einleitenden Abschnitt über die Doppelmonarchie und ihre Völker von der Heranziehung deutschen und österreichischen Schrifttums abzusehen. Im ganzen nimmt der Verf. einen Standpunkt ein, der sich

sehr stark die seinerzeitige Auffassung Masaryks und Beneschs zu eigen macht und der damaligen Doppelmonarchie durchaus nicht günstig ist. Man wird diese Auffassung des Verf.s bei der Beurteilung des Buches zweifellos berücksichtigen müssen, aber auch der anders Orientierte wird das Buch und seinen reichen Inhalt mit großem wissenschaftlichem Gewinn studieren können. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, die tschechische Propaganda in den Vereinigten Staaten und überhaupt im Westen stärker zu berücksichtigen. Immerhin ist das Wesentliche schon vom Verf. erarbeitet worden. F. V.

Halperin, Ernst: Der siegreiche Ketzer. Köln, Verlag für Politik und Wirtschaft 1957. 394 S. DM 15.80.

Über das Problem des Titoismus gibt es bereits zahlreiche Untersuchungen und Darstellungen, namentlich von angelsächsischer Seite. Die vorliegende Darstellung eines gründlichen Ostmitteleuropakenners darf nichtsdestoweniger besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, weil die Entwicklung der letzten Jahre eine bessere Beurteilung der Ereignisse des letzten Jahrzehnts ermöglicht als noch vor ein, zwei Jahren. H. behandelt zunächst (S. 16 ff.) die Geschichte der KPJ, die Ereignisse während des 2. Weltkrieges (S. 25 ff.), die Ereignisse seit 1944 (S. 41 ff.), die Kominform (S. 71 ff.), ihren Bruch mit Jugoslawien (S. 78 ff.) mit allen seinen Folgeerscheinungen (S. 97 ff.), die gewaltigen Anstrengungen zur Industrialisierung Jugoslawiens seit 1947 (S. 108 ff.), die Geldentwertung (S. 126 ff.). Auch die Entwicklung der Zeit seit etwa 1950 erfährt eine tiefdringende, kenntnisreiche Analyse. H. schildert die rechtliche Entwicklung der verstaatlichten Industrie (S. 148 ff.), die meines Erachtens mit Recht vom Verf. skeptisch beurteilt wird (S. 167 f.), die amerikanischen Hilfeleistungen an Jugoslawien (S. 170 ff.), die Regelung der Triestfrage (S. 185 ff.), die Anzeichen der politischen Lockerung (S. 197 ff.) mit allen ihren Folgeerscheinungen (S. 205 ff.) und schließlich die Entwicklung seit dem Tod Stalins, die bis an die Schwelle der Gegenwart hinführt und im Rahmen unserer Zeitschrift nicht gut behandelt werden kann, die sich bekanntlich Gegenwartsfragen nicht widmet. Zusammenfassend sei gesagt, daß es sich wohl um die bisher beste Darstellung Jugoslawiens und seiner Probleme seit 1944 handelt, die wir in deutscher Sprache besitzen. Eine Darstellung, die durch Gründlichkeit des Wissens wie durch Anschaulichkeit und politisches Gefühl einen außerordentlich hohen Wert besitzt.

München Fritz Valjavec

Kranzmayer, Eberhard: Ortsnamenbuch von Kärnten. I. Teil, Siedlungsgeschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart im Spiegel der Namen (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie hrsg. vom Geschichtsverein für Kärnten Bd. 50), Klagenfurt 1956. 216 S. Mit 7 farbigen Skizzen (Kartenbeilagen). II. Teil. Alphabetisches Kärntner Siedlungsnamenbuch (mit den amtlichen und den mundartlichen Formen, den ältesten und wichtigsten urkundlichen Belegen, der Etymologie und mit Zusammenstellungen der Grundwörter und Suffixe). Gleichzeitig Sachweiser zum I. Teil. Klagenfurt 1958. 260 S.

Zu den Namenarbeiten, die wir über einzelne Länder Österreichs besitzen (Lessiak über Kärnten, Steinhauser über Niederösterreich, Burgenland, Schiffmann über Oberösterreich) ist nun das umfangreiche Namenwerk Kr.s getreten, dessen systematischer, geschichtlicher Teil hier vorliegt. Es kann sich

neben reichem Urkundenstoff sprachlich auf mannigfache Untersuchungen des Verf.s über deutsch-romanische und besonders deutsch-slawische Sprachbeziehungen und auf Ortsnamenarbeiten aus seiner Schule stützen.

Um mit der germanischen Zeit Kärntens, den Spuren der Völkerwanderungszeit zu beginnen, sei auf die scharfsinnig ermittelten langobardischen Spuren und den Hinweis selbst auf Ostgermanisches auf Kärntner Boden („Maločemp-Zapfendorf") die Aufmerksamkeit gelenkt (dazu schon E. Schwarz, Germanische Stammeskunde, Germ. Bibl. 5. R. Heidelberg 1956, S. 93 wohl zustimmend); dagegen ist der Anklang der Namen Gösselsdorf, Göschling an den Namen der Goten (gemeint in seiner Form Goß-) m. E. etwas Äußerliches, das nicht zu Schlüssen auf die Goten verleiten sollte (zu solchen noch spätmittelalterlichen Personennamen — als solche schon charakterisiert durch die Verkleinerung — vgl. Finsterwalder, Familiennamen in Tirol, Schlernschriften, Innsbruck Bd. 81, 1952 S. 62 f.; S. 229).

Von der slawischen und deutschen Siedlungszeit wird durch Kr. aus den Ortsnamen ein Bild ihrer einzelnen Epochen abgelesen, das in solch gleichmäßiger Durchzeichnung — für jeden einzelnen Landschaftsraum — wohl noch in keinem sprachlich mehrschichtigen Raum unseres Gebietes geboten sein dürfte. Kr.s neuartige Methode besteht in scharfsinniger Auswertung der sprachgesetzlichen Umformung von Ortsnamen, die historisch brauchbare Daten liefert, in Verbindung mit all dem, das der Historiker für die einzelnen Räume und besonders für die deutschen und slawischen Namengattungen ermitteln kann, in einer auf weitem Raum auch geographisch arbeitenden Vergleichsmethode, die sprachliche Kriterien statistisch auswertet und das Wichtigste durch Kartenskizzen anschaulich macht.

Kr. findet Kärnten in Gebiete gegliedert, die zeitweise rein von Awaren bewohnt waren, in solche, wo das bairische Element allein rodete, in jene, die slawische Siedlungsräume waren und solche, wo deutsche und slawische Kulturarbeit sich durchdrang. Seit dem 14. Jh. fehlt aber jede slawische Rodungstätigkeit. Das freundnachbarliche Verhältnis von Slawen und Deutschen spiegelt sich u. a. darin, daß ganze Ortsnamenklassen wie die auf -ves den entsprechenden deutschen (auf -dorf) nachgebildet sind und selbst althochdeutsche Personennamen in slawischer Übersetzung erscheinen. Besonders wichtig scheint die Gliederung der Jahrhunderte währenden deutschen Kultureinflüsse und Volkszuschübe in zeitlich und räumlich gesonderte Wellen, aus denen sich auch die wichtigsten Mundartunterschiede innerhalb Kärntens erklären: In der ersten Hälfte des 8. Jh.s eine Welle von Salzburg her über den Lungau und den Katschbergpass gegen das Lurnfeld (Oberdraugebiet); ein zweiter Stoß in der zweiten Jahrhunderthälfte von Obersteiermark ins slawische Mittelkärnten; ein dritter von Steiermark über den Obdacher Sattel ins Lavanttal, der weststeirische Züge ins Mundartenbild brachte; ein vierter vor dem J. 1000, erreichte, vom Lienzer Becken ausgehend, Westkärntner Boden. — Einen wirklichen Begriff von der Menge geschichtlicher Aufschlüsse, die Kr. aus den Ortsnamen selbst noch fürs Spätmittelalter herausholt, kann eine kurze Besprechung nicht vermitteln.

Das äußerst spärliche Material an vorslawischen Ortsnamen in Kärnten, d. h. Namen der vorgeschichtlichen und der romanischen Zeit, von dem überhaupt nur zwei Namen heute noch leben, kann, von vornherein betrachtet, nicht annähernd ebenso gesicherte Ergebnisse liefern. Trotzdem will der Verf. so umwälzende Schlüsse darauf gründen wie den, daß es einst im größten Teil von

Kärnten überhaupt keine romanisierte Bevölkerung gegeben habe, sondern daß Illyrer und Kelten ihre eigene Sprache unter der Römerherrschaft bewahrten und sich in diesen Sprachen noch den Baiwaren verständlich machen konnten. Die Beweise dafür, wie auch die meisten Erklärungen vorslawischer Ortsnamen, werden in popularisierender Kürze gebracht und können schwerlich überzeugen. Gegen Kr.s Ansicht von solcher Kontinuität der vorgeschichtlichen Sprachen und Völker über den Slawensturm hinaus sprechen geschichtliche Überlegungen, die Brutalität der Awarenherrschaft, der Mangel an lebendig gebliebenen vorslawischen (und vorrömischen) Namen in Kärnten im Gegensatz zu Ländern mit wirklicher Kontinuität wie Tirol. Kr. glaubt seine These durch vermeintliche Übersetzungsnamen zu erweisen d. h. durch Orts- und Flußnamen, die in Kärnten von einer Sprachschicht zur nächsten überliefert und zw. von einer Sprache in die andere übersetzt worden wären (Traditionsketten), doch scheinen mir diese Übersetzungsnamen oft auf schwachen Füßen, in zwei, drei Fällen noch im Stadium der Hypothese zu stehen, da gegen die illyrischen und keltischen Erklärungen sprachlich manches einzuwenden ist und die von Kr. vermeintlich festgestellte Bedeutungsgleichheit einer genaueren Nachprüfung nicht standhält[1]).

Eine mit allem indogermanistischem Rüstzeug durchgeführte Untersuchung des schwierigen Stoffes, wie sie heutige Sprachvergleicher, z. B. H. K r a h e anwenden, hätte wohl den Rahmen eines landeskundlichen Werkes gesprengt und die Verständlichkeit für Laienleser beeinträchtigt, aber vor allzu weit reichenden Schlüssen bewahrt. Diese Vorbehalte, die gegenüber einigen vorrömischen und romanischen Namenerklärungen des Buches gemacht werden, betreffen nur einen Bruchteil des Buches; sie sollen und können die Ergebnisse Kr.s über die slawische und deutsche Zeit Kärntens, die auf unendlich breiterer Forschungsgrundlage ruhen, nicht in Frage stellen.

Der zweite Teil des Werkes ist im Wesentlichen ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis aller sowohl im amtlichen Deutschen und Slowenischen, wie auch in den Mundarten vorkommenden Siedlungs-, z. T. auch von Berg- und Gewässernamen. Soweit diese Namen nicht schon im 1. Teil behandelt wurden — in diesem Falle erfolgt nur ein Verweis auf diesen —, bringt der zweite Band kurze etymologische Deutungen. Damit erweist sich dieser Band sowohl als Index zum ersten wie auch als sehr brauchbares Nachschlagewerk.

Innsbruck K a r l F i n s t e r w a l d e r

Heintsch, Karol: Ze studiów nad Szwajpoltem Fiolem, Teil 1: Materiały do życiorysu i działalności Fiola. Breslau 1957. 56 S., S. 57—112 Faks. 8⁰ (Z materiałów przygotowawczych na 4 międzynarodowy kongres slawistów w Moskwie w 1958 r.; gleichzeitig Separatum aus: Rocznik Zakładu Narodowego im. Ossolińskich, T. 5.)

Der vorliegende 1. Teil des hier anzuzeigenden Werkes mit dem zurückhaltenden Titel: *„Aus den Arbeiten über Schweitpolt Fiol", ist ein mit genauer Dokumentation ausgestatteter Forschungsbericht, vielleicht aus dem Gedanken entstanden, den empfindlichen Mangel einer repräsentativen Monographie auf diese Weise wettzumachen. Das Für und Wider abwägend, führt uns H. durch die bisherige Forschungsarbeit und das leider immer noch dürftige Quellenmaterial, um an

[1]) Soll an geeigneter Stelle, etwa Beitr. zur Namenforschung, Heidelberg, im Einzelnen begründet werden.

Hand der gewonnenen Erkenntnisse das heutige Bild des Bahnbrechers der slawischen Buchdruckkunst in Umrissen festzuhalten.

Dank dem Umstand, daß Krakau kulturgeographisch im Aktionsbereich der ersten Generation der deutschen Buchdrucker lag, nahm es den Buchdruck früh auf und gab als bekannte Pflegestätte und ein Umschlagplatz der Wissenschaft und Kunst Ende des 15. und Anfang des 16. Jh.s für den deutschen Buchhandel bald einen guten Markt ab. Läßt sich doch für Krakau der erste Drucker Kaspar Straube schon 1474 nachweisen. Ihm folgte 1491 Schweitpolt Fiol, der erste Drucker slawischer Werke in zyrill. Schrift und Begründer der ukrain. Buchdruckkunst.

Es steht heute eindeutig fest, daß Fiol ein Deutscher aus Neustadt a. d. Aisch in Mittelfranken war, der Juwelierzunft angehörte, sich außerdem mit der Herstellung von Bergwerksmaschinen beschäftigte, in Krakau von 1479 bis 1499 nachweisbar ist, bei Rudolf Borsdorf in Braunschweig sich die zyrill. Lettern schneiden ließ und in Krakau 1491 einen Oktoich und Časoslov, beide mit Kolophon versehen, 2 undatierte Trioden und einen nicht sicher nachweisbaren Psalter druckte. Fiol mußte sich 1491 in Krakau vor einem geistlichen Gericht wegen Sektierertums verantworten, worauf er bald seine Druckerei schloß, wird dann noch, um hier nur das Wesentliche festzuhalten, 1503 als Berghofmeister der freien Bergstadt Reichenstein genannt und stirbt als Bürger von Leutschau in der Zips. Die Erfindung und die Bergwerkstätigkeit brachten Fiol mit dem Zipser Bergwerksmagnaten Johann Turzo oder Turso aus Leutschau, der ihn pekuniär und moralisch unterstützte, in Verbindung. Was S. Fiol bewogen hatte, seine Heimat zu verlassen, das Druckereihandwerk zu erlernen und ausgerechnet zyrillisch zu drucken, ist bis heute ungeklärt. Man weiß auch nicht, bei wem er als Drucker in die Lehre ging. Eine Verbindung mit den Krakauer slaw. Benediktinern, die Glagoliten waren, läßt sich nicht nachweisen, genau so wenig, wie eine Beziehung zu den südslawischen frühen Druckern. Viel handfester hingegen geben sich Fiols Bindungen zu den deutschen Humanisten, die sich damals in Krakau aufhielten, zu erkennen. Die Veröffentlichung des Briefwechsels von Celtis (Hans Rupprich: Der Briefwechsel des Konrad Celtis, München 1934), dessen wichtigste Quelle der Codex epistolaris, Cod. 3448 in der Österreichischen Nationalbibliothek ist, deckte Fiols Beziehungen zum deutschen Erzhumanisten Celtis, wie ihn Rupprich nennt, der 1489—1491 in Krakau weilte, und zu dessen Freund Johannes von Sommerfeld d. Ä. in Krakau auf. Am 15. Mai 1498 teilte Sommerfeld d. Ä. Celtis nach Wien mit: „... Sueypoldum tuo nomine bis adii; quae iussisti, ab eo precario exegi: nullum apud se Rutenae litterae librum habere affirmat et scripsisse se tibi aiebat" und am 16. März 1499 mußte er die gleiche negative Auskunft geben: „... Sweipoldum nostrum crebro tuo nomine salutatum adii (?), illum de quondam ex officina sua impresso codice solicitans, qui respondit se profecto nullum habere et pollicebatur se tuae praestantiae brevi scripturum, aut coram fortasse constitui." Ob Fiol daraufhin Celtis in der Tat geschrieben hatte, steht nicht fest. Aufrecht bleibt die wichtige Tatsache, daß der erste zyrillische Drucker in Krakauer Humanistenkreisen kein Unbekannter war, und daß Celtis sogar noch von Wien aus sich um seine Druckerwerke bemühte. Diese Briefstellen weisen die Fiol-Forschung in eine Richtung, die vielleicht auch die ideellen Hintergründe der Tätigkeit Fiols, die vielfach im Dunkeln liegen, aufzuhellen im Stande sein könnte. Allgemein kann man mit einiger Gewißheit sagen, daß die ersten slawischen, in zyrillischen Lettern gedruckten Bücher eine

Frucht der engen Bindungen des polnischen Raumes mit dem deutschen Humanismus darstellen. Wie mannigfaltig und rege diese Beziehungen waren, hat uns vor einiger Zeit Henryk Barycz in seiner glänzenden Materialsammlung:: Wiedeń a Polska w epoce renesansu i reformacji, Przegląd zachodni, 1953, S. 714—751, am Beispiel des Wiener Humanismus gezeigt.

Am Schluß des 1. Teils seines Forschungsberichtes, dessen Fortsetzung wir mit großem Interesse erwarten, gibt H. die bibliographische Beschreibung jener Druckwerke Fiols, die heute im Besitz polnischer Bibliotheken sind, wobei es festzuhalten ist, daß das einzig vollständige Exemplar des Oktoich von 1491 aus der Offizin Fiols, das sich seinerzeit in der Univ.-Bibliothek in Breslau befand, heute als verschollen gilt.

Wien St. Hafner

Dörrer Anton, Tiroler Umgangsspiele. Ordnungen und Sprechtexte der Bozner Fronleichnamsspiele und verwandter Figuralprozessionen vom Ausgang des Mittelalters bis zum Abstieg des aufgeklärten Absolutismus.
(Schlern-Schriften, Band 160) Innsbruck, Universitätsverlag Wagner 1957, 50 Abb., davon 40 auf Taf., und 1 Kte., 568 S.

Ohne Zweifel ist dies ein monumentales Werk des engeren Fachgebietes der „Brauch- und schrifttümlichen Volkskunde", die der ehemalige Oberstaatsbibliothekar an der Universität Innsbruck in Vorlesungen vertritt. Das Urteil über dieses Buch, das der Verlag in geradezu luxuriöser Ausstattung mit selten gesehenen und dokumentarwertigen Bildern auf ganzseitigen Tafeln herausgebracht hat, bleibt bestehen, auch wenn der Kundige erkennen muß, daß eigentlich mehr als zwei Drittel der Gesamtstoffülle schon längst vom Autor gedruckt vorgelegt waren. Das Werk, dessen leidvolle Entstehungsgeschichte der Vf. S. V—XV eingehend schildert, setzt nämlich die erste große Publikation über dieses Fachgebiet fort, die schon 1941 in der „Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart" als Band CCXCI unter dem (zur Vermeidung der Außensicht des im wesentlichen religiös-volkskundlichen Stoffes so umschreibend gewählten) Titel „Bozner Bürgerspiele. Alpendeutsche Prang- und Kranzfeste" als Band I, „Einführung in das Gesamtwerk" erschienen war. So wären an sich nur die langerwarteten Texteditionen der figurierten Prozessionen mit Spielszenen ausständig gewesen, zu denen Verf. im Laufe der letzten 15 Jahre zahlreiche Sonderuntersuchungen vorgelegt hat, die nun hier wiederholt und stofflich und mit einem ungeheueren wissenschaftlichen Apparat versehen, erweitert vorgelegt werden. Diese mit peinlichster Akribie aus bester germanistischer Texteditionstradition herausgegebenen Spieltexte der Spätgotik (Bozen, Fronleichnam 1543) (S. 193—206), der Renaissance und des Frühbarock (Bozen 1590) (S. 223—288) sowie des Hochbarock und Rokoko (Bozen 1714) S. 298—356) bilden die Grundlage und das Mittelstück des voluminösen Werkes, das aber gerade auch wegen der Südostwirkung dieser Prozessions-Ordnungen, Regieanweisungen, Texte und Darstellungsart im Wandel von Einort- und Bewegungsdrama außerordentlich wichtig ist. Südtirolische Tradition figurierter Prozessionen mit Sprechszenen wirkt vor allem nach Krain, wo nachmals slowenische Kapuziner vor allem in den Figuralprozessionen von Laibach (1730, gleichzeitig Fastenspiele tirolischer Wanderspieler), Krainburg (1730 mit deutschen Spieltexten; vgl. vgl. H. Costa, Mitteilungen des Hist. Ver. f. Krain 1857, 68 ff,) und Bischoflack (1721, slowen. Texte, deutsche Regieanweisun-

gen; ein P. Romuald OFMCap. als „magister processionis") die vorwiegend tirolische (neben der innösterreichischen Einflußnahme über Graz und Klagenfurt) Spieltradition im gemischtsprachigen und im slowenischen Bereiche fortsetzen (Vgl. J. Mantuani, Pasijonska procesija v Loki. Zeitschr.: Carniola VII, 1916, 222 ff., VIII, 1917, 15 ff. Neuere Literatur bei L. Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel. Salzburg 1952, 20 ff.). Bis in die Kunstgeschichte, das Bruderschaftswesen, Bildtranslationen und in die barocken Sonderkulte für Heilige breitet sich ein reiches Material aus, das bei der weithin feststellbaren Gleichartigkeit im Erscheinungsbilde etwa barocker Sakrallandschaften seit der Gegenreformation in Theaterkultur, Wallfahrtswesen, Heiligenverehrungen und Spielbrauch reichlich neue Erkenntnisse auch für den näheren Südosten erschließen wird.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Schier, Bruno: Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart. Geschichte und Eigenart eines volkstümlichen Kunstgewerbes. Mit einem Liederanhang von Josefa Elstner-Oertel (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde Bd. 11). Berlin, Akademie-Verlag 1957. 208 S. mit 6 Taf. Geb. DM 28.50.

Untersuchungen wie die vorliegende sind mit Rücksicht auf die oft schwer zugänglichen Quellen mühsam, aber umso verdienstvoller. Der Wert der Geschichte der Kunstblume aus der Feder von Sch. wird jedoch noch wesentlich gehoben durch das Verarbeiten von Material, das auf dem Weg des Gesprächs und der Befragung gesammelt wurde. Verf. beginnt mit einer Übersicht über die Kunstblumenerzeugung in der Antike und verfolgt an Hand der schriftlichen Quellen ihren Weg vom vorderen Orient nach Rom. Er kommt zu dem Schluß, daß alle wesentlichen Elemente der modernen Kunstblumenindustrie bereits im klassischen Altertum vertreten waren.

Das Mittelalter ging jedoch zunächst einen anderen Weg. Die Verwendung von Seide und Edelmetallen führte im Laufe der Zeit zu jenen Kunstformen, die der allgemeinen stilgeschichtlichen Entwicklung zugeordnet sind und ihre letzte Blütezeit in den sogenannten Klosterarbeiten des 18. Jhs. erlebt haben. Die Geschichte dieser Klosterarbeiten ist noch nicht geschrieben. Sch. kann sie bei der Behandlung des von ihm gewählten Themas ebenso wie Adolf Spamer bei seinen Studien über das kleine Andachtsbild nur am Rande erwähnen.

Der Siegeszug der Kunstblumen begann mit der Wende vom Barock zum Klassizismus, also mit jener Zeit, die an Stelle einer stofflichen und formalen Übersetzung der schaubaren Wirklichkeit eine idealisierte Naturnähe angestrebt hat. Es ist innere Folgerichtigkeit, wenn die Blumenkunst des Klassizismus in dem exemplarischen Land dieses Stilphänomens, in Frankreich zur ersten Blüte gekommen ist.

Sch. zeichnet diese Entwicklung in allen Einzelheiten mit geschickter Auswertung volkswirtschaftlich statistischen Materials und begnügt sich nicht mit einer Geschichte der Unternehmen, Werkstätten und Arbeitsmethoden.

In weiteren Abschnitten wird über die Anfänge der städtischen Kunstblumenerzeugung in Deutschland unter vorwiegend französischem Einfluß berichtet (Berlin, Dresden, Weimar, Hamburg, Leipzig, München). Nebenbei fällt auch immer wieder volkskundliches Material an wie z. B. zur Geschichte des Totenkranzes, die merkwürdigerweise noch nicht monographisch behandelt ist.

Auf einem zweiten Weg kommt die Blumenmacherkunst von Italien über das alte Österreich (Wien, Deutschböhmen — u. a. Nixdorf) nach Sachsen (Sebnitz). Im böhmisch-sächsischen Grenzgebiet war schon längst eine volkstümliche Blumenkunst bekannt, die den Schmuck für Altäre, Kapellen, Wegkreuze und Kreuzwegstationen lieferte.

Von Nixdorf aus wurde die Blumenkunst bemerkenswerter Weise nach dem Wallfahrtsort Walldürn im Odenwald verpflanzt.

Im zweiten Hauptteil seiner Monographie untersucht Sch. den Aufschwung der deutschen Kunstblumenerzeugung, ihre Abhängigkeit von der Mode, die verschiedenen Herstellungsverfahren, den Auslandsmarkt und schließlich das Verhältnis zwischen Heimarbeit und Fabrikarbeit. Der Liederanhang, der von Josefa Elstner-Oertel zusammengestellt wurde, erregt besonderes Interesse, weil er im Register einen geschlossenen Überblick über den Liedschatz gibt, der früher bei der Blumenarbeit bzw. vor und nach der Arbeit den lebendigen Rahmen abgegeben hat. Der weitaus größte Teil der Blümellieder entstammt dem großen Schatz des deutschen Volksliedes. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Arbeitszweige darauf hin untersucht würden, welcher Liedschatz einmal zum „Berufswissen" gehört hat.

München T. Gebhard

Mitscha-Märheim, Herbert: Der Avarenfriedhof von Leithaprodersdorf (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 17). Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum 1957. 48 S. und 12 Taf.

M.-M. veröffentlicht ein bereits in den 20er Jahren ausgegrabenes, aber bisher nicht veröffentlichtes wichtiges Gräberfeld, dessen Material leider nicht sachgemäß gehoben wurde und daher heute viel an seinem Aussagewert eingebüßt hat. Vermutlich ist das Gräberfeld auch bald nach dem Verschwinden der hier in den deserta Boiorum siedelnden Restawaren geplündert worden. Die jüngsten Funde gehören dem voll entwickelten 9. Jh. an.

Ergänzungen dazu bietet jetzt A. Barb in den „Burgenländischen Heimatblättern" 20. Jg. 1958, 16 ff. Hier auch eine Zusammenstellung weiterer Awarenfunde aus dem Burgenlande von A. Ohrenberger (S. 1 ff.). B. S.

de Ferdinandy, Michael: Tschingis Khan. Der Einbruch der Steppennomaden (Rowohlts deutsche Enzyklopädie 64). Hamburg, Rowohlt-Verlag 1958. 179 S. mit 5 Ktn. u. 7 Stammtafeln.

An Hand der vielfach mythischen „Geheimen Geschichte der Mongolen" schildert der Verf. den Aufstieg und die welterobernden Züge Tschingis Khans, wobei er ein tieferes Verständnis für die Reiternomaden im allgemeinen zu gewinnen sucht. Literaturhinweise und ein ausführliches Personen- und Sachregister, wie in den übrigen Bänden dieser für weitere Kreise bestimmten Enzyklopädie, sind erwünschte Beigaben. B. S.

II. Tschecho-Slowakei

Z Bratislavských knižníc (Aus Preßburger Büchereien). Preßburg, Verlag Tatran 1950. 135 S. und 9 Taf.

Die Bücherei der Slowakischen Universität in Preßburg wurde am 10. Oktober 1919 mit Einsetzung des ersten Direktors, des tschechischen Bibliothekars J. Emler gegründet. Zur 30. Jahreswende dieser Gründung wurde das vorliegende Jahrbuch herausgegeben. Es enthält 18 Beiträge von verschiedenen Verfassern, die sich auf die Entstehung, das Gebäude, die Herkunft und die Bestände sowie auf die Neuanschaffungen und auf die wertvollsten Stücke der Bücherei beziehen. Zu Beginn wurden die alten, wertvollen Büchereien zu Preßburg in Besitz genommen. Dazu gehörten die städtische Bücherei mit 23 715, die Bücherei der früheren Akademie mit 30 181, die frühere Bücherei der Jesuiten mit 6 894 und die der früheren Elisabeth-Universität mit 24 036 Bänden. Es waren dies alte, meist wertvolle Bestände, doch fehlten dabei Slavistica fast vollständig. Seither wurden 45 378 Bände in slowakischer, 63 401 in tschechischer und 22 165 in anderen slawischen Sprachen neu angeschafft. Hierbei kam es zur Erwerbung von ganzen Büchereien anerkannter Gelehrter. Bei der Einverleibung von Büchereien der Preßburger evangelischen Kirchengemeinde mit zahlreichen Kostbarkeiten kamen insbesondere Wiegendrucke und seltene „Comeniana" in den Besitz der Universitätsbibliothek. Zu den Neuanschaffungen gehört auch die Bücherei des Dr. Savset Bagašić aus Sarajevo mit islamitischen Handschriften. So konnte der Bestand der Bücherei im Verlauf von 30 Jahren auf mehr als 400 000 Bände erhöht werden. Seit dem Kriegsende wurde neben slawischer Literatur auf die Beschaffung von Werken Wert gelegt, die in volksdemokratischem Geist verfaßt sind. Dem Jahrbuch sind am Ende kurze Zusammenfassungen in russischer, englischer und französischer Sprache beigefügt.

Warstein J. Liptak

Décsy, Gyula: Eine slowakische medizinische Handschrift aus dem 17. Jahrhundert. Monographische Bearbeitung eines Sprachdenkmals (Slawische Sprachdenkmäler aus Ungarn. Hg. von Stefan Kniezsa. Nr. 2). Budapest, Akadémiai kiadó 1956. 303 S., VIII Taf., 8°

Unter obigem Titel veröffentlichte der ungarische Slavist D. eine sehr gründliche sprachliche und kulturgeschichtliche Studie über das bisher älteste medizinische Denkmal slowakischer Provenienz, das sich jetzt in der Handschriftenabteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest befindet (M. Cod. Kis 8°20) und 654 beschriebene Seiten umfaßt, von denen der weitaus größere Teil (rd. 460 S.) in einer tschechisch-slowakischen Mischsprache, der Rest lateinisch (rd. 180 S.), ungarisch (rd. 10 S.) und deutsch (1 S.) abgefaßt ist. Die Handschrift datiert aus dem ersten Drittel des 17. Jh.s.

Die ersten drei Kapitel der Untersuchung behandeln Inhalt, Entstehungsgeschichte und Quellen der Handschrift. Dabei ergibt sich, daß das Denkmal, ein typisch spätmittelalterliches Rezeptbuch, das aus einer Einleitung (Predmluva), einem Herbarium, dem sich fünf Ergänzungen anschließen, und dem eigentlichen Rezeptbuch mit der Überschrift „Kratyčky wytach" besteht, inhaltlich wenig Originelles bietet. Es spiegelt nicht einmal den für seine Zeit neuesten Stand der Wissenschaften wider, sondern basiert noch ganz auf Überlieferung und mittel-

alterlichem Aberglauben und ist eine Kompilation aus Plinius „Naturalis historia", Matthioli, dem vielgelesenen Herbarium des Tschechen Jan Černý „Knieha lékařská" (gedr. 1517 in Nürnberg), dem Werk eines Leipziger Arztes Caspar Kegler u. a. Nur vereinzelt flicht der Verf. der Hs., ein Landarzt, der dem mittelslowakischen Sprachraum an der Grenze des westlichen Komitats Liptau und des südlichen Komitats Arva entstammt, seine eigenen medizinischen Erkenntnisse ein.

Auf rd. 230 S. folgt nun die sprachliche Bearbeitung der Hs., die angesichts der Tatsache, daß die Slowaken bis ins 19. Jh. tschechisch schrieben und wir nur wenige Denkmäler mit slowakischen Sprachelementen besitzen, von größter Wichtigkeit ist. Ganz besonders wertvoll aber ist der Umstand, daß dieses umfangreiche Denkmal aus einem Sprachraum stammt, der im 19. Jh. Ausgangspunkt der neuen slk. Schriftsprache wurde.

Mit größter Sorgfalt ist D. bemüht, die slk. Sprachelemente herauszuarbeiten und zu systematisieren, wobei eine Gliederung in phonetische, morphologische, syntaktische und lexikalische Slowakismen erfolgt, und diese wiederum in allgemeine, mundartliche und regionale untergegliedert werden.

Als allgemeine phonetische Slowakismen gelten das Fehlen des tsch. ř und des tsch. Umlauts (a > e, u > i, a j > e j) sowie die Beibehaltung der Palatalität der Laute d, t, n vor e aus ursl. e oder ь und der Palatalität des l vor e, gleichgültig welcher Herkunft dieser Laut ist. In den meisten Fällen wird diese Palatalität graphisch durch ein i wiedergegeben, z. B. slk. niebeský // tsch. nebeský, slk. mlieko // tsch. mléko usw. Ferner gehören hierher der Reflex d z für ursl. d j, die weit verbreitete Assimilation der Präpositionen s und k nicht nur vor stimmhaften Konsonanten, sondern auch Vokalen und die vereinzelt auftretende slk. Form t l t für ursl. t ь l t oder t ъ l t. — Mundartliche, in unserem Fall mittelslowakische Slowakismen sind der Reflex r a t -, l a t - für ursl. õ r t -, õ l t -, die Reflexe e, o und a für die ursl. Halbvokale, der Vokal ä sowie die Diphthonge i a, i e und u o, von denen letztere auch in der tsch. Vorlage gestanden haben können. — Ein ausgesprochen regionaler Slowakismus ist die Endung ct'e bzw. č t' e im D. L. Sg. der fem. Substantiva auf - č k a, die eine Eigenart der Liptauer Mundart darstellt und die genaue Lokalisierung der Hs. ermöglichte.

In der Morphologie sind es vor allem zwei Merkmale, die als typische Slowakismen angeführt werden können: 1. die Endung — e j im G. D. L. Sg. der fem. Adjektiva und 2. die mittelslowakische Länge des Themavokals der Verba der 1. Klasse vom Typ n i e s t' (n e s i e, n e s i e t e usw.).

Schwieriger ist das Herausstellen der syntaktischen Slowakismen, da wir es in diesem Denkmal meist mit stehenden Redewendungen und einem inhaltlich ziemlich eingeengten Gebiet zu tun haben.

Die lexikalischen Slowakismen sind in einem alphabetisch geordneten Wörterbuch zusammengefaßt.

Wenn ich abschließend einige Berichtigungen hinzufüge, so sollen diese keinesfalls den wissenschaftlichen Wert der Arbeit und ihre Bedeutung für die historische Grammatik der slk. Sprache schmälern. So muß S. 117 die alttsch. Form b é ř e š, b é r e lauten und nicht b e r e š, b e r e (s. T r á v n í č e k, Hist. mluv. S. 411). Nicht zutreffend ist S. 131/132 die Behauptung, daß vor i und ě im Tschechischen die Laute d, t, n, b, p, m, v palatal sind. Eine Palatalitätskorre-

lation kennen lediglich die Dentalen, während sie den Labialen fehlt und Verbindungen p ě, b ě, v ě, m ě werden als p + j e usw., m ě als m + j e oder m + ň e nicht aber als b'e usw. ausgesprochen. Dasselbe gilt für die Verbindungen b i / b y usw., die nicht phonetisch, sonder etymologisch sind, und Wörter wie býti : bíti, pyl : pil, mýti : míti, výti : víti können beim Sprechen nur aus dem Zusammenhang verstanden werden. S. 147 werden für die tsch. und slk. Endung - o u des I. Sg. der a-Stämme verschiedene phonetische Entwicklungen angesetzt, nämlich slk. o j ǫ > o j u > o u, č. o j ǫ > o ǫ > ǫ > ū > o u. Dazu sei gesagt, daß T r á v n í č e k (Hist. mluv. S. 66 f.) auf Grund pronominaler und verbaler Formen auch für das älteste Tschechische die nichtkontrahierte Form - o j u annimmt, die erst später durch Systemzwang verdrängt wurde. Das Possessivpronomen auf S. 161 heißt in der heutigen slk. Sprache m ô j, t v o j, s v o j nicht t v ó j, s v ó j. Schließlich möchte ich für den häufig gebrauchten Terminus „prehlas" das deutsche Wort Umlaut vorschlagen.

Schade ist es, daß der Arbeit nicht einige Teile dieses ältesten mittelslowakischen Sprachdenkmals als Anhang beigegeben wurden. Das S. 15 erwähnte Stadtbuch von Deutsch-Lipsch (in der Slowakei) wurde bereits von Herbert W e i n e l t untersucht. Er hat aus ihm deutsche Eintragungen veröffentlicht. (SODF III. 1938, 342 ff.).

München E l i s a b e t h N o n n e n m a c h e r

Ondrouch, Vojtech: Bohaté hroby z doby rímskej na Slovensku. Novšie nálezy (Reiche römerzeitliche Gräber in der Slowakei: Neuere Funde). Preßburg, Verlag der Slowakischen Akademie 1957. 269 S. mit 38 Abb. im Text, 5 Farb-, 55 Schwarz-Weiß-Tafeln u. 1 Kte.

O. veröffentlicht hier eine Reihe von sehr reich ausgestatteten römerzeitlichen Gräbern aus dem Südwesten der Slowakei (Hochstätten, Zohor, Borský Sv. Peter, Čáčov und Stráže). Es handelt sich dabei um zwei Gruppen, einer älteren, aus der frühen und mittleren Kaiserzeit, und einer jüngeren, spätrömischen. Während die ältere Gruppe vom Verf. den Kelten, bzw. das Frauengrab von Čáčov den Quaden zugeschrieben wird, sind die Fürstengräber von Stráže durchwegs germanisch. Die Funde selbst (Bronze- und Silbergeschirr, goldene Fibel, Terra Sigillata, Glas usw.) sind römischer Import. Bemerkenswert sind auch die Reste eines chinesischen Seidengewebes aus dem einen Skelettgrab von Stráže. Der eingehenden Behandlung des Fundmaterials mit Heranziehung reichen Vergleichsmaterials folgt ein Versuch, die sozialen und wirtschaftlichen Fragen, die diese reichen Bestattungen stellen, zu beantworten, wobei allerdings der Verf. über allgemeine Erwägungen nicht weit hinauskommt. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. Insbesondere wird man für das reiche Bildmaterial und das ausführliche deutsche Resümee (neben einem russischen) dankbar sein.

Zur Geschichte der Römerzeit in der Slowakei, vor allem zum Feldzug gegen die Markomannen unter Mark Aurel, ist jetzt eine wichtige, in Diana Veteranorum in Afrika zutage gekommene Inschrift zu verzeichnen, ein cursus honorum eines im pannonischen Poetovio (Pettau) gebürtigen Legaten, M. Valerius Maximianus, der als „praep(ositus) vexil(lationum) Leugaricione hiemantium" fungierte. Damit ist der Kommandant des in der berühmten Trentschiner Inschrift genannten „exercitus, qui Laugaricione sedit" bekannt geworden (H.-G. P f l a u m, Deux carrières équestres de Lambèse et de Zana [Diana Veteranorum] in: Libyca III 1955, 135 ff.).

Graz B a l d u i n S a r i a

Vladimír Matula: L'udovít Štúr (1815—1856). Preßburg, Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, Sektion für Sozialwissenschaften, Geschichtswissenschaftliches Institut 1956. 86 S.

Eine neue umfassende Arbeit über den großen slowakischen Revolutionär L'udovít Štúr ist längst fällig und würde zweifellos von der Fachwelt begrüßt werden. Die vorliegende Arbeit wäre besser ungeschrieben geblieben. Sie krankt an derart vielen Gebrechen, daß es Mühe bereitet, sie durchzuarbeiten und es dem Rezensenten schwer wird, die richtigen Worte für die gerechte Beurteilung zu finden.

Das ursprünglich slowakisch geschriebene Buch liegt in deutscher Übersetzung vor (dem Rez. ist der slowakische Text leider nicht zugänglich). In der Übersetzung liegt der Hauptmangel der Broschüre. Die Übersetzerin beherrscht die deutsche Sprache zu mangelhaft und der deutsche Leser hat Schwierigkeiten, den gemeinten Sinn der allzu zahlreichen undeutschen Wendungen zu erkennen. Schließlich müßte die Übersetzerin einer derart konzentriert geschriebenen Arbeit doch mit den Grundregeln der deutschen Sprache und Stilistik vertraut sein. Jede Seite weist nun aber leider gröbste Verstöße gegen die deutsche Sprache auf. So ist es z. B. der Übersetzerin nicht klar, wann die slow. Präposition „na" im Deutschen mit „an" oder „auf" wiederzugeben ist, sie hat offensichtlich keine richtige Vorstellung, wie ein beifügendes Eigenschaftswort abgewandelt wird, das Geschlecht der Hauptwörter ist ihr durchaus nicht immer klar, sie gestattet sich unrichtige Verbalformen z. B. „verleihte", verwechselt „Unterlage" mit „Niederlage", bildet Worte, die die deutsche Sprache nicht kennt z. B. „erweckerisch", verwechselt Zeiten und Modi und verstößt auf Schritt und Tritt gegen die deutsche Stilistik. Einige Proben: Statt „er griff die slowakischen Studentengesellschaften an" schreibt sie „Er nahm die slowakischen Studentengesellschaften in Angriff" (S. 27), sie spricht von einer „Angenehmmachung des Lebens" (S. 53), schreibt von einem „Mehrteil der slawischen Völker" (S. 65), spricht von „dem Tag, an dem Štúr einer Jagdverletzung unterlag" (S. 69), und von dem „Proletariat, der erfüllt ist" usw.

Auch die Korrektorin könnte wissen, daß st im Deutschen nicht abgeteilt wird, was sie regelmäßig tut. Die S. 84 ist offensichtlich überhaupt nicht korrigiert worden.

Nicht viel besser als die äußere Form ist der Inhalt. Der Verf. ist überzeugt, daß dieses marxistisch-leninistische Buch besser sei als „bourgoise" Arbeiten und „auch das Positive im Wirken Štúrs enthüllt, seine wirkliche Größe, die die bürgerliche Wissenschaft nicht zu zeigen vermochte." (S. 82). Es ist richtig, daß mit Zitaten der Klassiker des Sozialismus nicht gespart wird, aber es bleibe dahingestellt, ob es wissenschaftlich ist, Marx-Zitate aus der russischen Marxausgabe ins Deutsche rückübersetzt zu zitieren, wenn das Original deutsch abgefaßt ist. Ein so schlechtes Deutsch, wie sie die Übersetzung bietet, hat Marx nicht geschrieben.

Im übrigen wird Štúr nach der Schablone der Marx-Lenin-Theorie zurechtgeschnitten. Dabei fällt manches unter den Tisch. Über seine Bedeutung für die slowakische Schriftsprache erfahren wir nicht allzuviel. Seine politischen Ansichten über Rußland werden entsprechend den neuen Verhältnissen ausgerichtet und so erscheint Štúr als der Vorläufer der politischen Führung von heute, als „fortschrittlicher" Mensch, dem nur der einzige Fehler anhaftet, daß er durch die

Bourgeoisie, in die er immer wieder verfiel, gehindert wurde, seine „aktive Tätigkeit" (S. 8, 29) voll zu entfalten. Wir begegnen wissenschaftlich unerträglichen Projektionen modernster Begriffe in die Vergangenheit, wenn z. B. geschrieben wird, daß Štúr „Kader" aufgestellt habe (S. 36), daß unter seiner Führung ein „Kollektiv" entstand (S. 23).

Von den sachlichen Ungenauigkeiten berührt die Unsicherheit bei der Zitierung der Eigennamen besonders peinlich. Der russische Politiker Chomiakow heißt bei M. Chomiak (S. 76). Der Slowake Zoch heißt mit seinem Vornamen richtig Ctiboh (S. 89). Warum heißt er auf derselben Seite auch Ctibor?

Für die Slowakische Akademie, die auf hochwertige Arbeiten blicken darf, ist diese Broschüre kein Ruhmesblatt. Sie wird verstehen, daß sie damit trotz der volltönenden Worte des Verf.s nicht viel wissenschaftliche Gegenliebe bei den westlichen Gelehrten finden wird.

Wien Friedrich Repp

Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 3). Köln-Graz, Hermann Böhlaus Nachf. 1957. XV + 373 S., 23 Skizzen. Geb. DM 38.—.

Der Erlanger Germanist veröffentlicht in vorliegender Arbeit eine Zusammenstellung sämtlicher bis 1420 reichenden sudetendeutschen Familiennamen. Eine sorgfältige, alles Wesentliche berücksichtigende Einführung erläutert seine Methode und macht den Benutzer mit den gewonnenen Ergebnissen vertraut, die auch der deutschen Volkstumsforschung im böhmisch-mährischen Raum sehr wichtige Aussagen bieten. Der Verf. zieht das ganze gedruckte Schrifttum heran. Darüber hinaus war es ihm aber auch möglich, sehr wichtige ungedruckte Quellen, namentlich Stadt- und Losungsbücher, u. a. aus dem innerböhmischen Raum zu erschließen und nur der Fachmann, der auf verwandten Gebieten und mit ähnlichen Quellen gearbeitet hat, vermag zu ermessen, wieviel Arbeit in solchen Forschungen ruht.

Für unseren Forschungsraum ist diese Arbeit von hohem methodischem Wert, was insbesondere für die deutschen Volkstumslandschaften des Westkarpatengebietes und Siebenbürgens gilt. Darüber hinaus ist wichtig, daß im alphabetischen Verzeichnis für Familiennamen mit Erläuterungen (S. 43 ff.) eine Reihe bedeutsamer wanderungsgeschichtlicher Zusammenhänge mit dem Südosten sichtbar wird, die bezeugt, daß aus den damals deutschen Städten des Südostens zahlreiche Menschen schon seit dem 14. Jahrhundert auch nach Böhmen und Mähren wanderten. Namentlich belegt sind u. a. Zuwanderer aus Agram (S. 44 ff.), aus Kaschau (S. 158 ff.), aus Tyrnau (S. 327 ff.), aus der Zips (S. 356) und aus Ungarn allgemein (S. 238 ff.).

Alles in allem ein hocherfreuliches Buch für den Familien-, Sprach- und Volkstumforscher. F. V.

Lehmann, Ernst — Pietsch, Hugo — Zahradnik, Paul: Um Glaube und Heimat. Evangelische Bausteine zum sudetendeutschen Geschichtsbild. Melsungen, Verlag „Glaube und Heimat" 1957. 180 S. mit mehreren Abb.

Die vorliegende Aufsatzsammlung beansprucht auch vom Standpunkt unserer Zeitschrift gründliche Beachtung. Es handelt sich um Vorgänge, die in vielen Fällen typisch sind auch für die Vorgänge in den evangelischen Siedlungsgebieten des Südostdeutschtums. Das gilt namentlich für die Vorgänge im 19. und 20. Jh.,

denen ja auch dieser Band in erster Linie gewidmet ist. Das Schwergewicht der Darstellung beginnt mit dem Toleranzpatent Kaiser Joseph II. (S. 55 ff.). Ausführlich ist die franziszeische Zeit und der Vormärz behandelt (S. 69 ff.), aber auch das Zeitalter Kaiser Franz Josephs (S. 82 ff.), das eine etwas eingehendere Behandlung verdient hätte. Die Los-von-Rom-Bewegung (S. 92 ff.) ist ausführlich dargestellt. Wichtig wären in diesem Zusammenhang genauere Zahlenangaben gewesen. Besonders sorgfältig ist die Zeit zwischen 1918 und 1938 dargestellt (S. 108 ff.). Dieser Abschnitt verdient auch vom Standpunkt des Südostdeutschtums besondere Beachtung, denn zu jener Zeit traten die sudetenländischen und südostdeutschen Entsprechungen besonders stark hervor. Die Ereignisse des Jahres 1945 und der Folgezeit (S. 135 ff.) sind leider etwas zu kurz geraten; genauere Angaben über die Ereignisse dieser Zeit wären erwünscht gewesen.

Im ganzen handelt es sich um ein verdienstvolles Buch, das auch der weiteren kirchengeschichtlichen Darstellung des Südostdeutschtums zugute kommen wird.

F. V.

Liptak, Johann — Steinacker, Roland: Das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei. Stuttgart, Hilfskomitee für die evang. luth. Slowakeideutschen 1957. 48 S., 25 Abb.

Die Arbeit setzt sich aus mehreren Aufsätzen zusammen. L. gibt einen Rückblick auf das evangelische Schulwesen in der Slowakei, behandelt das evang. höhere Schulwesen in der Ostslowakei, vor allem in den Städten Leutschau, Bartfeld, Eperies, Kaschau und Zipser Neudorf und berichtet aus der Vergangenheit des evang. Lyzeums in Käsmark (gegründet 1533). St. schreibt über das evang. Schulwesen in Preßburg und Umgebung. Beide Verf. sind bemüht, einerseits die Verbindungen der deutschen Schulen in der Slowakei mit den geistigen Strömungen Europas aufzuzeigen, andererseits aber auch die Lebenswege bedeutender Lehrer — in Käsmark J. Mylius, G. Buchholtz d. J., Christian und Paul Genersich, Paul und Johann Hunfalvy, in Preßburg M. Bel, K. G. Windisch, G. T. Schröer — skizzenhaft zum umreißen.

In der Arbeit wird deutlich, daß das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei auch eine Bildungs- und Erziehungsstätte vieler Slowaken und Madjaren gewesen ist. Auch der aufkommende Nationalismus im 19. Jh. hatte daran wenig geändert. Da nicht der Staat, sondern seit der Reformation der Magistrat der Städte, seit der Gegenreformation aber die Kirchengemeinden die Schulträger gewesen sind, spiegelt sich in der Geschichte des Schulwesens zugleich das Schicksal der ganzen Volksgruppe wider.

Es wäre angezeigt gewesen, der Arbeit ein Literaturverzeichnis beizugeben, damit die früher veröffentlichten Einzeldarstellungen über das evangelische Schulwesen in der Slowakei nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen.

Erlangen Adalbert Hudak

Plicka, Karel: Die Slowakei. ARTIA-Verlag, Prag, 1955. 224 S., Preis 40.— Kč. **Ders.: Slovensko vo fotografii** (Die Slowakei in der Photographie). Turč. Sv. Martin, Osveta 1956. 17 S. mit 228 Taf.

In der Reihe von Prachtbildbänden des Verlages ARTIA in Prag wurde erstmals 1953 der viersprachige Prachtband über die Slowakei von K. P. veröffentlicht. In dieser Ausgabe ist das deutsche Vorwort und das Verzeichnis der Bilder

nur am Ende hinzugefügt. 1955 erschien der Band nun auch in einer deutschsprachigen Ausgabe. Er enthält 224 ganzseitige Bildtafeln in Folio über die Slowakei. 1956 brachte schließlich ein neuer Verlag eine etwas erweiterte Neuauflage mit kurzem viersprachigem Vorwort (slowakisch, russisch, deutsch und englisch) heraus. Auswahl der Themen und die Wiedergabe der Bilder verdienen volles Lob. P. selbst betont, in seiner Absicht sei „der lyrische und plastische Akzent" gelegen. Beim Besichtigen bestätigt sich der Eindruck: die Aufnahmen sind wirklich mit warmem Herzen und künstlerischem Auge gemacht. Ansichten einer wundervollen Landschaft, alte Burgruinen auf hohen Bergen, Schlösser und altertümliche Kirchenbauten, gotische Altäre und Skulpturen, sehr ausgiebig slowakische Folklore und eine urwüchsige Jugend in wunderbaren Volkstrachten im ganzen Band verstreut — diese nach den Worten des Verf.s schon im Abnehmen begriffen , — wechseln einander ab. Moderne Bauten „von der Wende zweier Zeiten" sind nur spärlich zu sehen und passen auch nicht in den sonst harmonischen Aufbau. Das Deutschtum, dem die Kulturlandschaft viel zu verdanken hat, ist nur mit historischen Bauten und mit Kunstwerken vertreten. Das ist allerdings im Bande nicht zu ersehen. Es wird auch im Vorwort nicht erwähnt. Die zahlreichen Darstellungen slowakischen Volkstums müssen daher beim uneingeweihten Betrachter den Eindruck erwecken, daß alle Kunstdenkmäler slowakischen Ursprungs sind. Wer aber darüber ein klares Bild gewinnen will, muß zu den wissenschaftlichen Werken von Schürer-Wiese „Deutsche Kunst in der Zips" oder zu den Arbeiten des Wiener Kunsthistorikers Julius Fleischer greifen, — dies besonders über neuere Bauten und ihre Baumeister. Es wäre angebracht gewesen, in der deutschen Ausgabe zum besseren Verständnis den slowakischen Ortsnamen auch die deutschen beizufügen. Die Wirkung der Bilder wird aber dadurch nicht beeinträchtigt.

Warstein J. Liptak

III. Ungarn

Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae. Tomus IV, 1956. Fasc. 1—2. Budapest 1956; Fasc. 3—4. Budapest 1957. 379 S.

Diese fremdsprachige kunstgeschichtliche Publikation der Ungarischen Akademie der Wissenschaften entwickelt sich von einer Übersetzungs-Sammlung zu einer wirklichen Zeitschrift mit eigenem Profil. Im vorliegenden, teilweise erst 1957 gedruckten Jahrgang 1956 wird die überlegte Einteilung des Materials besonders deutlich sichtbar. Heft 1—2 soll vor allem zeigen, was ungarische Sammlungen und Forscher zur internationalen kunstgeschichtlichen Forschung beitragen können. Es werden freilich auch Themen angeschnitten, die die Südost-Forschung unmittelbar angehen. In dem umfassenden ikonographischen Aufsatz von A. Pigler: „Portraying the Dead. Painting — Graphic Art" geht es letzten Endes um die Einordnung der Totenporträts, die aus der Hinterlassenschaft des ungarischen Hochadels zahlreich bekannt sind. Interessant ist auch die reich dokumentierte Studie von G. Rózsa über den in Wien tätigen „Friedrich John und die Schriftsteller der Aufklärung in Ungarn". Erwähnt sei noch der Bericht D. Radocsays: *„Zehn Jahre ungarische kunsthistorische Forschung" (russisch mit deutschem Auszug).

Heft 3—4 ist überwiegend der ungarischen Kunst gewidmet. D. Dercsényi stellt sich in seinem Aufsatz „Zur siebenhundertjährigen Feier der Kirche von Ják" die Aufgabe, „zu untersuchen, inwieweit sie durch die Gesellschaft und Kunst der ersten Hälfte des 13. Jh.s bedingt ist und wie sehr sie mit dem Boden, auf dem sie entstand, verwachsen ist". Rez. stellt nicht ohne Genugtuung fest, daß die Darstellung des hervorragenden Budapester Forschers in allen wesentlichen Punkten übereinstimmt mit den Ergebnissen, die er selbst im J. 1953 veröffentlichte (Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie Bd. II, 273—304), worauf auch D. öfters hinweist. Die Richtigstellung einiger Einzelheiten soll mit Dank vermerkt werden, z. B. die Mitteilung, daß der konsolartige Stein in der südl. Außenmauer der Kirche in Leiden (Lébény) nach dem technischen Befund nicht als Überbleibsel eines verschwundenen Kreuzgangflügels betrachtet werden kann. Gleichwohl bleibt die vom Rez. und I. Straube-Hoefelmayr angenommene romanische Restaurierung bzw. Umarbeitung gewisser Bauteile im Bereich des Wahrscheinlichen. Das Erdgeschoß des Südturmes ist z. B. ähnlich der sicher nachträglich angebauten Sakristei mit aus drei schweren Wulsten bestehenden Rippen eingewölbt worden. Wichtig ist ferner der Hinweis, daß die merkwürdigen achteckigen Pfeiler mancher spätromanischer Basiliken Ungarns zuerst in den Zisterzienserbauten Egres und Pilis vorkommen. Eine moderne Bearbeitung der Reste dieser Kirchen wäre sehr nützlich. D. zitiert mit gewissem Nachdruck die in der Ják-Monographie des Rez. (Steinamanger 1943) vertretene Ansicht, daß die Abwanderung der 2. Hütte von Ják nicht vom Mongolensturm verursacht worden sei. In eigener Sache darf Rez. darauf hinweisen, daß er diesen Punkt in seinem oben erwähnten Aufsatz von 1953 absichtlich nicht wiederholt hat. Er hält es für wahrscheinlich, daß die Arbeiten nicht eben durch feindliche Einwirkung, sondern infolge des allgemeinen Schreckens und zeitweiliger Erlahmung der Wirtschaft unterbrochen worden sind. Das von D. mit Berufung auf G. Entz erwähnte Erscheinen von Jáker Ornamentik in Weißenburg (Gyulafehérvár) nach dem Mongolensturm spricht auch dafür. Es ist nur schade, daß die deutsche Übersetzung des wertvollen Aufsatzes nicht immer glücklich ist. Angesichts der spezifischen Bedeutung der Worte „Stamm" und „Vierung" in der Fachliteratur, sind m. E. „Stammeskirche" oder „Stammesklosterkirche" (statt Sippenklosterkirche), sowie „Vierung" (statt „Chorquadrat") unannehmbar. Es ist auch bedenklich, die Stifter durchwegs als „Besteller" zu bezeichnen, auch hat die Kirche von Ják keine „südwestlichen Türme" (Plural! S. 174). S. 195, Anm. 5 enthält den Satz: „Márton ‚der Große' von Ják war übrigens der Vetter des Palatins Mike, der zwischen 1221—1230 in den ungarischen Urkunden als Leiter des Landesamtes [sic!!!] auftritt." Hier scheint der Übersetzer arge Verwirrung gestiftet zu haben. Denn Martin „der Große" ist es, der zwischen 1221—1230 in den Urkunden erscheint und wahrscheinlich näher nicht bekannte höhere Ämter bekleidete. Außerdem ist er, der Stifter des Klosters Ják, nicht ein Vetter sondern ein Neffe des Palatins Mike gewesen. D. selbst gebührt aber besonderer Dank für die Veröffentlichung der Zeichnungen von Géza Lux, die den Zustand vor der Restaurierung zeigen, und sämtlicher Urkunden, welche die Entstehung der in seinem Aufsatz behandelten Kirchen betreffen. Die Feststellungen von K. K. Klein über Mönchsdorf-Harina (Südostdeutsche Heimatblätter 3, 1954, 141—49) sind allerdings noch nicht verwertet.

Der zweite größere Beitrag des Heftes befaßt sich ebenfalls mit einem Jubiläum: „450 Jahre Meister M. S." Der Verf., D. Radocsay, hat schon ein stattliches Buch über die Tafelbilder des mittelalterlichen Ungarns veröffentlicht (s. SOF XV, 1956, 596—97). Sein Hauptanliegen ist hier, die Bodenständigkeit dieses einzigartigen großen Meisters herauszustellen. Zu diesem Zweck gibt er einen kritischen Überblick über die bisherige Forschung und unterzieht die Werke einer eingehenden Stilanalyse. Seine Kritik ist berechtigt und die Beweisführung stichhaltig. Doch ist es fraglich, ob der in einem ziemlich subjektiven Ton, stellenweise fast leidenschaftlich geschriebene Aufsatz die erwünschte Wirkung haben wird. Denn der Leser wird den Eindruck nicht los, daß R. selbst nicht ganz frei ist von der „nationalen Voreingenommenheit", die er z. B. Otto Benesch offen vorwirft. Mehr Zurückhaltung und kühle Sachlichkeit wären viel überzeugender gewesen. Der sehr schön illustrierte Aufsatz zeigt auch, wie verwickelt die Problematik der spätmittelalterlichen Kulturgeschichte Mitteleuropas ist, sowie die Fragwürdigkeit der heute auf diesem Gebiet geläufigen Bezeichnungen und Kategorien wie „ungarisch", „deutsch", „slowakisch".

J. Balogh bringt eine lehrreiche katalogmäßige Zusammenstellung einer Reihe von mittelalterlichen Holzplastiken und ihrer mutmaßlichen Vorbilder. Die S. 249 besprochenen und auf Abb. 57, 59, 61 abgebildeten Altarflügel stammen nicht aus Alsólendva (Dolnja Lendava), sondern aus Felsőlendva (Gornja Lendava, Ober-Limbach). Vgl. SOF. XV, 1956, 597. Der Aufsatz von D. Pataky: „Les dessins des artistes de la tradition de Nagybánya (Un chapitre du dessin hongrois de l'entre-deux-guerres)" bespricht kurz die Laufbahn der einzelnen Künstler. Die vorzüglichen Abbildungen sprechen für sich selbst: die Tradition von Nagybánya bedeutete die freie Entfaltung der künstlerischen Persönlichkeit und hatte den Löwenanteil am außerordentlich hohen Niveau der ungarischen Malerei und Graphik der 20-er und 30-er Jahre. Lajos Németh resumiert russisch aus seinem Buch über Hollósy (Gründer der Schule von Nagybánya) allgemeine Betrachtungen über die Krisenerscheinungen des 19. Jh.s. Der Verf. ist gebildet und belesen, Jaspers und Sedlmayr werden zitiert. Marxistische Gedankenklischees verwehren ihm jedoch den Weg zum tieferen psychologischen Verständnis des künstlerischen Schaffens. Der Bericht von G. Entz über die Denkmalpflege der letzten drei Jahre (italienisch) würdigt nicht nur die Leistungen, sondern erörtert objektiv auch die schwierigen Organisations- und Finanzierungsfragen.

Von den kurzen Mitteilungen, die den Band abschließen, sei hier auf „Die ungarischen Bilderfolgen von Elias Wideman" (Gizela Cenner-Wilhelmb) und „Heinrich Karl, Medailleur" (L. Huszár) hingewiesen.

München Thomas v. Bogyay

Numizmatikai Közlöny, LIV.—LV. Jg., 1955—56. Herausgegeben von der numismatischen Fachgruppe der Ungarischen archäologischen, kunsthistorischen und numismatischen Gesellschaft. Budapest 1956. 82 S. und 3 Taf.

Die unter der bewährten Leitung des bedeutenden Numismatikers Ludwig Huszár stehende Zeitschrift der ungarischen Numismatiker bringt auch in diesem Doppelheft eine Reihe von Aufsätzen, die weit über das Ursprungsland hinaus Interesse erwecken, da sie die engen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Beizehungen Ungarns zum Westen in früherer Zeit auch auf dem Gebiet des Münz- und Geldwesens unterstreichen.

Da ist einmal die von Tibor Anton Horváth und Ludwig Huszár zusammengestellte, von 1145 bis 1537 reichende Liste der Kammergrafen im Mittelalter. Mit diesem Namen wurden jene Beamten bezeichnet, die an der Spitze der verschiedenen, über das ganze Land verstreuten Berg- und Münzkammern standen und, wie schon der Name sagt, die höchste Instanz über das Münz- und das damit eng verbundene Bergwesen in ihrem Bezirke waren. Für die ungarische Numismatik ist die Kenntnis dieser Beamten vor allem deshalb wichtig, weil sich seit König Sigismund ständig die Anfangsbuchtsaben der Namen von Münzstätten und Kammergrafen auf den Münzen finden. Da erst seit Wladislaw II. die Münzen auch mit der Jahreszahl versehen werden, bedeutet dies für die frühere Zeit die Möglichkeit, sie lokal und chronologisch einzuordnen. — Die beiden Verf. haben sich der mühevollen Arbeit der Zusammenstellung dieser Liste mit großer Sachkenntnis unterzogen. Für die Münzkammern der sogenannten niederungarischen Bergstädte Kremnitz und Schemnitz ist es in diesem Zusammenhange sehr bedeutsam, daß hier schon bald nach ihrer Errichtung durch Karl Robert von Anjou deutsche Namen, z. B. 1338 Fridrik Kratzer (Carterius), der noch 1350 vorkommt, aufscheinen (S. 21—33).

Eine ähnlich verdienstvolle, wenn auch nur ganz kurze Arbeit (1½ S.) ist die von Karl Szász über die mittelalterlichen Kammergrafen der Münzstätte Nagybánya (Neustadt).

Die insbesondere für das angrenzende Österreich wichtigste Arbeit ist jedenfalls der aufschlußreiche Aufsatz von Ludwig Huszár über die Frage der Münzprägung in Ödenburg im 15. Jh. In westungarischen Funden tauchen häufig österreichische Gepräge des 15. Jh.s auf. Das Problem ihrer Prägung und ihrer Verbreitung wie der damit in enger Verbindung stehenden inflationistischen Merkmale sind ein getreues Spiegelbild der Münzgeschichte dieser Zeit. Nach den erhaltenen urkundlichen Nachrichten sind diese Pfennige Erzeugnisse einiger Gelegenheitsmünzstätten, die in dieser Gegend errichtet worden waren, unter denen sich auch Ödenburg befunden hat. Es handelt sich da um die Gepräge Ulrich Grafeneckers, Obergespans des Ödenburger Komitats, das damals mit anderen Komitaten an Kaiser Friedrich III. verpfändet war. Dieser Grafenecker war einer jener „Eintags-Münzherren", denen der Kaiser während der sogenannten Schinderlingszeit infolge seiner Geldnöte das Münzrecht verliehen hatte. H. bringt nun aus dem Ödenburger Stadtarchiv unwiderlegliche Nachrichten, daß Grafenecker in den J. 1460 bis 1463 in dieser Stadt sein Münzrecht auch tatsächlich ausgeübt hat. Interessant ist da besonders der Befehl des Kaisers vom 14. Mai 1463, ihm einige Probestücke des in Ödenburg geschlagenen Goldguldens zu senden, womit die bisher kontroverse Frage, ob in Ödenburg eine Münzstätte war, endgültig positiv entschieden ist. Unklarheit herrscht dagegen noch über die Gepräge, die dieser Münzstätte zuzuweisen wären. Der Altmeister der mittelalterlichen österreichischen Numismatik, Arnold Luschin von Ebengreuth, hat zwar in seinem „Münzwesen Österreichs im ausgehenden Mittelalter" einen Weißpfennig angeführt und abgebildet, der durch die Buchstaben G-R als Erzeugnis der Prägetätigkeit der Grafenecker angesprochen werden könnte; er war aber auf keinen Fall mehr in Ödenburg geprägt, da er erstens kein minderwertiger Schinderling ist und da zweitens die Tätigkeit Grafeneckers als Obergespan in Ödenburg 1463 erloschen war.

Graz — Günther Probszt

Az Érem. Közzéteszi a Magyar Régészeti Művészettörténeti és Éremtani Társulat Éremtani Szakosztálya. (Die Münze. Veröffentlicht durch die Numismatische Abteilung der Gesellschaft für ungarische Archäologie, Kunstgeschichte und Münzkunde.) 11. Jg. 1955. Nr. 1—13. Jg. 1957. Nr. 7.

Nach 13 Jahren ist diese Zeitschrift der ungarischen Münzsammler wieder erschienen. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Freunde der Numismatik. Die bisherigen Hefte behandeln u. a. die Subaerati, neuzeitliches ungarisches Kleingeld, Papiernotscheine aus Ungarn, Rákoczi-Münzen (1701—1711), sowie Brücken-, Tunnel- und Bergwerks-Marken. F. K.

Nagy, T.: The military diploma of Albertfalva. Sonderdruck aus: Acta archaelogica Academiae scientiarum Hungaricae Bd. VII, 1956. S. 17—71.

N. veröffentlicht mit ausführlichem Kommentar ein 1949 in Albertfalva (halbwegs zwischen dem römischen Legionslager Aquincum und Campona) gefundenes Fragment eines römischen Militärdiploms aus dem J. 139 n. Chr. für einen Soldaten der ala I Thrac(um) veter(anorum) sagit(tariorum). Obwohl nur zum Teil erhalten bringt das Diplom doch wichtige neue Einzelheiten über die unterpannonischen Auxiliarformationen. Man vgl. dazu auch die Bemerkungen zu diesem Diplom von H. Nesselhauf im neuen Suppl. Bd. zu CIL XVI nr. 175, ferner Radnóti-Barkóczi im Arch. Ért. 78, 1951, 78 ff. und Acta Arch. I 1951, 192 ff. B. S.

Fitz, Jenö: Hercules-kultusz eraviszkusz területen (Culte d'Hercule dans les régions eravisques). (István király múzeum közleményei. Reihe A [wissenschaftl.] Nr. 4). Stuhlweißenburg, Ortsgeschichtliche Arbeitsgemeinschaft des Komitats Stuhlweißenburg 1957. 31 S.

Die zahlreichen, auf dem Gebiet der Eravisker gefundenen Hercules-Denkmäler hatten schon einmal vermuten lassen, daß es sich hier um die Interpretatio Romana einer einheimischen Gottheit handle. Auf Grund einer eingehenden Analyse der Dedikanten kommt der Verf. zu dem Schluß, daß zwar ein großer Teil dieser Denkmäler militärische Weihungen ist, daß aber andere Denkmäler sich auf eine keltische — allerdings nicht lokale eraviskische — Gottheit beziehen, die mit dem römischen Hercules identifiziert wurde. Die Arbeit ist mit ihrem vollen Wortlaut auch in französischer Sprache wiedergegeben. B. S.

Polgár S. J., Ladislaus: Bibliographia de historia Societatis Jesu in regnis olim corona hungarica unitis (1560—1773). (Subsidia ad historiam S. I). Romae, Institutum historicum S. J. 1957. XIX + 184 S., 1 Kte. $ 2.90.

Eine sehr nützliche, gründlich gearbeitete Schrifttumskunde, die 1611 Nummern umfaßt (sie ist im Ganzen erschöpfend; manches aus dem deutschen Schrifttum wurde allerdings nicht herangezogen). Ein Ortsnamen-, Personen- und Verfasserverzeichnis erleichtert die Benutzung des Werkes. Die bibliographischen Angaben sind erforderlichenfalls sachkundig erläutert. Der Druck ist sorgfältig. Dankenswert ist auch die Ortsnamenkonkordanz (S. XII—XV). F. V.

Miskolczy Gyula: A magyar nép történelme a Mohácsi vésztöl az elsö világháborúig (Die Geschichte des ungarischen Volkes seit der Niederlage von Mohatsch bis zum ersten Weltkrieg), Rom, Anonymus 1956. 312 S.

Die Geschichte des ungarischen Volkes, die uns der Verf. in vorliegendem Bande beschert, ist sehr verdienstlich. Sie reicht von 1526—1914. Es ist sehr zu

bedauern, daß der Verf. die Darstellung nicht wenigstens bis 1939 oder bis 1944 weitergeführt hat. Der Band hätte dadurch zwar an Umfang, aber auch an Bedeutung gewonnen. Doch ist die Darstellung auch so sehr zu begrüßen. In jedem Abschnitt des Buches kommt ein wirklicher Kenner zu Wort, der das weitverzweigte Schrifttum sorgfältig heranzieht. Es ist hier nicht am Platze, sich mit den meist wohlabgewogenen Ansichten des Verf.s auseinanderzusetzen. An einigen Punkten würde ich die Akzente anders setzen. So würde ich das neuabsolutistische Jahrzehnt (1849 — 1859) günstiger beurteilen als M. (S. 258 ff.), dessen positive Leistungen der Verf. nicht ausreichend zur Sprache bringt. Das Literaturverzeichnis, mit dem der Band schließt (S. 299 — 308), ist ausführlich gehalten und behandelt alles Wesentliche. F. V.

Moravcsik, Gyula: Die byzantinische Kultur und Ungarn (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Jg. 1955. Nr. 4) Berlin, Akademie Verlag, 1956. 29 S. DM 2.—.

Es handelt sich um einen Vortrag, den M. bei der Kommission für spätantike Religionsgeschichte der Berliner Akademie gehalten hat. Einleitend werden die Forschungen zur Wirkung der byzantinischen Kultur in Europa überblickt. Dann folgt eine ziemlich eingehende Besprechung der Missionstätigkeit der Byzantiner bei den Völkern der pontischen Steppe, namentlich den Onoguren, denen M. einen großen Anteil an der Entstehung des ungarischen Volkes zuschreibt. Im 9. und 10. Jh. werden die Beziehungen immer genauer faßbar. M. begnügt sich nicht mit allgemeinen, kurzen Hinweisen, sondern gibt von den wichtigsten Ereignissen und Denkmälern eine knappe, aber umfassende Schilderung, die auch die Zusammenhänge beleuchtet. Am Ende der anschaulichen Darstellung werden auch die Aufgaben der Zukunft umrissen. In den Fußnoten findet der Leser eine sorgfältige Auswahl der Literatur. Die kleine Schrift ist jedem zu empfehlen, der eine richtige Vorstellung von der mittelalterlichen Kultur der Ungarn haben will.
T. B.

Hajnal, István (Stefan): A propos de l'enseignement de l'écriture dans les universités mediévales. Sonderabdruck aus: Scriptorium Bd. XI. 1957.

Scriptorium, die internationale Zeitschrift für Schriftgeschichte, veröffentlicht in Bd. XI (1957) diese unmittelbar vor dem Tode des Verf.s abgeschlossene Untersuchung, der sie einen kurzen Nachruf aus der Feder von N. Komjáthy und ein Schriftenverzeichnis folgen läßt. Darin verteidigt der vielseitige ungarische Gelehrte gegenüber verschiedenen Kritiken (namentlich der in Bd. 50 der Revue d'histoire ecclésiastique) seine geistreiche, aber gewagte und lebhaft umstrittene Theorie über das mittelalterliche „ad pennam legere" oder „pronunciare", auf dessen Rolle im Unterricht der Unterschied zwischen dem italienischen und dem transalpinen Schulwesen und die von H. behauptete zentrale Bedeutung der Universitäten auch für den Elementar- und besonders den Schreibunterricht im 12. und 13. Jh. beruhen soll. Das ist ihm zwar in vollem Ausmaß nicht geglückt; speziell der Versuch, die Entstehung der gotischen Schrift rein aus der Technik des Schreibens nach Diktat zu erklären und jeden Einfluß der Zeitkunst, des gotischen Stilgefühls zu leugnen, wirkt nicht überzeugend. Schrift ist eben doch immer auch Ausdruck des Menschen in seiner geistigen Gesamthaltung und kann sich den Formprinzipien ihres Zeitalters nicht entziehen. Aber da H. den Hypo-

thesencharakter seiner Annahmen stets betont hat, sollte umgekehrt die Kritik einräumen, daß er methodische Anregungen gibt, die verdienen, weiter verfolgt zu werden, auch wenn im Einzelnen vieles unbewiesen bleibt. Und manches hat er bewiesen, so z. B. die Unrichtigkeit der alten Faustregel, daß Westeuropa in der Schriftentwicklung Deutschland und Osteuropa um 50 Jahre voraus sei. Es geht vielleicht zu weit, mit Appelt (Hist. Ztschr. 181, 211) zu sagen, er weise den Hilfswissenschaften neue Wege. Aber er hat es versucht. Er hat Ernst gemacht mit dem Prinzip der Vergleichung über alle europäischen Länder hinweg und mit einer Synthese von Paläographie, Diplomatik und Chronologie. Zwar müssen z. B. seine aphoristischen Beobachtungen über die Verschiedenheit der Tagesbezeichnung in der Datumformel italienischer, französischer, deutscher Urkunden noch in der soliden Art der grundlegenden Arbeit von Aicher (Quellenstudien a. d. Innsbrucker Hist. Seminar 4, 1912) nachgeprüft werden. Immerhin eröffnet H. doch Perspektiven, die aus der spezialwissenschaftlichen Isolierung herausführen könnten. Schrift, Urkunde, Buchwesen lassen sich eben in isolierter Betrachtung nicht erschöpfen, sie müssen in ihrer Wechselwirkung und im Zusammenhang des ganzen geistigen Lebens gesehen werden, wie das auch H. Fichtenau in „Mensch und Schrift im Mittelalter" (1946) verlangt hat.

Innsbruck — Harold Steinacker

A magyarországi müvészet története. Szerkeszti Fülep Lajos. I. A magyarországi müvészet a honfoglalástól a XIX. századig. Irták Balogh Jolán, Dercsényi Dezső, Garas Klára, Gerevich László. Szerkesztette Dercsényi Dezső (Geschichte der ungarländischen Kunst. Redaktion: L. Fülep. Band I: Die ungarländische Kunst von der Landnahme bis zum 19. Jh. von J. Balogh, D. Dercsényi, Kl. Garas, L. Gerevich. Redigiert von D. Dercsényi). Budapest: Képzőmüvészeti Alap 1956. 463 S. 330 + 15 Textabb., XI Farbtaf.

In der Einleitung macht L. Fülep darauf aufmerksam, daß es sich um einen Versuch handelt, um die Vorarbeit zu einer größeren, 4—5bändigen Geschichte der Kunst in Ungarn, wobei die Methode des historischen Materialismus angewendet werden soll. Er begründet auch den Titel: nur mit der Bezeichnung „ungarländisch" konnte „der Anschein sowohl des Chauvinismus als auch seines Gegenteils vermieden werden". Ferner versucht er dem Einwand zu begegnen, der sich wohl den meisten Lesern sofort aufdrängt: im 2. Band des Werkes werden die letzten 150 Jahre mindestens so viel Raum erhalten, wie acht Jahrhunderte im vorliegenden ersten Band. Fülep gibt selber zu, daß rein sachlich betrachtet das Verhältnis zwischen Mittelalter und Neuzeit etwa umgekehrt sein sollte und der Qualität und internationalen Bedeutung nach die Romanik den größten Raum hätte einnehmen sollen. Er weist aber darauf hin, daß das Werk einen breiten Leserkreis ansprechen soll und diesem das Neue viel näher steht als das international zweifellos bedeutendere Alte. Diese Erklärung mag noch so einleuchtend sein, die Tatsache bleibt, daß die Leser von der Vergangenheit ein mindestens in den Proportionen entstelltes Bild bekommen werden. Eine Verzerrung des Geschichtsbildes ist aber u. E. nicht einmal „aus pädagogischen Gründen" zulässig.

Jeder Verf. hatte ein Zeitalter zu bearbeiten, in dem er als Autorität gilt. Seine Hände waren nicht durch einen einheitlichen Plan gebunden. Diese Freiheit hat die Arbeit wohl wesentlich erleichtert, zeitigte aber auch nachteilige Folgen.

Es gibt einerseits Überschneidungen und unausgeglichene Wiederholungen, anderseits aber auch Probleme und Denkmäler, die sozusagen „unter den Tisch gefallen sind".

Im ersten Teil gliedert D e r c s é n y i sein reiches Material in folgende Hauptabschnitte: I. Die Kunst der Zeit der Landnahme und der Staatsgründung (bis zum letzten Drittel des 11. Jh.s); II. Das Zeitalter der Werkstatt von Fünfkirchen-Pécs (vom Ende des 11. bis zum letzten Jahrzehnt des 12. Jh.s); III. Die Blütezeit der romanischen Kunst (vom Ende des 12. Jh.s bis zum Mongolensturm). Dieses umfangreichste und wichtigste Kapitel hat drei Unterabschnitte: 1. Die Bauhütte von Gran-Esztergom; 2. Denkmäler französischer Art; 3. „Sippen"-Klöster — Benediktiner Bauhütte. Abschließend werden ganz kurz die Dorfkirchen, Kleinkunst und Kunstgewerbe der spätromanischen Zeit behandelt. Wie aus diesem Überblick ersichtlich, geht es D. nicht um ein schematisches und alles gleichmäßig umfassendes System. Er versteht aber vorzüglich das noch vorhandene und freilich recht lückenhafte Material so darzustellen, daß alle wesentlichen Charakterzüge und Strömungen der romanischen Kunst in Ungarn aufgezeigt werden. Seine Ausführungen sind sachlich begründet und vermögen von den wichtigsten Denkmälern ein anschauliches Bild zu geben. Ob seine Darstellung längere Zeit gelten wird, hängt allerdings vom Glück und Fleiß der Materialforschung ab. Neue Entdeckungen können das ganze Bild wesentlich ändern. Wer hatte etwa vor 30 Jahren eine Ahnung davon, was der Spaten der Gelehrten auf der Burg von Gran und am Abhang des Visegráder Berges zutage fördern wird?

Was die Einzelheiten betrifft, setzt sich D. mit den Meinungen anderer mit anerkennungswerter Objektivität auseinander. Es ist aber auffallend, daß er in bezug auf Mosapurc-Zalavár von den Arbeiten des Rez. (Zbornik za umetnostno zgodovino N. S. II, 1952, S. 211—248, Forsch. z. Kunstgesch. u. christl. Arch. I/2, Baden-Baden 1954, S. 131—145, SOF XIV, 1955, S. 349—405) noch immer keine Kenntnis zu haben scheint und die Récéskut-Kirche vorbehaltlos für die Adrianskirche von Mosapurc hält (S. 13). Ebenso verfehlt ist m. E., die Flechtwerksteine von Zalavár zusammen mit den übrigen byzantinisierenden Fragmenten in das 11. Jh. zu setzen (S. 23). Wichtiges wird manchmal zu knapp behandelt, so z. B. das Problem der schönen frühen Kompositkapitelle, denen gerade D. schon eine schöne Spezialuntersuchung gewidmet hat. Eine Richtigstellung: Der Sarkophag, den Verf. mit Recht als Analogie des sog. Stephan-Protomartyr-Reliefs von Somogyvár anführt (S. 27), befindet sich nicht im Dom, sondern in der Kirche San Zeno von Verona. S. 28 beweist leider, wie wenig die Ergebnisse der umfangreichen ausländischen Forschungen zum Problem der Stephanskrone in Ungarn bekannt geworden sind. Abb. 17 auf S. 32 enthüllt die Schwäche der den Fünfkirchener Kirchengrundrißtypus betreffenden These. Jeder abgebildete Bau hat eine andere Turmstellung, so daß für einen Typus, wofür die Kathedrale von Fünfkirchen das Vorbild hätte abgeben können, nur das weit und breit bekannte mittelländische Schema der dreischiffigen, querschifflosen Basilika mit gleichfluchtenden Ostapsiden übrig bleibt. D. bringt dieses wohl richtig mit den Benediktinern in Zusammenhang. Die Notwendigkeit, die Fünfkirchener Kathedrale als einen typusschaffenden Faktor zu betrachten, fällt also von selbst weg und die Kategorie „Fünfkirchener Grundrißtypus" ist höchstens als Arbeitshypothese oder vorläufige behelfsmäßige Bezeichnung in Ermangelung einer besseren annehmbar. Die Kirche von Kapornak gehört selbstverständlich überhaupt nicht hierher, da

sie sowohl der Entstehungsgeschichte als auch der ganzen Anlage nach eine typisch herrschaftliche Patronatskirche war. Die Datierung des ersten Grundrisses von Garamszentbenedek (Hronský Sväty Beňadik) in die Gründungszeit des Klosters (spätes 11. Jh. S. 34 u. 43), scheint uns wegen der Anwendung des Quadratnetzes (vgl. meine Ausführungen in „Beitr. z. Kunstgesch. u. christl. Arch." II, Baden-Baden 1953. S. 273—303) recht unwahrscheinlich. Schon Václav Mencl hat den Bau in die zweite Hälfte des 12. Jh.s gesetzt. Die Bezeichnung der Würfelkapitelle von Kapornak (S. 43) als lombardisches Charakteristikum, ist einer der auf T. Gerevich zurückgehenden Irrtümer, welche in der ungarischen Forschung noch immer geistern. Ähnlicherweise ist es zu erklären, daß das „Nagelkopfmotiv" am Kapellenportal des Palastes von Gran als „Stabornament normannischer Herkunft" bezeichnet wird (S. 54). Die durch die Entdeckung des Graner Palastes aufgeworfenen Probleme werden übrigens sehr eingehend erörtert. Gewisse Widersprüche weisen aber darauf hin, daß der Verf. in mehreren Fragen noch zu keinem endgültigen Schluß gekommen ist. So ist im Titel des Abschnittes III, 1 und auf S. 64 von „Werkstatt" von Gran die Rede. Auf S. 58 ff. wird dagegen ganz richtig, dargelegt, daß es eine solche „Werkstatt" bzw. „Hütte", wie sie von T. Gerevich angenommen wurde, eigentlich nie gegeben hat. Auch das Problem des „Graner Portaltypus" bleibt ungeklärt, weil D. aus der Unterschiedlichkeit der Graner Portale, die ihm natürlich nicht entgangen ist, nicht alle Folgerungen zu ziehen wagt. Denn die uns bekannten fünf Portale von Gran vertreten zwei in der Struktur und Baugesinnung grundverschiedene Typen. Man kann also höchstens von einem Einfluß der Graner Portale nicht aber von der Verbreitung des „Graner Typus" sprechen. Die Porta Speciosa der Kathedrale wird in einem besonderem Abschnitt behandelt (S. 50 ff.). D verweist hier auch auf die Arbeit des Rez. (Revue d'Études Byzantines VIII, 1950 [1951] S. 85—129), die er in Müvészettörténeti Értesitő 1953, S. 221—222 besprochen hat. Er besteht auf der Ableitung von der Porte St. Anne der Notre Dame von Paris. Rez. möchte hier bemerken, daß D. in seiner Besprechung auf die kunstgeschichtlich-ikonologischen Argumente, die gegen den Zusammenhang mit Paris und für das byzantinische Vorbild sprechen, überhaupt nicht eingegangen ist. Denn es steht fest, daß das Marientympanon der Porte St. Anne in Paris über einem Nebeneingang zu finden ist und nur einen Teil eines großen christologischen Gesamtprogramms bildet. Die Madonna am Hauptportal, wie sie in Gran zu sehen war, ist, ebenso wie die Madonna in der Hauptapsis, immer ein Zeichen östlichen Einflusses, und in dieselbe Richtung weist die Politisierung der Marienverehrung, selbst wenn die ungarischen Legenden dazu entscheidende Ansatzpunkte lieferten.

Es leuchtet nicht vollkommen ein, warum die Rundkirchen und verwandte Zentralbauten als eine besondere Gruppe behandelt werden, die Basiliken mit Querschiff dagegen nicht. Zu S. 64 sei bemerkt, daß die Jakobskapelle von Ják, ein Vierkonchenbau und zweistöckig, keine Beinkammer wie die Karner aufweist und das Erdgeschoß der eigentliche Kultraum ist. Wer die Einzelformen der Rundkirche von Kallosd kennt (Spitzbogennischen!), wird sie nicht in das 12. Jh. und vor Tótlak (Selo) setzen (S. 64 u. Abb. 41). Die jugoslawischen Forschungen über die letztere Rundkirche sind D. noch nicht bekannt.

Zu S. 70 sei bemerkt, daß der Zisterzienserorden nicht vom hl. Bernhard von Clairvaux gegründet wurde. Auch der „Zisterzienserstil" ist nicht erst in Maulbronn am Anfang des 13. Jh.s ausgestaltet worden (S. 74). Wichtig ist dagegen

der Hinweis, daß die Zisterziensergotik der Kirche von Pannonhalma (Martinsberg) den stilistisch verwandten Teilen von Heiligenkreuz und Zwettl zeitlich vorangeht (S. 76). Die rechteckigen Rippen werden einmal als zisterziensisch (Felsőörs S. 78), ein anderes Mal als lombardisch (Ják S. 100) bezeichnet. Zisterziensisch ist dieses Profil im 13. Jh. bestimmt nicht, der Herkunft nach kann es lombardisch aber auch oberrheinisch sein, sicher war es aber um die Mitte des 13. Jh.s schon längst ein Gemeingut der Provinzarchitektur Transdanubiens. Abb. 66 auf S. 93 zeigt unter den Sippenklosterkirchen Aracs und Deáki, die hier nichts zu suchen haben, nicht aber Kapornak. Für Harina sei nochmals auf die wichtigen Ergebnisse von Karl Kurt K l e i n (Südostdeutsche Heimatblätter 3, 1954, S. 141—49) hingewiesen. Den Ursprung des wunderschönen Kranzgesimses der Jáker Hauptapsis in Fünfkirchen und im 12. Jh. zu suchen (S. 100) ist überflüssig. Am Bamberger Dom (Langhaus, Nordseite) finden wir eine beinahe 100prozentige Parallele, freilich ist dieser Teil in den Publikationen nirgends abgebildet. Bei Ják werden überhaupt die Beziehungen der Ornamentik und architektonischer Einzelheiten zu Bamberg und Gelnhausen nicht genügend berücksichtigt.

Trotz einigen Einwendungen ist Ds. Anteil am Buch ein sehr wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte Ungarns. Wir haben hier mit der Arbeit eines ausgezeichneten Fachmanns zu tun, der sein Material souverän beherrscht und über alle wesentlichen Probleme seine eigene gut begründete Meinung hat.

Die Gotik ist von L. G e r e v i c h bearbeitet. Mit dem umfangreichsten und äußerst mannigfaltigen Material fiel ihm auch die schwierigste, aber zugleich schönste Aufgabe zu. Denn eben an Hand der Denkmäler der Gotik und der reichlich fließenden Quellen des Spätmittelalters hätte gezeigt werden können, was im Vorwort mit dem Begriff „ungarländische Kunst" eigentlich gemeint ist. Es ist schade, daß der Verf. diesem Problem aus dem Wege gegangen ist.

Die laufend numerierten Hauptabschnitte des Buches haben in dem von G. verfaßten Teil folgende Titel: IV. Die Frühgotik in Ungarn (von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 14. Jh.s); V. Die Hochgotik in Ungarn (vom Anfang bis zum Ende des 14. Jh.s); VI. Gotik und Protorenaissance (vom Ende des 14. bis zur Mitte des 15. Jh.s); VII. Die Spätgotik in Ungarn (von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 16. Jh.s). Die Einteilung ist also hauptsächlich chronologisch und es gelang G. auch in den einzelnen Kapiteln nur sehr selten das reiche Material von den kunstgeschichtlichen Erkenntnissen her organisch zu gliedern. So mußten manche Kräfte und Tendenzen der Entwicklung verborgen bleiben.

G. bekennt sich offen zur These D i v a l d ' s, wonach Buda (Ofen) als Residenzstadt der Könige das Kunstleben des ganzen Landes weitgehend bestimmt haben soll. Hier spricht wohl auch der Entdeckerstolz mit, ist ja der Verf. seit langen Jahren Leiter der Grabungen auf der Burg Buda (Ofen) und Direktor des Burgmuseums. Er weist jedenfalls mit Recht auf die beispiellose Bautätigkeit der 2. Hälfte des 13. Jh.s in und um Buda hin, zeigt aber ebenso, daß im 14. Jh. auch mit einem anderen wichtigen Kunstzentrum, Großwardein-Nagyvárad, zu rechnen ist. Er selbst liefert jedoch die Belege, die beweisen, wie wenig zentralisiert das kulturelle und wirtschaftliche Leben eines spätmittelalterlichen Staates war, daß die politischen Grenzen nicht als Scheidewände dienten und die Randgebiete mit Kulturzentren jenseits der Grenze oft enger verbunden waren als mit dem politischen Mittelpunkt des Staates. So ist die Ausstrahlung von Wien ziemlich

deutlich faßbar. Angesichts der damaligen Verkehrsverhältnisse ist das auch nicht anders zu erwarten.

Die hervorragende Bedeutung der Residenzstadt Ofen bleibt trotzdem unbestreitbar. Nur wer sich das mittelalterliche Ungarn wie das des neuzeitlichen Habsburgerreiches vorstellt — was nur zu oft geschieht, — wird nicht begreifen können, daß die höfische Kunst Ungarns im 14. Jh. der der Luxemburger in Prag durchaus ebenbürtig war und die corvinische Renaissance im späten 15. Jh. sogar alles, was Wien, Prag und Krakau damals aufzubieten hatten, in Schatten stellte. Dabei ist das Höfische hier im weiteren Sinne des Wortes zu verstehen, es bezieht sich auch auf die Höfe der Kirchenfürsten. In diesem Zusammenhang hätte G. einen eigenartigen und kunstgeschichtlich sehr wichtigen Zug der Kultur des mittelalterlichen Ungarns herausarbeiten können. Die ältesten und bedeutendsten Städte im Inneren des Landes waren — mit Ausnahme der Krönungsstadt Stuhlweißenburg-Székesfehérvár — Bischofssitze. Ihr Bürgertum wurde durch die kirchliche Grundherrschaft in seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung nur zu oft gehindert. Als Residenzstädte aber boten sie der Kunst und dem Kunsthandwerk oft auch großartige Möglichkeiten. So sind z. B. Fünfkirchen im 12., Großwardein und Gran im 14. und 15. Jh. zu Kunstzentren geworden. Mit der neuen Kathedrale von Großwardein im Hintergrund wird auch die Kunst der Brüder Martin und Georg von Klausenburg nicht mehr so isoliert und rätselhaft erscheinen. Hier, in dem höfisch-aristokratischen Bereich ist die Frage nach der Muttersprache der Meister zwar berechtigt, jedoch nicht mehr von entscheidender Bedeutung. Das ist ja „europäische Kunst". Wie schon angedeutet, geht G. in diesem, für das breite Publikum des Inlandes bestimmten Buch auf das Problem nicht näher ein, wohl weil er es für erledigt hält. Das ist aber nicht der Fall, und der Verf. dürfte m. E. eben seine Landsleute nicht darüber im Unklaren lassen, wie die verschiedenen Nationalitäten des spätmittelalterlichen Ungarns an der Ausgestaltung einer reichen und mannigfaltigen künstlerischen Kultur beteiligt waren. Es gibt freilich keinen ungarischen Kunsthistoriker mehr, der z. B. an Kaschauer Altarbildern ein völkisch bedingtes, spezifisch ungarisches „Formgefühl" feststellen möchte. Auch die Herkunft der Kunst der Brüder Martin und Georg von Klausenburg wird kaum einer mehr mit dem lapidaren Satz P i n d e r s bestimmen: „Klausenburg war eine deutsche Stadt". Abgesehen davon, daß die siedlungsgeschichtliche Frage längst nicht mehr so absolut beantwortet werden kann (s. die bekannte Arbeit von Gertrud L a n g und dazu L. M a k k a i: Társadalom és nemzetiség a középkori Kolozsváron [Gesellschaft und Nationalität in Klausenburg im Mittelalter], Klausenburg 1943), wird man die Prager Georg-Statue, das einzige gesicherte Werk der Meister, nur auf Grund von streng kunstgeschichtlich-archäologischen und historischen Anhaltspunkten einordnen können.

Auf die hier nur angedeutete zeitliche, landschaftliche und völkische Gliederung des mittelalterlichen Kulturbildes Ungarns wird im Buch nirgends ausdrücklich hingewiesen. Doch bleibt sie dem aufmerksamen und historisch etwas geschulten Leser nicht verborgen. Denn es fällt auf, daß D e r c s é n y i seine Arbeit im großen und ganzen auf Grund der Denkmäler des noch heute überwiegend ungarisch besiedelten Gebietes schreiben konnte, bei G. aber der Fall fast umgekehrt liegt. Das ist nicht nur den Zerstörungen der Türkenzeit zuzuschreiben, sondern vielmehr der wirtschaftlichen Erschließung der Randgebiete,

wozu meist neue und zwar deutsche Kolonisten zugezogen wurden. Nichtsdestoweniger bleibt die Einheit des Staates und der Verwaltung ein mächtiger Kulturfaktor, dessen Einfluß auf das Leben der im Spätmittelalter aufblühenden Städte ebenfalls hätte untersucht werden müssen und können.

Nun einige Bemerkungen zu den Einzelheiten: Wir vermissen die Verwertung der Forschungsergebnisse von Csemegi über die Liebfrauenkirche (sog. Matthiaskirche) auf der Burg von Ofen (vgl. SOF. XV, 1956, S. 599). Vollkommen verfehlt ist die Zuweisung der Fresken in der Gizela-Kapelle von Wesprim-Veszprém „byzantinischen Mönchen des griechischen Nonnenklosters von Veszprémvölgy" (S. 137). Es wird viel über die Architektur der verschiedenen Mönchsorden gesprochen, doch nicht einmal versucht, die Bautätigkeit des Paulinerordens systematisch zu behandeln, obwohl dieser als einzige ungarische Ordensgründung vom späten 13. Jh. an im Lande außerordentlich beliebt und verbreitet war. G. hat über die Brüder Martin und Georg von Klausenburg auch Eigenes zu sagen (S. 167, Datierung der Ladislaus-Herme von Raab [Győr]), nimmt aber keine Kenntnis von der Arbeit C s e m e g i s , in der der Aufstellungsort der Großwardeiner Statuen u. E. endgültig geklärt wurde (Antiquitas Hungarica 2, 1948. S. 189—205). Statt sachlicher Erklärung wird manchmal zu allgemeinen Phrasen Zuflucht genommen: die Ladislaus-Herme von Raab wird einfach als „aus der einheimischen Tradition hervorgegangen" bezeichnet (S. 167), das Nordportal des Kaschauer Domes als „Ergebnis innerer Entwicklung" auf das Jáker Hauptportal (! !) zurückgeführt (S. 178). Noch immer werden archivalische Daten über Altäre in mittelalterlichen Kirchen unbedenklich auf vermutliche Altarbilder bezogen und in Ungarn „zahlreiche Flügelaltäre" für eine Zeit angenommen, wo diese eigenartige Gattung, selbstverständlich weit außerhalb Ungarns, erst im Entstehen war (S. 204). Es ist wohl kein Zufall, daß der Aufsatz des Rez., der gerade diese Probleme eingehend behandelt (in Regnum Jb. 1942/43), nur in der Bibliographie von D e r c s é n y i erscheint, nicht aber bei G., wohin er eigentlich gehört. Falsch ist die Datierung der sog. Kalvariengruppe des Königs Matthias im Graner Domschatz in die Mitte des 15. Jh.s (S. 209. Über die Herkunft dieser hervorragenden französischen Goldschmiedearbeit s. Münchener Jb. f. bild. Kunst 1954, S. 74, zitiert auch von D e r c s é n y i - Z o l n a y : Esztergom, Budapest 1956. S. 88). Wichtig ist aber die Zusammenfassung des dem Alltagsleben dienenden Kunstgewerbes. Hier zeigt sich am besten der endgültige und vollständige Anschluß der Ungarn an den Westen.

Ist G e r e v i c h sein Material über den Kopf gewachsen, so zeichnet sich die Arbeit von J o l á n B a l o g h über die Renaissance gerade durch die erstaunliche Beherrschung aller Einzelheiten aus. Sie ist der am meisten ausgeglichene und einheitliche Teil des ganzen Bandes. Das Material wird wie folgt gegliedert: VIII. Frührenaissance (von der 2. Hälfte des 15. Jh.s bis zum Fall Ofens i. J. 1541); 1. Das Zeitalter von König Matthias (erste Phase der Frührenaissance); 2. Das Zeitalter der Jagellonen (zweite Phase der Frührenaissance und die erste Periode der Hochrenaissance). IX. Spätrenaissance (Fortleben der Hochrenaissance und Entfaltung der Spätrenaissance). Das Hauptanliegen B.s ist zu zeigen, daß die von Florenz direkt nach Ungarn verpflanzte corvinische Renaissance keine sterile Treibhausblume war, sondern nur den Auftakt zu einem Vorgang bildete, der schließlich bis zu den völkischen Wurzeln des ungarischen Kulturlebens vorzudringen vermochte. Bezeichnend ist der Schlußsatz des letzten Kapitels:

„Die Renaissance, die vom glänzenden Hof K. Matthias' ausgegangen war und die Siebenbürger Dörfer erreichte, vom König zum Volk der Scholle gelangte, hat ihre Aufgabe erfüllt" (S. 324). In dem chronologischen Rahmen weiß B. vom Verschwundenen (Königspalast von Ofen) ein überraschendes Bild zu zeichnen und den Anteil der verschiedenen Gesellschaftsschichten als natürliche Grundlage jeder Kunstentwicklung darzustellen. Hier fällt das meiste Licht auch auf die Einstellung der Nationalitäten, vor allem der Deutschen. In der Bibliographie vermissen wir aber einige Arbeiten, die in Einzelfragen von der Auffassung B.s abweichen. (P. Meller: La fontana di Mattia Corvino a Visegrad. Annuario dell' Instituto Ungherese di Storia dell' Arte di Firenze I, 1947. S. 47—74. und D. Dercsényi: Visegrád műemlékei [Die Kunstdenkmäler von Visegrád], Budapest 1951).

Klara Garas behandelt die Barockzeit in den Kapiteln: X. Die Entstehung und Verbreitung der Barockkunst in Ungarn (1604—1711); XI. Die Verbreitung der Barockkunst (1711—1750); XII. Blüte und Niedergang der Barockkunst (1750—1800). Im Vergleich mit den beiden Monographien der Verf.in über die Barockmalerei in Ungarn (s. SOF XV, 1956, S. 597—98) muß die vorliegende Bearbeitung enttäuschen. G. versucht die Periodisierung mit der politischen Geschichte in Einklang zu bringen, bedient sich aber dabei der gefährlich simplifizierenden Klischees des marxistischen Schemas. Kein Wunder, daß nirgends ein überzeugendes und organisch-einheitliches Bild entsteht. Es fehlt dieser freilich kürzer gefaßten Synthese die lebendige Fülle interessanter und charakteristischer Einzelheiten, welche in den früheren Arbeiten der Verf.in das Streben nach marxistischer Systematisierung vergessen ließen. Gemeinplätze sind kein Ersatz für präzise Analyse. Vergleiche z. B. die Charakterisierung des Kunstlebens unter Gabriel Bethlen bei Garas und Balogh! Das Festhalten an dem gegebenen historischen Schema ist auch für offensichtliche Irrtümer verantwortlich. G. verkennt z. B. den Zusammenhang zwischen dem Rationalismus der Aufklärung und dem josephinischen Absolutismus, und dementsprechend wird der sog. Zopf-Stil interpretiert.

Zu den Einzelheiten sei bemerkt: Bernstein im Burgenland wird irrtümlich unter den oberungarischen Burgen angeführt (S. 346). Nach der Arbeit von A. Pigler (Acta Hist. Art. IV, 1956. S. 1—75) wird man die aristokratischen Totenporträts des 17. Jh.s ganz anders als G. beurteilen und deuten müssen. Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß diese ganzfigurigen Bildnisse bestellt worden wären nur „um die Arbeit der Grabmalbildhauer zu erleichtern" (S. 360). Der hl. Franz von Xaver war nicht der Gründer des Jesuitenordens (S. 373). Porzellanmanufakturen in Herend und Tata am Ende des 18. Jh.s (S. 411) sind wohl nur durch ein jedenfalls peinliches Versehen entstanden. In Tata wurde ja Fayence-Ware hergestellt, während die Manufaktur von Herend erst 1839 entstand. In der Bibliographie fehlen einige wichtige Arbeiten, wie z. B. Dubricky's Monographie über die Universitätskirche von Tyrnau (Preßburg 1948) und die Dissertation von L. Pálinkás über die Barockdenkmäler von Gran.

Die Arbeitsteilung hatte zur Folge, daß einige Probleme bzw. Denkmalgruppen „unter den Tisch gefallen sind", z. B. die spätromanischen Kirchen der oberungarischen Bergstädte. Die Kunst des späten 15 Jh.s (die Zeit des Königs Matthias) wird nirgends in ihrer Vielschichtigkeit und mit ihren komplizierten Zu-

sammenhängen (z. B. gotischer Bauhüttenbetrieb neben italienischen Renaissance-Architekten und Steinmetzen) synthetisch dargestellt.

Es ist hoffentlich nur dem Übereifer eines linientreuen Korrektors zuzuschreiben, daß aus dem Text alles Heilige mit fast komischer Gründlichkeit ausgemerzt wurde. Denn selbst die französischen Ortsnamen Saint-Quentin und Saint-Dié sind „säkularisiert" worden und erscheinen nur als Quentin und Dié (S. 126 und 133).

Den Band schließen eine illustrierte Erklärung der alphabetisch geordneten Fachausdrücke und drei Register ab. Die Ausstattung ist schön und sorgfältig, die Farbtafeln jedoch sind nicht einwandfrei gelungen. Im großen und ganzen bedeutet das Buch aber doch einen wirklichen Gewinn für die Kunstgeschichte Ungarns.

München T. Bogyay

Angyal, Andreas: Barock in Ungarn (Ungarische Hefte). Budapest, Verlagsanstalt Danubia 1945. 137 S.

Obgleich es sich um eine Arbeit handelt, die schon vor langer Zeit erschienen ist und üblicherweise eine Besprechung nach so vielen Jahren nicht rechtfertigen würde, möchten wir aus, wie wir glauben, triftigen Gründen in diesem Falle eine Ausnahme machen. Es handelt sich um eine Arbeit, die zu einer Zeit erschien, als die Umstände ihrem Bekanntwerden sehr hinderlich waren. Die wertvolle Darstellung verdient aber stärkste Beachtung, handelt es sich doch um die einzige zusammenfassende Darstellung über den Barock in Ungarn, die zudem in einer allgemein zugänglichen Sprache abgefaßt ist. Der Verf., der uns auch aus zahlreichen anderen Arbeiten zur Geschichte des ungarischen Barocks bestens bekannt ist, behandelt die Grundlagen des ungarländischen Barocks S. 3 ff., seine Schöpfungen auf dem Gebiet der Dichtung, aber auch der Kunst S. 38 ff. Er setzt sich dann mit seiner Weltanschauung und seinem Weltgefühl (S. 75 ff.) und der ungarländischen Barocktradition (S. 120) auseinander. Anmerkungen sind seiner Darstellung nicht beigegeben, wohl aber ein eingehendes Schrifttumsverzeichnis (S. 131 ff.). Die Arbeit ist nicht nur wichtig als zusammenfassende Darstellung, sondern auch reich an Anregungen, denen weiter nachgegangen werden sollte, so wenn der Verf. von siebenbürgisch-moldauisch-polnisch-ukrainischen Kulturzusammenhängen des 17. und 18. Jh.s spricht oder wenn er über die Nachwirkung des Barocks im 19. Jh. wertvolle Feststellungen trifft, auf die besonders verwiesen sei. A. hebt mit Recht hervor, daß in der ungarischen Bauernkultur starke Barockzüge bis in die Gegenwart hinein nachwirken und daß vor allem sein ausgeprägter Patriarchalismus barocker Züge nicht entbehrt.

Wir würden es für richtig halten, wenn diese bedeutsame Arbeit in einer zweiten, womöglich erweiterten Auflage der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden könnte.

F. V.

Román J.: A Sárospataki Kollégium (Magyar Müemlékek). Budapest, Müszaki Könyvkiado 1956.

In einer Schriftenreihe, die Ungarns Kunstdenkmäler zum Gegenstand hat, werden wir mit der baulichen Gestaltung der oberungarischen Hochschule zu Sárospatak vertraut. In 29 Abbildungen zieht die wechselvolle Gestalt der Bauten

dieser Lehranstalt an uns vorüber. Wir gewinnen außerdem aber auch eine willkommene Erweiterung unserer Kenntnisse zur Schul- und Landesgeschichte Oberungarns. Die bereits im Reformationszeitalter entstandene Schule, an der sogar ein Amos Comenius gewirkt hat, ist mit dem madjarischen Calvinismus und seinem Widerstandsgeist gegen das katholische Habsburg Jahrhunderte hindurch verknüpft gewesen. Doch auch diese einstige Hochburg des madjarischen Calvinismus, wo im Zeitalter Horthy's eine besonders eifrige Pflege des angelsächsischen Geistes und Wesens sich befand, ist gegenwärtig im Dienste des derzeitigen Regimes und seiner Erziehungstendenzen. Ob noch irgendein Hochschulstudium in Sárospatak vor sich geht, kann aus unserem Heft nicht entnommen werden, wohl aber der Fortbestand des Gymnasiums. Beachtenswert ist das zum Kollegium gehörende Museum. Außer seiner rund 250 Jahre alten physikalischen Sammlung besitzt es reiche Sammlungen zur Volkskunde und Volkskunst, wodurch es eines der bedeutendsten ungarischen Provinzialmuseen darstellt.

Graz Bernhard H. Zimmermann

Antalffy, Gyula: Börzsöny. (Magyar Tájak). Budapest, Bibliotheca kiadó 1957. 93 S. mit 72 Taf. und 1 Kte.

Die vorliegende Abhandlung über das Gebiet von Börzsöny ist für uns u. a. dadurch von höchster Wichtigkeit, daß es sich dabei um den südlichsten Ausläufer des alten westkarpatendeutschen Siedlungsgebietes handelt. Einer der wichtigsten Orte dieses Gebietes, Deutsch-Pilsen, ist ursprünglich eine deutsche Bergbaugemeinde gewesen. Noch 1880 betrug der Hundertsatz der Deutschen 87,7, 1920 66,2. Leider wird das Historische und Siedlungsgeschichtliche nur am Rande gestreift. Über die Deutschen wird kaum etwas gesagt (S. 32, S. 34). Wir erfahren auch nicht, ob es gegenwärtig noch Deutsche in Deutsch-Pilsen gibt. Das Schwergewicht der Arbeit liegt auf einer Beschreibung der Landschaft und seiner Schönheiten. Zahlreiche Lichtbilder unterstützen diesen Zweck. Die Darstellung ist gemeinverständlich, wissenschaftliche Zwecke treten nicht zutage.

F. V.

Mezey, László: Irodalmi anyanyelvüségünk kezdetei az Árpádkor végén. (Anfänge des literarischen Gebrauchs der Volkssprache am Ende der Arpadenzeit) Budapest: Akadémiai Kiadó 1955. 133 S.

Der mit einer sauberen historisch-philologischen Methode durchgeführten Untersuchung kommt eine außerordentliche Bedeutung zu. Gegenüber Thienemann, der die ungarische Codex-Literatur als ein Produkt der „literarischen Gotik" des 15. Jh.s und als eine Folgeerscheinung der Madjarisierung der Stadt Ofen betrachtete, und J. Horváth, der sie mit der klösterlichen Reformbewegung derselben Zeit in Zusammenhang brachte, kommt der Verf. auf Grund eingehender Quellenstudien zum Schluß, daß die geistigen Voraussetzungen zu einer volkssprachigen Literatur bereits im 13. Jh. gegeben waren und im Dominikanerinnenkloster der Haseninsel (Margaretheninsel), wo die hl. Margaretha von Ungarn lebte und starb, mindestens eine Passion Christi und eine Stephanslegende in ungarischer Sprache den Nonnen vorgelesen wurden.

Gründlich untersucht werden dabei die religiösen Bewegungen des 12. und 13. Jh.s in Ungarn, vor allem das Problem des Beginenwesens, und die verschiedenen Fassungen der Margarethenlegende. Die erste ungarische Übersetzung der Lebens-

beschreibung der ungarischen Königstochter, die heute mit geringen Interpolationen in der Abschrift der Lea Ráskai aus dem J. 1510 vorliegt, soll um 1300—1320 entstanden sein. Auch die Entstehung der altungarischen Marienklage der Löwener Handschrift findet eine vollständige Erklärung und die erstaunlich frische Nachdichtung eines lateinischen Planctus verliert ihre befremdende Isoliertheit. Durch die Zeugen, die in der vom Papst angeordneten Kanonisationsvoruntersuchung vernommen wurden, fällt auch auf die Nationalität der Einwohner verschiedener Städte ein neues Licht. Die Ergebnisse Schünemanns für Gran sind zu berichtigen.

Einige primitive und forcierte Versuche, die volkstümliche Frömmigkeit des 13. Jh.s (Bettelorden, Beginenwesen, Mystik) als einen sozial bedingten Gegensatz zur katholischen Kirche, sowie die neue Askese als Erbe der Katharer hinzustellen, können glücklicherweise den wissenschaftlichen Wert und die Brauchbarkeit des Buches kaum beeinträchtigen.

München T. Bogyay

Kniezsa, István: A magyar nyelv szláv jövevénysvavai (Die slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache), I. Teil in zwei Bänden, 1043 S. Budapest 1955.

Bei der Frage nach den slawischen Lehnwörtern im Ungarischen griff man zu den Arbeiten der drei Gelehrten, die sich bisher wohl am stärksten mit diesem Problem beschäftigt hatten: neben Miklosich vor allem Asbóth mit seinen Untersuchungen „A szláv szók a magyar nyelvben" (Die slawischen Wörter in der ungarischen Sprache), Budapest 1893 und „Szláv jövevényszavak" (Die slawischen Lehnwörter), Budapest 1907, sowie Melich mit seinem Buch „Szláv Jövevényszavaink" (Unsere slawischen Lehnwörter), Budapest 1903 und 1905. Zu den seinerseits hervorragenden Arbeiten tritt nunmehr das oben genannte Werk von K. hinzu.

Der gegenwärtig vorliegende erste Teil des Buches zerfällt in zwei Hälften. Das erste große Kapitel ist benannt „Szláv eredetű szavak" (Die Wörter slawischer Herkunft), I/1, S. 55—582. K. hat hierbei ein ganz bestimmtes System fest eingehalten. Im ersten Abschnitt wird der älteste Beleg eines jeden zur Diskussion stehenden ungarischen Wortes angeführt und dann in der Überlieferung weiter verfolgt. Es schließen sich die Bedeutungen des ungarischen Wortes im zweiten Abschnitt an, wobei auch auf die mundartlichen Varianten Obacht gegeben wird. Im dritten Abschnitt bringt K. die slawische Grundlage, wobei das Altbulgarische an erster Stelle steht. Es läßt sich immer wieder feststellen, — sofern nicht für bestimmte Gegenden charakteristische mundartliche Ausdrücke vorliegen, — daß der größte Teil der älteren slawischen Lehnwörter im Ungarischen schon aus lautlichen Gründen dem Altbulgarischen entstammt. Ähnlich wie es Tiktin für das Rumänische durchgeführt hat, werden aber auch die Vertretungen der anderen slawischen Sprachen mitgenannt. Das ist deshalb nützlich, weil der Ungarische Sprachatlas noch nicht erschienen ist (jedenfalls bis zur Drucklegung des Werkes von K.) und von einer eventuellen geographischen Verbreitung aus Rückschlüsse für die jeweils für die Entlehnung verantwortlich zu machende slawische Sprache gezogen werden könnten. Man muß sich vor Augen halten, daß sich das Ungarische auf einem Gebiet entfaltet hat, wo west-, süd- und ostslawische Sprachen zusammenstießen, ähnlich wie es für das Rumäni-

sche der Fall ist. Nachdem so die Voraussetzungen durch die ungarische Überlieferung und das lexikologische Material der slawischen Sprachen gegeben ist, versucht K. im IV. Abschnitt, dem Weg der Entlehnung vom Slawischen zum Ungarischen nachzugehen. Der V. Abschnitt enthält die jeweils in Betracht kommende wissenschaftliche Bibliographie. Was für eine Menge hierfür K. durchgearbeitet hat, ersieht man aus der Liste der Werke S. 25—54.

Das II. große Kapitel lautet „K é t e s e r e d e t ű s z a v a k" (Die der Herkunft nach zweifelhaften Wörter), I/2, S. 583—789. Im III. Kapitel mit der Überschrift „N e m s z l á v e r e d e t ű s z a v a k" (Wörter nichtslawischer Herkunft) werden alle diejenigen Wörter vereinigt, die irgendwie an das Slawische anklingen und auch früher, so besonders durch M i k l o s i c h, als Entlehnungen aus dem Slawischen angesehen wurden, was dagegen von K. abgelehnt wird. Aber gerade diese beiden Kapitel, die insgesamt die zweite Hälfte des ersten Teiles ausmachen, werden von besonderem Interesse sein. Es dürfte gar nicht ausgeschlossen sein, daß unter der Masse der hier vereinigten Wörter das eine oder andere dem sog. „Pannonoslawischen" angehören könnte, d. h. einer slawischen Sprache, die sich an einer später noch herauszuarbeitenden Stelle im Innern Ungarns dort, wo die West-, Süd- und Ostslavia zusammenstießen, angefangen hatte, eigene Züge zu entwickeln, die aber nicht zur vollen Entfaltung gelangten, da sie dann nach und nach im Ungarischen aufging. Das bedeutet also, daß hier dasselbe Problem vorliegen würde, wie es für das Rumänische in der Gestalt des Dakoslawischen von einer Reihe von Forschern angenommen wird. Daß unter den im III. Kapitel genannten Wörtern unter Umständen auch vorslawische und vormadjarische Wörter, vielleicht sogar halbromanisierte Wörter vorliegen können, ist nicht von der Hand zu weisen. Es fällt nämlich auf, daß die im III. Kapitel vereinigten Wörter neben Anklängen an das Slawische bisweilen auch in ihrer lautlichen Gestalt an das Lateinische erinnern.

Man hat K. des weiteren Dank zu sagen, daß er nach dem Wörterbuch von T i k t i n auch die Parallelen der slawischen Lehnwörter im Rumänischen gebracht hat. Das ist neben den kulturhistorischen Rückschlüssen deshalb so wichtig, weil sich ein und dasselbe slawische Lehnwort besser im Rumänischen gehalten hat, dagegen im Ungarischen oft genug noch starken lautlichen Veränderungen unterworfen wurde, die manchmal die slawische Grundlage nur noch erahnen lassen.

Ähnlich wie schon anläßlich der Besprechung des Rumänischen Sprachatlas bemerkt wurde, kann der Rezensent nicht in Einzelheiten eingehen. Dazu wird vor allem in dem von ihm herausgegebenen „Etymologischen Wörterbuch der Rumänischen Sprache" sowie einer Reihe von Aufsätzen Gelegenheit genug sein. Schon jetzt hat er in den jüngsten Aufsätzen des öfteren auf das vorliegende Werk von K. Bezug genommen und es mit größtem Nutzen verwendet. So bleibt am Schluß der Besprechung nur noch übrig K., und damit der ungarischen Wissenschaft, für das großartige, in der Wissenschaft einen bleibenden Wert darstellende Werk Dank zu sagen.

Berlin-Wilmersdorf G ü n t e r R e i c h e n k r o n

IV. Jugoslawien

Arheološki Vestnik (Acta Archaeologica), 7. Jg. Laibach, Slowenische Akademie der Wissenschaften 1956. 500 S. mit zahlr. Abb. und Beilagen.

Die nunmehr viermal jährlich erscheinende archäologische Zeitschrift bringt im vorliegenden Jahrgang überwiegend Beiträge zur Vorgeschichte Jugoslawiens. J. Korošec berichtet (S. 3—28) über eine neu entdeckte, jedoch noch nicht systematisch erforschte neolithische Siedlung im Dorfe Drulovka bei Krainburg, die der Verf. mit der Lengyel-Kultur in Verbindung bringt. M. Garašanin nimmt in seinem weitgespannten Beitrag „Einige Fragen zur relativen prähistorischen Chronologie" (S. 29—42) Stellung zu einigen neueren Veröffentlichungen (R. Ehrlich, C. F. A. Schaeffer, V. Milojčić, Fr. Schachermayr). In den „Berichten" des Heftes 1/2 veröffentlicht A. Smodič (S. 43—50) einen Depotfund von Bronzen der Hallstatt-Stufe A und teilweise auch der Stufe B, St. Pahič (S. 51—61) verschiedene hallstattzeitliche Streufunde aus Reifnik. Der umfangreichste Bericht ist den illyrischen (hallstattzeitlichen) Grabhügeln beim Dorfe Volčje njive im Tal der Neuring (Mirna, Unterkrain) gewidmet (S. 62—136), wobei St. Gabrovec das archäologische, Zlata Dolinar-Osole das anthropologische Material behandelt. R. Bratanitsch kommt (S. 137—140) nochmals auf die von ihm Arh. Vest. IV 1953, 282 ff. veröffentlichte und von A. Sovré kritisierte Lesung einer griechischen Inschrift, sowie der Weihinschrift an die Victoria Aug. aus Poetovio zurück, desgleichen F. Alič (S. 141 f.). Über zwei frühmittelalterliche Kirchen aus dem Gebiet von Pola, die eine in der Stadt selbst, die andere in Banjole b. Pola, berichtet Br. Marušić (S. 143—174). In Heft 3 veröffentlicht zunächst M. Brodar die ersten systematisch ausgegrabenen paläolithischen Funde aus der Mokriška jama in den Steiner Alpen (S. 203—219). Sie gehören der von S. Brodar seinerzeit entdeckten Olschewa-Kultur (Aurignacien I) an. Aus der fast unerschöpflichen archäologischen Fundgrube von St. Peter i. Sanntal bringt J. Klemenc (S. 220—26) ein gut erhaltenes Ganymedes-Relief und (S. 384—398) einige Aschenkisten mit prächtigen mythologischen Reliefs (Herakles und Alkestis, Europa auf dem Stier, Satyr und Nymphe usw.). Die Reliefs von St. Peter darf man schon heute als interessante Gegenstücke zu den berühmten Neumagener Grabdenkmälern betrachten, wobei bei der norischen Fundstätte besonders die Vorliebe für mythologische Reliefs auffällt. Von den Grabungsberichten in Heft 3 seien Berichte über jungsteinzeitliche Siedlungsreste in der Gegend von Rötschach im oberen Dranntal (St. Pahič, S. 227—41), über Ausgrabungen in der Roška špilja bei Divača (F. Leben, S. 242—58) mit neolithischen und bronzezeitlichen Funden, über hallstattzeitliche Funde vom bekannten Ringwall Reichenegg bei Cilli (A. Bolta, S. 259—91), sowie über neue Funde aus der frühmittelalterlichen Fundstätte Polačine bei Ferenci in Istrien (Br. Marušić, S. 305—16) erwähnt. In Heft 4 sei insbesondere ein Beitrag von Paola Korošec (S. 369—83) über die slawonische Kultur im Bereiche der Adriaküste hervorgehoben, desgleichen von derselben Verf.n ein Bericht über neuentdeckte altslawische Fundstätten im östlichen Friaul (S. 459—65). V. Berce veröffentlicht zwei neue Grabstellen aus Celeia (S. 399—407) mit Brustbildern von Bestatteten. St. Dimitrijević stellt die Fundstätten der Vučedol-Kultur auf dem Gebiet von Vinkovci zusammen (S. 408—38). Die ein-

zelnen Hefte bringen jeweils ausführliche Literaturberichte, Heft 4 außerdem eine Jugoslawien betreffende archäologische Bibliographie für das J. 1955.

Graz Balduin Saria

Starinar. Organ Arheološkog instituta (Starinar. Revue de l'Institut Archéologique). Neue Serie Bd. V—VI, 1954—55. Belgrad, Serb. Akademie der Wissenschaften 1956. XXIV + 443 S. mit zahlr. Abb.

Der neue stattliche Band des Starinar ist dem Andenken des am 14. November 1956 verstorbenen Ehrenvorsitzenden des Archäologischen Instituts, Univ. Prof. Dr. Vladimir R. Petković, gewidmet, der auch von 1931—42 den Starinar herausgab. Ein kurzer Nekrolog (vgl. auch oben S. 243 f.) und ein ausführliches Schriftenverzeichnis würdigen die Verdienste des Verstorbenen insbesondere um die Erforschung der mittelalterlichen serbischen Freskenmalerei.

Die Reihe der Abhandlungen eröffnet M. Grbić (S. 1—27) mit einer Arbeit über die vorklassische Keramik des mittleren Balkan, wobei es dem Verf. vor allem auf eine Klarstellung der Verbindungen und Parallelen mit der Ägäis, dem mittleren Donaugebiet und Anatolien ankommt. Von einem seinerzeit von N. Vulić veröffentlichten, heute verschollenen Fund aus Kumanovo ausgehend untersucht M. Garašanin (S. 29—41) Probleme der bisher wenig erforschten mazedonischen Hallstattzeit, wobei der Verf. auch die Frage der ethnischen Zugehörigkeit dieser Fundgruppen anschneidet, deren Beantwortung allerdings auf Schwierigkeiten stößt. Br. Gavela veröffentlicht (S. 43—51) als ersten Teil einer Arbeit über Denkmäler des griech.-ägypt. Synkretismus aus Jugoslawien einige jener bekannten Grabbekrönungen mit Darstellung des Serapiskopfes zwischen zwei gegeneinander gekehrten Löwen. Eine im März 1953 entdeckte altchristliche Grabkammer aus Nisch mit Resten interessanter Wandgemälde wird von L. Mirković (S. 53—72) vorgelegt. Die umstrittene Frage, wo das in zwei Urkunden von 1258 und 1300 (?) genannte St. Georgs-Kloster a. d. Serava, bekannt auch als Gorgos-Kloster, lag, beantwortet Dj. Bošković (S. 73—82) in Übereinstimmung mit einer ursprünglich von R. Grujić geäußerten, später wieder aufgegebenen Vermutung dahin, daß es vermutlich mit Staro Nagoričino identisch ist. Die Reste der Burg von Prilep, „Markovi Kuli", und das am Hang des Burgberges liegende Erzengelkloster mit den berühmten Bildern der Könige Vukašin und Marko sind Gegenstand einer ausführlichen Darstellung durch A. Deroko (S. 83—104). M. Ćorović-Ljubinković vermutet (S. 105—14), daß die heute in Siena befindliche Armreliquie Johannes d. Täufers bei der zweiten, orthodoxen Krönung König Stefan d. Erstgekrönten (Prvovenčani) Verwendung fand. Mit der Chronologie der ersten Architekturdenkmäler der Morawa-Schule befaßt sich Dj. Stričević (S. 115—28), R. Ljubinković (S. 129—38) mit zwei Ikonen aus Gračanica (Stifterporträts der Metropoliten Nikanor und Viktor), V. Djurić mit dem Ragusaner Maler aus dem 16. Jh. Frano Matijin (S. 139—54).

Die Reihe der Grabungsberichte eröffnet Dj. Mano-Zisi (S. 155—80) mit einem Bericht über die 1953/54 durchgeführten Grabungen im frühbyzantinischen Caričin Grad, wo wohl mit Recht Justiniana Prima vermutet wird. Auf der Akropolis dürfte vermutlich das vorjustinianische Bederiana gestanden haben. Unter den Kleinfunden ist insbesondere eine — vielleicht slawische — Maskenfibel aus dem 7. Jh. zu erwähnen. Eine Probegrabung auf der Flur „Zidine" bei Mala

Mitrovica a. d. Sawe stieß auf eine slawische Siedlung des 11.—12. Jh.s (Dj. Mano-Zisi und M. Ćorović-Ljubinković, S. 181—89). Über eine mittelalterliche serbische Nekropole in Dobrača bei Kragujevac berichten M. und Dr. Garašanin (S. 191—204), über die gelegentlich der Restaurierung zutage getretenen Umbauten an der Kirche der Bogorodica Ljeviška in Prizren S. M. Nenadović (S. 205—26), über die mittelalterlichen Kirchen auf der Insel Šipan bei Ragusa S. Puhiera (S. 227—46). Dem wichtigen serbischen Bergwerkszentrum Novo Brdo, dessen Burgmauern noch z. T. gut erhalten sind, sind mehrere Beiträge gewidmet (S. 247—94). Das Archäologische Institut der serb. Akademie hatte hier 1952 mit den Untersuchungen und Ausgrabungen begonnen, die sich auf mehrere Jahre erstrecken sollen. M. Dinić gibt (S. 247—50) zunächst eine kurze geschichtliche Skizze dieser bedeutenden mittelalterlichen Siedlung. Die Architekten I. Zdravković und Dr. Jovanović berichten über die Arbeiten im J. 1952, Architekt V. Korać über die Arbeiten des J. 1953 und die beiden erstgenannten Architekten über die des J. 1954, wobei insbesondere die Ausgrabung der auch urkundlich bezeugten Sachsenkirche bemerkenswert ist. Mit den Schlackenhalden von Novo Brdo und Kačiklo beschäftigt sich vom metallurgischen Standpunkt M. Savić. Weitere Artikel des Bandes befassen sich mit den mittelalterlichen Befestigungsanlagen von Pirot (N. Petrović, S. 295—304), von Šabac (D. St. Pavlović, S. 305—16) usw. Erwähnt seien auch die Berichte über interessante Neuerwerbungen des Belgrader Nationalmuseums (R. Marić, S. 351—55) und epigraphische Neufunde, Weih- und Grabinschriften (ders. S. 356—62).

Den Abschluß des reichhaltigen Bandes bilden Besprechungen, zwei Nekrologe, für R. M. Grujić (vgl. auch SOF XVI S. 449f.) und M. M. Vasić (vgl. SOF XVI 157 ff.), sowie eine Bibliographie der drei ersten Serien des Starinar (1884—1940), die N. Mandić verdankt wird (S. 407—43).

Graz Balduin Saria

Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu. (Jahrbuch der Philosoph. Fakultät zu Neusatz) Bd. I. Neusatz 1956. 336 S.

Nunmehr hat auch die Phil. Fak. zu Neusatz ihr „Jahrbuch", das als solches neben den „Sammelbänden" gleicher Fakultäten z. B. der Universität Belgrad (vgl. SOF XIV, S. 292) und Laibach (vgl. SOF XV, S. 602) steht. Entsprechend den Disziplinen dieser Institution finden sich in dem Jahrb. Beiträge unterschiedlicher Thematik. R. Marić handelt über die „Civitas Confluentes" (S. 5—12). Er bemüht sich um eine genauere Lokalisierung der aus Itinerarien bezeugten civitas, die zwischen dem alten Taurunum und Singidunum lag. Verf. legt sie am rechten Saweufer, unmittelbar an deren Mündung in die Donau fest. Ebenso geht es ihm um die Enträtselung einer latein. Inschrift, die bei Železnik gefunden wurde. Die „Civ. Confl." ist seiner Überzeugung nach eine römische Gründung. Eine Reihe von Beiträgen ist der älteren serbischen Geschichte gewidmet. Dj. Radojičić widmet den *„Serbisch-rumänischen Beziehungen des 14.—17. Jh.s" einen leider etwas kurz gehaltenen Abriß, der sich zudem vorwiegend auf die Darstellung der dynastischen Verbindungen sowie der Wechselbeziehungen auf kulturellem Gebiet beschränkt. Verf. betont das friedliche Nebeneinander beider Nationen im Verlaufe von dreizehn Jahrhunderten. Sehr wertvoll sind die zahlreichen Literaturhinweise. M. Kostić *„Aus der sozialökonomischen Geschichte

der Serben im 17. u. 18. Jh." (S. 30—39) bringt einen weiteren Abschnitt seiner Untersuchung zum Abdruck (vgl. die beiden früheren in Zborn. za društv. nauke Heft 13. 14. Matica srpska 1956). Verf. stellt besonders die Rolle der „raitzischen" Kaufleute im österreichischen Außenhandel jener Zeit heraus, die zusammen mit den Griechen, Armeniern, Zinzaren und Türken den „österr.-türk. Handel in der Hand hatten". Verf. spricht davon, daß diese „zur Wahrung ihrer Interessen auch eine Handelscompagnie bildeten". Dabei stützt sich K. auf eine Ermahnung des Karlowitzer Patriarchen an die Wiener orthodoxe Gemeinde des hl. Georg, die diesem unterstellt war, in Eintracht zu leben. Die besagte Stelle lautet „... neki nepokorivi naravi i razvraščeni ljudi ... među bratstvom i kompaniom tergovačkom veliki razdor i nesoglasie uzrokovaše". Verf. sagt in seinem deutschen Resûmee selbst „etwas näheres über diese Handelscompagnie ist aus den Archiv-Akten nicht ersichtlich". P. Popović bietet einen ergänzenden Abriß über die Persönlichkeit und das Wirken „Stanko Stijepov Petrović" (S. 40—69). Als erster Vertrauensmann des Vladika Petar I. Njegoš hat er sich bleibende Verdienste um die Innen- und Außenpolitik Montenegros erworben. S. Gavrilović *„Die Ruthenen in Schid (Syrmien) in den J. 1803—1848" (S. 70—86). Die ruthenischen Siedler wurden von dem uniierten Bischof zu Kreuz-Križevci in den Batschkaer Dörfern Krstur und Kucura angeworben und zunächst mit Allodialen bedacht. Ihre Vorrechte gegenüber den eingesessenen (orthodoxen) Serben waren von kurzer Dauer.

Von den linguistischen und literarischen Aufsätzen können nur einige hier genannt werden. M. Ivić *„Das Jat (ě) im Gesetzbuch Duschans" (S. 127—145). Verf.n kommt auf Grund einer exakten Analyse hinsichtlich der Durchführung des Prinzips einer ungewöhnlichen Ersetzung des Jat (ě) durch „e" selbst in den sog. Bearbeitungen des Kodex', denen man ein geringeres Alter beimaß, zu einer Bestätigung der Ansicht Solowjews. Danach wäre die ganze, ergänzende Bearbeitung des Kodex' ohne Zweifel noch zu Zeiten Duschans erfolgt. M. Mojašević versucht eine Zusammenfassung zu geben *„Über einige Tendenzen und Bemühungen in der deutschen Literaturwissenschaft der Nachkriegszeit (1945—55)" (S. 218—250). Er schreibt: „Die politische Grenze, welche Westdeutschland von Ostdeutschland trennt, ist im großen und ganzen zu einer Art unsichtbaren Grenze zwischen der räumlichen Vorherrschaft der existentialistischen, bzw. der katholisierenden Dichtungswissenschaft einerseits, und der marxistischen andererseits geworden. Daher ist es wohl kein leichtes Unterfangen mehr, ... das, was in Westd. und Ostd. auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft geleistet wird, unter einen Hut zu bringen. Wenigstens gewissermaßen kennzeichnend für den heutigen Stand der dt. Litwiss. ist die Tatsache, daß im Westen nicht nur Deutschlands, sondern der dt. Zunge im allgemeinen, ein Schweizer Germanist (E. Staiger), und im Osten Deutschlands ein ungarischer, deutsch schreibender Professor der Ästhetik (G. Lukács), also zwei Männer, die nicht zu Deutschland gehören, das Wort führen". S. Kostić *„Ein Beitrag zum Studium der dt. Übersetzungen serbischer Lyrik" (S. 271—280). Die Übertragung serb. Lyrik ins Deutsche stand lange im Schatten der deutschen Begeisterung für das skr. Volkslied. Nicht zufällig überwiegt die Anzahl serbischer Nachdichter gegenüber denjenigen, die von dt. Seite bemüht waren, serb. Lyrik einem breiteren deutschen Publikum zu erschließen. Dennoch wird die serb. Lyrik dem deutschen Leser eher in der Übersetzung zugänglich als die Prosa. Verf. gehört zu den Eingeweihten und

bietet einen anregenden Versuch, womit er die Aufmerksamkeit der Interessierten auf ein besonderes Teilgebiet literarischer Wechselbeziehungen lenkt. Bedauerlicherweise beschränkt K. sich nur auf serbische Autoren. S. 319—336 des Jahrb. bringt ein Verzeichnis der Dozenten dieser jungen Fakultät sowie eine Titelübersicht über deren Publikationstätigkeit zwischen 1945—56.

München J. Schütz

Razprave (Dissertationes). Slowenische Akademie der Wissenschaften und Künste, Klasse für Philologie und Literatur, Band IV. Laibach 1958. 255 S.

Der vorliegende Band umschließt fünf Arbeiten slowenischer Gelehrter, von denen vier Studien aus dem Institut für Volkskunde an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften, die erste aber aus dem Universitätsseminar hervorgegangen ist.

1. Vilko Novak, Struktura slovenske ljudske kulture (Der Aufbau der slowenischen Volkskultur) (S. 3—35). Schon vor Jahren hatte N. in knapper Form eine volkskundliche Struktur-Analyse Sloweniens versucht („Der Aufbau der slowenischen Volkskultur", Zs. für Ethnologie 77, 1952, 227—237), wie sie M. Gavazzi für Kroatien (Kulturna analiza etnografije Hrvata, Kulturanalyse der kroatischen Volkskunde, Narodna starina 1930, 115—144; Der Aufbau der kroatischen Volkskultur. Baessler-Archiv für Völkerkunde 1937, 138—167; Etnografski zastav, Zemljopis Hrvatske II, 1942, 639—673) und B. Schier für die Slowaken (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung VII, 1943, 229—260 und — ohne die Bilder — im Sammelwerk „Deutschtumsfragen im Nordkarpatenraum", Käsmark—Preßburg 1943, 1—42) gegeben hatten. Hier kann N. nun weiter ausgreifen und für die Kulturschichten (Urslawisches; Mediterranes; Alpines; Pannonisches) ebenso wie für die einzelnen räumlichen Geltungsbereiche dieser Einzelschichten wesentlich mehr Beispiele beibringen, als ihm dies früher möglich gewesen war. Damit ist ein wichtiger Schritt zur Erkenntnis der Morphologie der slowenischen Volkskultur getan, da ja bei den Slowenen bislang die geographisch-kartographische Methode nur selten herangezogen worden war, die historische, die psychologische und die soziologische Fragestellung zu ergänzen. Kartenbeispiele und Diagramme der Zeitschichten und Wirkweiten wären hier sehr willkommen gewesen. Doch wird man dem Verf. auch für seine lediglich in der beschreibenden Analyse dargebotene Raumteilung des slowenischen Volksbodens nach den Elementen der Volkskultur dankbar sein, wenn er — im Großen gesehen — diese vier Zonen scheidet: die alpine Zone mit Oberkrain und dem slowenischen bzw. gemischtsprachigen Gebiete von Kärnten; den zentralslowenischen Bereich mit Unterkrain und dem Westteil der historischen Untersteiermark; das mediterrane Gebiet, also Küstenland, Karst und Innerkrain; den pannonischen Anteil mit dem Übermurgebiet, dem Murfeld, den Windischen Büheln, der Kollos und Weißkrain.

2. Ivan Grafenauer, Bogastvo in uboštvo v slovenski narodni pesmi in irski legendi (Reichtum und Armut im slowenischen Volkslied und in der irischen Legende). (S. 37—100). In Erweiterung eines Kalenderbeitrages (Koledar Slovenske Koroške za 1955) bringt Gr., der Gründer und Vorstand des Volkskundeinstitutes an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften, eine sehr weit ausholende Studie zur vergleichenden Erzählmotivforschung. Zahlreiche slowenische Legendenballaden, besonders viele aus dem steirischen Raume um Marburg und Cilli,

erzählen von Maria, die mühsam auf einer Wallfahrt den Jesusknaben trägt und eine Reiche vergeblich und eine Arme mit Erfolg um Hilfe bittet. Das Kind prophezeit dafür der Reichen viele Güter und wenig Kinder hier und die Verdammnis drüben, der Armen hingegen weiterhin Armut und viele Kinder hier, aber die ewige Seligkeit dort. Genau so auch eine (mit vielen märchenhaften Fremdkörpern durchsetzte) irische Legende, die der Verf. aus den slowenischen Varianten in der vermuteten Urform rekonstruieren und auf eine gemeinsame, wahrscheinlich byzantinische Quelle zurückführen möchte. Sie dürfte ebenso über den romanischen Süden nach dem Norden ausgestrahlt sein wie andererseits die in Skandinavien sehr bekannte Stephanslegende (Stephan Protomartyr), für die — bei eigenartigerweise völliger Leerheit des deutschen Raumes — nur schwedische, finnische und dann wieder slowenische Varianten nachgewiesen sind.

3. Milko Matičetov, Kralj Matjaž v luči novega slovenskega gradiva in novih raziskovanj. (König Matjaž [Matthias] im Lichte neuen slowenischen Stoffes und neuer Forschung), (S. 101—156). Viele internationale Erzählstoffe sind im Raume zwischen Friaul und den Karpaten bei allen hier wohnenden Völkern auf den Kralj Matjaž, den König Matthias Corvinus, übertragen worden. Gerade die jüngste Zeit brachte reiche Untersuchungen bei slawischen und madjarischen Gelehrten, am meisten bei den Slowenen und hier am reichhaltigsten aus der Feder von Ivan Grafenauer. Bei den Slowenen ist der Erzählschatz über diesen sagenhaften Kralj Matjaž am lebendigsten geblieben. Immer noch wachsen Neufunde zu. So werden in dieser Arbeit von M. 40 neue slowenische Texte (zusammen mit etlichen kroatischen) vollinhaltlich oder abgekürzt wieder gegeben. Sie behandeln folgende Motivgruppen: A. Matjaž's Krieg gegen Gott (17 Texte), B. Matjaž's Schlaf und Wiederkunft auf die Welt (9 Texte), C. Besuch bei König Matjaž in seiner Berghöhle (7 Texte), D. Verschiedens aus Matjaž's Leben (4 Texte), E. König Matjaž im Märchen (3 Texte). Kulturgeschichtlich interessant ist die Tendenzdichtung des (deutschsprachigen) Liedes „Von König Matthias. Krainische Volkssage." von K. Ullepitsch (1810—1862) (Carniola I, 1838), der, selber von slowenischem Nationalbewußtsein erfüllt, doch Wert darauf legte, deutscher Literat zu sein und den König Matthias als slowenischen Nationalhelden für die Kulturaspirationen der Slawen, insbesondere der Südslawen im alten Österreich herausstellen wollte. Die Schlußuntersuchung von M. zeigt, wie unglaublich stark das Märchenhafte in der Gesamtüberlieferung über den Kralj Matjaž geworden ist, von dem immer noch so viele Völker im nahen Südosten zu erzählen wissen.

4. Ivan Grafenauer, Neték in „ponočna potnica" v ljudski pripovedki (Ungedeih und „Nächtliche Wanderin" in der Volkssage). (S. 157—201). Wiederum eine Erzählforschung. Vorarlbergisch und graubündisch-alemannische Sagenfassungen vom Mythenwesen, das dem Geizigen durch Jahre hindurch alles wegfrißt und Ungedeih und Hungersnot verursacht, dem Gütigen aber zu Segen und Gedeih verhilft, werden mit slowenischen Parallelen verglichen, die beiderseits wieder zu den entsprechenden Pestvorstellungen in Beziehung gesetzt werden, von denen eine bei Anton Aškerc (gest. 1912) dichterische Form als Ballade gewonnen hatte.

5. Niko Kuret, Ljubljanska igra o paradižu in njen evropski okvir. Za 300-letnico „prve" slovenske igre. (Das Laibacher Paradeisspiel und sein euro-

päischer Rahmen. Zur 300-Jahrfeier des „ersten" slowenischen Spieles) (S. 303—255). K. ist der führende slowenische Volksschauspielforscher. Über die Untersuchungen von L. Kretzenbacher (Frühformen des Paradeisspieles in Innerösterreich. Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark XXXIX, Graz 1954, 137—152) hinaus werden die Notizen des Laibacher Jesuiten-Diariums der 2. Hälfte des 17. Jh.s (ludus Paradisi, noctu ire cum Paradiso, circumire cum Paradiso u. ä.) als barokkisierter Stubenspieltypus angesehen, von dem uns allerdings jegliche Textspur fehlt. Auch eine neubeigebrachte Notiz über ein Laibacher Schulmeisterspiel aus dem J. 1626 von Adam und Eva gibt uns nichts Näheres. Doch vermutet der Verf., daß das Laibacher Paradeisspiel des späten 17. Jh.s wegen der Acht-Zahl der Spieler doch ein Stubenspiel war, ohne nähere Bezüge zum jesuitischen-barocken Ordenstheater. Das muß freilich solange Hypothese bleiben, bis sich irgendwelche Textspuren finden werden.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Zbornik za društvene nauke. Bd. 13—14. Neusatz, Matica Srpska 1956. 349 S. mit mehreren Taf. und Textabb.

Der vorliegende Band dieser von der wissenschaftlichen Abteilung der Matica Srpska herausgegebenen Zeitschrift ist als Festschrift anläßlich der 50 Jahrfeier der wissenschaftlichen Arbeit von Univ. Professor Dr. Nikola Radojčić erschienen, dem die einleitenden Worte von Djordje Radojičić gewidmet sind. Entsprechend dem hohen Ansehen und den bedeutenden Verdiensten des Gefeierten um die serbische Geschichtsforschung ist auch die Zahl der Beiträge groß. M. Grbić umschreibt (S. 7—18) die Ausbreitung der neolithischen Kultur von Starčevo, deren Ausläufer bis ins späte Neolithikum er eingehend untersucht. Lj. D. Janković befaßt sich (S. 29—38) mit der ersten diplomatischen Mission des bekannten Slawenapostels Konstantin-Kyrill an den Hof des arabischen Kalifen Mutavakel. Auf Grund seiner Arbeiten zur altserbischen Numismatik behandelt R. Marić (S. 39—46) die Wappen auf den Münzen Vuk Brankovićs und des Despoten Stefan Lazarević, sowie Georg Brankovićs. L. Mirković weist (S. 47—60) nach, daß das serbische Typikon (Rituale), das ein sonst unbekannter Mönch 1331 im Auftrage des Igumans Gervasije schrieb, nicht eine Kopie des Typikons des Erzbischofs Nikodem, sondern eine unabhängige Übersetzung des Jerusalemer Typikons ist. J. Kovačević untersucht (S. 61—70) vom philologischen Standpunkt aus die kurze Einleitung zum sogen. Letopis des Popen Dukljanin oder — wie N. Radojčić das Werk nennt — zur Genealogie (rodoslov) von Bar. Die Frage, ob der Name des alten serbischen Autors Domentijan oder Dometijan lautet, entscheidet P. Djordjić (S. 71—74) dahin, daß beide Formen nebeneinander vorkommen. G. Ostrogorski gibt (S. 75—84) zwei Bemerkungen zu den Chrysobullen des Zaren Dušan für das Athos-Kloster Ivirion. M. Dinić veröffentlicht (S. 93—98) erstmals in extenso ein wichtiges Schreiben des ungarischen Königs Sigmund an Herzog Philipp von Burgund, das Licht auf die serbisch-ungarischen Beziehungen nach der Schlacht bei Angora wirft. Auf Grund von Dokumenten aus dem Archiv der Serbischen Akademie in Karlowitz entwirft M. Bogdanović (S. 99—104) ein Bild vom Leben in der Kostajnicer Militärgrenze um 1728. Unter dem Titel *„Aus der sozial-ökonomischen Geschichte der Serben zu Anfang des XVIII. Jh.s" berichtet M. Kostić (S. 105—12) über eine aus dem J. 1708 stammende Drohung der serbi-

schen Ochsenhändler mit dem Abbruch des weiteren Viehtransports und über eine Banater serbisch-türkische Handelsgesellschaft aus dem J. 1722. Mit den Handwerkern und Kaufleuten in der Woiwodina am Ende der Türkenzeit und unmittelbar nach der Befreiung, vielfach auf Grund des Reiseberichtes von Evlija Tschelebi, beschäftigt sich R. Veselinović (S. 113—26), mit der türkischen Bevölkerung im Belgrader Paschalik vor dem ersten serbischen Aufstand V. Stojančević (S. 127—34) und A. Deroko mit einigen Denkmälern in der Türkei und in Griechenland, die Beziehungen zur mittelalterlichen serbischen Geschichte haben (S. 293—300). Eine Reihe von Beiträgen ist den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 gewidmet, so der von M. Tomandl über das serbische Kriegslager und die Schlacht bei Perlez am 2. September 1848 (S. 135—40), über Svetozar Miletić und Jevrem Grujić im J. 1848 (D. Stranjaković, S. 141—48), über die Bemühungen der französischen Diplomaten um einen Ausgleich zwischen Südslawen und Madjaren in den J. 1848—49 (V. Vučković, S. 149—58), über den Verfassungsentwurf für die Woiwodina aus dem J. 1849 (J. Savković, S. 159—66).

Mit der Geschichte der Serben in der 2. Hälfte des 19. Jh.s befaßt sich gleichfalls eine Reihe von Beiträgen, so u. a. ein Artikel von A. Lebl über die ersten Arbeitervereine in Neusatz in den J. 1873—86 (S. 171—80), eine Arbeit von N. Milutinović über die ersten Wahlsiege des Banater serbischen Reichstagsabgeordneten Mihajlo Polit-Desančić (S. 209—24), über den ersten Konflikt zwischen Svetozar Marković und Svetozar Miletić (K. Milutinović, S. 225—34) und über den serbischen Dichter Svetozar Manojlović (Str. Kostić, S. 253—60). Den Beschluß bilden verschiedene kürzere Beiträge, die sich im Besonderen mit der Person des Jubilars beschäftigen. So gedenkt D. J. Popović der ersten Unterrichtsstunde desselben im Gymnasium zu Karlowitz (S. 305—08), Daka Popović der 50jährigen Tätigkeit N. Radojčićs auf dem Gebiet der serbischen Historiographie (S. 311—20) usw. Dankbar wird man auch das ausführliche Schriftenverzeichnis des Jubilars begrüßen, das 354 Titel anführt, wobei kleinere Notizen und Besprechungen, sowie Zeitungsartikel nicht aufgenommen sind. Sämtliche Beiträge der Festschrift sind mit deutschen und französischen, einige auch mit russischen Zusammenfassungen versehen. Bedauerlich ist nur, daß diese wertvolle und reichhaltige Festschrift auf so schlechtem Papier gedruckt ist.

Graz — Balduin Saria

Jadranski Zbornik. Prilozi za povijest Istre, Rijeke i Hrvatskog Primorje (Adriatische Sammelschrift. Beiträge zur Geschichte von Istrien, Fiume und des kroatischen Küstenlandes). Bd. I. Hrsg. von Vjekoslav Bratulić. Fiume-Pola 1956. 388 S.

Die neue Zeitschrift enthält zahlreiche Beiträge von z. T. hohem Wert. Vinko Antić behandelt die illegale kommunistische Presse in diesem Raum von 1941—1945 (S. 9 ff.), Dragovan Šepić über Supilos Wirken in der Emigration (Juli 1944 — Juni 1951) (S. 41 ff.), Vanda Ekl, „Zwei neue glagolitische Urkunden aus Fiume" (S. 219 ff.), Bogdan Krizman die italienische Besetzung Istriens, Fiumes und des kroatischen Küstenlandes i. J. 1918 (S. 243 ff.). Die meisten Arbeiten fußen auf archivalischen Unterlagen und verfügen über Zusammenfassungen in Westsprachen. Leider ist nur ein Resümee in deutscher Sprache, was der Verbreitung des Buches nicht eben dienlich sein wird. Wir legen der Schrift-

leitung wie auch der Schriftleitung ähnlicher Zeitschriften dringend nahe, Überlegungen anzustellen, in welchen Ländern ihre Zeitschrift Interesse erwecken dürfte und die Sprache der Zusammenfassung in der Regel danach abzustimmen. Das wissenschaftliche Interesse für die Länder Südosteuropas ist im Westen in den letzten Jahren sehr stark gesunken. Es wird sich daher dringend empfehlen, die Verbreitung solcher an sich sicher wertvoller Arbeiten dadurch zu erleichtern, daß man die Sprache, in der die Zusammenfassungen abgefaßt sind, sorgfältig auswählt. Der Druck ist sorgfältig, das Papier sehr schlecht. Wir würden uns freuen, wenn bald weitere Bände von gleicher Güte folgen würden. F. V.

Slavistična Revija. Časopis za literarno zgodovino in jezik. Jg. 9. Mit Beilage „Linguistica". Laibach 1956, S. 208 + 64.

Die slowenische SR hat sich mit ihrem betont gesamtslawistischen Inhalt eine führende Stellung im Rahmen der einschlägigen Publikationen des südslawischen Sprachraumes errungen. Obgleich, und verständlicherweise, die slowenische Thematik überwiegt, so wahrt doch auch der vorliegende Jahrgang diesen Charakter. Aus der Fülle sei hier auf einiges hingewiesen.

R. Nahtigal, der kürzlich verstorbene Altmeister slowen. Slawistik, handelt — man möchte meinen abschließend — über den wohl größten heidnischen Slawengott, Svętovitъ (S. 1—9), von dem eine Inschrift zu Arkona (Insel Rügen) noch kündet. N. überschaut noch einmal die zahlreichen Deutungsversuche dieses Namens und erklärt diesen Götternamen als eine adjektivische Bildung aus svęt- „Macht, Kraft" + -ovitъ (zu diesem Suffix vgl. skr. sjenòvit, slow. silovit u. a.). Dergleichen (adjektivische) Epitheta konnten durchaus zu Götternamen werden, wie etwa dem in den Freisinger Denkmälern begegnenden bog uzemogoki in späterer Zeit ein Vsemogoči „Allmächtiger" gleichkommt.

Im zweiten Teil seines Aufsatzes beleuchtet N. die auffällige Ausbreitung des Namens St. Veit auf frühem und gegenwärtig slowenischem Siedlungsgebiet. Dabei tritt der Name des hl. Vitus zweifellos in mehreren Fällen an die Stelle des heidnischen Svętovitъ, — eine geläufige Umdeutung aus der Frühzeit der Christianisierung.

A. Slodnjak, „*Zu Prešerens ‚Slovo od mladosti' und über die literaturgeschichtliche Rehabilitierung Anton v. Scheuchenstuel d. Ä." (S. 10—29). Sl. analysiert das Gedicht, das eine romantisch verklärte Rückschau auf die entschwundene Jugend des Dichters zum Inhalt hat, und sieht darin den Ausdruck eines natürlichen Reifeprozesses. Gleichzeitig korrigiert Sl. den Versuch (vgl. SR Jg. 8 S. 183 ff.), den Prokurator A. Scheuchenstuel zu rehabilitieren und läßt dessen dunkle Rolle als Vorgesetzter Prešerens wie bekannt bestehen.

T. Logar, „*Dialektologische Studien". Teil VIII (Beitrag zur Klassifizierung der Bacher-Dialekte). Das Bacher-Gebiet (Pohorje) wird durch die Kammlinie dieses Gebirges in einen südlichen Mundartbereich mit Eigenarten des Zentralsteirischen und in einen nördlichen geteilt, in dem die Kärntner Ma gesprochen wird. Anschließend bringt der Autor einen knappen Abriß der lautlichen und morphologischen Charakteristik der Ma von Kojsko (nw. von Görz). Die durch Ramovš bereits grundlegend durchforschten slowenischen Maa erfahren durch L.s Beiträge eine weitere eingehende Präzisierung, so daß die slowenische Mundartforschung im Bereich der südlichen Slawinen weit voraus eilt.

Einen weiteren Beitrag zur Mundartforschung liefert R. Kolarič, „*Die Ma von Polstrau (Središče)" (S. 162—170). Nach K. widerspricht die Ma dieses Raumes der Annahme, wonach die ganze südöstl. Hälfte der Windischen Büheln erst nach dem Abzug der Madjaren (um 1200) slawisch besiedelt worden sei. K. stellt hier die gleiche Ma wie auch südöstl. der Linie Friedau—Luttenberg fest und hält daher die slawische Besiedlung für älter.

M. Rupel, „*Eine slowenische Akte über eine gegenreformatorische Episode in Wippach (Vipava) im J. 1598" (S. 45—64). Es handelt sich um eine Übersetzung einer Verordnung des Großherzogs Ferdinand II. Dem Text kommt einmal eine philologische Bedeutung zu, da es sich um das zweite offizielle Dokument in slowenischer Sprache aus dem 16. Jh. handelt; zum anderen bietet es einen Einblick in lokal getroffene Maßnahmen zur Eindämmung des Protestantismus mit all den sich daraus ergebenden Komplikationen. „*Der zeitgenössische kroatische Roman" (S. 80—117) ist Gegenstand eines Aufsatzes von E. Štampar. Die auf unmittelbares Gegenwartsgeschehen bezogene Thematik fehlt in dem zeitgenössischen kroatischen Roman. Nach Št. respektiert der kroatische Roman mit besonderer Ausdrücklichkeit den zeitlichen Abstand zu einem Geschehen, wodurch er sich auf seine Weise gegenüber dem serbischen und dem slowenischen abhebt. Das Fehlen eines Werkes dieser Gattung von weltliterarischer Bedeutung wird abermals nachdrücklich betont, obgleich man es von einigen zeitgenössischen, bedeutsamen kroatischen Schriftstellern (M. Božić, N. Simić, V. Kaleb) erwarten dürfte.

München J. Schütz

Slovo. Časopis Staroslavenskog instituta. (Zbornik posvećen Josipu Vajsu prilikom 60-godišnjice njegova dolaska u Hrvatsku). Heft 6—8. Agram 1957, 421 S.

Mit dem Slovo (vgl. SOF XIII 341 f.) hat sich das Altslawische Institut zu Agram ein Organ geschaffen, das aus der gegenwärtigen slawistischen Forschung nicht mehr gut wegzudenken wäre. Welche Fülle an kultur- und besonders geistesgeschichtlicher Problematik mit dem Fortleben des Glagolismus in seiner abgewandelten pannonischen bzw. küstenländisch-balkanischen Version verknüpft ist, beweisen auch die drei vorliegenden Hefte, die als Festgabe dem verdienstvollen Josef Vajs gewidmet sind. Aus dem vielseitigen Inhalt kann in diesem Rahmen nur auf einige Beiträge hingewiesen werden.

Unter der Überschrift „Cyrillo-Methodiana" (S. 24—53) faßt F. Grivec kleinere Beiträge zusammen. So handelt er (1.) über die Textstelle Matth. XII 33 gemäß der Savvina kniga. Er kommt auf Grund der Tatsache, daß das griechische tò déndron sapròn als drěvo prahněno erscheint, (bei Luther: einen faulen Baum, das durch malus der Vulgata beeinflußt ist), zu weittragenden Folgerungen. Die Savv. kniga bewahrt mit dieser Übersetzung Ursprüngliches und zugleich ein sprachliches Anzeichen, das eindeutig in den großmährischen Raum weist. Dadurch wird für die zyrillisch überlieferte Savv. kn. auch eine glagolitische Vorlage indirekt bedingt. In einem weiteren (2.) Beitrag „*Über den Nomokanon Methods" gelangt Gr. im wesentlichen zu einer Würdigung der neueren Arbeiten J. Vašicas (Byzantinoslavica XII [1951]; Slavia 1955), in denen das hohe Alter des Zakonъ sudnyj l'udemъ (ZS) und dessen enge sprachliche Beziehung zu den asl. Evangelien hervorgehoben wird. Es handelt sich hierbei um eine freie Übertragung der byzantinischen Ekloge, die wohl schon in die Zeit der Berufung der Slawenapostel durch Rastislaw fällt. Ebenso hängt die Anonyme Homilie (Cloz) termino-

logisch von ZS ab. Die von W. Lettenbauer ans Licht geführten slawischen Glossen einer lateinischen Kanonessammlung des 9. Jh.s aus Mähren (Orientalia christiana periodica 1952 S. 24 ff.) werden gleichfalls in diesen Zusammenhang eingebaut und somit auf eine lebendige Rechtspraxis an Hand slawischer Kodizes zu Zeiten Methods in Mähren geschlossen. Angesichts dieses neuen Bildes über Umfang und Ausmaß der Verwendung des Slawischen in Großmähren tritt Gr. entschieden für den Terminus altslawisch (staroslavenski, vieux-slave) ein gegenüber dem im deutschen Sprachgebrauch üblicheren altkirchenslawisch, das seine Rechtfertigung vom Verwendungszweck der überlieferten ältesten slawischen Quellen herleitet.

V. Štefanić, „*Das Spliter Bruchstück eines glagolitischen Missale älterer Redaktion" (S. 54—133) enthält Perikopen aus dem Proprium sanctorum für den Monat Dezember. Lexikalische Elemente verbürgen einen mittelbaren Zusammenhang mit den Übersetzungen zyrillo-methodianischer Zeit. Das Spl. Bruchstück zeigt eine engere Verwandtschaft mit den bekannten bosnisch-zyrillischen Texten des 14.—15. Jh.s als mit den sonstigen kroatisch-glagolitischen Missalen des gleichen Zeitraums. Št. ordnet es daher, trotz der zahlreichen Ikavismen und morphologischen Neuerungen (blaženoga, tvoega, sega, Innovationen wie die Endung -(og)a werden in den kr.-glagolit. Miss. geradezu sorgfältig gemieden), einer älteren Redaktion zu. All dies kompliziert die zeitliche Einordnung dieses neuentdeckten Bruchstückes. Die allseitigen Vergleiche St.s machen es wahrscheinlich, daß es ein Glied einer völlig anderen (Gesamt)Redaktion (nicht nur sprachlicher Art) ist. Damit ist natürlich eine weitreichende Frage verknüpft: Gibt es eine Parallele zu der geläufigen und relativ eindeutig der Vulgata verpflichteten kroatisch-glagolitischen Missaletradition oder einen zeitlich früheren, verwandten Usus dieser Art, auf den das Spliter Fragment zurückzuführen wäre (S. 126, 128). Das aufgefundene Bruchstück allein kann darauf keine entscheidende Antwort geben. Die Tragweiten, die Št. in einem solchen Falle erwägt, entbehren vorerst der sachlich nachprüfbaren Grundlage, und die Verweisung dieses Bruchstückes ins 13. Jh. kann, mangels eines fehlenden genetischen Zusammenhangs mit den bislang bekannten kroatisch-glagolitischen Missalen, nur eine vorläufige sein.

J. Šidak, „*Marginalien zu einer Handschrift der ‚Bosnischen Kirche' in der Marciana zu Venedig" (S. 134—153). Die in der Marciana befindliche zyrillische Hs (seit Dobrovský als Venetus codex bekannt) gehört zu dem Kreis bosnisch-zyrillischer Texte des 14.—15. Jh.s. Mit einigen Ausnahmen (es fehlen der Psalter und die „biblischen Lieder") deckt sich auch der Inhalt des Venet. cod. selbst bezüglich der Anordnung mit demjenigen der Hs Hvals aus dem J. 1404 (vgl. Starine Bd. III 1871), was bereits V. Jagić feststellte (AfslPh XXV 1903). Št. erbringt den Nachweis, daß auch der Venet. cod. kein Anzeichen dualistischer Elemente kennt, wie sie A. Solowjew in Hss der „Bosnischen Kirche" zu finden glaubt, und er fordert zu einer systematischen Erforschung aller verwandter Hss dieses Zeitraums auf.

V. Mošin „*Der handschr. Sammelband orthodoxer Synodalbeschlüsse aus Pljevlje" (S. 154—176). M. ist es gelungen, die wiederholt nach dem Kriege als verschollen geglaubte Hs im Dreifaltigkeitskloster bei Pljevlje wiederzufinden. Der Sammelband entstammt dem letzten Viertel des 14. Jh.s. Eigentlich enthält er drei gesonderte Hss. (1. Synodalbeschlüsse, 2. das Slovo Damaskins auf Mariä Verkündigung mit den beigefügten Viten der hll. Sava und Symeon und 3. eine

Vita des Märtyrers Georgij). Vollständig ist nur Nr. 2, wogegen von Nr. 1 sechs Bll. fehlen und von Nr. 3 nur ein Blatt erhalten ist. Sämtliche Hss rühren vom gleichen Schreiber her. Ein besonderes Interesse wurde der Hs Nr. 1 zuteil, weil an jeden darin enthaltenen Synodalbeschluß eine Verdammung der „bösen Häretiker, der Babunen (Bogomilen)" angehängt ist. Inhaltlich ist sie wie das griechische Original und die bulgarischen Synodalbeschlüsse aus dem J. 1211 gegliedert, während zwei verwandte Hss (Agram und Dečani) Varianten einer gesonderten Redaktion dieses Inhalts darstellen. Nach M. ist aus den genannten Verdammungen auf ein mögliches Anwachsen sowie eine regere Tätigkeit des Bogomilentums auch im Bereich der serbischen Kirche gegen Ende des 14. Jh.s zu schließen.

B. Koneski, „*Die literarische Schule zu Ochrid" (S. 177—194). Von den Arbeiten E. Georgievs ausgehend, die das Primat des zyrillischen Alphabets vor dem glagolitischen zu erhärten sich bemühten, gelangt K. zu einer Abweisung derselben („die Grundthese dieser Arbeit ist nicht akzeptabel" S. 180); jedoch ist die Herausstellung der Tatsache, daß die griechische Schrift bei den Slawen des Bulgarenreiches verwendet wurde, von großer Wichtigkeit. Auf dieser Grundlage ist die Herausbildung und Existenz der sog. „Schule zu Přěslaw" bereits vor Rückkehr der aus Mähren vertriebenen Jünger Kyrills und Methods durchaus denkbar (S. 181). Die von W. Vondrák (1903) gestellte Frage, weshalb Klemens als der bedeutendste Schüler der Slawenapostel, obwohl nach Přěslaw berufen, dort nicht verblieb, wird erneut aufgegriffen. In diesem Zusammenhang wird mit Iljinskij die Ansicht vertreten (Byzantinoslavica III 1931), Klemens sei als Verfechter der Glagolica und somit Widersacher der in Ostbulgarien erstarkten „gräkophilen" Partei, der auch Zar Symeon angehörte, unterlegen; er habe gewissermaßen als eine „ehrenvolle Verbannung" das an sich wenig belangvolle und wohl eigens für ihn gegründete Episkopat Velica im äußersten Westen Mazedoniens zugewiesen erhalten. So ist es aus einem Streit um die Graphik zu jenen zwei Schulen gekommen, wobei die Přěslawer Neuerungen gegenüber aufgeschlossener war, während die Ochrider Schule in Ehrfurcht gegenüber der Tradition sowohl in textlicher als auch in graphischer Hinsicht verharrte. Der Aufsatz bietet einen guten Überblick und einen Versuch, Bekanntes in aktualisierter Form zu unterbreiten, der eine gewisse Überzeugungskraft nicht abgeht, ohne indes die Bedenken aufheben zu können, die neben jeder Neuinterpretierung bereits bekannter Quellen fortbestehen.

München J. Schütz

Papazoglu, Fanula: Makedonski gradovi u rimsko doba (Les cités macédoniennes à l'époque romaine). (Živa antika, Posebna izdanja, knj. I). Skopje 1957. III + 379 S. mit 4 Ktn. und 6 synopt. Taf.

Die vorliegende umfangreiche Dissertation will als Vorarbeit für eine zusammenfassende Arbeit über die munizipale Ordnung in der römischen Provinz Mazedonien gelten. Die Verf.n, die heute zweifellos als beste Kennerin des antiken Mazedonien gelten darf, gibt auf Grund eingehender Vorarbeiten eine historisch-topographische Darstellung der einzelnen, aus den römischen Quellen bekannten Städte, wobei vorerst festgestellt werden mußte, welche dieser Städte überhaupt noch bis in die Kaiserzeit bestanden haben. Im ersten Teil behandelt die Verf.n nach einer kurzen Darstellung der bisherigen Forschung und einer

kritischen Übersicht der wichtigsten Quellen die Entwicklung des Städtewesens vor der römischen Besetzung im J. 168/7 v. Chr., die Teilung Mazedoniens im Frieden von Pydna im J. 167, sowie die Grenzen der römischen Provinz von dieser Zeit bis zum Ausgang der Antike. Im zweiten, wesentlich umfangreicheren Teil werden, nach den einzelnen Landschaften geordnet, sämtliche literarisch oder inschriftlich bekannten Städte Mazedoniens eingehend — insbesondere nach ihrem rechtlichen Charakter — behandelt. Der leichteren Übersichtlichkeit wegen werden die Ortsnamen auch am Rande angeführt, wobei durch verschiedene Schrifttypen sogleich angedeutet wird, ob der betreffende Ort die ganze römische Zeit bis zum Ende der Antike bestand oder nicht u. dgl. Die Darlegungen sind quellenmäßig gut belegt. Dagegen verzichtet die Verf.n absichtlich auf eine Schilderung der geographischen Lage und der antiken Überreste, soweit dies nicht etwa zur Unterstützung ihrer Ausführungen erforderlich ist. In einem kurzen Schlußabschnitt schildert P. in großen Linien die städtische Entwicklung im römischen Mazedonien, wie sie sich nach ihren eingehenden Untersuchungen jetzt zeigt. Dabei ist bemerkenswert, daß wir hier keine Spur mehr einer älteren Stammesorganisation haben, sondern nur ein gut entwickeltes Städtewesen, ein Ergebnis, das umso wichtiger ist, als es im Gegensatz zur communis opinio (Mommsen, Rostovtzeff u. a.) steht. Sechs synoptische Tafeln stellen nochmals recht übersichtlich, wenn auch vielleicht etwas zu schematisch, diese Entwicklung dar. Man wird der Verf.n für diese bisher beste Darstellung des römischen Mazedonien aufrichtig danken, obgleich — wie sie selbst bekennt — vieles ungelöst bleibt, weil die Quellen versagen. Dankbar wird man auch das 28 Seiten umfassende französische Resümee begrüßen, dabei aber doch wieder bedauern, daß diese wichtige Arbeit nicht zur Gänze in einer Weltsprache erschienen ist. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein ausführlicher Index sind eine — von anderen Autoren leider nicht immer so selbstverständlich empfundene — Zugabe.

Graz Balduin Saria

Mlakar, Štefan: Amfiteater u Puli (Kulturno-povijesni spomenici Istre I). Pola, Arheološki Muzej Istre 1957. 31 S. mit 16 Taf.

Ders.: Das Amphitheater in Pula (Kulturhistorische Denkmäler in Istrien I) Pola, Archäologisches Museum Istriens 1957. 23 S. mit 16 Taf.

Das Amphitheater in Pola (j. Pula), dessen äußerer Mantel noch vollständig erhalten ist, hat schon in der Renaissancezeit die Aufmerksamkeit bedeutender Künstler, wie Palladios oder Piranesis, erweckt. Eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung erfuhr es durch A. Gnirs im Führer durch die archäologischen Denkmäler Polas mit Ergänzungen in den Jahresheften des Österr. Archäol. Instituts XVIII 1915, Bbl. Sp. 163 ff. Der vorliegende, als erstes Heft einer neuen von B. Bačić und Br. Marušić geleiteten Schriftenreihe erschienene Führer wendet sich an weitere Kreise und bringt insbesondere auch einen interessanten Abriß der späteren Geschichte des Theaters, das gegenwärtig auch zur Abhaltung von Festspielen und anderen kulturellen Veranstaltungen dient. Gleichzeitig mit der kroatischen und deutschen Ausgabe erschien auch eine englische. B. S.

Mal, Josip: Stara Ljubljana in njeni ljudje. Kulturnozgodovinski oris (Alt-Laibach und seine Leute. Kulturgeschichtlicher Abriß). Laibach, Staatsverlag für Slowenien 1957. 227 S. mit zahlr. Abb.

Der frühere Direktor des Nationalmuseums und jetzige Leiter des Laibacher

Stadtmuseums M. gibt hier aus seiner reichen Kenntnis einen für weitere Kreise bestimmten, aber mit Literatur- und Quellenangaben zu den einzelnen Kapiteln gut ausgestatteten Überblick über die kulturellen Verhältnisse im alten Laibach bis zum J. 1800. In bunter Reihenfolge entwirft der Verf. ein anschauliches Bild der Hauptstadt des einstigen Herzogtums Krain, die 1144 erstmals in den geschichtlichen Quellen erwähnt wird, und ihrer Bewohner. Wir hören vom täglichen Leben im allgemeinen, von Arbeit und öffentlicher Ruhe und Ordnung, vom sittlichen und geistigen Leben der Stadt, den sanitären Verhältnissen, von Speise und Trank, Unterhaltung und Spiel, Kleidung und Schmuck, von Elementarereignissen, den Wochen- und Jahrmärkten, dem Verkehr, den Häusern usw. Im letzten Kapitel spricht der Verf. über die Namen der Plätze und Straßen, die besonders interessante Einblicke in die alten Verhältnisse bieten. Als Quellen dienen insbesondere die reichen Bestände des städtischen und des Staatsarchivs in Laibach und selbstverständlich das gerade für die Kulturgeschichte unvergleichliche Quellenwerk, Valvasors „Ehre des Herzogthums Krain". Im Staatsarchiv sind es vor allem die Tagebücher des Freiherrn von Raigersfeld, die immer wieder herangezogen werden. Da Laibach bis 1918 Landeshauptstadt des österreichischen Herzogtums Krain war, bieten die Verhältnisse in den innerösterreichischen Städten, besonders in Graz, dessen Geschichte Fr. Popelka eingehend behandelt hat, wertvolle Ergänzungen in Wort und Bild. Der des Slowenischen nicht kundige Benützer des anregend und fesselnd geschriebenen Buches wird die ausführliche, 24 Seiten umfassende deutsche Zusammenfassung dankbar begrüßen.

Graz — Balduin Saria

Jarak, Nikola: Poljoprivredna politika Austro-Ugarske u Bosni i Hercegovini i zemljoradničko zadrugarstvo (Die Agrarpolitik Österreich-Ungarns in Bosnien und der Herzegowina und das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen). Sarajevo, Naučno Društvo NR Bosne i Hercegovine 1956. 228 S.

Das Doppelthema wäre an und für sich ausreichend gewesen, denn die Agrarpolitik allein berührt schon die schwierigsten Probleme der österr.-ungar. Politik in Bosnien und der Herzegowina. Doch der Verf. hat dazu noch eine ausführliche Darstellung der landwirtschaftlichen Institutionen der Landesregierung angeschlossen und im Anhang verschiedenes Material hinzugefügt, das u. a. stenogr. Sitzungsprotokolle des b.-h. Landtages, Tabellen der Staatsbeamten nach Muttersprache und Staatszugehörigkeit, Marktpreise, Liste der Landeschefs etc. umfaßt. Dies alles, wie er in der Einleitung hervorhebt, deshalb, weil ihn das Studium des Genossenschaftswesens zu solcher allmählichen Erweiterung des Themas drängte. Die Arbeit ist in der Serie „Gradja" (Material) der b.-h. Wissenschaftlichen Gesellschaft erschienen.

In klarer und einfacher Disposition, mit vielen und übersichtlichen Tabellen versucht der Verf. seine Aufgabe zu lösen. Allerdings ist die Bearbeitung nicht in allen Abschnitten die gleiche. Am besten, d. h. auf Grund ausführlicher Quellen und meist amtlicher Publikationen, ist das eigentliche Kernstück der Arbeit (landwirt. Genossenschaftswesen S. 123—149) gearbeitet; dann folgt der Abschnitt über die landwirt. Institutionen (S. 61—122). In beiden werden übersichtlich die Tatsachen gegeben. Man sieht die Mannigfaltigkeit der Methoden, mit denen die Landesregierung die Landwirtschaft zu fördern suchte, angefangen von der Über-

nahme und sinngemäßen Umwandlung der türkischen „menafi-sanduci" in Bezirks-Unterstützungs-Stiftungen, über das Netz landwirt. Mustergüter und -stationen, ferner sog. „Muster-Bauern" bis zum System des Wettbewerbes in der Produktion.

Ebenso läßt sich die Enstehung und Entwicklung der landwirt. Genossenschaften gut verfolgen, die sich bald, entgegen den Wünschen der Behörden, den religiösen bzw. nationalen Gruppierungen anpaßten.

Leider hat sich der Verf. nicht immer darauf beschränkt, sich vorerst mit der lobenswerten Zusammenstellung des Tatsachenmaterials zu begnügen. Er kommt zu weittragenden, meist negativen Schlüssen, die einer wissenschaftlichen Kritik nicht durchwegs standhalten können.

Das kommt besonders im Abschnitt über die österr.-ungar. Agrarpolitik, der im Text in eine allgemeine Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse Bosniens und der Herzegowina erweitert wurde, zum Ausdruck. Das ist das schwierigste, aber wichtigste Kapitel der Arbeit und wurde ohne Quellen gearbeitet; verwertet wurden nur gedruckte Statistiken, Verordnungen und die seit 1906 fortlaufend erschienenen amtlichen Verwaltungsberichte, nebst einigen Zeitungen. Zu einer Beurteilung der schwierigen Probleme ist diese Unterlage zu schmal, außerdem stimmen, trotz ausgiebigster Verwendung statistischer Angaben, die Ziffern nicht immer. Schon Grünberg hatte seinerzeit darauf hingewiesen, wie wertlos die anfänglichen amtlichen b.-h. statistischen Ausweise sind, und wie vorsichtig man sie benützen muß. Der Verf. kennt leider keines von den Standardwerken über die Agrarfrage (Grünberg, Horowitz, Karszniewicz usw.), bemüht sich aber redlich, aus den mangelhaften und oft widersprechenden Angaben ein Bild zu entwerfen und ein Urteil zu bilden.

Sarajevo Ferdinand Hauptmann

Muzeji Slavonije (Die Museen Slawoniens). Esseg, Verein der Museumsbeamten und Konservatoren Kroatiens, Zweigstelle Esseg 1957. 32 S. mit zahlr. Abb.

Das kleine Heftchen bringt kurze, mit vielen Abbildungen ausgestattete Beschreibungen von 12 Museen Slawoniens. Zwei Museen, Nova Gradiška und Pakrac fehlen, da sie keine Unterlagen zur Verfügung gestellt haben. Das älteste dieser Museen ist das 1877 gegründete slawonische Landschaftsmuseum in Esseg. Die meisten sind jedoch erst nach 1945 gegründet. B. S.

Popović, Dušan J.: Srbi u Vojvodini. Knjiga prva. Od najstarijih vremena do karlovačkog mira, 1699 (Die Serben in der Wojwodina. 1. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Frieden von Karlowitz 1699). Neusatz, Matica Srpska 1957. 371 S.

Die Geschichte der Serben in der Wojwodina ist seit A. Stojačković (1849) oft behandelt worden. Dennoch ist es sehr verdienstlich, daß P., zweifellos der beste Kenner der Serben nördlich der Donau, eine neue Zusammenfassung nach dem letzten Stande der Forschung bietet, nachdem das Werk von A. Ivić (1925) längst vergriffen ist. Der Verf. bietet uns eine gut lesbare, flüssige Darstellung, die mit der frühgeschichtlichen Zeit beginnt und bis zum ausgehenden 17. Jh. führt. Eingehender behandelt der Verf. vor allem die Zeit seit der Einwanderung der slawischen Stämme (S. 37 ff.). Eine Übersicht der madjarischen (S. 45 ff.) und der osmanischen (S. 57 ff.) Zeit folgt. Mit Recht hebt P. die Zunahme des serbischen Elements nördlich der Donau seit dem 15. Jh. hervor. Die serbi-

schen Wanderbewegungen in nördlicher Richtung werden eingehend berücksichtigt (S. 96 ff.), desgleichen der serbische Adel jener Zeit (S. 151 ff.) und die serbisch-madjarischen Beziehungen (S. 166 ff.). Am wichtigsten sind aber wohl die Ausführungen des Verf.s über das innere Leben der Serben, über Verwaltung und Rechtswesen (S. 201 ff.), die wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sonstigen Verhältnisse (S. 212 ff.). Die geistige Kultur, Kirche, Schule, Dichtung und Kunst werden gleichfalls eingehend erörtert (S. 280 ff.). Mit der Vorgeschichte und dem Ablauf der großen Wanderung (1690) und der Behandlung der Zeit von 1690—1699 schließt der Band, dessen Fortsetzung durch den verdienten Gelehrten wir mit Erwartung entgegensehen. F. V.

Lichtenberger, Elisabeth — Bobek, Hans: Zur kulturgeographischen Gliederung Jugoslaviens. Sonderdruck aus: Geographischer Jahresbericht aus Österreich, Bd. XXVI, Wien 1955—56, S. 78—154.

Zu den wenigen bisherigen Versuchen, die kulturelle Gliederung Südosteuropas oder seiner Teilgebiete darzustellen, kommt die obige Abhandlung hinzu, obwohl ihr der Charakter einer Art Exkursionsbericht gegeben wird (und infolgedessen schon im voraus die kritischen Bemerkungen etwas abgestumpft werden oder zumindest vorläufig zurückhaltend sein müssen). Er ist nur auf das heutige Jugoslawien beschränkt und weicht auch sonst von den bisherigen Versuchen dieser Art mehrfach ab. Die relativ große Zahl der angewandten Kriterien bei der Analyse des gesamten Kulturinhaltes Jugoslawiens, um daraus das Bild der inneren Gliederung in einzelne enger begrenzte Kulturgebiete zu gewinnen, sowie die große Verschiedenartigkeit der Kriterien hat leider die erstrebte und erwünschte Übersichtlichkeit und eine klarere Abgrenzung der einzelnen Kulturareale bzw. des ihnen eigenen, spezifischen Kulturinhaltes nicht zur Folge gehabt. Neben verschiedenen Naturgegebenheiten (geologische, orographische, hydrographische, geobotanische usw. Tatsachen) sind auch ganz verschiedenartige Erscheinungen der Volkskultur bzw. der Zivilisation ausschlaggebend (Siedlungstypen, Bauten, Wirtschaftsformen bzw. deren Haupterzeugnisse, Gewerbe und Handel, Industrie, soziale Schichtung sowie soziale und wirtschaftliche Gegensätze, konfessionelle Unterschiede usw.) — welche Mannigfaltigkeit auch noch durch die stete Berücksichtigung sowohl der städtischen als auch der ländlichen Bevölkerung und ihrer Kulturäußerungen potenziert wird. Alle die so heterogenen Kriterien können kaum eine übersichtlichere Gliederung ermöglichen, obwohl dieselbe im Text angestrebt wird. Ein Ergebnis davon ist wohl auch die Aufteilung Jugoslawiens in nicht weniger als etwa 20 Kulturgebiete. Deren beschreibende Darstellung im Text läßt doch eine entsprechende Abgrenzung auch auf einer Karte zu wünschen übrig, da diese auf der einzigen der Abhandlung beigegebenen Kulturkarte (der Siedlungstypen Jugoslawiens) durch keinerlei Zeichen (Grenzlinien oder Grenzzonen) zum Ausdruck kommt.

Wenn man sich anderseits Mühe gibt und auf Einzelheiten eingeht, kann man auch da Unausgeglichenes bzw. Verfehltes feststellen (z. T. wohl infolge allzu flüchtiger Arbeit in einzelnen Richtungen oder Teilgebieten). So werden — um ein Beispiel herauszugreifen — auf der Karte der Siedlungstypen mittelalterliche und neuzeitliche Siedlungen unterschieden, dies aber nur im „mitteleuropäisch beeinflußten Bereich", wogegen in anderen Bereichen diese Unterscheidung wegfällt. Und doch ist z. B. im Adria-Gebiet eine Menge heutiger Ortschaften im

Mittelalter auch recht gut bezeugt (ohne dabei auf die Richtigkeit der Zeichen für solche mittelalterlich bezeugte Ortschaften im genannten Bereich einzugehen, die manchmal etwas willkürlich eingetragen zu sein scheinen und im Text sich darauf die Erklärung bezieht, es handle sich um „hochmittelalterliche Regulierung von Siedlung und Flur durch die deutschen Grundherrschaften" — die, was das „kroatische Kerngebiet" anbelangt, kaum zutreffend sein kann — S. 82). Man stößt auch auf Angaben, die wohl infolge der Unmöglichkeit gründlicherer Erkundigungen bzw. fachlicher Hilfe flüchtig erfaßt wurden und so z. B. „mittelsteile Schindeldächer" im genannten „kroatischen Kerngebiet" SE des Gebirges Sljeme erwähnt werden (S. 94), wo aber Schindeldächer kaum ganz vereinzelt anzutreffen waren, oder von „steilerem Schindeldach, ähnlich wie auch anderswo an der Nordgrenze [?] mediterranen Einflusses (Tschitschenboden, Livansko Polje)" die Rede ist (S. 96), welches aber der Ćićarija wieder fremd ist — usw. Es ist nicht klar genug, wo die Quellen für manche solche Mißverständnisse bzw. Ungenauigkeiten zu suchen wären.

Schade, daß wegen der erwähnten Unzulänglichkeiten diese im Grunde genommen sehr erwünschte Arbeit, die viel Arbeitsaufwand und Fleiß sowohl auf Grund des Kartenstudiums als auch (leider nur) einer Studienreise durch gewisse Teile Jugoslawiens erforderte, gelitten hat. Da das Literaturverzeichnis nur als eine Auswahl bezeichnet wird, ist daraus nicht ersichtlich, in welchem Ausmaß die gesamte einschlägige Fachliteratur berücksichtigt werden konnte, besonders diejenige einheimische, welche bei einem derartigen Thema unumgänglich ist (und worunter mehrere besonders aufschlußreiche Veröffentlichungen zu finden sind).

Ungeachtet aller kurz angedeuteten Mängel enthält die Abhandlung eine Menge Beobachtungen, die oft auch neue Gesichtspunkte bringen oder neue Zusammenhänge aufzudecken trachten, sowie eine Menge physiogeographischer und anthropogeographischer bzw. kulturgeographischer Einzeltatsachen.

Agram — Milovan Gavazzi

Milojević, B. Ž.: Die geographischen Gebiete Serbiens. Mitteilungen der Geogr. Ges. Wien, Bd. 99 H. 1, Wien 1957. 6 S., 1 Kartenskizze.

Der Aufsatz beginnt mit der verwaltungsmäßigen Gliederung des Gebietes der Volksrepublik Serbien nach den drei Hauptgebieten des engeren Serbien, der Autonomen Provinz Woiwodina und des Autonomen Gebietes Kosovo-Metochien, um dann ausführlicher auf die landschaftliche Kleingliederung in Teilräume einzugehen. Diese Aufgliederung wird nach Maßgabe des sehr beschränkten Raumes übersichtlich durch die jeweiligen physeogeographischen und kulturgeographischen Wesenszüge der Teilräume begründet. Bei der Schilderung des serbischen Zentralraumes entlang des Morawatales, dessen Wesensart treffend in seiner axialen Mittellage und in seinem Beziehungsreichtum zu den umgebenden Landschaften gesehen wird, vermißt man den Hinweis auf die weit über den Rahmen der Volksrepublik Serbien hinausreichende funktionelle Bedeutung der Morawa-Wardar-Furche. In dem Abschnitt über die Woiwodina wird der Hinweis, daß die Fruška Gora „als Bindeglied das Šumadija-Rhodopengebiet Serbiens mit den Massiven in Kroatien verbindet", nicht überall Beifall finden, zumal unklar bleibt, an welche Art von Verbindung dabei gedacht werden soll.

Der Aufsatz schließt mit einer Aufzählung der wichtigsten historischen Wanderbewegungen, wobei die ethnische Geschlossenheit des serbischen Kernraumes der

völkischen Durchmischung der beiden autonomen Gebiete gegenübergestellt wird. Man würde sich dabei wünschen, daß in diesem Zusammenhang der deutschen Kolonisationsleistung im Gebiet der Woiwodina in gleichem Umfang Erwähnung getan würde wie der skipetarischen Besiedlung im Gebiet von Kosovo-Metochien.

München A. Malaschofsky

Gušić, Branimir: Čovjek i Kras (Mensch und Karst). Sonderausgabe aus Krš Jugoslavije (Der Karst Jugoslawiens) I, herausgegeben von der Jugoslavenska Akademija Znanosti i Umjetnosti, Fachkommission für die Erforschung des Karstes. Agram 1957. 39 S. und 48 Abb. auf 24 Taf.

Ein Viertel Jugoslawiens an Bodenfläche ist Karst in einer der drei hier unterschiedenen Arten (bedeckter Karst, kahler K., Übergangszonen). Die weiter zunehmende Verkarstung ist ein brennendes Gegenwartsproblem des neuen Jugoslawien, dem man mit verschiedensten Maßnahmen (Ziegenverbot, Behinderung der Schlägerungen, Wiederaufforstung mit „šumarina"-Propaganda) zu begegnen sucht. Hier wird erstmals das geschichtliche Karstifikationsproblem an Hand von historischen Zeugnissen seit der frühesten Besiedlung der Dinarischen Gebirge und des Küstenlandes von G., dem ausgezeichneten Kenner der Dinariden (ansonst Ordinarius für Otolaryngologie an der Universität Agram) mit reichem wissenschaftlichen Apparat (Quellenauszügen) dargeboten. Die Verkarstung ist von allem Anfang an wirtschafts- und sozialgeschichtlich begründet in der Feindschaft des Hirten gegen den weidebehindernden Wald. Von der nacheiszeitlichen, altsteinzeitlichen Erstbesiedlung dieser Räume an bis zum Fließen der schriftlichen Quellen bei den Schriftstellern der Antike und der Byzantiner sind es immer die Hirtennomaden, die von den Sommerweiden im (einst wesentlich mehr bewaldeten) Gebirge bis zu den Winterweiden an der Küste und auf den Inseln den Waldbestand zurückdrängten zum Weideraum für eine Vielzahl von Tierrassen, die wir aus den prähistorischen Funden (Butmir, Nebo, Donji Klakar, Hvar-Grapčeva špilja) ebenso kennen wie aus den geschichtlichen Zeugnissen für die blutigen Kämpfe um die Salzquellen und Salzlager (Neretva, Vučjak, Slatina, Tuzla) und aus den Zahlen der Neujahrsgeschenke bosnischer Sandžakbegs an die Patrizierrepublik Dubrovnik-Ragusa, wo etwa 1571 3776 Stück Kleinvieh geschenkt wurden und eine Größe des Viehbestandes erschließen lassen, der sich in hundert anderen Berechnungen (Wolle-, Käse- und Fleischlieferungen) erkennen läßt. Überhaupt zieht Verf. hier endlich die reichen Archivalien heran, das Problem zu erklären, dem man sonst immer mit dem allzu verallgemeinernden Schlagwort „Bauholzbedarf der Venezianer" begegnet war: primäre Schuldträger sind die Hirtennomaden; ihnen folgen die Städte mit dem Bauholz- und Brennholzbedarf; auch die Bauern brannten Wald nieder um Holzkohle, Holz zum Kalkbrennen und neues Saatland zu gewinnen. Stadtbestimmungen gegen Brennholzausfuhr, Proveditursberichte, Reiseliteratur und Handwerkszeugnisse (Holzkohlenbedarf des blühenden Metallhandwerkes) und Gegenwartsbeobachtungen an der Vernichtung des Föhrenbestandes zur Pechgewinnung ergeben die Geschichte der unheilvoll fortschreitenden Exploitation des Nordwestbalkans, wobei m. E. noch ein wichtiger Faktor unerwähnt geblieben ist, nämlich der durch natürlichen Nachwuchs nie gedeckte Bedarf an gut brennendem Prügelholz für die Zwecke der Lichtfischerei in der nördlichen Adria.

Graz Leopold Kretzenbacher

Stanonik, Janez: Ostanki srednjeveškega nemškega slovstva na Kranjskem. (Die Überreste der deutschen Literatur des Mittelalters in Krain). Herausgegeben von der Philosophischen Fakultät der Universität Laibach. Laibach 1957. 61 S.

Die vorliegende Dissertation eines Kelemina-Schülers und Lehrbeauftragten für Germanistik an der Universität Laibach faßt zunächst sehr knapp (es handelt sich um einen Teildruck einer größeren Arbeit) die Ergebnisse der bisherigen Übersichten über die mittelalterlich-deutsche Literatur in Krain (Nagl-Zeidler, J. Kelemina, P. Radics, V. F. Klun, E. Samhaber u. a.) zusammen (S. 7—15). Bei fast ausschließlich allen Denkmälern (von den Glossen des 12. Jh.s bis in die spätmittelalterliche geistliche und didaktische Literatur des ausgehenden 15. Jh.s) handelt es sich um Abschriften, nicht um deutsche Literaturwerke, die in Krain selbst verfaßt wurden, woraus Verf. m. E. etwas allzu kategorisch schließt: „Bedeutungsvoll ist die Tatsache, daß die Deutschen, soweit sie im Mittelalter im Gebiete von Krain lebten, literarisch nicht produktiv waren" (S. 8). Es tauchen immer noch Literaturwerke auf, die unsere bisherigen Ansichten sehr verändern. Auch unter den hier dankenswerterweise vorgestellten Textproben (S. 19—53) finden sich an literarisch und kulturhistorisch wichtigen Texten Neufunde, die mit der nötigen Editions-Akribie, mit Hinweisen auf die Ersterwähnungen (Fundumstände), Handschriftbeschreibungen und Versuchen der sprachlichen Einordnung nach Laut- und Reimuntersuchungen meist im vollen Wortlaut abgedruckt werden. Darunter befinden sich die 1947 neugefundenen Fragmente aus Wolframs von Eschenbach „Parzival" in Abschriften aus der 2. Hälfte des 13. Jh.s. (Hier sei auf die leider ungedruckte und darum meist vergessene Grazer Dissertation von Franz Leskoschek, „Wolframs von Eschenbach Beziehungen zur Untersteiermark", 1921, hingewiesen, die auch Exkurse über die Lohengrin-Sage in der Untersteiermark enthält). Weitere Texte aus Krain: eine Marienklage mit der Legende von der Anselm-Vision des Mitleidens Mariens an der Heilandspassion, 14. Jh. Zwei Totentänze folgen, deren erster nach 1431 entstanden sein dürfte, indes sich der zweite, wesentlich kürzere, als Variante der oberdeutschen vierzeiligen Totentanzverse erweist. Hier wären doch breitere Hinweise auf die in den letzten Jahren so bedeutungsvollen Funde von Totentanzfresken im weiteren ostalpinen Bereich, also neben Metnitz und Hrastovlje besonders Beram, Sv. Marija na Škrilju, 1474 von Meister Vinzenz von Kastav, und auf das auch literarische Nachleben dieser ostalpinen Totentanz-Versetradition bis Valvasor mit seinem Kupferstichzyklus „Theatrum mortis humanae" (Laibach 1682 mit lateinischen und deutschen Totentanzversen) erwünscht gewesen. Didaktische Dichtung, ein Cisiojanus, „Ain guete maynung von dem sünder", etliche Sprüche und Segen, für die auch slowenische Varianten herangezogen werden, beschließen zusamt einer kurzen deutschen Zusammenfassung den Teildruck einer Arbeit, die sich gut auch auf andere Denkmäler mittelalterlichen deutschen Lebens in Krain (z. B. die Burgen und Klöster als geistige Mittelpunkte und ihre Auswirkung) wird ausweiten lassen. Ein sehr willkommener Versuch ist mit dieser Dissertation gemacht, bei der auch der gute Druck schwieriger Texte hervorzuheben ist.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Popović, Ivan: Istorija srpskohrvatskog jezika (Geschichte der serbokroatischen Sprache). Neusatz, Matica Srpska 1955. 167 S.

P. sagt selbst in der Einleitung (S. 6), daß das vorliegende Handbuch nicht eine „Historische serbokroatische Grammatik", sondern eine „Geschichte der

serbokroatischen Sprache" darstelle. Es kommt ihm darauf an, eine Zusammenstellung der Werke, Aufsätze und Meinungen über die, nicht allein den Slawisten interessierenden vielschichtigen Probleme des Südslawischen zu geben. Es ist dies, jedenfalls für das Serbokroatische, der erste Versuch in der Hinsicht.

P. verfolgt in zehn Kapiteln die Geschichte der serbokroatischen Sprache, wie sie sich allmählich von der Zeit der Auflösung der urslawischen Einheit über die verschiedenen Etappen bis zu der, auch durch fremde Einflüsse geformten heutigen Gestalt entwickelt hat. Das I. Kapitel ist der Zeit vom Urslawischen bis zum Auftreten der Südslawen am Nordrand von Südosteuropa gewidmet. P. ist der Meinung, daß das Südslawische auch n a c h seiner Lostrennung vom Gemein-Slawischen, aber noch v o r seinen endgültigen Sitzen auf der Balkanhalbinsel eine relative Spracheinheit gebildet habe. Diese Zwischenstation habe im Karpatenraum gelegen. Doch hier treten schon die ersten Anfänge einer Differenzierung der beiden großen Äste der Südslavia ein, erkennbar an der Lautvertretung von urslaw. *t' und *d' als št und žd in den Entlehnungen des Ungarischen aus dem Slawischen. Jedem Kapitel wird die jeweils in Betracht kommende wissenschaftliche Literatur angefügt. Es wäre besser gewesen, wenn besonders bei Angaben der Quellen, der Belege und der verschiedenen Meinungen ein Hinweis im Verlauf des Textes gegeben wäre, wie es doch meistens in wissenschaftlichen Werken üblich ist.

Das II. Kapitel bringt eine Übersicht über die sprachlichen Substrate auf dem Balkan, in Pannonien und in Dazien, mit denen sich die Südslawen in Südosteuropa auseinandersetzen mußten. Neben der Erwähnung des Thrakischen und Illyrischen wird schon hier auf das Griechische, besonders aber auf die Bedeutung des Latein-Romanischen mit Recht hingewiesen. So schließt sich im III. Kapitel die Darstellung der Ankunft der Südslawen auf der Balkanhalbinsel und der Überschwemmung durch sie an. Das Hauptaugenmerk wird auf das heutige Jugoslawien und Bulgarien gerichtet. Schon in diesem Kapitel erweist sich P. als ein hervorragender Dialektologe. So sind ihm nach eingehenden Studien die serbokroatischen Mundarten der Woiwodina und in Slawonien trotz der späteren Zuwanderungen und teilweise Überdeckungen noch ziemlich altertümliche Mundarten.

Das IV. Kapitel bringt eine Zusammenstellung über die Spuren der Südslawen in den Ländern, in denen das Slawentum später wieder verloren ging. Derartige Slawenspuren sind in Italien an Ortsnamen und Appellativen bis nach Venedig, desgleichen weit nach Österreich hinein zu verfolgen. Ausführlicher werden dann die Paare Ungarn — Rumänien und Albanien — Griechenland besprochen. Das Ungarische kennt in seinem Wortschatz nicht weniger denn 900 Lehnwörter aus dem Slawischen. An dieser Stelle vermißt man in der Bibliographie die auf ungarisch geschriebenen Werke und Aufsätze, vor allem M e l i c h János: Szláv jövevényszavaink, zu dem jetzt K n i e z s a István: A Magyar nyelv Szláv Jövevényszavai hinzuzufügen ist, ferner die etymologischen Wörterbücher von G o m b o c z - M e l i c h und B á r c z i. Für das Rumänische gibt P. die seit C a p i d a n bekannte Zahl von 70 nach Ausweis des Lautstandes und wegen der Verbreitung in allen rumänischen Mundarten ganz alten slawischen Lehnwörter im Rumänischen, zu denen sich dann im Laufe der Zeit alleine im Dakorumänischen die stattliche Zahl von 3000 weiteren Entlehnungen aus dem Slawischen gesellte. Die Verhältnisse für das Griechische werden im großen und ganzen

nach V a s m e r' s Werk, Die Slawen in Griechenland, geschildert. Für Albanien wartet P. mit eigenen Studien auf. Besonders wichtig ist hierbei die nach S e l i š t e v für das Mittelalter gültige Dreiteilung Albaniens (S. 49): der Norden und Süden Albaniens ist stärker vom Slawischen bestimmt, das Zentrum dagegen mehr rein albanisch.

Im V. Kapitel werden die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen, der westlichen = Serbokroatisch und Slowenisch, und der östlichen = Bulgarisch und Mazedonisch, betrachtet. Hierbei kommt auch das Problem der Schopen (nach B e l i ć und P. mit starken serbischen Zügen, nach van W i j k sind es slawisierte Rumänen) zur Sprache, sowie das Mazedonische, das in eine nördliche, mehr serbische Züge, und in eine südliche, mehr bulgarische Kennzeichen tragende Gruppe zerfällt. Auf den dem Slawentum verloren gegangenen Gebieten zeigen bekanntlich die Entlehnungen und Reliktwörter weitaus in der Überzahl bulgarischen Charakter, so in der Toponomastik und in den Appellativen in Ungarn, Rumänien und Griechenland. Indessen gibt es daneben auch Vertretungen mit serbischen Eigenheiten. So in Ungarn in Ortsnamen mit - c s < urslav. *t', im Rumänischen in Appellativen wie s c u m p „teuer" mit - u m - gegenüber bulgar. ъм und in Griechenland Paare wie bulgarische Lautungen verratende Ortsnamen und Appellativa vom Typus Πεστά, Κορύστανη, Γράσδανι, Μέσδανι, μπιστερή (p. 70) gegenüber eher serbische Vertretung widerspiegelnde Ortsnamen wie Πέτσιανη = P e ć a n i , Κορύτιανη (S. 71), in diesen Fällen ein Nachklang der Ausdehnung des serbischen Staates im Mittelalter.

Mit dem VI. Kapitel, das genau mit der zweiten Hälfte des Buches einsetzt (S. 77), ist die Aufgliederung vom Urslawischen her so weit gediehen, daß nunmehr das Slowenische einerseits und das Serbokroatische andererseits übrigbleiben. Nach P. (S. 82) hat sich die Spaltung etwa um das 9. Jh. vollzogen. So schließt er das Kapitel S. 83 mit den Worten: „Od ove tačke ustvaria imamo da propratimo razvitak srpskohrvatskog jezika, od trenutka kad se on izdvojio kao zasebna južnoslovenska individualnost pa do današnjeg vremena, vodeći računa o svim bitnim promenama i procesima koje je on preživlajavao. Drugim rečima, sada treba da obuhvatimo srpskohrvatski jezik otprilike od IX pa do XX veka, ili okruglo njegovu evoluciju u toku poslednjih hiljadu godina" („Von diesem Punkt an haben wir tatsächlich die Entwicklung der serbokroatischen Sprache zu begleiten, von dem Augenblick, da sie sich als eine eigene südslawische Individualität aussonderte, bis zur heutigen Zeit, indem wir uns Rechenschaft geben über alle wesentlichen Veränderungen und Prozesse, die sie durchgemacht hat. Mit anderen Worten, müssen wir jetzt die serbokroatische Sprache ungefähr vom 9. bis zum 20. Jh. umfassen, oder in runder Zahl ihre Evolution im Laufe der letzten tausend Jahre").

Im VII. Kapitel kommt eine der besten wissenschaftlichen Fähigkeiten von P. zu Tage: die Darstellung der serbokroatischen Mundarten. Es ist dies keine statische Skizze, sondern ein Versuch, die heutige Verteilung der serbokroatischen Mundarten in die historischen Zusammenhänge einzufügen, vor allem vor und seit der Türkenzeit. Eine Kritik über dieses Kapitel kann nur ein geschulter Slawist üben, und dies auch nur dann, wenn er sich selbst mit der serbokroatischen Dialektologie beschäftigt hat. Sollte einmal eine zweite Auflage des Buches herauskommen, so wäre zu empfehlen, eine Übersichtskarte der serbokroatischen Mundarten hinzuzufügen. P. gibt dann ein paar Hinweise auf das

Einwirken der serbokroatischen Mundarten auf andere Sprachen und deren Dialekte; hier wäre S. 106 doch manches anders zu deuten. Es ist auch nicht zu vergessen, daß das Serbische eine Zeitlang am Hofe des türkischen Sultans eine der offiziellen Sprachen war (S. 107). Dieses Kapitel ist besonders reichlich mit Angaben über wissenschaftliche Literatur versehen.

Die letzten drei Kapitel bringen derartig viel Neues, daß es sich verlohnt, trotz des beschränkten zur Verfügung stehenden Raumes etwas ausführlicher zu berichten. Das VIII. Kapitel weist nach, in wie weit das Serbokroatische noch heute eine ziemlich archaische slawische Sprache ist, erkennbar aus der verhältnismäßig noch gut erhaltenen Deklination, gegenüber den starken Verlusten, die das Verbum erfahren hat (S. 120/21). Vor allem aber: der serbokroatische Wortschatz verfügt noch heute über 50% altslawischer oder allgemein-slawischer Bestandteile. Man sehe nur die interessante Liste auf S. 122/23 an!

Das IX. Kapitel ist von allen dasjenige, das dem Rezensenten des Werkes von P. von der Romanistik her die interessantesten Probleme aufwirft. P. überschreibt das Kapitel „Fremde Elemente im grammatikalischen System der serbokroatischen Sprache" und geht zu einer Methodik über, die unter den verschiedenen philologischen Disziplinen wohl am konsequentesten von der Romanistik durchgeführt wird: das Nachwirken der Substrate und der Adstrate. Während sonst in der Romania die Ausgliederung der romanischen Sprachen zum Teil (wohlgemerkt nur zum Teil!) dem Einfluß der fremden Sub- und Adstrate zuzuschreiben ist, ist auf dem Gebiet von Jugoslawien das Romanische, oder besser gesagt, die verschiedenen Romanisierungsstufen vertretenden vorslawischen Sprachen zum Substrat geworden. Diese romanischen Sub- und Adstrate reichen von Istrien teilweise bis nach Montenegro und Nord-Albanien, aber auch in das Innere des Landes hinein. Wenn auch in den von P. genannten Fällen das eine oder andere Mal ein abweichender Standpunkt eingenommen werden kann, so ist doch die Liste der wahrscheinlichen Sub- und Adstratgruppen sehr aufschlußreich. Nach P. sind es: 1) Teilweiser Verlust der sog. weichen Vokale, S. 128. — 2) Übergang von altslaw. y > i. S. 128. — 3) Unbetonte lange Vokale werden gekürzt, S. 129. — 4) Bildung des Futurums vermittels h t e t i „wollen", S. 129. — 5) Der Dativ des Personalpronomens in possessiver Funktion, S. 130. — 6) Die „Europäismen", darunter die Einführung des V i gegenüber altem t i, also das Problem des Duzens und Siezens, S. 130. — 7) Die venezianischen Einflüsse, auch auf dem Gebiet der Lautlehre, S. 130/31. — 8) Der Übergang von auslautend -m > -n, also wie im Romanischen, S. 131. — 9) Die Diphthongierung von e und o, aber auch der Übergang von a > a^0 > o, S. 131/32. — 10) Der Übergang von v > b, S. 132. — 11) Teilweiser Synkretismus von Accusativ, Instrumentalis und Locativ, S. 132/33. — 12) Neue Infinitivkonstruktionen, darunter z a + Infinitiv, S. 133. — 13) O d im Sinne von latein-romanisch d e. — Diese dreizehn Erscheinungen sind hier nur mitgeteilt worden. Der Rezensent des vorliegenden Werkes wird ohnedies von seinem Arbeitsgebiet aus in allernächster Zeit zu dem einen oder anderen Problem in einzelnen Aufsätzen sowie in seiner „Historischen Rumänischen Grammatik" und „Historischen Albanischen Grammatik" Stellung nehmen.

Das X. Kapitel schließlich behandelt die fremden Elemente im Wortschatz des Serbokroatischen. Hierbei darf die Tatsache nicht übersehen werden, daß von allen fremden Bestandteilen der serbokroatischen Sprache das Romanische weitaus an erster Stelle steht, jedenfalls wenn man die Mundarten miteinschließt. P. unter-

scheidet die folgenden Gruppen: 1) Das Romanische, vielleicht besser gesagt: das Illyroromanische, s. jetzt den Aufsatz des Rezensenten „Das Ostromanische". — 2) Rumänisch. — 3) Das Altromanische mehr im Innern von Jugoslawien. — 4) Italienisch, vor allem Venezianisch, aber auch das Toskanische der italienischen Schriftsprache. — 5) Griechisch. — 6) Albanisch. — 7) Ungarisch. — 8) Deutsch. — 9) Türkisch. — 10) Entlehnungen aus anderen slawischen Sprachen, vor allem Kirchenslawisch und Slowenisch. — 11) Zigeunerisch. — 12) Wörter unbekannter Herkunft. — 13) Wörter aus den westeuropäischen Sprachen, besonders englisch, französisch und spanisch.

Gerade das letzte Kapitel in Verein mit dem VII. Kapitel zeigt, daß die Wissenschaft in P. einen Mitarbeiter haben könnte, der eine Lücke in den Philologien der südosteuropäischen Sprachen schließen würde: während das Ungarische ein etymologisches Wörterbuch in dem Werk von Bárczi und bis zum Buchstaben G in dem der beiden Autoren Gombocz und Melich hat, das Bulgarische im Wörterbuch von Mladenov, das Neugriechische in dem von Andriotis, das Albanische im Wörterbuch von Gustav Meyer, das Rumänische im Dicţionar von Tiktin (neben dem noch unvollendeten Akademie-Wörterbuch), und zudem für das Albanische und Rumänische je ein großes Etymologisches Wörterbuch in der Art des von v. Wartburg geschaffenen Französischen Etymologischen Wörterbuches in der Balkan-Abteilung des Romanischen Seminars der Freien Universität Berlin zusammengestellt und vom Rezensenten bearbeitet wird, fehlt das alles noch für das Serbokroatische. Da den Etymologien im Wörterbuch der Akademie von Agram doch nicht soviel Raum gegeben ist, wie ihn die Erörterung oftmals erforderte, und da man nicht weiß, inwieweit das von Skok gesammelte Material zu einem großen etymologischen Wörterbuch der serbokroatischen Sprache verarbeitet wird, wäre es zu begrüßen, wenn vorerst ein übersichtliches etymologisches Wörterbuch der Serbokroatischen Sprache unter Hinzuziehung der bis jetzt teilweise noch ziemlich vernachlässigten fremden Bestandteile verfaßt werden könnte. Dafür wäre niemand geeigneter als P., der sich durch das vorliegende Werk der „Istorija srpskohrvatskog jezika" sowie durch seine zahlreichen Aufsätze in den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften auf das beste als Slawist, Romanist, Albanologe und Balkanologe ausgewiesen hat.

Berlin-Wilmersdorf Günter Reichenkron

Huzjak, Višnja: Zeleni Juraj (Der Grüne Georg). (Publikacije Etnološkog Seminara filozofskog fakulteta sveučilišta u Zagrebu Heft 2) (Veröffentlichungen des Ethnologischen Seminars der Philosophischen Fakultät der Universität Agram). Agram 1957. 56 S.

Volle 18 Jahre nach der 1. Publikation aus dem Seminar von Prof. Milovan Gavazzi (Branimir Bratanić, Oraće sprave u Hrvata — Die Pfluggeräte der Kroaten. 1939) folgt das vorliegende Heft, das in Ausstattung und Arbeitsmethode in gleicher Gründlichkeit eine Einzelerscheinung der Volkskultur nach geographischer Verbreitung auf dem kroatischen Volksboden verfolgt, nach der Quellenlage historisch bestimmt, kartographisch aufnimmt und eingehend beschreibt, ehe die Analyse (Herkunft, Sinndeutung, Funktion in der gegenwärtigen Volkskultur) erfolgt. Verf.in verfolgt die Umzüge kostümierter Heischegänger im Grünlaubschmuck am Georgstage, einem alten Frühlingstermin (23. bzw. 24. IV.)

nach dem alten bzw. neuen Kalender. Die heutige Verbreitung des Umzugsbrauchtums, das mit Maskenbeschreibung, Verstexten, Liedweisen und genauer Datierung der Aufnahmen vorgeführt wird, ist (nach dem seit 50 Jahren feststellbaren Schwund des Brauchtums um den „Grünen Georg") auf das nordwestliche, das kajkavische Kroatien beschränkt. Dort schließt es sich an die lebendige Überlieferung in Weißkrain an, deren sich vor allem F. Marolt angenommen hatte (Tri obredja iz Bele Krajine. Slovenske narodoslovne študije II, Laibach 1936). Die historischen Quellen reichen für Kroatien nicht über die Mitte des 18. Jh.s zurück. Nach der Untersuchung der vielen Verstexte und Melodien und der Brauchrequisiten wendet sich die Verf.in den Verwandten des „Grünen Georg" außerhalb Kroatiens bei den Slowenen (Weißkrain, Untersteiermark; Jurač, Jurek; Unterkärnten: „Šent Jurja jagat" mit wesentlich anderen Texten und Weisen), bei den Russen (1. H. 19. Jh. in der Ukraine; Verwandtschaft zwischen St. Georg und dem altrussischen Jarilo, einer Fruchtbarkeits- und Frühlingsgottheit) und schließlich bei den außerslawischen Völkern zu: Maienritter-Maskierung des Ulrich von Liechtenstein 1204, Fête du Feuillu um Genf; Jack in the Green in England; „pagliara maj maj" bei den Apenninslawen von Molise. (Hier wäre ein Hinweis auf P. Toschi, Le origini del teatro italiano, Turin 1955, angebracht gewesen, der vor allem auf die ritualistischen Grundlagen des Theaters, auf den Volksbrauch, z. B. die „Feste di maggio" S. 442 ff. eingeht.) Nach sorgfältigem Abwägen der vielfach divergierenden bisherigen Brauchdeutungen (Mannhardt, Frazer, Zelenin, Marolt, Gavazzi, Liungman) kommt Verf.in zum Ergebnis, daß der Frühlingsbrauch des „Grünen Georg" jedenfalls nicht aus dem Osten oder Südosten gekommen ist, wo es in historischer Zeit bei den Südslawen keinerlei Parallelen gibt, sondern daß hier Herkunft aus dem Nordwesten über den slowenischen Bereich das Wahrscheinliche ist. Gründliche Materialaufbereitung, gute Karten und ausreichende Literaturbelege zeichnen diese außerordentlich wertvolle Brauchmonographie aus.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Kotnik, France: Storije. I., Koroške narodne pripovedke in pravljice. (Geschichten. I., Kärntner Volkserzählungen und Märchen). (Neudruck). Klagenfurt, Družba sv. Mohorja (Hermagoras-Gesellschaft) 1957. 176 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen kärntnerslowenischer Kultur-Aktivität, wenn die Hermagoras-Gesellschaft in Klagenfurt Ende 1957 diese längst vergriffenen „Storije" neu herausbringt, die der 1955 verstorbene, verdiente Literarhistoriker und Volkskundler F. Kotnik schon 1924 in der Hermagoras-Gesellschaft zu Prävali herausgebracht hatte. Die Neuausgabe besorgte der kärntnerslowenische Volkskundler Prof. Dr. Paul Zablatnik-Klagenfurt. Er hält sich textlich genau an die Erstausgabe; nur Landschaftsbilder sind eingestreut. Das hat Vorteile, denn K. war ein kritischer und jeder Eigenmächtigkeit in Dingen der Volksüberlieferung abholder Volkskundler. So haben seine „Geschichten" Quellenwert (Povodni mož-Wassermann; Žalik žene-Salige Frauen; Zaklete deklice. Zakladi. Potujoče duše — Verwunschene Mädchen. Schätze. Ruhelose Seelen; Zmaji-Drachen; O hudobi in coprskih Kolomonih bukvah. Vom Teufel und den zauberischen Kolomanni-Bücheln; Bela kača — Die weiße Schlange; Ajtiološke. O postanku krajev, cerkev itd.-Ätiologische Sagen, über den Ursprung von Orten, Kirchen usw.; Zgodovinske — Geschichtliche Sagen; Lah odnaša zaklade iz naših

gor — Venedigermandl; Rudniki — Bergwerkssagen; Pregreham sledijo kazni — Frevel und Sühne; Legenden; Živalske — Tierfabeln; Pavliha — Eulenspiegelei; Prerokovanja. Kralj Matjaž — Weissagungen. König Mathias). Aber diese fast lückenlose Treue gegenüber der Erstauflage hat auch Nachteile. Die Einleitung (8—20) ist heute veraltet. K. hatte sie knapp auch für wissenschaftliche Bedürfnisse gegeben, freilich nach dem Stande um 1920; daher auch alle Verweise in dieser Richtung. Indes wäre es von Nutzen gewesen, die ganze Einleitung auf den gegenwärtigen Stand zu bringen, einmal um die auch von den dort zitierten Gewährsleuten neu vorgelegten Forschungen gebührend einzubeziehen (vgl. G. Graber, Hildegard von Stein und ihre Stiftung, Klagenfurt 1952; dazu Rezension L. Kretzenbacher, Österr. Zs. f. Volkskunde NS VII, Wien 1953, 74 ff.); das andere Mal, um die im letzten Jahrzehnt ganz hervorragende Tätigkeit eigenslowenischer Erzählforschung mit einzuführen, die viele der vorliegenden Themen (z. B. Kralj-Matjaž-Studien von I. Grafenauer) behandelte. Der Verlag versprach auch ein II. Bändchen dieser „Storije". Möge man sich dort von den Gesichtspunkten des Gegenwartsstandes der slowenischen wie der gesamteuropäischen Erzählforschung leiten lassen und die so wertvollen kärntnerslowenischen Volksüberlieferungen ins rechte Licht der Fachliteratur setzen. Der Herausgeber P. Zablatnik bringt nach seiner (leider ungedruckten) Dissertation „Die geistige Volkskultur der Kärntner Slowenen. Graz 1951, 609 S.) alle Voraussetzungen dafür mit.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Möderndorfer, Vinko: Koroške pripovedke. (Kärntner Erzählungen). Laibach, Verlag der Mladinska knjiga, 1957. Zeichnungen von Gvido Birolla. Gebunden, 182 S.

M. hat auch der wissenschaftlichen Erzählforschung bereits eine Reihe von Sammlungen, insbesondere von kärntnerslowenischen Volksüberlieferungen dargeboten, die er seit dem Ende des Ersten Weltkrieges gesammelt und ab 1925 veröffentlicht hatte. Zuletzt legte er 1946 in der Hermagoras-Gesellschaft in Cilli (Družba Sv. Mohorja v Celju) einen Band „Kärntner Volkserzählungen", „Koroške narodne pripovedke", vor. Indes ist er leider von der einstigen Art der Wiedergabe dieser im Volke gesammelten Texte, wie sie für die Wissenschaft allein vertretbar ist, abgegangen. Er bemüht sich in der vorliegenden neuen Ausgabe der Kärntner Volkserzählungen mit nur sehr geringem Erfolg, eine mehr dichterische Sprache zu finden. Das geht nämlich auf Grund der schon vorliegenden älteren Publikationen zum Schaden der Akribie. Es steht dem Verf. natürlich frei, die in der Tat früher oft vernachlässigte sozialanklägerische Seite der Volksdichtung hervorzuheben, auch wenn das Auffinden von „ausgesprochen proletarischen Tendenzen" in Bergmandl- und Schrattl-Sagen etwas überspitzt und allzu zeitbedingt anmutet. Auch dürfte die Geschichte vom Unterkärntner Geistlichen, der Militärflüchtlinge zur Mitternachtsmesse einlädt, um sie den Häschern in die Hände zu spielen (Ausgabe 1946 S. 262 ff. mit Kommentierung S. 14; Neuausgabe S. 128 ff.) nicht zum typischen Bestand der kärntnerslowenischen Volkserzählung gehören. Immerhin, die Geschichte verdient Aufnahme. Unbedingt abzulehnen aber ist die völlig willkürliche Umformung der Texte (vgl. eben die erwähnte und die meisten anderen Geschichten), die doch vor Jahrzehnten gesammelt, schon lange publiziert und nun in anderer Form wiedergegeben werden. Der mögliche Ein-

wand, daß es sich in der vorliegenden Sammlung „nur um ein Jugendbuch" handle, ist nicht stichhaltig, da der angesehene Verlag „Mladinska knjiga" auch andere, wissenschaftlich einwandfreie Sammlungen herausgegeben hatte und durch die Aufnahme von Anmerkungen S. 175 ff. deutlich den Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Fachwelt bekundet.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Zupanc, Lojze: Povodni mož v Savinji. (Der Wassermann in der Sann). Laibach, Mladinska knjiga 1957. Geb. 77 S. Illustrationen von Jož Ciuha.

Die kleine Sammlung von Sagen und Märchen aus dem oberen Sanntal erhebt keine Ansprüche auf wissenschaftliche Geltung. Vielmehr hat der Verf. bewußt hier volkstümliche Motive in feiner dichterischer Sprache neuerzählt, ohne volkstümliche Sagweise zu imitieren oder zu „verbessern". Dennoch sei die kleine Sammlung, die gleichzeitig mit den Kärntner Erzählungen von V. Mödern-dorfer erschien, hier angezeigt.

Graz — Leopold Kretzenbacher

V. Rumänien

Materiale şi cercetări arheologice. Vol. II. Academia RPR. Institutul de Arheologie. Bukarest, Editura Akademiei RPR 1956. 717 S. mit zahlr. Abb.

Die vorliegende, in Quartformat erschienene Publikation bildet die Fortsetzung der 1953 unter dem Titel „Materiale arheologice privind istoria veche a RPR" eröffneten Reihe. K. Horedt berichtet (S. 5—39) über die Ergebnisse der seit 1949 unternommenen Grabungen in Sf. Gheorghe-Bedeháza im autonomen Szeklergebiet in Siebenbürgen. Die älteste Siedlung daselbst gehört noch dem Neolithikum an, darauf folgen bronzezeitliche Schichten (Kultur von Wietenberg bei Schäßburg), dazische und schließlich mittelalterliche des 12. und 14. Jh.s J. G. Russu und V. Mareş behandeln das anthropologische Material der Grabung. In einem sehr umfangreichen Beitrag über archäologische Forschungen in Siebenbürgen (S. 41—250) veröffentlicht Dorin Popescu zunächst einen Bericht über eine 1948 unternommene Grabung auf der Flur „Căvăjdia" bei Socodor (40 km nordöstl. von Arad), die reiche bronzezeitliche Funde der Otomani-Kultur, aber auch einiges Spätere, z. B. eine awarische Gürtelschnalle, ergab. Die Grabung in Vărşand (1949, rd. 50 km nördlich Arad) ergab gleichfalls neolithisches (bandkeramisches) und bronzezeitliches Material, dazu frühmittelalterliche Armreifen, Schläfenringe usw. (11. Jh.). Reiche römerzeitliche, insbesondere keramische Funde brachten die Grabungen in Cristeşti (6 km westlich von Tîrgu-Mureş). Am Schlusse seines umfangreichen Berichtes behandelt P. die dazischen Goldfunde. Ein weiterer sehr umfangreicher Beitrag stammt von D. Berciu und E. Comza, er ist den 1949 und 1950 durchgeführten Grabungen in Balta Verde und Gogoşu (Rayon Vînjul Mare, Reg. Craiova) gewidmet (S. 251—489). Die hier gefundene bronzezeitliche Keramik geht mit der aus dem Banat und Nordserbien bekannten weißinkrustierten Keramik zusammen, z. B. auch ein fragmentiertes Tonidol, das mit dem berühmten, im 1. Weltkrieg zugrunde gegangenen Kličevacer Idol verwandt ist. Zur reichen Keramik kommen zahlreiche Bronzegegenstände, Brillenfibeln usw. Die jüngsten Funde reichen bis in die römische Zeit, z. T. auch noch ins frühe

Mittelalter. Anderen Charakter zeigen die von D. Berciu veröffentlichten Neufunde aus der Gegend von Bukarest (S. 491—562). Es handelt sich um jungsteinzeitliche Funde der Tripolje-Cucuteni-Kultur, darunter um jene bekannten stark schematisierten weiblichen Idole aus Marmor, Bein oder Ton. D. Tudor bringt (S. 563—624) unveröffentlichte Inschriften aus Oltenien und der Dobrudscha, im Ganzen 164 Stück, meist kleine, unbedeutende Fragmente von Grab- und Weihinschriften. Unter den vollständiger erhaltenen Inschriften sind einige militärische, darunter die Weihung eines optio leg. I. Italicae (an Hercules Invictus Om[nipotens]?), sowie einige späte Meilensteine zu erwähnen. In seinen *„Epigraphischen Studien" befaßt sich N. Gostar (S. 625—42) zunächst mit der sich im Bezirksmuseum zu Deva befindlichen Inschrift CIL III 1486, für die er auf Grund einer neuen Kollationierung eine wesentlich bessere Lesung und Ergänzung gibt als bisher. Weiters versucht G. die von Mommsen im Corpus als gefälscht bezeichnete Inschrift CIL III *74 aus der Gegend von Sarmizegetusa zu retten (Weihung an Apollo Granius, Sirona und die Dei praesentes). Auch zu der von G. Tégláš in der „Klio" X 1910, 495 veröffentlichten Inschrift aus Sarmizegetusa vermag G. eine verbesserte Lesung und Ergänzung zu bieten (Wiederherstellung eines Tempels). Ein Fund republikanischer Münzen aus Fotos (im autonomen madjarischen Gebiet), der z. T. bis in die Kaiserzeit reicht (Tiberius), im Ganzen 271 St., gibt B. Mitrea und Z. Székely Anlaß, kurz auf die Durchdringung Daziens durch den römischen Handel im 1. Jh. v. Chr. einzugehen (S. 643—83). Unter den von M. Rusu (S. 687—716) veröffentlichten Funden im römischen Kastell von Gilău (zw. Napoca und Porolissum) verdient insbesondere ein 1951 gefundenes Militärdiplom aus dem J. 164 n. Chr. Beachtung, das die in der Dacia Porolissensis unter dem Procurator Sempronius Ingenuus stationierten Auxilia anführt.

Es ist ungemein bedauerlich, daß die Beiträge dieses so reichhaltigen Bandes leider ohne Zusammenfassungen in einer Weltsprache erschienen sind. Wie wir sehen, ist dieser Übelstand in den folgenden Bänden (III u. IV), deren Anzeige demnächst erfolgt, bereits behoben.

Graz — Balduin Saria

Studii şi materiale de istorie medie (Studien und Materialien zur mittelalterlichen Geschichte). Vol. I, 1956. Bukarest, Editura Academiei Republicii Populare Romîne 1956. 370 S., 18 Taf.

Der 1. Bd. der vom Historischen Institut der Rumänischen Akademie herausgegebenen, von Barbu T. Cîmpina geleiteten Zeitschrift weist einen reichen Inhalt auf. Maria Holban bietet *„Beiträge zum Studium der Beziehungen zwischen der Walachei und dem angiovinischen Ungarn" (Die Rolle Benedikts von Himfy im Zusammenhang mit der Frage von Widin, S. 7—62), P. P. Panaitescu behandelt das *„Freizügigkeitsrecht der Bauern in den Rumänischen Fürstentümern bis zum Ende des 17. Jh.s", (S. 63—122), Ştefan Pascu *„Bäuerliche Unruhen in Siebenbürgen, hervorgerufen durch das Erscheinen Michael des Tapferen" (S. 123—54), Aurora Ilieş, *„Nachrichten über die Salzgewinnung in der Walachei bis zum 18. Jh." (S. 155—97, z. gr. T. an Hand ungedruckten Materials), Ioachim Crăciun den *„Aufstand der Sachsen in Kronstadt 1688" (S. 199—212), Haralambie Chircă Einkünfte des Fürsten Constantin Brâncoveanu (S. 213—32);

Al. V i a n u die russische Verwaltung in den rumänischen Fürstentümern 1769—74 (S. 233—44).

Auch der Miszellenteil enthält zahlreiche wertvolle Beiträge von Damian P. B o g d a n, Gh. D i a c o n u, Octavian I l i e s c u, Dan S i m o n e s c u (1. rum. Zeitung, „Courrier de Moldavie 1790) u. a. — Die Zeitschrift enthält Zusammenfassungen in französischer und in russischer Sprache.

Wir sehen den weiteren Bänden mit großem Interesse entgegen. F. V.

Studii şi cercetări de istorie literară şi folclor. Jg. VI/H. 1—2. Bukarest, Academia RPR 1957. 392 S.

Das vom Institut für Literaturgeschichte und Folklore der Bukarester Akademie herausgegebene Organ befaßt sich im vorliegenden Heft mit einer Fülle bedeutsamer Themen. G. C ă l i n e s c u veröffentlicht wichtige Studien zu Eminescu (S. 7 ff.), I. C. C h i ţ i m i a befaßt sich mit dem Folkloristen A. Lambrior (1846—83) (S. 71 ff.), Al. B i s t r i ţ i a n u mit einer Erforscherin rumänischer Folklore, Elena Sevastos (1864—1929) (S. 125 ff.). Gh. V r a b i e untersucht die *„Folklore in der Hermannstädter ‚Tribuna'" (S. 225 ff.), Mariu B u c u r befaßt sich mit dem Schriftsteller Traian Demetrescu (S. 271 ff.). Wie man sieht, beziehen sich die literaturgeschichtlichen Abhandlungen allein auf das 19. und 20. Jh. — Bedauerlich ist das Fehlen deutscher und französischer Zusammenfassungen. Sie würden die Zeitschrift stärkere Beachtung sichern. F. V.

Klett, Otto [Hgr.]: Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1958. Gerlingen über Stuttgart, Selbstverlag Otto Klett 1957, 184 S. mit zahlr. Abb.

Das zum dritten Mal erscheinende Jahrbuch will „ein Heimat- und Quellenbuch zugleich sein", das erstere für die heute in der Welt zerstreuten zehntausend Dobrudschadeutschen, das letztere besonders für die Außenstehenden. Denn, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, „man darf das Leben einer ganzen Volksgruppe nicht einfach sang- und klanglos der Vergessenheit anheimfallen lassen". Beiden Aufgaben wird das Jahrbuch durchaus gerecht. Der vorliegende Jahrgang gilt zunächst dem Wirtschaftsleben der Dobrudschadeutschen. Neben einer allgemeinen Darstellung der Landwirtschaft im Lande (aus der Feder des rumänischen Verf.s M i h ă i l e s c u) stehen Schilderungen des deutschen Arbeitsjahres (S p e i t e l und L e y e r), einer jungen Koloniegründung 1923 von Bessarabien her (S c h m i d t), eines schweizerdeutschen Großgrundbesitzes (S t e i n m a n n), der deutschen Bäuerin und ihrer Arbeit (E r k e r und M a y e r), des Arbeitsbrauchtums (S c h i e l k e), Statistiken des Land- und Viehbesitzes in drei Kolonien und manches andere. Die meisten dieser Beiträge, von dobrudschadeutschen Bauern und Bäuerinnen in der sehnsüchtigen Erinnerung an die verlorene Heimat geschrieben, steuern wichtiges Material zur Geschichte und Wirtschaftskunde bei.

Der zweite Teil des Jahrbuches ist, in Weiterführung von Jahrgang 1957, der Volkskunde gewidmet. W i n t e r handelt über das Jahresbrauchtum und die Volksheilkunde in einzelnen Kolonien, R e n n e r über Brauchtum, Volksglauben, Schwank, Märchen und Volkslied. Leider gibt er nicht an, aus welchen Orten die einzelnen Formen stammen, was gerade bei einem herkunftsmäßig so stark gemischten Stamme wie den Dobrudschadeutschen unbedingt nötig wäre; vielleicht läßt sich das in einem späteren Jahrbuch nachholen. Erinnerungen reichsdeutscher Besucher, einige Gedichte dobrudschadeutscher Heimatdichterinnen und eine Karte

der Siedlungen runden den inhaltsreichen und gutgelungenen Band, dem hoffentlich noch viele andere folgen werden.

Hamburg Walter Kuhn

Fischer-Galati, Stephen [Hg.]: Romania (East-central Europe under the Communists). Neu York, Frederick A. Praeger 1957. 399 S.

Das vorliegende Rumänien-Handbuch ist von einer großen Bedeutung in zweifachem Sinne. Es bedeutet einerseits eine erwünschte Zusammenfassung über Landeskunde, Wirtschaft und Geschichte sowie Kultur dieses Landes, die wir längst dringend benötigt hatten. Darüber hinaus aber ist die Arbeit dadurch wichtig, daß sie eine Fülle von Material der wissenschaftlichen Forschung erschließt, das bisher nicht zugänglich gewesen war. Ich denke hier insbesondere an die Abschnitte, die die Entwicklung seit 1945 umreißen und etwa auf dem Gebiete der Wirtschaft, aber auch der sozialen Entwicklung völliges Neuland erschließen. Sorgfältige Indizes, eine Zeittafel, ein Abriß über die führenden Persönlichkeiten des Landes vermehren den Wert und die Benutzbarkeit der Veröffentlichung, der wir weiteste Verbreitung wünschen. F. V.

Prost, Henri: Destin de la Roumanie. Paris, Editions Berger-Levrault, 277 S.

Abgesehen von einer Studie über Rumänien im zweiten Weltkrieg ist der Verf. bisher vor allem durch Arbeiten über die wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens hervorgetreten. Auch diese Untersuchung befaßt sich vor allem mit wirtschaftlichen und finanziellen Fragen, wenn sie auch die ökonomischen Tatsachen in den großen politischen Rahmen hineinstellt. Man wird einem Finanzfachmann, der 20 Jahre seines Lebens in Bukarest verbracht hat, gerne bei der Schilderung der politischen Ereignisse zwischen 1918 und 1954 folgen, wenn auch an manchen Stellen Zweifel über die Richtigkeit des Urteils auftauchen. So wird die Forschung z. B. manche Deutung innerpolitischer Vorgänge (S. 77 ff., 108 ff.) nicht annehmen können. Albert Mousset gab diesem Buch ein Vorwort und hob mit Recht hervor, daß es sich durch Realismus und Willen zur Objektivität auszeichne. H. B.

Oprescu, G.: Bisericile cetăţi ale Saşilor din Ardeal (Kirchenburgen der Sachsen in Siebenbürgen). Bukarest, Verlag der rumänischen Volksrepublik 1956. 74 S. mit 152 Abb.

Der Verf., Mitglied der rum. Akademie der Wissenschaften, besuchte 1953 und 1954 die sächsischen Kirchenburgen mit der Absicht, diese erstaunlichen bäuerlichen Bauwerke in einer Veröffentlichung einer größeren Allgemeinheit in Rumänien und im Ausland vor Augen zu führen. Neben einer guten Kenntnis der einschlägigen sächsischen Literatur, besonders der Geschichtswerke von G. D. und Fr. Teutsch sowie der kunstgeschichtlichen Arbeiten Victor Roths, stand ihm ein ausgezeichneter Kenner dieser Materie als Cicerone zur Seite, nämlich der jüngst verstorbene Dr. Julius Bielz. Der vorliegenden Veröffentlichung folgte 1957 eine erweiterte Auflage mit einer Zusammenfassung in englischer und französischer Sprache. 152 ganzseitige Abbildungen — sämtliche nach eigenen Aufnahmen — veranschaulichen die gediegenen Ausführungen; sie wecken freilich den Wunsch nach drucktechnisch besseren Tafeln. O. beschränkt sich nicht darauf, allein die Kirchenburgen in den Dörfern und Städten liebevoll zu be-

schreiben und ihre Umwelt und Geschichte soziologisch zu deuten, sondern er verweilt gern und oft beglückt im Anblick vieler Einzelheiten, der Altarwerke, Wandmalereien, Taufsteine, Epitaphien, Kanzeln, Teppiche usw. Zweifellos verdient O. für diese Publikation den Dank nicht nur der Siebenbürger Sachsen, weil er ihre Werke in der schönen heimatlichen Landschaft so sehr rühmt, sondern auch des rumänischen Lesers, der hier mit der Geschichte und Kunst seiner deutschen Mitbürger bekannt und befreundet wird.

München H. Wühr

Atlasul Lingvistic Romîn (Rumänischer Sprachatlas), Serie Nouă, vol. I, Bukarest 1956, Editura Academiei Republicii Populare Romîne, 274 Ktn.

Nachdem unter der Leitung von Sextil Puşcariu von dem in den J. 1929—1938 gesammelten Material zwei sog. große Bände des Rumänischen Sprachatlas, ein weiterer großer Band mit vielen kartographisch nicht aufgenommenen Notizen und schließlich zwei sog. kleine Bände erschienen waren, setzt mit dem J. 1956 unter der Leitung von Emil Petrovici die Fortsetzung des Atlas Lingvistic Romîn ein. So verdienstvoll auch die Weiterführung des groß angelegten Werkes ist, so fällt doch der der Öffentlichkeit übergebene I. Band der „Neuen Serie" gegenüber den bisher erschienenen Bänden sehr ab. Bekanntlich kann für Sprachatlanten das Netz der systematisch abgefragten Ortschaften nicht engmaschig genug sein. Gegenüber der unter der Leitung von Puşcariu gestandenen „Alten Serie" ist die Zahl der aufgenommenen Punkte auf den Karten der „Neuen Serie" bedeutend verringert worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als der vorliegende Band die mundartlichen Vertretungen für die Gebiete: Agricultura, Morărit, Grădinărit, Pomărit, Viticultură, Cînepă und Albinărit wiedergibt, also gerade die Sparten des Wörterbuches, wo viele altertümliche Ausdrücke, oftmals noch Reliktwörter der vorrömischen Sprachen, oder auch viele slawische Lehnwörter anzutreffen sind. Eine eigentliche, genau zu verfolgende dialektische Verteilung mit allen den Schlüssen, die für die Geschichte der rumänischen Sprache von Bedeutung sind, entfällt hiermit leider. Das kann auch nicht wettgemacht werden durch die Sätze der Einleitung, wo es heißt: „Primele volume din această serie cuprind numai hărţi lexicale. Materialul fonetic, morfologic şi sintactic va fi publicat într'un volum aparte. De asemenea în volum aparte va fi publicat şi materialul necartografiat."

Das Fehlen einer größeren Anzahl von Ortschaften, der in der ersten Serie noch Rechnung getragen wurde, macht sich besonders bemerkbar in den sog. abgesplitterten Mundarten. Für das Istrorumänische, das Aromunische und das Meglenitische ist nur je ein Punkt aufgenommen worden! Und auch hier ist weitaus in den meisten Fällen eine Antwort ausgeblieben, d. h. aus dem vorliegenden Atlasband kann man sich keine Vorstellung vom heutigen Stand des Wortschatzes im Istrorumänischen, Aromunischen und Meglenitischen machen.

Der Mangel des vorliegenden Werkes geht aber noch weiter. Warum muß die Politik so rücksichtslos eingreifen, daß Bessarabien und die Bukowina nicht aufgenommen sind? Es läßt sich doch nicht leugnen, daß schließlich — natürlich neben den Minderheiten, jetzt Nationalitäten genannt — in der Bukowina und in Bessarabien Rumänen wohnen. Gerade in dieser Hinsicht muß man Puşcariu und seinen damaligen Mitarbeitern ein besonderes Lob dafür aussprechen, daß sie sich niemals durch politische Rücksichten haben beeinflussen lassen. Was es

in jenen Tagen bedeutete, die damals noch „Minderheiten" angehörenden Sprachen der Ungarn und Szekler in Siebenbürgen, der Serben im Banat, der Bulgaren im Banat und in der Dobrudscha, der Sachsen in Siebenbürgen, der Ukrainer in der Bukowina und in Bessarabien und schließlich der Zigeuner um Bukarest in den Rumänischen Sprachatlas mitaufzunehmen, weiß wohl auch heute noch jeder, wenn er sich daran erinnert, welch heißes Eisen jede dieser Minderheiten für die Politik Rumäniens bedeutete. Es ist sehr schade, daß die Volksrepublik Rumänien, die zweifellos viel Verständnis für die Wissenschaft hat und auch nicht Mittel scheut, um Forschungsaufgaben durchzuführen, nicht objektiv genug hat sein können und sich durch politische Rücksichten hat leiten lassen, so daß bei Außenstehenden der Eindruck entstehen muß, daß es außerhalb der heutigen Grenzen Rumäniens keine Rumänen und keine rumänische Sprache mehr gibt.

Trotz der beträchtlichen Mängel muß die Wissenschaft dennoch zufrieden sein, daß der Rumänische Sprachatlas weiter geht. Unter allen südosteuropäischen Ländern ist Rumänien auch heute noch das einzige Land, das einen Sprachatlas herausgibt. Es ist bekannt, daß in allen anderen Ländern Südosteuropas, vor allem in Ungarn, Albanien und Griechenland seit Jahren, und zwar schon vor den Volksrepubliken, daran gearbeitet wurde, Sprachatlanten zu schaffen. Meines Wissens ist aber bisher noch keiner der in Angriff genommenen Atlanten erschienen. Gerade unter diesem Gesichtspunkt ist es sehr zu bedauern, daß der vorliegende I. Band der Neuen Reihe mit seinem weitmaschigen Netz an Punkten und den anderen, oben erwähnten Mängeln so viel zu wünschen übrig läßt.

Der Rezensent sieht an dieser Stelle davon ab, in Einzelheiten überzugehen, da hierfür im Laufe der Zeit in der von ihm verfaßten „Historischen Rumänischen Grammatik" und in seinem „Etymologischen Wörterbuch der Rumänischen Sprache" noch genügend Anlaß sein wird.

Berlin-Wilmersdorf Günter Reichenkron

Diplich, Hans: [Hrsg.], Deutsches Bauernleben im Banat. Hausbuch des Mathias Siebold aus Neubeschenowa, Banat, 1842—1878. München 1957, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes, 72 S.

Durch rechtzeitige Abschriftnahme hat der Herausgeber ein Beispiel einer seltenen, bisher wenig beachteten Quellengattung gerettet, das Tagebuch eines Banater deutschen Bauern. Es beginnt mit dem Erwerb des schwiegerväterlichen Hofes und berichtet mit von Jahr zu Jahr steigender Ausführlichkeit und Schreibfreudigkeit, was dem Verf. am Herzen liegt: Witterung, Ernteerträge, Getreidepreise, Krankheit und Überschwemmungen, Familienereignisse und, bunt dazwischen eingemengt, die Geschehnisse der großen Welt. Das Hausbuch gibt einen wertvollen Einblick in das Leben und die Interessenwelt eines typischen deutschen Kolonisten im Banat in der Periode vor dem Auftauchen nationaler Probleme. Man sieht, wie Siebold Land zukauft, sich hocharbeitet und seine Kinder (dreizehn im ganzen) ausstattet. Vor allem die späteren Berichte geben richtige kleine Wirtschaftsbilanzen, wertvolle agrargeschichtliche Unterlagen. Politische Fragen werden wesentlich vom Standpunkt des ungarischen Staates aus gesehen, dem sich der Verf. vor allem durch die Bauernbefreiung von 1848 verbunden weiß. Gemeindeangelegenheiten spielen, soweit sie nicht die Wirtschaft betreffen, eine geringe Rolle, Volkstumsfragen tauchen überhaupt nicht auf. Soweit eine politische Grundhaltung hervortritt, ist sie literal-aufgeklärt. Die Sprache

Siebolds, der in seinem deutschen Dorf mehrfach Gemeindeämter bekleidet hat, ist recht gewandt. Die Rechtschreibung ist offenbar vom Herausgeber modernisiert, der auch eine Reihe erklärender Anmerkungen und eine knappe Einleitung hinzugefügt hat. Die Veröffentlichung ist warm zu begrüßen.

Hamburg — Walter Kuhn

VI. Bulgarien

Periodični izdanija v N. R. Bŭlgarija 1954. Bibliografski ukazatel. (Die periodische Presse der Volksrepublik Bulgarien 1954. Bbliographisches Register.) Sofia, Nauka i izkustvo 1955. 122 S. u. IX Tab.

Das Bulgarische Bibliographische Institut Elin Pelin, das neben der schon auf eine lange Tradition zurückblickenden bulgarischen Nationalbiographie seit 1952 auch eine monatliche Bibliographie der Zeitschriftenaufsätze herausgibt, legt mit diesem kleinen Band eine gründliche Bibliographie der 1954 in Bulgarien erschienenen Periodica vor. In die Abschnitte Zeitungen, Zeitschriften, periodische Sammelbücher (Sbornici) und Gelegenheitsschriften eingeteilt, enthält sie die wesentlichen Angaben über die einzelnen Periodica (Titel, Herausgeber, Redaktion, Anschrift, Druckerei, Erscheinungsart, Format und Auflagenhöhe) und gibt gleichzeitig, ergänzt durch statistische Tabellen, einen guten Einblick in die Struktur der bulgarischen periodischen Presse. Darnach erschienen 1954 in Bulgarien 227 Zeitungen und Mitteilungsblätter (davon 70 unregelmäßige und 41 Neuerscheinungen des Jahres 1954), 138 Zeitschriften und die erfreuliche Zahl von 54 periodischen Sammelbüchern wissenschaftlicher Institutionen. Davon gehen 13 Zeitschriften und 8 Sammelbücher auf die Zeit vor 1945 zurück. Unter den wissenschaftlichen Periodica stehen die Naturwissenschaften mit 4 Zeitschriften und 16 Sammelbüchern, Landwirtschaft mit 13 Zeitschriften und 9 Sammelbüchern, Technik und Industrie mit 13 Zeitschriften und 5 Sammelbüchern, Medizin mit 8 Zeitschriften und 8 Sammelbüchern an führender Stelle. Der Philosophie, Geschichte und Linguistik stehen je 3 Organe zur Verfügung. Neben der bulgarischen Presse erschienen 3 für das Ausland bestimmte Informationsblätter in den westeuropäischen und in russischer Sprache.

München — Gertrud Krallert

Kissling, H. J.: Beiträge zur Kenntnis Thrakiens im 17. Jahrhundert (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, XXXII, 3). Wiesbaden 1956.

Die zehn Bände der Reiseerinnerungen — Sejāḥatname oder Ta'rīḫ-i Sejjāḥ — des türkischen Globetrotters Evlijā Čelebi (25. III. 1611. — ca. 1683) sind zweifelsohne eine der wichtigsten Quellen für das Studium der Geographie, der Geschichte, der Kultur und der ethnischen Beziehungen auf der Balkan-Halbinsel während des 17. Jh.s. Die mehrmaligen Reisen haben diesem „Reisenden und Abenteurer aus Leidenschaft" die Gelegenheit gewährt, sich unmittelbar mit dem Leben der europäischen Provinzen des türkischen Reiches bekannt zu machen. Trotz gewisser Übertreibungen und phantasiereicher Erzählungen, verdient die Darstellung Evlijā's volle Glaubwürdigkeit und ist eine echte, primäre Quelle für die Kenntnis der Halbinsel. Seiner Wichtigkeit wegen ist der Text der Sejāḥatnāme bis jetzt mehrmals, leider nur teilweise analysiert oder in verschiedene europäische Sprachen

übersetzt. Das Werk des türkischen Schriftstellers bietet aber eine unerschöpfliche Fundgrube von allerlei Nachrichten, die die bisherige Erforschung nur ungenügend an den Tag gebracht hat. Lobenswert ist deswegen das Buch von K., der sich als Ziel gesteckt hat, die Angaben Evlijās über die ehemalige türkische Provinz Thrakien zusammenzustellen und zu erläutern; „seine Angaben über Thrakien dem an der geschichtlichen Landeskunde der europäischen Südostecke Interessierten und vor allem einem künftigen Verfasser einer geschichtlichen Landeskunde der Hämus-Halbinsel zugänglich zu machen oder vielleicht sogar als schon halbwegs gebändigten Rohstoff zur Verfügung zu stellen". Die Balkan-Forscher werden natürlich diese Veröffentlichung aufrichtig begrüßen, da nicht nur der Text der bekannten türkischen Ausgabe Evlijās, sondern auch die Lesarten der Handschrift Bağdad Köşkü Ktb 301 benützt sind. Was die Arbeitsweise betrifft, ist K. mit vollem Recht Franz B a b i n g e r gefolgt. In zehn Kapiteln werden die Reiserouten Evlijās nebst den betreffenden Ortsbeschreibungen dargestellt. Freilich ist das alles nicht die echte Erzählung Evlijās, die wegen ihrer Phantasie und Flunkerei so naiv, interessant und hinreißend ist. Die Arbeitsmethode K.s hat zwar dem Text diese Besonderheit genommen, doch ist für die wissenschaftliche Erforschung die knappe, sachliche Darstellung viel empfehlenswerter und nützlicher. K. hat dem türkischen Reisenden den Reiz seiner Erzählung geraubt, aber zur selben Zeit sich bemüht, seine Angaben vom wissenschaftlichen Standpunkt aus in aller möglichen Weise zu erklären und durchzuarbeiten. Auf Grund der erreichbaren Literatur und anderer Hilfsmittel hat K. einen ausführlichen Kommentar zu Evlijās Angaben beigefügt. Leider sind ihm einige Veröffentlichungen unerreichbar geblieben und müssen ergänzt werden.

So wäre zur Bibliographie über die alten Reisen in Bulgarien und auf der Balkanhalbinsel (K. VI Anm. 5) auch der Aufsatz von V. M i k o v , Stari pŭtešestvija prez bŭlgarskitê zemi, prevedeni na bŭlgarski ezik (Archiv za poselištni proučvanija, I. 1. 1938, 107—120, mit 1 Karte) anzuführen. Zahlreiche bibliographische Angaben finden sich auch bei P. M u t a f č i e v , Starijat drum prez Trajanova vrata (Spisanie d. Bulgarischen Akademie d. Wiss. LV. 1937, 19—148). Was die Übersetzungen und die Studien über Evlijās Werk anbelangt, sind dem Verf. drei bulgarische Veröffentlichungen, die zu seiner Studie in naher Beziehung stehen, unbekannt geblieben. A. Š o p o v , Evlija Čelebi (Periodičesko spisanie, LXII. 3. 1901, 161—194) hat, nach kurzer Einführung, über Evlijās Lebenslauf, die Angaben über Mazedonien und West-Bulgarien, die sich im 5. Band befinden, ausgewählt, übersetzt und mit ganz spärlichen Erläuterungen versehen. Reicher an Nachrichten ist die Studie des bekannten bulgarischen Turkologen D. G. G a d ž a n o v , Pŭtuvane na Evlija Čelebi iz bŭlgarskitê zemi prêz srêdata na XVII. vêk (Periodičesko spisanie, LXX. 9—10. 1909, 639—724). Aus dem 3. und teilweise aus dem 5. Band von Evlijās türkischer Originalausgabe hat G. die Angaben über das heutige bulgarische Territorium und über Thrakien, in bulgarischer Übersetzung, doch mit ungenügenden Fußnoten herausgegeben. Hier ist auch der Aufsatz von P. D ŭ r v i n g o v , Evlija Čelebi i zapadnitê bŭlgarski zemi v knižovnitê mu trudove (Slavjanska beseda, VII. 1—2—3. 1943, 14—50; auch SA: Sofija 1943, 39 S.) zu erwähnen. Der Verfasser hat nach einer kurzen Biographie von Evlijā Čelebi und nach einer Übersicht der Geschichte Bulgariens im 15.—17. Jh. auserwählte, Mazedonien und die westbulgarischen Gebiete betreffende Stellen aus dem 5.—8. Bd. der Ausgabe Evlijās veröffentlicht.

Mehrere Auszüge des türkischen Urtextes hat Jordan Ivanov, Sêverna Makedonija (Sofija 1906), 126, 143, 147, 167, 171, 177 ff., 185, 192, usw. in bulgarischer Übersetzung seiner Studie beigegeben. Zur allgemeinen Bibliographie (K. VII Anm. 9) s. noch: H. Turková, Le siège de Constantinople d'après le Seyāḥatnāme d'Evliyā Čelebi (Byzantinoslavica XIV. 1953, 1—13); A propos du siège de Constantinople d' après le Seyāḥatnāme d' Evliyā Čelebī (ebenda, XVII. 1956, 125—127).

Zum Kommentar wären auch gewisse Bemerkungen und bibliographische Ergänzungen zu machen. In der Beschreibung seiner ersten Reise (K. 7), wie auch später (z. B. bei K. 12, 23, 65, 69), erwähnt Evlijā den sagenhaften Herrscher Janqū b. Mādjān, und dieser Name ist vom Verf. mit keiner erklärenden Bemerkung versehen. Es wäre notwendig, mindestens die Erzählung bei Fr. Giese, Die altosmanischen anonymen Chroniken, II. Leipzig 1925, 103 ff. — ohne sich selbst zu bemühen, eine genauere Identifizierung dieser Persönlichkeit vorzuschlagen, was anderseits kaum möglich scheint — hier zu zitieren. Über den thrakischen Namen von Silivri (K. 10 Anm. 36), von Druzipara (K. 15 Anm. 62) und über alle anderen Namen thrakischen Ursprungs sind jetzt die Hinweise bei D. Detschew, Die thrakischen Sprachreste (Wien 1957: Schriften der Balkankommission, linguistische Abteilung XIV), 437 ff., 159 ff. u. a. zu zitieren. Das Dorf Almalü (K. 20) ist mit dem byzantinischen Μηλεώνων wie letzthin V. Beševliev: Byzantinoslavica, XVI. 1955, 245 ff. nachgewiesen hat, zu identifizieren. Die Erwähnung des türkischen Namens Almalü bei Evlijā ist als weitere Bestätigung dieser Identifizierung zu betrachten. Der „König der Dobrudscha" (K. 23) ist nur eine Erinnerung an Dobrotica oder Ivanko des 14. Jh.s Über Sliven (K. 25 Anm. 86) s. noch S. Tabakov, Istorija na grad Sliven, I—II (Sofia 1911—1924); wo (II, 5 ff.) die Beschreibung der Stadt von Evlijā wiedergegeben und erläutert ist. Die bibliographischen Angaben über Plovdiv (K. 29 Anm. 107) sind zu ergänzen, z. B.: D. Končev, Prinosi kŭm starata istorija na Plovdiv. Sofia 1938; A. Aleksiev, Grad Plovdiv (Archiv za poselištni proučvanija, II. 1. 1939/40, 5 ff.) wo auch (S. 16 ff.) die Angaben Evlijās gegeben sind; die angezeigte Studie (K. 29 Anm. 107) von G. Rudloff-Hille u. O. Rudloff ist ursprünglich in Izvestija d. Bulg. archäol. Instituts, VIII. 1935, 379—425, erschienen. Über den von Evlijā erwähnten Uhrturm (K. 32 Anm. 113) s. die Beschreibung bei L. Tonev, Kuli i kambanarii v Bŭlgarija do Osvobožděnieto (Sofia 1952) 140 ff. Zur Geschichte von Tatar-Pāzārğyk (K. 33 u. Anm. 116) s. noch die schon alte, aber immer wertvolle Publikation von St. Zachariev, Geografiko-istoriko-statističesko opisanie na Tatar-Pazardžiškâtâ kaazâ (Wien 1870). In Bezug auf Ihtimān und das Tekje (K. 35) s. K. Mijatev, Prinosi kŭm srêdnovêkovnata archeologija na bŭlgarskite zemi 3. Starini v Ichtiman (Godišnik na Narodnija muzej za 1921. Sofia 1922) 248 ff. Zu den Angaben über das Geschlecht der Mihaloglu (K. 35 u. Anm. 125) s. ergänzend: Ju. Trifonov, Istorija na grada Plêven do Osvoboditelnata vojna (Sofia 1933) 35 ff.; Michalbejovci v predanieto i istorijata (Bŭlgarska istor. biblioteka, II. 3. 1929, 212—229); G. P. Ajanov, Malko Tŭrnovo (Burgas 1939) 182—185; Archiv za poselištni proučvanija, I. 2. 1938, 32—36. Über Saruhān Begli (Saranjovo, heute Septemvri) (K. 36 u. Anm. 127) vgl. noch Zachariev 41 ff.; Tonev 57 ff. Die Studie von P. Mutafčiev, Die angebliche Einwanderung usw. (K. 40 Anm. 145) ist jetzt

auch in bulgarischer Sprache erschienen: P. Mutafčiev, Dobrudža. Sbornik ot studii. Sofia 1947, 108—246. Der bibliographische Hinweis bei K. 40 Anm. 145, ist unrichtig (statt Spisanie d. Bulg. Akademie d. Wiss. LXVI. 32. 1943). Die Angaben Evlijās über Varna (vgl. K. 47) sind in bulgarischer Sprache in Izvestija na Varnenskoto archeolog. družestvo, IV. 1911, 74—76, unter dem Titel „Varna predi 260 godini", veröffentlicht. Die Erwähnungen über die Genuesen bei Evlijā sind nicht, wie K. 46 Anm. 162, annimmt, als „eine dunkle Erinnerung an die Unternehmung des Grünen Grafen" (die bibliographischen Angaben darüber sind ergänzungsbedürftig), sondern vielmehr als Zeugnis der Popularität der bekannten türkischen Überlieferung (vgl. I. Dujčev, Überlieferungen über die Genuesen aus Bulgarien. Leipziger Vierteljahresschrift f. Südosteuropa, IV. 3. 1940, 170—175) zu deuten. Über die Kosakenüberfälle während des 17. Jh.s (vgl. K. 46 Anm. 166) s. noch I. Dujčev, Avvisi di Ragusa. Documenti sull'Impero turco nel sec. XVII e sulla guerra di Candia. Rom 1935, 6, 36 ff., 55, u. a. Über die Geschichte der Stadt Čirpan (K. 62 Anm. 237) vgl. noch N. P. Šŭbčev, Istorija i etnografija na gr. Čirpan (Čirpan 1938). Nachrichten über die Altertümer von Viza (vgl. K. 67 Anm. 248) finden sich bei H. K. Škorpil, Archeologičeski bêlêžki ot Strandža Planina (Izvestija d. Bulg. archäol. Gesellschaft, III. 1913, 235 ff.). Ergänzungsbedürftig sind auch die bibliographischen Angaben über Kazanlik (K. 74 Anm. 276); vgl. u. a. die Sammelbände: Kazanlûk v minaloto i dnes, I—III (Sofia 1912, 1928). Zur Frage der Schiffbarkeit der Marica im Mittelalter vgl. jetzt eine Notiz von D. Končev, Die Schiffbarkeit des Flusses Hebros-Marica im Altertum (Wissenschaftliche Zf. der E. Moritz Arndt-Universität Greifswald. Ges. u. sprachwiss. Reihe Nr. 1/2: Jg. VI. 1956/7, 137—139) (zu K. 84 Anm. 315). Über Stanimaka (heute Asenovgrad), die „verfallene Burg" und „das griechische Kloster" (K. 93) vgl. Jord. Ivanov, Asênovata krepost nad Stanimaka i Bačkovskijat monastir (Izvestija d. Bulgar. archäol. Gesell., II. 1912, 191—230); einen Versuch den Namen zu deuten hat P. Čilev: Izvestija d. Bulgar. archäol. Instituts, I. 1921/22, 236—237, unternommen. Über Āzādly (K. 80) vgl. die Angaben bei K. Mladenov. Odrinskitê gagauzi (Archiv za poselištni proučvanija, I. 4. 1938, 51—61). Über Qurūšly (K. 97) vgl. die Hinweise bei T. Jordanov: Archiv za poselištni proučvanija, II. 1. 1939/40, 73 ff. Über Kešān (K. 56 Anm. 213) vgl. noch A. Razbojnikov in Trakijski sbornik, II. 1930, 62 ff. Zu ergänzen sind noch andere bibliographische Bemerkungen in K.s Buch. Zur Bibliographie Evlijās in bulgarischer Sprache möchte ich auch D. Gadžanov, Evlija Čelebi. Opisanie na Sofija prez srêdata na XVII v. Bŭlgarski turist, IX. 2—3. 1910, 24—33, hinzufügen. Eine große Schwierigkeit für den Verf. bereitet, wie es scheint, die Identifizierung der verschiedenen Ortsnamen bei Evlijā Čelebi, weswegen er gewisse Namen unidentifiziert gelassen hat. Eine genauere Identifizierung hoffe ich anderswo zu geben. Ich verweise hier auf einige bulgarische Veröffentlichungen, in denen reiches Material darüber gegeben ist (z. B.: Vl. u. K. Škorpil, Nêkoi bêležki vŭrchu arheologičeskite i istoričeskitê izslêdovanija v Trakija. Plovdiv 1885; P. Deliradev, Prinos kŭm istoričeskata geografija na Trakija, I—II. 1953; G. P. Ajanov, Narodnosten lik na Zapadna Trakija. Burgas 1942; A. S. Razbojnikov, Narodnostnijat obraz na iztočnija dêl na Zapadna Trakija. Sofia 1944; Zapadna ili Belomorska Trakija. Iztočna Trakija. Sofia 1946, u. a.). Es ist zu bedauern, daß dem Verf.

diese wie auch einige andere bulgarische Veröffentlichungen unzugänglich oder unbekannt waren, da sie seine Forschungen beträchtlich erleichtert hätten.

Sofia I. Dujčev

Panagjurište i Panagjursko v minaloto. (Panagjurište und seine Umgebung in der Vergangenheit). Sofia 1956, S. 314.

In dem kurzen Vorwort von I. Dujčev, das diesem Sammelband von zwölf Aufsätzen verschiedener Autoren vorangestellt ist, wird die Erforschung der Vergangenheit einzelner Ortschaften und Landstriche als die Hauptaufgabe der bulgarischen Geschichtswissenschaft bezeichnet. Die einzelnen Beiträge über Panagjurište und seine Umgebung wollen in diesem Sinne zu einer vertieften Kenntnis der allgemeinen Geschichte Bulgariens beisteuern. Das Buch ist weniger eine Publikation von Materialien sondern vielmehr eine Darstellung des Raumes und der Vergangenheit von Panagjurište, das als Kreisstadt fünfzehn Ortschaften umschließt und gegenwärtig zum Bezirk Plovdiv gehört (P. Deliradev *Eine kurze geographisch-historische Übersicht über den Kreis von P., S. 7—44). Der Ortsname Panagjurište gehört mit eigenständigem Suffix (-ište) zu mgr. panagýri(on) im Sinne von „Bazar", ebenso wie buld. pana(j)ir „Jahrmarkt, (Muster-) Messe" (D. Dečev, *Die Herkunft des ON Panagjurište, S. 45—54). Dieser Raum ist alter Siedlungsboden, wie aus zahlreichen archäologischen Funden hervorgeht (vgl. D. Couchev, *Aus der fernen Vergangenheit der Umgebung von Panagjurište, S. 55—66). Das gegenwärtig nahezu rein bulgarisch besiedelte Gebiet kennt noch wertvolle Zeugnisse alter slawischer Sachkultur aus dem Bereich der Landwirtschaft (H. Vakarelski, *Ein Beitrag zum herkünftigen Wesen und der traditionellen Kultur der Umgebung von P., S. 67—144) sowie auf dem Gebiet des Hausbaues und der Wohnkultur, die auch terminologisch interessant sind (T. Vakarelski, *Beitrag zum Studium des Renaissance-Hauses in P., S. 145—166).

Den Bewohnern des Landstriches von P. kam im Aprilaufstand des J. 1876 verschiedentlich eine maßgebliche Rolle zu. So nimmt es nicht wunder, daß der Biographie und dem Wirken einzelner Revolutionäre in diesem heimatgeschichtlichen Sammelband ein breiter Raum zugestanden wird (vgl. die Beiträge 167—203). Ebenso wird auch die Rolle der Schulen, die kulturelle Breitenwirkung der Lesehallen sowie des Museums und des zeitweiligen Theaters ausgiebig gewürdigt. Trotz einiger Wiederholungen von Tatsachen in verschiedenen Aufsätzen und ungeachtet des unterschiedlichen wissenschaftlichen Wertes der einzelnen Beiträge ist der Sammelband als Ganzes ein gelungener Beginn, den man wegen seiner vielen Details wird zu schätzen wissen.

München J. Schütz

Rochlin, R. P.: Die Wirtschaft Bulgariens seit 1945. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Sonderhefte, Neue Folge Nr. 38, Reihe A: Forschung. Berlin, Duncker & Humblot, 1957. 144 S.

Nach einer gleichen Publikation über Polen (erschienen 1953) kommt diese zweite Arbeit des Verf.s in einer Zeit heraus, in der das Interesse im Westen an zuverlässigen und objektiven Darstellungen über die wirtschaftliche Entwicklung der ost- und südosteuropäischen Länder erst recht groß geworden ist. Über einige

dieser Länder, darunter über Bulgarien, ist im Westen und speziell in Deutschland bisher so gut wie gar keine umfassende wirtschaftswissenschaftliche Untersuchung veröffentlicht worden, so daß alle an Bulgarien interessierten Kreise die Arbeit von R. mit Dank begrüßen dürften.

In 128 S. Text, durchsetzt mit 47 Tabellen und mehreren Skizzen und Zahlenreihen, und in einem Anhang von 12 Tabellen unterrichtet uns der Verf. über die Entwicklung aller wirtschaftlichen Bereiche des Landes, angefangen mit Währung und Finanzen über Beschäftigung, Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handwerk, Binnenhandel und Verkehr bis einschließlich Außenwirtschaft. Bis zur Herausgabe der Studie waren bulgarischerseits keinerlei amtliche Statistiken mit absoluten Werten veröffentlicht worden, so daß der Verf. eine Fülle von Material bewältigen und viele indirekte Wege beschreiten mußte, um zu einem möglichst genauen Bild gelangen zu können. Daß dabei nicht alle einzelnen Daten und Entwicklungsvorgänge kritisch untersucht und beleuchtet worden sind, liegt in der Natur der Dinge: ohne zuverlässige amtliche Statistiken und Materialien ist jede Arbeit dieser Art unvollkommen. Allerdings hätten an einigen Stellen zumindest Andeutungen von Zweifeln an der Richtigkeit einiger entscheidender Daten gemacht werden können, so z. B. daß das Volkseinkommen 1955 zweimal so hoch gewesen sein soll wie 1948 bzw. 1939 (S. 21). An anderer Stelle (S. 28) widerlegt der Verf. eindeutig die bulgarische Behauptung, daß sich die Reallöhne im Jahre 1955 gegenüber 1939 verdoppelt haben sollen.

Bei allen Vergleichen der Vor- und Nachkriegsentwicklung der bulgarischen Wirtschaft und insbesondere der Einkommens-, Verbrauchs- und Lebenshaltungsverhältnisse darf nicht außer acht gelassen werden (R. erwähnt dies auch, allerdings mehr nebenbei — S. 26), daß die bulgarische Bevölkerung vor dem Kriege zu drei Vierteln (heute zu zwei Dritteln) aus Bauern bestand und diese Bauern in bezug auf Nahrungsmittel, Schuhwerk, z. T. Textilien und die meisten handwerklichen Leistungen (bei den letzteren auf dem Tauschwege) Selbstversorger waren, während heute die Produktion und die Versorgung auch des überwiegenden Teils der Landbevölkerung über den Markt geht. Allein der Fortfall des Tausches zwischen der Gebirgsbevölkerung (Holzmaterial, handwerkliche Erzeugnisse aller Art, Obst u. a.) und der Flachlandbevölkerung (Getreide) und dessen Umleitung über und Erfassung durch den Markt („Verkommerzialisierung" der Wirtschaft) bedeutet eine Aufblähung der statistisch ausgewiesenen Einkommens- und Verbrauchszahlen bei gleichzeitiger Verschlechterung des Daseins der betroffenen Bevölkerungsteile.

Kiel — Theodor Zotschew

VII. Albanien

Frashëri, Kristo: Lidhja e Prizrendit (Die Liga von Prizren), (1878—1881). Tirana, Verlag des Ministeriums für Unterricht und Kultur, 1956. 58 S.

Der Autor schildert die Ursachen, die zur Liga führten, die gedrückten Lebensverhältnisse in Albanien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, belegt seine Darlegungen durch Zitate aus amtlichen Berichten des russischen Konsuls A. Jonine (1861/62) aus Janina, des russischen Rates Trojanski (1875) über die Verhältnisse in der Myzeqe, des russischen Rates Timajev, der 1866 von Shkodra nach Prizren reiste. Sie berichten über Hungersnöte, Steuerdruck, Unzufriedenheit

im Lande. Er zeichnet den russisch-türkischen Krieg (1877—1878) mit seinen Folgen für das ottomanische Reich, für Albanien und sein Autonomiestreben. Dieses belegt er aus Amtsberichten des russischen Konsuls Shpejer (Speier) in Shkodra und des russischen Rates Jastrebov und des österreichisch-ungarischen Konsuls Vasiç in Shkodra. Der Autor zeichnet den Kreis der albanischen Männer, die 1878 den Komiteti i Stambollit bildeten (Naim Frashëri, Pashko Vasa, Sami Frashëri, Zef Jubani, Thimi Mitko, Kostandin Kristoforidhi, Abdyl Frashëri, Jani Vreto, Daut Boriçi, Shuaip Spahiu, Hodo Sokoli, Sulejman Vokshi). Über diesen Komiteti qëndror për mbrojtjen e të drejtave të kombësisë shqiptare (Zentralkomitée zum Schutz der Rechte der albanischen Nation) berichtet außer Jastrebov auch 1878 der österreichische Generalkonsul in Shkodra Lippich an seinen Chef, den Minister des Äußeren Grafen Andrassy. 47 Vertreter von Kosova, Metohija, Dibra, Westmakedonien unterschreiben am 18. Juni den Kararname, das Statut der Liga von Prizren mit dem Talimat als Anhang. Der Autor schildert die radikale und gemäßigte Partei innerhalb der Liga, die Folgen des Berliner Kongresses für Albanien, die Kämpfe wegen der Bezirke Plava und Gusi und die vielbesungene Tragödie Abdullah Dreni — Mehmet Ali Pasha in Gjakova, wobei er sich auf die Berichte der österreichischen Konsuln Jelinek und Lippich stützt, die Beschlüsse der Liga, ihre ersten Erfolge, die Zwietracht unter ihren Mitgliedern, ihr Ende, das Schicksal ihrer Prominenten — Ymer Prizrendi, der k r y e t a r, flieht nach Ulqin (Dulcigno), stirbt dort 1892, Shuaip Spahiu, der n ë n k r y e t a r i, Vizepräsident, wurde eingekerkert und starb im Kerker, Sulejman Vokshi wurde in Akka interniert, Abdyl Frashëri mußte 3 Jahre Kerker absitzen, dann wurde er in Kleinasien interniert, starb begnadigt 1892. Die Liga von Prizren endete so zunächst ergebnislos.

Leipzig M. L a m b e r t z

Dodbiba, L. — Spasse, S.: Gramatika e Gjuhës Shqipe, pjesa e parë, fillimet e sintaksës, fonetika-morfologjia, tekst për shkollën shtatëvjeçare, botim i tretë (Grammatik der albanischen Sprache, erster Teil, die Anfangsgründe der Syntax, der Lautlehre und der Formenlehre, Text für die Siebenjahrschule, 3. Aufl.) Tirana, Verlag des Ministeriums für den Unterricht und die Kultur 1955. 286 S.

Beraten von einer achtköpfigen Kommission mit Aleksander X h u v a n i und Mahir D o m i an der Spitze gaben die Schriftsteller Dodbiba und Spasse im Auftrag ihres Unterrichtsministeriums die Grammatik heraus, deren 3. Aufl. in 67 000 Exemplaren gedruckt wurde. Sie ist für die obersten Klassen der Siebenjahrschule bestimmt. Es gibt Siebenjahrschulen, Zehnjahrschulen, Mittelschulen (unsere Oberschulen, Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, shkollat e mesme benannt nach dem alten Vorgang der früheren österr.-ung. Monarchie), Hochschulen. Die Grammatik behandelt die heute in der Republika Popullore Shqipërisë, der albanischen Volksrepublik, eingeführte Sprache der Administration, der offiziellen Journale, der Schulbücher, also die Amts-, Schul- und Schriftsprache, d. i. das Toskische, eine toskische Gemeinsprache oder Koiné, wie sie mit mundartlichen Variationen südlich des Shkumbini-Flusses gesprochen wird, also in den städtischen Zentren Vlora, Berat, Korça. Gjirokastër bietet in seiner Stadtmundart starke Sonderheiten. Diese Schriftsprache wird von den führenden Schriftstellern in ihren Literaturwerken gepflegt, besonders von Dhimitër S h u t ë r i q i, Shefqet M u s a r a j, Sterjo S p a s s e, Fatmir G j a t a. Normativ für die Schriftsprache

ist jetzt das Wörterbuch des Instituts der Wissenschaften in Tirana von 1954, Fjalor i Gjuhës Shqipe, Instituti i Shkencavet, Sekcioni i Gjuhës e i Letersisë, Tiranë 1954, 648 S., herausgegeben von einer Kommisison, bestehend aus K. C i p o (verstorben), E. Ç a b e j, M. D o m i, A. K r a j n i, O. M y d e r r i z i. Die Grammatik von D. und Sp. zeugt von Gewandtheit der Autoren in der Schulmethodik des Sprachunterrichts. Sie erklärt die Elementarbegriffe Grammatik, Phonetik, Morphologie, Syntax und verwendet hiefür die allgemein üblichen griechisch-römischen Termini der Linguistik. Im Gebrauch der Fachausdrücke ist das Buch sehr vernünftig. Teils werden die fremdsprachlichen Termini behalten, wie in predikati (Prädikat), fraza (Phrasa), apostrofi (Apostroph), konkret, abstrakt, kolektiv, gjinia mashkullore (männliches Geschlecht), gjinia femërore (genus femininum), numëri (numerus), foljet transitive (verba transitiva), intransitive, hiefür sind albanische Ausdrücke noch nicht geschaffen und eingebürgert. Dagegen gibt es schon eine Menge guter albanischer grammatischer Termini, die das Buch verwendet und in die Schule einführt, so: fjalija der Satz, fjalija e thjeshtë einfacher Satz, fjalija e zgjeruar erweiterter Satz, kryefjala Subjekt, kallzuesi (neben predikati Prädikat), fjalija kryesore Hauptsatz, fj. e mvarur Nebensatz, kundrina Objekt, cilësori Attribut, plotësi adverbiale Bestimmung, ligjërata e drejtë direkte Rede, l. e çdrejtë oratio obliqua, piksimi Interpunktion, shkronjat Buchstaben, tingujt zanorë Vokale, bashkëtingëllore Konsonanten — die albanischen Termini sind geschickt geschaffen und übersetzt aus den alten lateinischen, z. B. hier bashkë zusammen und tingull Klang-, rrënjët Wurzeln, mbaresat Suffixe (wörtl. Endungen), parashtesat Vorsilben, prapashtesat Nachsilben, emri Nomen, nyjet Artikel, gjinija genus, njëjësi Singular, shumësi Plural, gjinija asnjanëse Neutrum, wörtl. übersetzt „nicht eines von beiden", rasat Casus, die Namen der Fälle aus dem Lateinischen übersetzt: emërore Nominativ, gjindore Genitiv, dhanore Dativ, kallzore Akkusativ, rrjedhore Ablativ, thirrore Vokativ, theksi der Akzent, lakimi die Deklination, mbiemër Adjektiv, wörtl. Zunomen, përemrat pronomina, wörtl. übersetzt, dëftore Demonstrativa, von dëftue zeigen, pronore Possessiva, zu pronar Eigentümer, lidhore Relativa, wörtl. Verbinder, pyetëse Interrogativa, zu pyet fragen, mënyrat Modi, zu mënyrë Art und Weise, dëftore Indikativ, zu dëftue zeigen indicare, lidhore Konjunktiv, zu me lidh binden, conjungere, habitore Admirativ, zu habitem ich erstaune, dëshirore Optativ, zu me dëshirue wünschen, kushtore Konditionalis, zu kushtë Bedingung, urdhërore Imperativ, përcjellore Gerundium, zu përcjellë begleiten, pjesore Partizip, zu pjesë Teil, paskajore Infinitiv, von pa und skaj ohne Ende, foljet die Verba, zu me folë sprechen, zgjedhimi Konjugation, zu zgjedhë Joch, con-iugare zusammenjochen, wörtl. übersetzt, ndaifolja Adverbia, wörtl., ndaj = ad, folja verbum.

Die Paradigmata der Substantiva, Pronomina, Verba sind reichlichst beigegeben. Die Erklärungen sind deutlich und für den Anfänger berechnet. Jedem Abschnitt ist ein albanischer Text vorausgeschickt, sowohl in Prosa wie in Versen, an dem dann die durchzunehmende Grammatikpartie demonstriert wird. Die Texte sind den als sprachlich vorbildlich geltenden Autoren entnommen, nämlich Kristoforidhis, Najm Frashëri, Çajupi, Fan Noli, Mehmet Shehu, Migjeni, Enver Hoxha, Fatmir Gjata, Shefqet Musaraj, Ndre Mjeda, Zihni Sako, A. Xhuvani, Mihal Grameno, Qemal Stafa, Andrea Varfi, Llazar Siliqi, Aleks Çaçi, Dhimitër Shutëriqi, Kolë Jakova, Volksmärchen, Volksliedern.

Die Grammatik ist nicht nur für albanische Schüler sehr brauchbar, sondern auch für den anderssprachigen Albanologen, denn sie orientiert über die heute für Schule und Amt gültigen Formen des Verbs und Substantivs, und über die Normen des Rechtschreibens. Das ist sehr wertvoll, da es im Albanischen viele strittige Rechtschreibpunkte gibt, so ob shtëpija (das Haus) oder shtëpia geschrieben werden soll, ob burrë (Mann) richtig ist oder burr, ob ma ta (mir ihn, dir ihn) oder m'a t'a zu schreiben ist u. v. a.

Das Buch ist somit mehr als ein Schulbuch und bereichert unsere grammatische Literatur.

Leipzig M. Lambertz

VIII. Griechenland

Byzantinische Geschichtsschreiber Bd. VI, hrsg. von E. von Iványka: Bilderstreit und Arabersturm in Byzanz. Das 8. Jahrhundert (717—813) aus der Weltchronik des Theophanes übersetzt, eingeleitet und erklärt von Leopold Breyer. Graz-Wien-Köln, Verlag Styria, 1957. 244 S. 2 Kartenskizzen.

Erfreulicherweise können wir wieder einen neuen Band der Byzantinischen Geschichtsschreiber anzeigen (vgl. SOF XVI 253). Diesmal ist die bekannte Weltchronik des Theophanes zu Grunde gelegt, also eines der mehr volkstümlich gehaltenen Werke der byzantinischen Geschichtsschreibung, das freilich neben anderen Chroniken einen gewissen Hochstand bedeutet. Die Auswahl des daraus übersetzten Abschnittes ist dadurch bedeutsam, da einmal für einen guten Teil der behandelten Zeit Theophanes die einzige ausführliche Quelle ist und er dabei — er ist 818 gestorben — seine Zeitgeschichte, die er im Bilderstreit mitstreitend und mitleidend erlebte, geschrieben hat. Wieder gibt der Übersetzer eine gute Einleitung zur Einführung und zum Verständnis der außen- und innenpolitisch so bewegten Zeiten, wobei ja die Darstellung des Bilderstreits durch einen überzeugten Anhänger der Bilderverehrung ihre besondere Färbung hat. Die Übersetzung sucht sich dem Chronikstil anzupassen, doch ist sie mitunter fast zu wörtlich und dann wieder unnötig frei. S. 30 wird κελεύσεις mit „ein Befehlsschreiben" übersetzt; vgl. dazu F. Dölger, Regesten Nr. 282. S. 33 ist der ἄρχων τοῦ τειχίου nach B. der „Aufsichtsbeamte über die Stadtmauer", während ihn J. B. Bury, The Imperial Administrative System in the Ninth Century S. 67 sicher mit Recht für den Befehlshaber der langen Mauern hält; dazu ist der Verweis zum J. 719, 9 S. 184 ungenau; denn bei Nikephoros (S. 56, 5 de Boor) steht ἄρχοντα τειχῶν. Sonst wird in zahlreichen Anmerkungen dem Benützer der Weg zum Verständnis von Einzelheiten geebnet; manchmal setzt jedoch der Kommentator mit seinen knappen Bemerkungen wohl zuviel bei dem Leser voraus. Der Stratege der Kibyraioten hatte „ursprünglich", aber eben dann nicht „gewöhnlich" die Bezeichnung Drungarios (zum J. 732, 1 S. 189). Das Thema Anatolikon setzt B. versehentlich in das östliche, statt in das westliche Kleinasien (zum J. 741, 4). Was er zum J. 792, 2 (S. 209) aus Anlaß der Ernennung eines Strategen anmerkt, ist so zum mindesten irreführend. Auch ist es unangebracht (S. 118) für τὰ περάτικα θέματα „Grenzlegionen" zu schreiben, und bei der Behandlung der Tetravela (zum J. 812, 3 S. 215) muß es natürlich heißen „dieser Aufbau heißt lateinisch (nicht griechisch): Tabernakel". Doch sehen wir von sol-

chen Einzelheiten weiterhin ab. Dem Buch sind Listen der byzantinischen Kaiser, der Patriarchen und Päpste, dazu der Kalifen und der Bulgarenkhane der behandelten Periode beigegeben, dazu ein ausführlicher Namen- und ein Sachindex. Auch dieser Band wird in der Reihe der Byzantinischen Geschichtsschreiber seine Aufgabe erfüllen.

Erlangen — Wilhelm Enßlin

Goodacre, Hugh: A Handbook of the Coinage of the Byzantine Empire. London, Spink & Son Ltd. 1957. XI. + 361 S. mit zahl. Abb. Ganzleinen £ 5,5 s.

Da Sabatiers 1862 erschienenes Werk „Monnaies Byzantines" vielfach überholt und der „British Museum Catalogue of Byzantine Imperial Coins", sowie Graf Tolstois 1912—14 in St. Petersburg erschienene „Monnaies Byzantines" nicht immer leicht zugänglich sind, kommt das vorliegende Handbuch einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Es erschien ursprünglich in drei Teilen (I 1928, II 1931, III 1933), was sich in der nunmehr in einem Bande erschienenen Neuauflage insoferne nachteilig auswirkt, als ein einheitlicher Index für den Gesamtband fehlt. Die neue Ausgabe stellt einen photomechanischen, durch Nachträge und Berichtigungen verbesserten Neudruck dar, der bis auf einige wenige mißlungene Abbildungen (z. B. S. 51, 88, 104, 105 u. a.) recht gut gelungen ist. G. bietet zunächst eine kurze Einführung in die byzantinische Numismatik, insbesondere auch in die wegen ihrer griechisch-lateinischen Mischformen oft recht schwierige Beschriftung dieser Münzen. Dankbar wird man daher vor allem auch die genaue Wiedergabe der verschiedenen Buchstabenformen begrüßen. Bei den einzelnen Herrschern werden die wichtigsten geschichtlichen Daten gegeben, sodann eine Charakteristik ihrer Münzprägungen und eine Aufzählung der einzelnen Münztypen, wobei natürlich auf Varianten u. dgl. verzichtet wird. Da es sich um einen photomechanischen Neudruck handelt, sind die Ergänzungen nicht im Text selbst vorgenommen, sondern dem ursprünglichen Wortlaut vorangestellt, in dem durch Sternchen neben den Seitenzahlen auf diese Nachträge verwiesen wird. Die ursprünglich von G. beigefügten, ohnehin nur annähernden modernen Preise für die byzantinischen Münzen konnten gleichfalls nicht geändert werden. Sie beziehen sich daher auf die Zeit der ersten Auflage, geben jedoch eine wenigstens relative Bewertung der einzelnen Münzen. Das gut ausgestattete Werk darf als Einführung in das wegen seiner oft schlechten Gepräge recht schwierige Gebiet der byzantinischen Numismatik bestens empfohlen werden.

Graz — Balduin Saria

IX. Sonstiges

Poulakos, Demetrios: Ἡ σύγχρονος Τουρκία. Κοινωνικὰ καὶ οἰκονομικὰ θέματα. Die gegenwärtige Türkei. Soziale und wirtschaftliche Probleme). Veröffentlichung der Gesellschaft für Mazedonische Studien. Institut für Studien der Balkanhalbinsel. Nr. 15. — Athen 1957. 135 S.

Die Arbeit von P. füllt eine Lücke im neueren wissenschaftlichen Schrifttum Griechenlands aus. Auf Grund eigener Landeskenntnisse und gestützt auf eine sorgfältig durchgearbeitete reiche Bibliographie zeichnet P. ein objektives Bild der heutigen Türkei. Im Vordergrund stehen dabei die Verhältnisse der allerjüngsten Zeit. Doch greift P. überall, wo es zu einem echten Verständnis erforder-

lich ist, auf die geschichtliche Vergangenheit zurück. Das macht sich immer wieder in sehr positiver Weise bemerkbar, z. B. im Kap. 4, das die religiösen Verhältnisse behandelt; hier verfolgt P. die bekanntlich gerade in Kleinasien bis ins 20. Jh. hinein sehr einflußreichen Derwischbewegungen bis in ihre Ursprünge zurück.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: „Gesellschaft" und „Wirtschaft". Das 1. Kap. des ersten Teils, „Soziale Schichtung", beschäftigt sich in erster Linie mit der Rolle der Offiziere und Beamten, der fast ausschließlichen Träger des ursprünglichen Kemalistischen Staatsaufbaus einerseits, der Bedeutung der im Laufe der letzten Jahrzehnte herangewachsenen Schichten der Kaufleute, Techniker usw. andererseits, schließlich mit den gerade jetzt wieder sehr einflußreichen Großgrundbesitzern. Die Gegensätze und Spannungen zwischen diesen Gruppen sind für das innerpolitische Kräftespiel in der Türkei heute von ganz besonderer Bedeutung. — Im Mittelpunkt des 2. Kap., „Politische Fragen", steht die Entwicklung der Beziehungen der Türkei zur Sowjetunion, ferner das Problem der Minderheiten in der Türkei, vor allem der Kurden, Tscherkessen, Georgier, Lasen, Armenier usw. Die sich aus der Existenz dieser Völker sowohl in der Türkei als auch in der Sowjetunion einerseits, der verschiedenen Turkvölker in der Sowjetunion andererseits ergebenden Berührungspunkte zwischen der türkischen Innen- und der Außenpolitik werden besprochen. Anschließend werden die innenpolitischen Maßnahmen der gegenwärtigen demokratischen Regierung und die innerpolitischen Gegenströmungen, die in der heutigen Türkei lebendig sind, analysiert. — Kap. 3, „Rassische und ideologische Fragen", stellt die verschiedenen in den letzten Jahrzehnten von türkischer Seite aufgestellten Abstammungstheorien den objektiven Erkenntnissen der Anthropologie und der Geschichtswissenschaft über die blutsmäßige Zusammensetzung des türkischen Volkes gegenüber. Weiter werden die wesentlichen geistigen Strömungen des 19. und 20. Jh.s besprochen, der Osmanismus der Tanzimatzeit, der Panislamismus, ferner der Panturanismus der Jungtürken, der in seinen letzten Ausläufern noch in der Zeit des 2. Weltkrieges wiederauflebte, obwohl er durchaus im Gegensatz zum Nationalismus der Türkischen Republik stand und von dieser unterdrückt wurde. — Kap. 4, „Religion", behandelt den Islam in der Türkei, von Hause aus infolge der gerade für Anatolien charakteristischen Neigung zu Sektenbildung und Derwischbewegungen keineswegs eine so geschlossene einheitliche Erscheinung, wie sonst manchmal angenommen. Das ist auch bei der Auseinandersetzung zwischen Kemalismus und Islam wohl zu beachten. — Mit vollem Recht stellt der Verf. das Thema „Das System der staatlichen Unternehmungen", bekanntlich für den Wirtschaftsaufbau der türkischen Republik besonders charakteristisch, als Kap. 5 mit in den Zusammenhang des in der ersten Hälfte des Buches behandelten Problemkreises; beruht doch dieses System weit mehr auf politischen und sozialstrukturellen Gegebenheiten als auf eigentlich wirtschaftlichen Erwägungen. Die Diskrepanz zwischen juristischer Form und wirtschaftlicher Funktion der einzelnen Unternehmen macht ihre Unterteilung recht schwierig. P. scheidet sie — im wesentlichen aus historischen Gründen — in folgende Hauptkategorien: Staatliche Monopole, Unternehmen mit staatlichem Kapital, die dem Gesetz 3460 von 1938 unterliegen (wie Eisenbahn, die großen Holding-Gesellschaften Eti- und Sümer-Bank, die Landwirtschaftsbank, die Gesellschaft für Maschinen und chemische Industrie, das Toprak-Amt, d. h. das Amt für Bodenerzeugnisse), weiter Kapitalgesellschaften mit staat-

licher Stimmenmehrheit (wie z. B. die Türkische Seebank), schließlich sonstige Unternehmen besonderer Art. Namentlich die ersten beiden Kategorien, denen die wichtigsten staatlichen Unternehmen angehören, werden eingehend untersucht. — Das Schlußkapitel des 1. Hauptteils, „Technisches und allgemeines Unterrichtswesen", setzt sich mit einem Schlüsselproblem der Türkei wie jedes „Entwicklungslandes" auseinander. U. a. wird hier auf die angesichts der großen Zahl vielfach kleiner und weitauseinanderliegender Dörfer besonders brennende Frage des Landschullehrers hingewiesen, eine Frage, deren Lösung vielleicht schwieriger ist als manches Problem des mittleren und höheren Erziehungswesens.

Der zweite Hauptteil des Buches, „die Wirtschaft", behandelt im 1. Kapitel, „National-Rechnungen", Entwicklung, Zusammensetzung und Verteilung des Volkseinkommens u. ä. Die hierbei — ohne jeden polemischen Hintergrund — gebotenen Vergleiche mit den entsprechenden Zahlen Griechenlands sind nicht nur für den griechischen Leser recht instruktiv. — Das 2. Kapitel, „Wirtschaftspolitik", setzt sich vor allem mit der großen Investitionsperiode seit 1948 auseinander, ihren bisherigen Ergebnissen, aber auch der durch sie hervorgerufenen gegenwärtigen schweren Krise, die sich in Währungsverfall, Konsumgütermangel, passiver Handels- und Zahlungsbilanz und starker Auslandsverschuldung bemerkbar macht. — Das 3. Kapitel beschreibt die einzelnen Zweige der türkischen Industrie. — Im 4. Kapitel, „Ausländisches Kapital und Erdöl", werden die Gesetzgebung zur Förderung ausländischer Kapitalanlagen von 1951 und vor allem 1954 (Gesetz Nr. 6224 vom 18. 1.) und die daraufhin erfolgten ausländischen Investitionen in der Türkei behandelt; besonders wichtig ist das ganze Problem im Hinblick auf die türkischen Erdölvorkommen, deren Ausbeutung praktisch nur auf dieser Basis möglich sein dürfte. — Das 5. Kapitel befaßt sich mit Ackerbau und Landwirtschaft.

Der Wert des Buches von P. beschränkt sich keineswegs darauf, daß es den Landsleuten des Verf.s in wissenschaftlich zuverlässiger Weise die Probleme des Nachbarlandes vor Augen führt. Es enthält vielmehr für jeden, der sich irgendwie mit der zeitgenössischen Türkei beschäftigt, eine Fülle wertvoller Hinweise sachlicher und methodischer Art. (Letzteres z. B. zum Problem der in ihren Ergebnissen gelegentlich zu begründeten Zweifeln Anlaß gebenden türkischen Statistiken. P. nimmt diese Statistiken gegen die manchmal erhobenen Vorwürfe, ihnen lägen teilweise bewußte Verschleierungsabsichten zugrunde, weitgehend in Schutz — sicher mit Recht). Die Ergebnisse der Arbeit von P. gehen in mehr als einer Hinsicht erheblich über das hinaus, was sonst in der —recht umfangreichen — internationalen Türkeiliteratur zu finden ist.

Hamburg/Nienstedten — Friedrich Karl Kienitz

Akademija nauk SSSR. Institut slavjanovedenija. Kratkie soobščenija. Nr. 21. (Akad. d. Wiss. der UdSSR. Institut für Slawistik. Kurze Mitteilungen). Moskau 1957. S. 115.

Das 21. Heft dieser Publikationsreihe bringt u. a. vier Vorträge zum Abdruck, die Rückschau auf das Wirken M. S. Drinoffs, aus Anlaß seines 50. Todesjahres, halten. M. S. Drinoff (1838—1906) war einer der ersten Bulgaren, die an der Moskauer Universität (1861—1865) ihre Ausbildung erlangten. Er blieb auch zeitlebens der russischen Wissenschaft verbunden, wiewohl sein gelehrtes Bemühen den Anliegen seines Volkes ausschließlich gewidmet war.

Als Historiker (S. A. Nikitin, *M. S. Drinoff als Historiker, S. 3—12) galt sein Interesse überwiegend der Geschichte der Südslawen, und die Problemkreise, die ihn anzogen, gehören auch heute noch zu den Kernfragen balkanslawischer Vergangenheit (*Über die Herkunft der Bulgaren und die Anfänge der bulg. Geschichte, 1869; *Die Besiedlung der Balkanhalbinsel durch die Slawen, 1873; *Die Südslawen und Byzanz im 10. Jh., 1876 u. a.). Über *Die gesellschaftlich-politische Tätigkeit M. S. Drinoffs (S. 13—22) handelt I. W. Koz'menko. Das Material zu dieser Thematik entnimmt der Autor zum größten Teil den Gelegenheitsaufsätzen Drinoffs, (vgl. auch M. S. Drinoff, Sъčinenija (Werke), Bd. I—III. Sofia 1909—15), der vom Ausland aus den politischen Geschehnissen in seiner Heimat reges Interesse entgegenbrachte. Dabei fällt das noch ganz dem Geist des Rationalismus verbundene Ringen Drinoffs um eine Überzeugung breiter Schichten vom Wert einer allgemeinen Bildung und Aufklärung in die Augen. In diesem Zusammenhang verdient eine Episode an sich Beachtung (S. 5. 15.). Drinoffs Aufenthalt in Westeuropa führte ihn 1864 in den Kreis bulgarischer Emigranten zu Wien, in dem die Gründung einer literarischen Gesellschaft, wie schon 1854 zu Odessa, rege erörtert wurde. Als Vorsitzender war Drinoff selbst vorgesehen. Obgleich dieses Bemühen zunächst nicht fruchtete, so mögen doch von hier aus Anregungen weitergewirkt haben, als es 1869 in Braila zur „Bulg. Literar. Gesellschaft" kam und Drinoff deren Vorsitzender wurde. Als erster Volksbildungsminister (Mai 1878 — April 1879) in der „Russischen Zivilverwaltung" unter Fürst W. A. Tscherkasskij, im Anschluß an den russ.-türk. Krieg (1877—78), machte sich Drinoff durch sein Schulprogramm verdient.

Mehr als dreißig Jahre lehrte D. an der Universität zu Charkow (I. S. Il'čuk, *Drinoffs Wirken an der Univ. Charkow in den Jahren 1873—1906, S. 23—36).

Aus der Fülle einer eingehenden Vertrautheit mit der Bulgaristik und zugleich mit der philologischen Seite Drinoffscher Forscher- und Lehrtätigkeit schöpft S. B. Bernštejn (*M. S. Drinoff als Sprachwissenschaftler, S. 37—50). Der Aufsatz ist eine detaillierte Wertung Drinoffscher Verdienste, wie z. B. um die bulgarische Orthographie, die nach der Befreiung (1878) mit geringen Abwandlungen bis 1921 in Gebrauch war. Insgesamt eine gediegene Würdigung der Arbeiten eines großen Philologen von der gegenwärtigen Höhe seiner Disziplin aus, sowie eine kritische Einordnung seiner Forschungsergebnisse in die Geschichte der slawischen Philologie. Mit Drinoffs Namen ist ein entscheidender Abschnitt bulgarischer Kulturgeschichte bleibend verknüpft.

München J. Schütz

Koch, Hans: Sowjetbuch. Köln, Deutsche Industrieverlags-GmbH. 1957. 684 S. + 6 Ktn. DM 27.—.

Der Herausgeber hat in Verbindung mit Mitarbeitern des Münchener „Osteuropa-Instituts" ein Nachschlagewerk vorgelegt, das dankbar begrüßt werden muß. Es bringt in seinem ersten Teil (S. 3—382) eine durch ein Register erschlossene „Sowjetkunde": Land und Volk, Geschichte, Partei und Staat, Wirtschaft, Kultur und Religion — das sind die Stichworte für einige Hauptabschnitte. Der zweite Teil ist ein „Who is who?" der UdSSR: er enthält Kurzbiographien der führenden Persönlichkeiten und Verzeichnisse des Mitgliederstandes wichtiger Körperschaften (Partei, Verwaltung, Wirtschaft, Diplomatie, Landesverteidigung, Kirche). Da die biographische Abteilung fast 160 Seiten stark ist und zweispaltig

gedruckt wurde, bringt sie — oft allerdings sehr knappe — Angaben über 2 000 Funktionäre. Der dritte Teil (S. 591—677) bringt eine Bibliographie westlichen Schrifttums zur Sowjetkunde. Die einzelnen Titel (wir vermissen u. a. die wichtige Arbeit G. von M e n d e s über die Rußlandtürken) werden mit einem referierenden Kommentar versehen. Das ist gewiß zu begrüßen. Die Anlage einer „bibliographie raisonnée" setzt jedoch voraus, daß auf die kritische Sonde nicht verzichtet wird. Wenn z. B. das Buch von H. H. S c h r e y (S. 623) aufgeführt wird, so mußte man etwa durch Hinweis auf bestimmte Besprechungen andeuten, daß diese Schrift über „Staat und Kirche in Europa und im europäischen Rußland 1918—1953" nicht nur theologisch einseitig, sondern auch voller Fehler ist. Selbstverständlich hat das „Sowjetbuch" auch für die Südosteuropakunde große Bedeutung als erste Informationsquelle, wir denken dabei etwa an die Angaben über den Außenhandel, die für Ostmitteleuropa freilich etwas detaillierter hätten sein können (S. 296 ff.). J. K.

Seite

Vaillant, Andrè: Etymologica 216
Valjavec, Fritz: Ein „Votum Valachicum" v. J. 1681 217
Vuković, Jovan: Das serbokroatische Toponym Goražde und Verwandtes 221
Schriftenverzeichnis von Erich Koschmieder (1922—1958) 223

Mitteilungen

Petrović, Petar Ž.: Serbokroatische „Hochzeits-Friedhöfe" 233
Lambertz, M.: Zur albanischen Literaturgeschichte 237
Saria, Balduin: Vladimir R. Petković (1874—1956) 243
Kretzenbacher, Leopold: Viktor von Geramb (1884—1958) . . . 244
Walter Lörch (1889—1958) 245

Aus der Südosteuropa-Forschung

2. und 3. Internationale Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft . . 246
Südostdeutsche Historische Kommission 247
Errichtung eines Lehrstuhls für Südosteuropa an der Universität München 249

Bücher- und Zeitschriftenschau

I. Allgemeines 250
II. Tschecho-Slowakei 265
III. Ungarn 271
IV. Jugoslawien 288
V. Rumänien 313
VI. Bulgarien 319
VII. Albanien 324
VIII. Griechenland 327
IX. Sonstiges 328

Im Verlag R. Oldenbourg, München sind erschienen:

Südosteuropäische Arbeiten

Im Auftrage des Südost-Instituts München herausgegeben von
Prof Dr. Fritz Valjavec

Nr. 40 Helmut Preidel: DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN SIEDLUNGSRÄUME IN BÖHMEN UND MÄHREN. München 1953. Preis 13.— DM

Nr. 41—45 Fritz Valjavec: GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KULTURBEZIEHUNGEN ZU SÜDOSTEUROPA.
I. MITTELALTER. München 1953. Preis 18.— DM
II. REFORMATION UND GEGENREFORMATION
München 1955. Preis 18.— DM
III. AUFKLÄRUNG UND ABSOLUTISMUS. München 1958. Preis 27.— DM
IV. DAS 19. JAHRHUNDERT. In Vorbereitung.
V. ANHANG, BIBLIOGRAPHIE, REGISTER. In Vorbereitung.

Nr. 46 Wladimir Sas-Zaloziecky: DIE BYZANTINISCHE BAUKUNST IN DEN BALKANLÄNDERN UND IHRE DIFFERENZIERUNG UNTER ABENDLÄNDISCHEN UND ISLAMISCHEN EINWIRKUNGEN. Studien zur Kunstgeschichte der Balkanländer. München 1955. Preis 15.— DM

Nr. 47 STUDIEN ZUR UNGARISCHEN FRÜHGESCHICHTE. George Vernadsky: Lebedia. Michael de Ferdinandy: Álmos. München 1957. Preis 7.50 DM

Nr. 48 Emanuel Turczynski: DIE DEUTSCH-GRIECHISCHEN KULTURBEZIEHUNGEN BIS ZUR BERUFUNG KÖNIG OTTOS. München 1958. Im Druck.

Nr. 49 Franz Babinger: SULTANISCHE URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER OSMANISCHEN WIRTSCHAFT UND STAATSVERWALTUNG AM AUSGANG DER HERRSCHAFT MEHMEDS II., DES EROBERERS.
München 1956. Preis 25.— DM

Nr. 51 Gjergj Fishta: DIE LAUTE DES HOCHLANDES (Lahuta e Malcis). Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Max Lambertz.
München 1958. Preis 20.— DM

Nr. 52 Joh. Karayannopulos: DAS FINANZWESEN DES FRÜHBYZANTINISCHEN STAATES. München 1958. Preis 30.— DM

Nr. 53 Leopold Kretzenbacher: SANTA LUCIA UND DIE LUTZELFRAU. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas.
München 1958. Preis 12.— DM

Ältere Bände der „Südosteuropäischen Arbeiten" zum Teil noch vorrätig.

Südosteuropa-Bibliographie

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.
II. Teil: Allgemeines, Albanien, Jugoslawien, Ungarn (in Vorbereitung).

Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas

Herausgegeben vom Südost-Institut München

Nr. 1 D. Slijepčević: DIE BULGARISCHE ORTHODOXE KIRCHE 1944—1956.
München 1957. Preis 6.— DM

Nr. 2 J. Kühl: FÖDERATIONSPLÄNE IM DONAURAUM UND IN OSTMITTELEUROPA. München 1958. Preis 10.50 DM

Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7.

Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropas

Herausgegeben vom Südostinstitut München. Erscheint monatlich im Umfang von 20—25 Seiten. Preis jährlich 30.— DM für natürliche Personen, 42.— DM für juristische Personen.

Im Verlag R. Oldenbourg, München erscheint ferner:

Südostdeutsches Archiv

Im Auftrag der
Südostdeutschen Historischen Kommission
herausgegeben von
Harold Steinacker, Balduin Saria, Fritz Valjavec
1. Band, 1958, IV und 186 Seiten, sowie 18 Tafeln
Preis DM 15.—.

Buchreihe

der Südostdeutschen Historischen Kommission
In Verbindung mit
Balduin Saria und Fritz Valjavec
herausgegeben von
Harold Steinacker

1. Band: Günther Frh. v. Probszt: DAS DEUTSCHE ELEMENT IM PERSONAL DER NIEDERUNGARISCHEN BERGSTÄDTE.
München 1958. Preis 12.— DM

SÜDOST-FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschižewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVII

1958

2. Halbband

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten, Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten, Band XVI, 1957, XI und 520 Seiten, Band XVII, 1958, XI und 490 Seiten je DM 40.—.

Beiträge sowie alle die **„Südost-Forschungen"** betreffenden Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber

Prof. Dr. Fritz Valjavec, München 15, Güllstraße 7

Inhaltsverzeichnis

Seite

Aufsätze

Kiszling, Rudolf: Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente 1929—1937 (1. Teil) 333

Žontar, Jos.: Christian Wilhelm Heil, ein Diplomat, Projektemacher und nationalökonomischer Theoretiker des 18. Jahrhunderts 376

Mitteilungen

Prokopowitsch, Erich: Ein Vorschlag zur Umsiedlung der buchenländischen Tschangonen aus dem J. 1824 407

Kronasser, Heinz: Paul Kretschmer 409

Glauert, G.: Otto Maull (1887—1957) 412

Aus der Südosteuropa-Forschung

Hoffman, George W.: Die Ost- und Südosteuropa-Forschung in den Vereinigten Staaten 417

Bücher- und Zeitschriftenschau

I. Allgemeines 428
II. Tschecho-Slowakei 441
III. Ungarn 447
IV. Jugoslawien 454
V. Rumänien 474
VI. Bulgarien 478
VII. Albanien 486
VIII. Griechenland 488

SÜDOST-FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschižewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVII

1958

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

DRUCK MAX SCHICK, MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Aufsätze

Belić, Alexander	Über das Präsens	3—7
Braun, Maximilian:	Aus der heldischen Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts	7—15
Diels, Paul:	Zum Mittelslowakischen	16—22
Djordjević, Miloš:	Freiherr von Herder und Sima Milutinović	23—31
Filipović, Vladimir:	Kroatische Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts	31—45
Grivec, Franz:	Konstantin-Cyrills Freundschaft mit Photios	46—51
Humbach, Helmut:	Die iranische Anāhitā im Münchener serbischen Psalter	51—56
Hraste, Mate:	Über die Heimat der Langzeilenepik auf Grund der sprachlichen Analyse . .	57—67
Kiszling, Rudolf:	Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente 1929—1937 (1. Teil) . .	333—376
Lettenbauer, Wilhelm:	Bemerkungen zur Baumverehrung im Volkstum und Brauchtum der Südslawen	68—82
Marinković, Borivoje:	Wer war Ludwig Franz Hack v. Ancherau?	82—94
Matl, Josef:	Slow., skr., bulg. baraba, madjar. bërábër, barábër, bayrisch-österreichisch Subst. Paràber (Baraber), Verb. barabern	94—100
Medaković, Dejan:	Die venezianische Graphik des späten 15. Jahrhunderts und deren Nachhall im serbischen Buchdruck	101—109
Nonnenmacher, Elisabeth:	Ein Brief Paul Josef Šafařiks an Lukijan Mušicki	109—114
Pavlović, Milivoj:	Vuks Anteil an der Ausarbeitung eines terminologischen Wörterbuches im Jahre 1853	114—124
Pribić, Nikola:	Zur Geschichte des Wörterbuchs der Jugoslawischen Akademie	124—128
Prvulovich, Zhika Rad.:	Njegoš's panentheistic conception of God	129—143
Radojičić, Djordje Sp.:	Das Akrostichon in der altserbischen Literatur	144—152

		Seite
Reichenkron, Günter:	Der lokativische Zahltypus für die Reihe 11 bis 19: „eins auf zehn"	152—174
Rudnyćkyj, I. B.:	Der Name „Ukraine" im Deutschen . .	175—180
Schmaus, Alois:	Bugarština-Studien	180—190
Schriftenverzeichnis von Erwin Koschmieder (1922—1958)		223—232
Schütz, Joseph:	Die altserbokroatischen Personennamen vom Typ Drьžihьna, Bratohna . . .	190—198
Skok, Petar †:	Die Bezeichnungen der Ente im Serbokroatischen	198—203
Tschižewskij, Dimitrij:	Mickiewicz bei den Slowaken . . .	203—215
Vaillant, André:	Etymologica	216—217
Valjavec, Fritz:	Ein „Votum Valachicum" v. J. 1681 . .	217—221
Vuković, Jovan:	Das serbokroatische Toponym Goražde und Verwandtes	221—222
Žontar, Jos.:	Christian Wilhelm Heil, ein Diplomat, Projektemacher und national-ökonomischer Theoretiker des 18. Jahrhunderts	376—406

II. Mitteilungen

Glauert, G.:	Otto Maull (1887—1957)	412—416
Kretzenbacher, Leopold	Viktor von Geramb (1884—1958) . .	244—245
Kronasser, Heinz:	Paul Kretschmer	409—412
Lambertz, M.:	Zur albanischen Literaturgeschichte (Forschungsbericht)	237—243
Walter Lörch (1889—1958)		245
Petrović, Petar Ž.:	Serbokroatische „Hochzeits-Friedhöfe"	233—236
Prokopowitsch, Erich:	Ein Vorschlag zur Umsiedlung der buchenländischen Tschangonen aus dem J. 1824	407—409
Saria, Balduin:	Vladimir R. Petković (1874—1956) . .	243—244

III. Aus der Südosteuropa-Forschung

B. S.:	2. und 3. Internationale Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft . . .	246—247
B. S.:	Südostdeutsche Historische Kommission	247—249
Errichtung eines Lehrstuhls für Südosteuropa an der Universität München		249
Hoffman, George W.:	Die Ost- und Südosteuropa-Forschung in den Vereinigten Staaten	417—427

IV. Bücher- und Zeitschriftenschau

Seite

Acta Historiae Artium Academia Scientiarum Hungaricae IV. tom. 271

Akademija nauk SSSR. Institut slavjanovedenija. Kratkie soobščenija Nr. 21 330

Allmayer-Beck, Johann Christoph: Ministerpräsident Beck 257

Andreades, K. G.: Ἡ μουσουλμανικὴ μειονότης τῆς Δυτικῆς Θράκης 488

Angyal, Andreas: Barock in Ungarn 284

Antalffy, Gyula: Börzsöny 285

Antidoron Michaeli Abramić septuagenario oblatum a collegis et amicis. Vol. I. 454

Antoljak, Stjepan: Belina „darovnica" Hvaranima je falzifikat 462

Arheološki Vestnik, 7. Jg. 288

Atlasul Lingvistic Romîn, Serie Nouă, Vol. I 317

Barac, Antun: Hrvatska književnost od Preporoda do stvaranja Jugoslavije, Bd. 1 469

Bednárik, Rudolf: Mal'ované ohništia v oblasti Malých Karpát 445

Benadík, B. — Vlček, E. — Ambros, C.: Keltské pohrebiská na juhozápadnom Slovensku. — Keltische Gräberfelder der Südwestslowakei 441

Benedikt, Heinrich: Die wirtschaftliche Entwicklung in der Franz-Joseph-Zeit 439

Borbiró, Virgil — Valló, István: Győr városépitéstörténete 451

Z Bratislavských knižnic 265

Byzantinische Geschichtsschreiber, Bd. VI 327

Cotoşman, Gh.: Viaţa Sfîntului Iosif cel Nou, mitropolitul Timişorii şi a toată ţara Banatului (1650—1656) 476

Cotoşman, Gh.: Sfîntul Iosif cel Nou, mitropolitul Timişorii şi a toată Ţara Banatului . . . 476

Dacia. Revue d' archéologie et d' histoire ancienne N. S. I 474

Décsy, Gyula: Eine slowakische medizinische Handschrift aus dem 17. Jahrhundert . . . 265

Dercsényi, Dezső — Pogány, Frigyes — Szentkirályi, Zoltán: Pécs 451

Dercsényi, Dezső — Zolnay, László: Esztergom 451

		Seite
Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten		253
Diplich, Hans [Hg.]:	Deutsches Bauernleben im Banat	318
Documents on International Affairs 1954		250
Dodbiba, L. — Spasse, S.:	Gramatika e Gjuhës Shqipe	325
Dokumenty k protifeudálnom bojom slovenského ludu (1113—1848)		441
Dörrer, Anton:	Tiroler Umgangsspiele	262
Dvornik, Francis:	The Slavs	251
Eckhardt, Sándor:	Új fejezetek Balassi Bálint viharos életéből	450
Enciklopedija Jugoslavije 3. Bd.		457
Az Érem, 11. Jg.		275
Farkas, Julius von:	Ungarns Geschichte und Kultur in Dokumenten	449
de Ferdinandy, Michael:	Tschingis Khan. Der Einbruch der Steppennomaden	264
Ferluga, Jadran:	Vizantiska uprava u Dalmaciji	459
Fischer-Galati, Stephen [Hg.]:	Romania	316
Fitz, Jenő:	Hercules-kultusz eraviszkusz területen	275
Fjalor i gjuhës Shqipe		486
Frashëri, Kristo:	Lidhja e Prizrendit	324
Frashëri, Naim:	Lulet e verësë	488
Geomorphologische Studien		431
Georgieva, Sonja — Velkov, Velizar:	Bibliografija na bŭlgarskata arheologija (1878—1955)	481
Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu Bd. I.		290
Goodacre, Hugh:	A Handbook of the Coinage of the Byzantine Empire	328
Groß, Hermann:	Die Landwirtschaft im Rahmen der Wirtschaftspolitik der ostmitteleuropäischen und südosteuropäischen Staaten	440
Grothusen, Klaus-Detlev:	Die Entwicklung der wissenschaftlichen Bibliotheken Jugoslawiens seit 1945	472
Gušić, Branimir:	Čovjek i Kras	305
Hajnal, István:	A propos de l'enseignement de l'écriture dans les universités mediévales	276
Halperin, Ernst:	Der siegreiche Ketzer	258
Heintsch, Karol:	Ze studiów nad Szwajpoltem Fiolem, 1. Teil	260
Huzjak, Višnja:	Zeleni Juraj	310

		Seite
Istorija Južnych i Zapadnych Slavjan		431
Izvestija na Archivnija institut Bd. I		478
Izvestija na Instituta za bŭlgarska istorija, Bd. 6		479
Jadranski Zbornik, Bd. I		295
Jandaurek, H. — Holter, K.:	Das Alpenvorland zwischen Alm und Krems	254
Jarak, Nikola:	Poljoprivredna politika Austro-Ugarske u Bosni i Hercegovini i zemljoradničko zadrugarstvo	301
Jelavich, Charles:	Bulgarian „Incunabula"	483
Jugoslavija. 13. Heft		458
Karapandžić, Borivoje:	Gradjanski rat u Srbiji 1941—1945	466
Kečkemet, Duško:	Bibliografija o Splitu. Bibliographie sur Split	473
Kiss, Lajos:	Vásárhelyi müvészélet	454
Kissling, H. J.:	Beiträge zur Kenntnis Thrakiens im 17. Jahrhundert	319
Klett, Otto [Hg.]:	Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1958	315
Kloiber, Ämilian:	Die Gräberfelder von Lauriacum. Das Ziegelfeld (Forschungen in Lauriacum, Bd. 4/5)	252
Kniezsa, István:	A magyar nyelv szláv jövevényszavai I. Teil	286
Koch, Hans:	Sowjetbuch	331
Kompleksna naučna dobrudžanska ekspedicija prez 1954 godina		482
Treći kongres folklorista Jugoslavije, držan od 1.—9. IX. 1956 g. u Crnoj Gori		468
Korompay, György:	Veszprém	451
Kotnik, France:	Storije I., Koroške narodne pripovedke in pravljice	311
Kranzmayer, Eberhard:	Ortsnamenbuch von Kärnten	258
Krekić, Bariša:	Dubrovnik i Levant	461
Kumer, Zmaga:	Slovenske prireditve srednjeveške božične pesmi Puer natus in Bethlehem	468
Lehmann, Ernst — Pietsch, Hugo — Zahradnik, Paul:	Um Glaube und Heimat	269
Lichtenberger, Elisabeth — Bobek, Hans:	Zur kulturgeographischen Gliederung Jugoslawiens	303
Lippold, A. — Kirsten, E.:	Donauprovinzen	432

		Seite
Liptak, Johann — Steinacker, Roland:	Das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei	270
Maenner, Emil:	Guttenbrunn	477
A magyarországi müvészet története I. Bd.		277
Mahnken, Irmgard:	Die Personennamen des mittelalterlichen Patrizipats von Dubrovnik als Quelle zu ethnographischen Untersuchungen . .	462
Mal, Josip:	Stara Ljubljana in njeni ljudje . . .	300
Mamatey, Victor S.:	The United States and East Central Europe 1914—1918	257
Martius, Irmgard:	Großösterreich und die Siebenbürger Sachsen 1848—1859	255
Materiale şi cercetări arheologice. Vol. II		313
Die Matrikel der Universität Wien I,2		250
Matula, Vladimir:	L'udovit Štúr (1815—1856)	268
Mecenseffy, Grete:	Geschichte des Protestantismus in Österreich	433
Melzer-Hasak, Ilse:	Christophorus Demantius Reichenbergensis	439
Merell, Jan:	Bible v Českých zemích	445
Mezey, László:	Irodalmi anyanyelvüségünk kezdetei az Árpádkor végén	285
Mikov, V.:	Zlatnoto sŭkrovište ot Vŭlčitrŭn . .	481
Milojević, B. Ž.:	Die geographischen Gebiete Serbiens .	304
Miskolczy, Gyula:	A magyar nép történelme a Mohácsi vésztől az első világháborúig . . .	275
Mitscha-Märheim, Herbert:	Der Avarenfriedhof von Leithaprodersdorf	264
Mlakar, Štefan:	Amfiteater u Puli	300
Mlakar, Štefan:	Das Amphitheater in Pula	300
Mlakar, Štefan:	Ancient Pula	459
Mócsy, Andreas:	Die Entwicklung der Sklavenwirtschaft in Pannonien zur Zeit des Prinzipats	252
Mócsy, Andreas:	Zur Geschichte der peregrinen Gemeinden in Pannonien	252
Möderndorfer, Vinko:	Koroške pripovedke	312
Moór, E.:	Die Ausbildung der Betriebsformen der ungarischen Landwirtschaft im Lichte der slawischen Lehnwörtern	450
Moravcsik, Gyula:	Die byzantinische Kultur und Ungarn	276

		Seite
Moser, Hugo:	Volkstumsprobleme der deutschen Sprachinseln in Ost- und Südosteuropa	438
Muzeji Slavonije		302
Nagy, T.:	The military diploma of Albertfalva	275
Nikolajević-Stojković, Ivanka:	Ranovizantiska arhitektonska dekorativna plastika u Makedoniji, Srbiji i Crnoj Gori	460
Noll, Rudolf:	Vom Altertum zum Mittelalter	432
Novak, Grga:	Povijest Splita, 1. Bd.	460
Novotny, Alexander:	Quellen und Studien zur Geschichte des Berliner Kongresses 1878. I. Bd.	256
Numizmatikai Közlöny LIV.—LV. Jg.		273
Numizmatikai Közlöny LVI.—LVII. Jg.		447
Ondrouch, Vojtech:	Bohaté hroby z doby rímský na Slovensku	267
Oprescu, G.:	Bisericile cetăţi ale Saşilor din Ardeal	316
Panagjurište i Panagjursko v minaloto		323
Papazoglu, Fanula:	Makedonski gradovi u rimsko doba	299
Periodični izdanija v N. R. Bŭlgarija 1954		319
Pirchegger, Hans:	Die Herrschaften des Bistums Gurk in der ehemaligen Südsteiermark	253
Plicka, Karel:	Die Slowakei	270
Polgár S. J., Ladislaus:	Bibliographia de historia Societatis Jesu in regnis, olim corona hungarica unitis (1560—1773)	275
Popović, Dušan J.:	Srbi u Vojvodini, 1. Bd.	302
Popović, Dušan — Bogdanović, Milica:	Gradja za istoriju Beograda od 1717 do 1739	463
Popović, Ivan:	Istorija srpskohrvatskog jezika	306
Poulakos, Demetrios:	Ἡ σύγχρονος Τουρκία	328
Probszt, G.:	Judenburg in der Münz- und Geldgeschichte vergangener Jahrhunderte	432
Probszt, Günther:	Wilhelm Neumann, ein großer Kaufmann des Mittelalters	435
Probszt-Ohstorff, Günther:	Corpus der ungarischen Verdienstorden, Ehren- und Denkzeichen	449
Probszt-Ohstorff, Günther:	Verzeichnis der Orden und Ehrenzeichen der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, die von ungarischen Staatsbürgern ohne besondere Bewilligung angenommen und getragen werden konnten	449

		Seite
Prost, Henri:	Destin de la Roumanie	316
Rad kongresa folklorista Jugoslavije na Bjelašnici 1955 i u Puli 1952		466
Razprave (Dissertationes) Bd. IV		292
Rennhofer, Friedrich:	Die Augustiner-Eremiten in Wien . .	433
Réthy, Ladislaus:	Corpus nummorum Hungariae . . .	448
Revue des études roumaines Bd. III—IV		475
Revue des sciences sociales Tom. 1		476
Rochlin, R. P.:	Die Wirtschaft Bulgariens seit 1945 . .	319
Román, J.:	A Sárospataki Kollégium	284
Rösel, Hubert:	Dokumente zur Geschichte der Slawistik in Deutschland	436
Ryšanek, František:	Slovenik k Žilinské knize	447
Schier, Bruno:	Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart	263
Schwarz, Ernst:	Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten	436
Schwarz, Ernst:	Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit	269
Siliqi, Risto:	Vepra të zgjedhura	487
Sinowatz, Fred:	Reformation und katholische Restauration in der Grafschaft Forchtenstein und Herrschaft Eisenstadt	435
Slavistična Revija, 9. Jg.		296
Slijepčević, Djoko:	The Macedonian Question	463
Slovo, Heft 6—8		297
Stanonik, Janez:	Ostanki srednjeveškega nemškega slovstva na Kranjskem	306
Starinar, N. S. Bd. V—VI		289
Studii şi cercetări de istorie literară şi folclor, Jg. VI, 1—2		315
Studii şi materiale de istorie medie, Vol. I		314
Študijné zvesti AU-SAV Bd. 1		441
Survey of International Affairs		250
Tamborra, Angelo:	Cavour e i Balcani	435
Učenye zapiski Instituta slavjanovedenija. Bd. XV		429
Vajcik, Peter:	Školstvo, študijné a školské poriadky na Slovensku v XVI. storočí . . .	443
Veličković, Milivoje:	Katalog grčkih i rimskih terakota. Catalogue des terres cuites grecques et romaines	457

Seite

Vijesti Društva muzejsko-konservatorskih naučnih radnika NR Hrvatske I.—VI. Jg. 456

Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten, 1930—1950. 1. Lieferung . . 450

Die Welt der Slawen Jg. 1 428

Wilbur, Earl Morse: A history of Unitarianism in Transylvania, England and America 434

Zbornik za društvene nauke Bd. 13—14 294

Zentralno statističesko upravlenie pri Ministerskija savet, Statističeski godišnik na NR Bŭlgaria 1956 484

Zupanc, Lojze: Povodni mož v Savinji 313

Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente 1929 — 1937 (1. Teil)

Von RUDOLF KISZLING (Wien)

Die Entstehung der Kleinen Entente und ihre Aufgaben

Mit der Zertrümmerung der altehrwürdigen Donaumonarchie hatten die nichtdeutschen und nichtmadjarischen Völker, die in ihrem aufschäumenden Freiheitsdrang ihr bisheriges Vaterland zuletzt nur noch als eine bloße Provinz des vermeintlich von der deutschen Politik erträumten Mitteleuropas erblickten, wohl ihr Ziel erreicht. Sie hatten damit aber auch das europäische Gleichgewicht in empfindlichster Weise gestört.

Schon gegen Ende des Krieges 1914—1918, als über seinen Ausgang kaum mehr ein Zweifel bestehen konnte, erfolgten von mehreren Seiten Vorschläge über eine neue Organisation Mittel- und Südosteuropas. Abgesehen von der Naumann'schen Lösung für ein neues Mitteleuropa propagierte der ehemalige rumänische Ministerpräsident Take J o n e s c u im Sommer 1918 ein gemeinsames Vorgehen Rumäniens und Serbiens, allenfalls vereint mit der damals noch gar nicht bestehenden Tschechoslowakei, mit Polen und Griechenland zur Erreichung der politischen Ziele dieser Staaten. Er hoffte, daß dieser Block sowohl bei den Friedensverhandlungen als auch im Völkerbund seine Forderungen für jeden Staat durchsetzen können werde. Hierzu erschien ihm die einheitliche Organisation der Heere sowie eine Übereinstimmung der Maßnahmen für die Landesverteidigung jedes Staates als notwendig; er eilte damit einer späteren Entwicklung voran. Damals aber führten die in Paris gepflogenen Unterhandlungen ebenso wenig zum Ziel als die Vorschläge des späteren ersten Präsidenten der tschechoslowakischen Republik, Dr. Thomas G. M a s a r y k , der aus der Konkursmasse Österreich-Ungarns und Rußlands ein Staatensystem für ein nach seinen Ideen geformtes „Neues Europa" konstruieren wollte. Nicht zuletzt waren es aber die für diesen Staatenbund in Aussicht genommenen Staaten selbst, die sich nicht einigen konnten, wie die Tschechoslowakei und

Polen über das Teschener Gebiet und die Rumänen und Serben über das Banat. Daher traten diese Staaten schließlich doch jeder für sich in Paris an den Verhandlungstisch. Erst die Beratungen über Ungarn ließen für die Vertretung der Interessen Rumäniens, des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen, weiterhin Jugoslawien genannt, und der Tschechoslowakei ein gemeinsames Vorgehen als zweckmäßig erscheinen. Mit dieser außenpolitischen Zusammenarbeit wurden die Grundlagen für die „Kleine Entente" gelegt. Ihr Leitmotiv war gemeinsame Abwehr gegen Ungarn und gegen seine Ansprüche auf die Integrität des Reiches innerhalb der tausendjährigen Grenzen.

Der erste Anstoß erfolgte vom tschechoslowakischen Außenminister Dr. Eduard B e n e š , der Ende 1919 von Paris aus der Belgrader Regierung den Abschluß eines Defensivvertrages für den Fall eines ungarischen Angriffes auf einen der beiden Staaten vorschlug. Anfang 1920 wurde ein gleicher Antrag nach Bukarest gerichtet. Schließlich kam es nach eingehenden Beratungen, die gleichzeitig mit den am 4. Juni 1920 zu Trianon abgeschlossenen, Ungarn betreffenden Friedensverhandlungen geführt wurden, zu der am 14. August 1920 zu Belgrad vereinbarten Konvention zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien. In ihr verpflichteten sich beide Vertragspartner zu wechselseitiger Hilfe im Falle eines unprovozierten Angriffes Ungarns auf einen der beiden Staaten. Rumänien trat in diesem Abkommen zunächst formell nicht bei, erklärte aber seine Bereitschaft zur Waffenhilfe, falls Ungarn die Tschechoslowakei oder Jugoslawien überfallen sollte. Der Grund für diese Sonderstellung Rumäniens war der, daß Take Jonescu seinen Fünfmächteplan von Polen bis Griechenland noch nicht aufgegeben hatte.

Die Westmächte betrachteten Rumänien aber nicht unberechtigt als vollwertigen Vertragspartner der Tschechoslowakei und Jugoslawiens und bezeichneten diesen neuen Dreibund mit einer leichten Beimischung von Ironie als „Kleine Entente", eine Bezeichnung, die von der politischen Öffentlichkeit weiterhin als amtlicher Titel übernommen wurde. Als Bannerträger der Idee der Kleinen Entente galt unbestritten der tschechoslowakische Außenminister Dr. B e n e š.

Infolge der Ungarn auferlegten, von diesem aber verzögerten Abtretung des Burgenlandes an die Republik Österreich stand auch dieser junge, aus altem Holz geschnitzte Staat Ungarn gegenüber in einer gewissen Kampfstellung. Er wurde daher damals der Allianz der Kleinen Entente, die Ungarn von drei Seiten umklammerte, als

angeschaltet betrachtet. Dadurch konnte das Trianon-Ungarn einer vollständigen Blockade unterworfen werden.

Die Kleine Entente sollte bald Gelegenheit haben, ihre Feuerprobe zu bestehen. Ende März 1921 unternahm der exilierte letzte Herrscher der Donaumonarchie als König Karl IV. von Ungarn seinen ersten Restaurationsversuch. Durch das sofortige Eingreifen Englands, Frankreichs und der Staaten der Kleinen Entente, sowie Italiens, das mit Prag und Belgrad einen Anti-Habsburger Vertrag abgeschlossen hatte, wurde Karl zum Aufgeben seines Planes gezwungen. Er verließ am 5. April ungarischen Boden und kehrte in die Schweiz zurück. Nun trat auch Rumänien am 23. April 1921 formell dem tschechoslowakisch-jugoslawischen Bunde bei. Da Rumänien überdies Sicherheit gegen Bulgarien und Garantien für die Einhaltung des diesem Staate aufgezwungenen Friedensvertrages von Neuilly wünschte, wurden die Vereinbarungen auch in dieser Hinsicht am 7. Juni 1921 zwischen Bukarest und Belgrad ergänzt.

Trotz des ersten Fehlschlags versuchte Karl von Habsburg-Lothringen nochmals sein Glück. Am 20. Oktober 1921 flog er samt seiner Gemahlin Zita nach Ödenburg und rückte am 22. mit einem Aufgebot von Freikorps gegen Budapest vor. Am 24. kam es vor den Toren der Hauptstadt bei Budaörs zum Gefecht, in dem die legitimistischen Truppen geschlagen wurden. Indessen hatten die Tschechoslawakei und Jugoslawien mobilisiert und drohten mit dem Einmarsch. Nun internierten die Madjaren ihren gekrönten König und lieferten ihn an die Engländer aus, die ihn ins Exil nach Madeira brachten. Anfangs November des gleichen Jahres mußte in Budapest auf Geheiß der Botschafterkonferenz zu Paris ein Gesetz über die Entthronung der Habsburger verabschiedet werden, wobei durch die Machtmittel der Kleinen Entente ein Druck auf die ungarische Regierung ausgeübt worden war. — Kurz darauf erfolgte endlich die Abtretung des Burgenlandes an Österreich, das allerdings bei der Abstimmung in der als Mittelpunkt dieses neuen Bundeslandes ausersehenen Stadt Ödenburg infolge der ungarischen, von den italienischen Kontrollorganen geduldeten Wahlmachinationen den kürzeren zog. Dadurch hatte Rom die erwünschte Trübung der Beziehungen zwischen Wien und Budapest erreicht.

Der Hauptzweck der Kleinen Entente war sonach die dauernde Niederhaltung Ungarns und die Verhinderung einer Restauration

der Habsburger. Daran hatten alle drei Staaten ein gleich großes Interesse. Darüber hinaus hatten jedoch einzelne Vertragspartner noch Sonderaufgaben übernommen.

Von der Überwachung Bulgariens durch Rumänien und Jugoslawien war bereits die Rede. Im März 1921 schloß sich die Tschechoslowakei der französisch-polnischen Militärkonvention an, die zur Regelung der Grenzfragen in Oberschlesien vereinbart worden war und die das tschechoslowakische Heer zur Versammlung im Raume Prag-Leitmeriz-Königgrätz, mit Teilen zur Besetzung des den Tschechen in Aussicht gestellten Südteils des Kreises Leobschütz verpflichtete. Es kam schließlich nicht zu dieser Besetzung und zur Verwendung tschechoslowakischer Truppen.

Ebenfalls im März 1921 schlossen Polen und Rumänien nach dem polnisch-russischen Kriege ein durch eine Militärkonvention ergänztes Bündnis, das offiziell zur Verhinderung einer Expansion Sowjetrußlands nach Westen bestimmt war, sich gleicherweise aber gegen Deutschland richtete, wenngleich Rumänien mit dem Reich gar keine gemeinsame Grenze hatte.

Jugoslawien hatte im November 1920 zu Rapallo mit Italien einen Vertrag abgeschlossen, durch den die Hoheitsrechte beider Staaten an der Adria geregelt wurden; überdies galt das Bündnis der Aufrechterhaltung des Österreich aufgezwungenen Staatsvertrages von St. Germain en Laye. Und am 14. September einigte sich der Südslawenstaat zu Prag mit Rumänien in militärischen Belangen. Dieses Übereinkommen war ein Vorläufer der späteren Generalstabsbesprechungen.

Die vorerwähnte Überwachung der Einhaltung des Vertrages von St. Germain sah übrigens auch Beneš als eine seiner wichtigsten Aufgaben an. Ihm lag viel daran, den Anschluß Österreichs an das Reich so lange durch die slawisch orientierte Kleine Entente zu verhindern, bis das allmählich erstarkende Sowjetrußland diese Aufgabe zu übernehmen vermochte. Der Kleinen Entente kam übrigens auch die Mission zu, das unter dem Vertrag von Versailles leidende Deutschland und das in Paris enttäuschte Italien unter Kontrolle zu halten und eine Annäherung beider Staaten zu verhindern. Dadurch wurde der kleine Dreiverband ein ausgesprochener Satellit Frankreichs. Als nach dem im Januar 1923 erfolgten Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet ihre Truppen nach zwei Jahren schließlich doch das rechte Rheinufer räumten, und Deutschland am 1. Dezember 1925 im Vertrag von Locarno eine Sicherstellung für seine West-

grenze erhielt, betrieb Beneš eifrig ein Ost-Locarno. Denn die einzige Macht, die um diese Zeit die Grenzen der tschechoslowakischen Republik garantierte, war Frankreich. Aber Frankreich ist weit entfernt, daher ersehnte der vielgeschäftige Außenminister auf dem Hradschin auch aus diesem Grunde die baldige Bündnisfähigkeit Rußlands. In der Folge wurde das schon bestehende französisch-tschechoslowakische Bündnis am 11. November 1927 auf Jugoslawien ausgedehnt, und das Bündnis zwischenPrag und Belgrad am 19. September 1928 erneuert. Schließlich stimmten alle drei Mächte der Kleinen Entente am 21. Mai 1929 einer Verlängerung ihrer Bündnispflichten auf unbestimmte Zeit zu mit dem Rechte einjähriger Kündigung.

Gegen die Einschaltung der Sowjetrepublik in die im Donauraume betriebene Politik suchte sich Ungarn durch ein am 5. April 1927 mit Italien abgeschlossenes Bündnis zu schützen. Wie richtig dies war, erwies die Wiener Revolte vom Juli 1927, deren Fäden nach Prag und Moskau liefen. Im J. 1930 schloß aber auch Österreich mit Italien einen Freundschaftsvertrag; daher war eine Einbeziehung Österreichs in die Einkreisungsfront der Kleinen Entente nicht mehr möglich.

Um die Wende vom dritten zum vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts trat in der bisher recht wechselvollen Mächtegruppierung eine gewisse Stabilisierung ein. Der Kleinen Entente kam hiebei eine zweifache Aufgabe zu. Fürs erste hatte sie auch weiterhin eine Wiederherstellung der ehemaligen österr.-ungar. Monarchie und eine Restauration der Habsburger in Budapest oder in Wien zu verhindern. Überdies hoffte man, daß sie als Ersatz für das auseinandergefallene Donaureich eine neue, lebensfähige Organisation bilden werde, in der die jungen Staaten bei voller Wahrung ihrer wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit sowie in Übereinstimmung mit der von der Großen Entente der Westmächte gelenkten Politik eine entsprechende Form des Zusammenlebens finden würden. Allerdings wurden hiebei die nationalen Rechte der n i c h t zu den führenden Staatsvölkern gehörenden Nationalitäten in den, eigentlich verkleinerte Nachbildungen des alten Vielvölkerreiches darstellenden drei Staatsgebilden unterdrückt.

Zur Erfüllung vorstehender Aufgaben fanden sich die Außenminister der Staaten der Kleinen Entente alljährlich einmal, im Bedarfsfalle noch öfter, meist in einer der Hauptstädte ihrer Länder, zu Konferenzen ein. Überdies wurden von den Generalstäben der

drei Alliierten Vereinbarungen getroffen, die ein immer enger werdendes militärisches Zusammenwirken zum Ziele hatten. Nachstehend sollen nun die von den drei Chefs der Generalstäbe in den Militärkonventionen von 1929 bis 1937 entworfenen Operationspläne und sonstigen Abmachungen im Zusammenhang mit den jeweiligen außenpoltischen Wandlungen besprochen werden, allerdings ohne auf die Verfügungen innerhalb der einzelnen Wehrmächte einzugehen.

Die Besprechungen der Chefs der Generalstäbe in der Zeit von 1929 bis 1937

Zweck und Organisation der Konferenzen

Der Zweck der Zusammenkünfte der Generalstabschefs der Kleinen Entente war, alle erforderlichen Vorbereitungen dafür zu treffen, daß — wenn bei der gegen Ungarn und Bulgarien gerichteten Politik die militärischen Machtmittel in Anwendung zu gelangen hätten — ein vollständiger Sieg in kürzester Zeit errungen werde, ehe andere Mächte einzugreifen vermochten. Für diese strategischen Vorbereitungen, wozu sich später auch die der materiellen Kriegsrüstung betreffenden Maßnahmen gesellten, vereinbarten die drei Generalstabschefs bei ihren, von 1929 an alljährlichen Zusammenkünften auf Grund einer bereits im J. 1923 abgeschlossenen Militärkonvention in erster Linie Operationspläne gegen Ungarn und Bulgarien. Hiebei wurden nach und nach alle denkbaren Fälle besprochen, zunächst unter der Annahme, daß sich entweder Ungarn oder Bulgarien allein mit der Hauptkraft auf einen der drei Alliierten der Kleinen Entente werfe, dann, daß beide Staaten gemeinsam auftreten. In weiterer Folge kamen auch die bei einer allgemeinen europäischen Konflagration möglichen Kombinationen mit Beteiligung Ungarns oder Bulgariens oder auch beider Staaten zur Erörterung. Da diese Kräftegruppierungen im großen Kriegsfall entsprechend dem Wandel der Politik viele Spielarten zeigten, wurden bei den Generalstabskonferenzen in den Jahren von 1929 bis 1937 insgesamt 19 Varianten durchgearbeitet.

Bei dieser gemeinsamen Verfassung der Operationspläne handelt es sich aber stets nur um die Festlegung von Offensiven gegen Ungarn und Bulgarien nach Aufmarschräumen, Stoßrichtungen der

verschiedenen großen Kräftegruppen, Beginn des Vormarsches, Abgrenzung der Wirkungsbereiche der Luftflotten und Einsatzlinien der Flußflottillen. Hiebei legten sich die Generalstabschefs hinsichtlich der Stärke der gegen diese beiden Staaten aufgebotenen einzelnen Gruppen jedes Heeres und die sie betreffenden operativen und taktischen Einzelheiten aber keineswegs fest. Die notwendigen Kriegsmaßnahmen gegen andere feindliche Mächte als Ungarn und Bulgarien kamen mit Ausnahme bei der Variante 17 gleichfalls nicht zur protokollarischen Niederschrift, was durch die Grundhaltung der Kleinen Entente erklärlich erscheint, deren Politik eben in erster Linie gegen die in den Verträgen von Trianon und Neuilly verstümmelten Staaten gerichtet war, und deren Revisionsbestrebungen sie zu unterdrücken suchte.

In späterer Zeit vereinbarten die drei Alliierten die Gesamtstärke ihrer zur Intervention gegen Ungarn oder Bulgarien bestimmten Armeen nach Zahl der Bataillone, Batterien, Eskadronen und Flugzeugstaffeln zu je zehn Apparaten. Sie vermieden hiebei aber fast ausnahmslos die Angaben der Zahl ihrer angesetzten operativen Einheiten und Divisionen und Brigaden, wie sie sich auch niemals das Geheimnis der Gesamtstärke der jedem Alliierten zu Gebot stehenden militärischen Machtmittel anvertrauten. Rückhaltlose Offenheit spricht nicht aus den stets in französischer Sprache abgefaßten Protokollen.

Außer den Operationsplänen gegen Ungarn und Bulgarien verfaßten die drei Konferenzabordnungen fast jährlich gemeinsam je eine Zusammenstellung über die militärische Stärke Ungarns und Bulgariens, wozu jeder der drei Generalstäbe die bei ihm eingelaufenen Nachrichten zur Verfügung stellte und sich nach einem jeweilig aufgestellten Programm bemühte, noch offene Fragen bis zur nächsten Tagung zu klären. Desgleichen verfaßten die drei Generalstabschefs neue Militärkonventionen, sobald sich ihre Ergänzungs- oder Änderungsbedürftigkeit erwies; auch trafen sie sonstige Vereinbarungen über auf anderen Gebieten liegende, aber alle drei Staaten gleicherweise interessierende Fragen der Kriegführung gegen die beiden vorgenannten Staaten.

Die von Kommissionen der drei Generalstäbe bearbeiteten Angelegenheiten der Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft, die die Herstellung einer Autarkie der Kleinen Entente im Kriegsfalle bezweckten, sollen hier nur gestreift werden, desgleichen die Organisation für den Verbindungsdienst zwischen den drei Heeresleitungen unter-

einander und mit dem französischen Generalstab, der sich offenbar in allen strategischen Fragen ein entscheidendes Veto vorbehalten hatte.

Nach einer am 27. November 1935 getroffenen Vereinbarung galten die von den Staaten der Kleinen Entente bis dahin abgeschlossenen und auch die noch folgenden Militärkonventionen als geheime militärische Ergänzungen der politischen Bündnisverträge und mußten von den Staatschefs ratifiziert werden. Wegen ihres geheimen Inhalts durften sie den Parlamenten oder andern staatlichen Körperschaften nicht vorgelegt werden.

Die im Rahmen der Militärkonventionen verabredeten Operationspläne oder andere Ausführungsbestimmungen, wie z. B. Transportsvereinbarungen, erlangten bereits durch die Unterschriften der Chefs der drei alliierten Generalstäbe oder ihrer bevollmächtigten Vertreter volle Gültigkeit. Dafür übernahmen die Generalstbschefs die Verpflichtung, zu den von ihnen oder ihren Bevollmächtigten getroffenen Abmachungen von den zuständigen Regierungsstellen die Zustimmung zu erwirken und sich gegenseitig hievon zu verständigen.

Die militärischen Machtmittel der Kleinen Entente

Wie vorhin erwähnt wurde, enthalten die von den Generalstabschefs der drei Alliierten gefertigten Protokolle keine Angabe über die Kriegsstärke ihrer Heere. Da es aber wertvoll erscheint, beurteilen zu können, wie viel jeder Staat von seinem militärischen Gesamtaufgebot für die geplanten gemeinsamen Kriegshandlungen beizustellen gewillt war, soll nachstehend versucht werden, die aus anderen Quellen ermittelten Heeresstärken aufzuzeigen. Bei Besprechung der Operationspläne werden die von den Generalstabschefs stets nur nach niederen taktischen Einheiten (Bataillone, Batterien, Eskadronen und Flugzeugstaffeln) abgegebenen Stärken der Interventionsarmeen mitunter auch nach Infanterie- oder Kavalleriedivisionen (Brigaden) angeführt werden, wobei eine Infanteriedivision zu je 9 Bataillonen und 12 bis 16 Batterien, eine Kavalleriedivision zu je 16 bis 20 Reiterschwadronen und 3 Batterien, eine selbständige Kavalleriebrigade zu 8 bis 12 Reiterschwadronen und 2 bis 3 Batterien gerechnet werden wird.

Die Tschechoslowakei hatte bis zum J. 1934 ihre Wehrmacht in vier Landesgeneralkommanden mit insgesamt 12 Infanteriedivisionen, 2 Gebirgsbrigaden und 4 Kavalleriebrigaden gegliedert. Im

Kriege dürfte die Aufstellung von 5 Armeen vorgesehen gewesen sein, keine Korpsverbände, aber nach Bedarf Bildung von „Gruppenkommanden", denen mehrere Divisionen und Brigaden unterstellt worden wären. Da anzunehmen ist, daß sich im Ernstfalle die Infanterie verdoppelt hätte, wäre das tschechoslowakische Feldheer wahrscheinlich 24 Infanteriedivisionen, 4 Gebirgs- und 4 Kavalleriebrigaden stark gewesen.

Im J. 1935 erfolgte eine Umorganisierung bei geplanter Auflassung der Landesgeneralkommanden und Bildung von 7 Korpskommanden, denen je 2 bis 3 Divisionen sowie die Gebirgs- und die Kavalleriebrigaden unterstanden. Gleichzeitig verwandelte man die bisher vier Infanterieregimenter zählenden Divisionen in dreigliedrige, wodurch sich die Zahl der Infanteriedivisionen auf 16 erhöhte. Im Kriegsfall hätte das wahrscheinlich 32 Divisionen ergeben. Zu der beabsichtigt gewesenen Aufstellung eines achten Korpskommandos ist es anscheinend nicht mehr gekommen. Dafür sind die Landesgeneralkommanden doch bestehen geblieben, die offenbar als die Stäbe für die im Mobilisierungsfall aufzustellenden Armeekommanden galten.

Die jugoslawische Wehrmacht zählte 1932 gleichfalls fünf Armeekommandos ohne Korpsverbände. An Einheiten höherer Ordnung gab es die Garde, 16 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen sowie 2 Fliegerbrigaden. In Aussicht genommen war die Ausgestaltung der Garde zu einer kompletten Division und die Aufstellung von zwei neuen Divisionen, so daß es im Frieden sechs korpsstarke Armeen zu je drei aktiven Infanteriedivisionen gegeben hätte. Nimmt man im Mobilisierungsfalle, wie es in der serbischen Armee im J. 1914 geschah, eine Verdoppelung der aktiven Infanterieverbände an, so hätte Jugoslawien ein Heer von 38 Infanteriedivisionen, 1 Gebirgsbrigade, drei Kavalleriedivisionen und die Gardekavalleriebrigade ins Feld stellen können.

Rumänien hatte sieben Korpsbereiche, in denen je drei Infanteriedivisionen aufgestellt wurden; des weiteren bestanden eine Gardedivision, das Gebirgsjägerkorps mit zwei Divisionen und für jede der vier in Aussicht genommenen Armeen eine Kavalleriedivision. Im Kriegsfalle hatte jedes Korps mindestens noch eine Reservedivision zu formieren. Die Aufstellung eines achten Korps mit gleichfalls drei Divisionen war geplant, dürfte aber nicht ganz durchgeführt worden sein. Im J. 1931 bestanden 7 Infanterie- und 1 Gebirgs-

korps mit insgesamt 28 Infanterie- und 4 Kavalleriedivisionen, zu denen im Kriegsfalle mindestens 8 Reservedivisionen getreten wären.

Abgesehen von den schwachen, für eine gemeinsame Kriegführung gegen Ungarn und Bulgarien nicht in Frage kommenden Seestreitkräften Jugoslawiens und Rumäniens gebot jeder der drei Staaten noch über eine Flußflottille. Jene Rumäniens war mit 8 Monitoren und 16 Patrouillen- und Wachbooten die stärkste; dann folgte die jugoslawische mit 4 Monitoren, 2 Vedettenbooten und etlichen Schleppern. Die tschechoslowakische Donauflottille zählte bloß einen Monitor, 13 zum Teil bewaffnete Motorboote, 8 Schlepper und 4 Minenlegboote; sie spielte in den Entwürfen für gemeinsame Operationen keine Rolle.

Von den Luftstreitkräften zählte die tschechoslowakische im J. 1934 700, die jugoslawische im J. 1932 600 bis 700 und die rumänische 1929 nur etwa 280 einsatzfähige Apparate verschiedener Typen. Die Vermehrung der rumänischen Luftflotte auf 800 Flugzeuge wurde 1930 beschlossen. Bei der im Lande herrschenden Mißwirtschaft und Korruption dürfte dieser Stand aber nie erreicht worden sein.

Zu den militärischen Machtmitteln der Kleinen Entente sind zumindest im passiven Sinne auch die Grenzbefestigungen der einzelnen Staaten zu zählen. Die gegen Ungarn beziehungsweise gegen Bulgarien gerichteten Teile der Reichsbefestigungen werden in den Protokollen über die von den Generalstabschefs getroffenen strategischen Vereinbarungen wohl niemals erwähnt, wahrscheinlich deshalb nicht, weil vornehmlich die gemeinsamen Offensivoperationen festgelegt wurden. Auch hatten Rumänien und Jugoslawien sehr spät und meist nur ganz feldmäßig die Grenzen gegen Ungarn und Bulgarien zu befestigen begonnen. Es steht aber außer Zweifel, daß dort, wo vorübergehend eine defensive Haltung einer der alliierten Armeen geboten erschien und ausdrücklich vereinbart worden war, diese Armee sich während dieser Zeit auf bereits vorhandene Befestigungen gestützt haben würde.

Die ersten Erörterungen der Kriegsfälle gegen Ungarn und Bulgarien

Die ersten der alljährigen Besprechungen der Chefs der Generalstäbe fand in der zweiten Maihälfte 1929 in Bukarest statt. Zur Erörterung gelangten die Gegenmaßnahmen für den Fall, daß Ungarn allein oder im Bunde mit Deutschland die Hauptkraft seines Heeres gegen die Tschechoslowakei werfe, ohne daß diese hierfür Anlaß

gegeben habe. Das weiteren nahmen die Generalstabschefs an, daß Rumänien und Jugoslawien von keiner anderen Macht bedroht oder angegriffen werden, demnach im Sinne der 1923 abgeschlossenen Militärkonvention verpflichtet seien, an Ungarn den Krieg zu erklären und in den Konflikt mit ihren militärischen Machtmitteln einzugreifen.

Um über die Wehrmacht Ungarns dauernd unterrichtet zu sein, war schon 1927 ein gemeinsam zu betreibender Kundschaftsdienst vorgeschlagen worden, dessen Kosten zur Hälfte die Tschechoslowakei, zu je einem Viertel die beiden anderen Vertragspartner zu tragen gehabt hätten. Bei der Konferenz in Bukarest stützte man sich auf die Annahme, daß Ungarn im Kriegsfalle 21 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen ins Feld stellen könne, hievon die erste Welle mit 7 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen — hervorgehend aus den Ungarn laut Friedensvertrag zugestandenen 7 gemischten Brigaden und der Kavalleriedivision — in 4 bis 5 Tagen, weitere 7 Infanteriedivisionen in 5 bis 6 Tagen und die letzte Welle in 6 bis 12 Tagen. Hiebei meint man, daß die Frage der Bewaffnung und Ausrüstung für diese recht beachtliche Heeresmacht bereits positiv gelöst sei, womit man das tatsächliche Rüstungspotential Ungarns sicherlich weit überschätzte.

Hinsichtlich der Aufmarschverhältnisse wurde angenommen, daß das ungarische Heer gegen die Tschechoslowakei am 10., gegen Rumänien oder Jugoslawien am 12. Mobilisierungstag versammelt sein könne. Somit habe Ungarn — wenngleich seine Wehrmacht den Streitkräften der Kleinen Entente stark unterlegen ist — die Möglichkeit, dank seines guten Verkehrsnetzes sich überraschend auf einen der drei Staaten zu werfen und zwar am ehesten gegen die Tschechoslowakei, was allerdings nur dann einen Sinn gehabt haben würde, wenn die Madjaren hiebei einen raschen Sieg errängen, um sich sodann gegen die andern Vertragspartner des Dreiverbandes zu wenden.

V a r i a n t e 1

Für den Fall einer ungarischen Offensive gegen die Tschechoslowakei sahen die Generalstabschefs drei Gebiete für den Aufmarsch des Madjarenheeres als vorteilhaft an: den Raum Salgótarján — Nográd — Budapest — Hatvan, dann jenen von Raab — Gran — Stuhlweißburg und schließlich den um Miskolcz (siehe Skizze 2). Der erstgenannte Raum, aus dem vier Bahnlinien und fünf Straßen an die

tschechoslowakische Grenze führen und der über die günstig verlaufende Rochadebahn Budapest — Hatvan — Miskolcz verfügt, käme für die Versammlung der auf 8 bis 10 Divisionen geschätzten Hauptkraft in Betracht, denn aus ihm strahlen zwei wirksame Operationslinien aus: über Balassa-Gyarmat nach Neusohl und über Léva nach Neutra. Der zweite, westlich der Donau gelegene Aufmarschraum ist mit Verkehrslinien gleichfalls reichlich bedacht. Die Bahnstrecke Raab — Komorn — Budapest erscheint wegen der Nähe der Staatsgrenze als Rochadelinie jedoch weniger geeignet. Als Vorstoßrichtung für das hier zu versammelnde Korps[1]) von 2 bis 3 Divisionen käme die Linie Neuhäusel — N. Surány in Frage, wobei allerdings die Schwierigkeiten des Donauüberganges zu berücksichtigen sind. Dem Miskolczer Bezirk glaubten die Generalstabchefs wegen seiner exzentrischen Lage und weil von hier nur zwei Bahnstrecken ausmünden, weniger Bedeutung beimessen zu sollen, nahmen hier aber doch die Möglichkeit der Versammlung eines Korps und schließlich gegen das Karpatenrußland den Einsatz einer ungarischen Kavalleriedivision an. An Deckungstruppen gegen die Tschechoslowakei stellte man drei, gegen Jugoslawien und Rumänien insgesamt drei Infanteriedivisionen und gegen letztgenannten Staat allenfalls noch Teile der vorhin erwähnten Kavalleriedivision ins Kalkül.

Rechnet man die gegen Süden und Osten angenommenen Dekkungstruppen ab, so blieben für die ungarische Offensive gegen die Tschechoslowakei 15 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen übrig, wobei man nach Ansicht der Konferenzteilnehmer gegen den sofortigen Vorstoß von 10 Infanteriedivisionen und der Heeresreiterei aus dem genannten Hauptversammlungsraum gewappnet sein zu müssen glaubte. Eine Nebengruppe von 2 bis 3 Divisionen nahm man aus schon besagten Gründen nicht bei Miskolcz, sondern bei Szolnok und südöstlich von Tiszafüred an zur Beobachtung der Rumänen, aber doch auch bereit, um entweder nach Norden gegen die Slowakei oder zwischen Donau und Theiß gegen Jugoslawien verwendet zu werden. Eine andere, gleichstarke Gruppe könnte an der Donaustrecke Párkány — Komorn gegen die tschechoslowakische Armee oder auf dem westlichen Donauufer gegen den Südgegner Ungarns in Aktion treten.

Als Gegenmaßnahme einigten sich die drei Generalstabschefs auf eine Operation, deren Ziel es war, das ungarische Heer durch eine

[1]) Bemerkt sei, daß Ungarn damals noch über keine Korpskommanden verfügte, und solche für den Kriegsfall auch nicht vorgesehen waren.

konzentrische Offensive in der allgemeinen Richtung auf Budapest zu schlagen und das ganze Gebiet Ungarns zu besetzen. Hiezu sollten die eingreifenden Kräfte Jugoslawiens spätestens am 18. Mobilisierungstag die Offensive mit der Hauptkraft in Richtung Kis Kun Halás — Kecskemét beginnen und hiebei mit dem linken Flügel der gleichfalls auf Budapest vorrückenden Rumänen Verbindung halten. Eine jugoslawische Nebengruppe hätte westlich der Donau gegen den Abschnitt Stuhlweißenburg — Veszprim vorzurücken, um den linken Flügel der Hauptkraft zu schützen und mit dem Westflügel der Tschechoslowaken die Verbindung herzustellen.

Die rumänische Interventionsarmee hätte gleichfalls am 18. Mobilisierungstag loszubrechen, um ehestens die Theiß zu erreichen. Als Stoßrichtungen wurden bestimmt: für die Hauptkraft die Linie Großwardein — Szolnok — Budapest, für die rechte Nebengruppe die von Szatmár über Nyirbátor nach Nyiregyháza und für die linke Nebengruppe, die auch mit dem rechten Flügel der Jugoslawen Fühlung zu halten hatten, die von Arad über Orosháza und Kun Szt. Marton nach Nagy-Kőrös führende Linie.

Den bereits in der Slowakei befindlichen tschechoslowakischen Streitkräften war zunächst ein verteidigungsweises Verhalten zugedacht, um den Hauptkräften Zeit zum Aufmarsch zu geben. Die hierauf in südlicher Richtung einsetzende Gegenoffensive sollte spätestens am 18. Mobilisierungstag beginnen mit der Aufgabe, den Raum Budapest — Szolnok — Hatvan zu erobern, wobei das Schwergewicht auf die Linie Balassa-Gyarmat—Gödöllö zu legen war. Dieses Unternehmen der Hauptkraft war im Osten in der Stoßrichtung Kaschau — Miskolcz — Jászberény durch die tschechoslowakische 4. Armee zu begleiten, die auch mit der rechten Seitenabteilung der rumänischen Armee Anschluß zu halten hatte. Hiezu wurde beschlossen, in Ungvár ein aus tschechoslowakischen und rumänischen Einheiten zusammengesetztes Verbindungsdetachement zu bilden. Auf dem tschechoslowakischen Westflügel hatte zum Schutz der Hauptkraft eine Heeresabteilung die Aufgabe, einen von den Madjaren allenfalls oberhalb von Waitzen versuchten Donauübergang abzuwehren. Haben die Rumänen die Theiß erreicht, so werden die weiteren Kriegshandlungen der Alliierten darauf abgestimmt werden, den Rumänen das Überschreiten dieses Flußes zu erleichtern.

Von den Flußflottillen wird die jugoslawische auf der Donau, die rumänische auf der Theiß in Übereinstimmung mit den an diesen Strömen operierenden Heeresteilen handeln. Die Tätigkeitsbereiche

der Luftflotten hatten sich sinngemäß zu übergreifen. Als Hauptquartiere der Heeresleitungen wurden in Aussicht genommen: für die tschechoslowakische Trentschin, für die jugoslawische Mitrowitz an der Sawe und für die rumänische Klausenburg.

Die von der Kleinen Entente vor dem J. 1929 getroffenen Vereinbarungen über die Heeresstärken, mit denen sie sich an einem gemeinsam zu führenden Kriege beteiligen wollten, sind nicht bekannt. In einer 1931 abgeschlossenen neuen Militärkonvention, auf die noch die Sprache kommen wird, setzten sie fest, daß, wenn die drei Alliierten von keiner andern Macht als von Ungarn angegriffen oder bedroht sind, sie jeder gegen diesen Staat mit mindestens 112 Bataillonen, 150 Batterien und 32 Eskadronen, also mit etwa 12 Infanterie- und 1½ bis 2 Kavalleriedivisionen sowie mit 120 Flugzeugen eingreifen würden, um sich von vorneherein die zahlenmäßige Überlegenheit über das ungarische Heer zu sichern. Dies trifft bei der vorhin besprochenen Variante 1 zu.

Variante 2

Es erschien den Konferenzteilnehmern aber doch ziemlich unwahrscheinlich, daß Ungarn mit seinen 21 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen, für die es im J. 1929 sicherlich weder genügend Waffen noch Ausrüstung gehabt hatte — wenn man nicht auch noch Zweifel über das Vorhandensein der erforderlichen ausgebildeten Mannschaft hegt —, einen Krieg gegen eine Macht der ihm militärisch fünffach überlegenen Kleinen Entente proviziert haben würde. Deshalb berieten die Generalstabschefs als zweite Variante jenen Fall, bei dem die Tschechoslowakei gleichzeitig von Deutschland und von Ungarn angegriffen wird, und Österreich seinen Anschluß an das Reich proklamiert, somit auch zum Feind der Tschechoslowakei geworden wäre. Nach den Bestimmungen der Militärkonvention hatten hierauf Jugoslawien und Rumänien ihrem bedrängten Alliierten sofort beizustehen.

Die dem Madjarenheere offenstehenden Angriffsmöglichkeiten wurden nun ebenso beurteilt wie bei der Variante 1, desgleichen blieben Ziel und Zweck der Operationen der rumänischen und der jugoslawischen Armee unverändert, das heißt, sie hätten durch eine konzentrische, spätestens am 18. Mobilisierungstag beginnende, im allgemeinen auf die ungarische Hauptstadt beziehungsweise auf

Kecskemét gerichtete Offensive den Tschechoslowaken Handlungsfreiheit zu erkämpfen gehabt. (Siehe Skizzen 1 und 2).

Die tschechoslowakische Wehrmacht hätte mit Rücksicht darauf, daß sie ihre Hauptkraft gegen Deutschland und Teile gegen Österreich einsetzen mußte, Ungarn gegenüber zunächst bloß eine Mindestkraft von 47 Bataillonen, 35 Batterien, 20 Schwadronen und 20 Flugzeugen, also etwa 5 Infanteriedivisionen und 1½ Kavalleriebrigaden zur Deckung der Slowakei und Karpathorußlands aufmarschieren lassen können. Zur Herstellung der Verbindung mit der bei Szatmár stehenden rumänischen Nordgruppe hat wieder, wie in der Variante 1, ein tschechoslowakisch-rumänisches Detachement bei Ungvár gebildet zu werden. Mit Rücksicht auf die schwierige Lage der auch von Deutschland und von Österreich bedrohten Tschechoslowakei bezeichnete es sein Chef des Generalstabes als wünschenswert, daß Rumänien und Jugoslawien womöglich noch vor dem 18. Mobilisierungstag die Entlastungsoffensive beginnen.

In der Verwendung der Flußflottillen besteht gegenüber der Variante 1 kein Unterschied, dafür wurde wegen der Schwäche der gegen Ungarn angesetzten tschechoslowakischen Luftstreitkräfte deren Bereich bis zur Linie Ödenburg — Budapest — Tokaj verkleinert, jener der Rumänen und Jugoslawen entsprechend vorverlegt. Auch bei den Hauptquartieren ist nur bei der Tschechoslowakei eine Änderung zu verzeichnen; die Heeresleitung hatte in Prag zu verbleiben und nach Trentschin das 3. Armeekommando zu gelangen, dem die gegen Ungarn bestimmten Truppen unterstehen sollten.

Fünfviertel Jahre nach der ersten, in Bukarest abgehaltenen Konferenz trafen sich die Chefs der Generalstäbe der drei alliierten Staaten in Belgrad. Von den diese Studie betreffenden Fragen der auswärtigen Politik, die aber doch auch von der seit 1929 um sich greifenden Weltwirtschaftskrise berührt war, ereigneten sich bei der Kleinen Entente und ihren Gegnern außer dem schon erwähnten österreichisch-italienischen Freundschaftsvertrag und einer am 2. Juni 1930 stattgehabten großen Kundgebung in Budapest gegen den Vertrag von Trianon, bei der das Volk mit madjarischem Temperament gegen die Zerstückelung des Reiches der Hl. Stephanskrone protestierte, nichts Erwähnenswertes. Weiters sei die sich nunmehr herausbildende Gepflogenheit erwähnt, daß bei den folgenden Generalstabskonferenzen der drei Alliierten in einer Hauptstadt jeweils

Kriegsfälle bearbeitet wurden, von denen das Land dieser Hauptstadt vorzugsweise betroffen erschien.

Die anfangs September 1930 in Belgrad zur Erörterung gelangenden militärischen Probleme betrafen drei Operationspläne gegen Ungarn und Bulgarien. Hiebei stellte man die Annahme, daß sich diese Staaten, ohne herausgefordert worden zu sein, entweder der eine oder der andere allein oder beide gemeinsam mit ihren Hauptkräften gegen Jugoslawien wandten, worauf dessen Vertragspartner, die beide als nicht bedroht angenommen wurden, sogleich zugunsten ihres angegriffenen Bundesgenossen gegen den oder die Friedensstörer einzugreifen hatten.

Zu Beginn der Konferenz kam es auf Grund der im abgelaufenen Jahre eingelangten Kundschaftsberichte zur Bestätigung der bisherigen Annahme, daß Ungarn im Kriegsfalle 21 Infanteriedivisionen (mit je 36 Geschützen) und 2 Kavalleriedivisionen aufzustellen vermag. Auch die bisher errechnete Dauer des ungarischen Aufmarsches blieb sich gleich: gegen die Tschechoslowakei 10, gegen Rumänien und Jugoslawien 12 Tage. Weiters sprach man dem madjarischen Heere, wenngleich es den Streitkräften der Kleinen Entente gegenüber stark unterlegen war, die Möglichkeit nicht ab, sich dank des guten Verkehrsnetzes Ungarns rasch auf einen seiner Gegner zu werfen, wobei Donau, Theiß und Körös das Manövrieren auf der inneren Linie erleichtern.

V a r i a n t e 3

Was nun den zur Erörterung stehenden Fall eines ungarischen Angriffes auf Jugoslawien betrifft, so nahm man an, dieser werde, um zu einem raschen Anfangserfolg zu führen, mit 16 Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision unternommen werden. Gegen Rumänien und die Tschechoslowakei blieben dann 5 Infanteriedivisionen, hievon eine bei Jász-Berény — Szolnok — Czegléd als Reserve für die Nebenfronten Ost und Nord, und eine Reiterdivision bei Nyiregyháza — Tokaj als Verbindungsglied zwischen den beiden.

Auch mit den ungarischen Aufmarschmöglichkeiten im Banat, in der Batschka, in der Baranya und am Drau-Mur Abschnitt beschäftigten sich die drei Generalstabschefs sehr eingehend. Sie bezeichneten die Erst- und die Letztgenannte für die Versammlung starker Kräfte als zu exzentrisch gelegen. Von den beiden Mittelabschnitten sahen sie die Batschka, weil sie in die Schwerlinie Budapest — Belgrad fällt und gegen Osten und Westen durch starke Stromschranken

gesichert ist, als das günstigste Sprungbrett für eine Offensive nach Süden an. Sie vermuteten daher in der Batschka 4 Korps[2]) mit insgesamt 13 Infanteriedivisionen, hievon eines mit 4 Divisionen im zweiten Treffen, von wo aus es auch gegen Rumänien oder die Tschechoslowakei verwendet werden konnte. Ein Korps mit 3 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision nahm man in der Baranya und am Drau-Mur Abschnitt an. Mit Rücksicht auf das gute Verkehrsnetz glaubten die beratenden Generalstabschefs den Beginn der ungarischen Offensive gegen Süden sogar noch vor dem Eintreffen der Divisions- und Korpstrains auf den 12. oder 13., in dem für Ungarn allerungünstigsten Fall auf den 18. Mobilisierungstag ansetzen zu sollen.

Das Schwergewicht der ungarischen Hauptkraft vermutete man in der Linie Bajmok — Neusatz — Belgrad, um das Gros der Jugoslawen zu schlagen, wobei eine Umfassung durch den rechten Flügel versucht werden würde, indes der linke Flügel wegen der Bedrohung durch die Rumänen nicht zur Umfassung gelangen dürfte. Die Kraftgruppe in der Baranya mochte Stoßrichtung auf Vinkovci haben, mit der ungarischen Hauptkraft in der Batschka Verbindung halten und deren Donauübergang zu erleichtern versuchen. Der Kraftgruppe an der Drau und Mur glaubte man folgende Aufgaben zusprechen zu können: Schutz des eigenen Gebietes, Festhalten möglichst starker jugoslawischer Truppen und schließlich Sicherung von Flanke und Rücken der auf Belgrad vorstoßenden Hauptkräfte.

Bei Zugrundelegung vorstehenden Aufmarsches des ungarischen Heeres beschlossen die alliierten Generalstäbe ihre Maßnahmen darauf abzustellen, die Madjaren durch eine energische, konzentrische, auf Budapest gerichtete Offensive zu schlagen und das ganze Land zu besetzen. Hiezu hätte die tschechoslowakische Hauptkraft spätestens am 17. Mobilisierungstag von Balassa Gyármat in der Richtung auf Gödöllő vorzustoßen. Andere Kräfte hätten in der Donaustrecke Preßburg — Komorn — Waitzen den Strom zu beobachten und alle Maßnahmen vorzubereiten, um im geeigneten Moment auf das südliche Ufer überzugehen.

Bei der für das Eingreifen von Rumänien beizustellenden Armee war das Schwergewicht auf den Südflügel zu legen; sie hatte spätestens am 17. Mobilisierungstag die Offensive in der Richtung auf Kecskemét aufzunehmen. Hiebei fiele den rumänischen Haupt-

---

[2]) Bezüglich ungarischer Korpsverbände siehe Fußnote auf S. 344.

kräften die Aufgabe zu, gegen die linke Flanke und den Rücken der Madjaren zu wirken, um die Lage der Jugoslawen zu erleichtern und die Beendigung ihrer Versammlung und ihrer Entfaltung zu sichern. Die bei Großwardein und bei Szatmár versammelten Gruppen würden die Aufgabe erhalten, in enger Fühlung mit der tschechoslowakischen Armee auf Szolnok vorzustoßen und zwar zur gleichen Zeit, als die rumänischen Hauptkräfte auf Kecskemét antreten.

Das jugoslawische Heer wird sich bis zur Erlangung der Operationsbereitschaft defensiv verhalten, dann aber — spätestens am 21. Mobilisierungstag — zur Offensive schreiten, um sich des Abschnittes Kecskemét — Solt — Simontornya zu bemächtigen. Hiezu hat sie den Schwerpunkt auf Kecskemét zu legen, eine linke Nebengruppe auf dem westlichen Donauufer, eine Verbindungsgruppe aus dem Banat auf Szegedin zur Herstellung der Fühlung mit den Rumänen und schließlich eine Gruppe aus Nordkroatien gegen Groß Kanizsa anzusetzen.

Sobald die Rumänen an der Theiß angelangt sein werden, wird die Gesamtkriegshandlung der drei Alliierten darauf abgestimmt werden, den Rumänen den Theißübergang zu erleichtern und schließlich mit allen Kräften auf Budapest vorzudringen.

Die Flußflottille der Jugoslawen wird auf der Donau und der Drau, jene der Rumänen auf der Theiß in Aktion treten.

Der nächste Besprechungspunkt in Belgrad betraf den Kriegsfall mit Bulgarien, der dadurch hätte ausgelöst werden können, daß dieser Staat, ohne herausgefordert worden zu sein, das sonst von niemanden bedrohte Jugoslawien angriff. Im Sinne der in Kraft stehenden Militärkonvention hat nun Rumänien, dem nach der Annahme gleichfalls kein anderer Feind gegenübersteht, mit einer Interventionsarmee zugunsten Jugoslawiens einzugreifen. Die Tschechoslowakei hat in diesem Falle keine Verpflichtung zur Beistandsleistung.

Variante 4 (Siehe Skizze 3.)

Ehe die beiden Generalstabschefs die zu ergreifenden Maßnahmen für die Variante 4 festsetzten, formten sie sich ein Bild über die Stärke des Bulgarenheeres und würdigten dessen durch die militärgeographischen Verhältnisse bedingten Möglichkeiten. Sie schätzten es im Kriegsfalle auf 12 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen, wovon die Heeresreiterei in 2 bis 3 Tagen, die Infanterie in 4 bis 5, die Artillerie und die technischen Truppen in 6 bis 7 und die Trains in

10 Tagen verwendungsfähig sein konnten. Die bulgarische Heeresmacht mochte daher am 19. Mobilisierungstag operationsbereit sein.

Zahlenmäßig ist sie den Heeren Jugoslawiens und Rumäniens ganz erheblich unterlegen. Dazu haben diese beiden Alliierten für Angriffshandlungen eine günstige Ausgangsstellung, da sie Bulgarien von drei Seiten umfassen, und Rumänien überdies in der Lage ist, die Verbindung Bulgariens mit dem Schwarzen Meere zu durchtrennen. Dem gegenüber fällt Bulgarien der Vorteil zu, daß Donau und Balkangebirge als nicht leicht zu überwindende Hindernisse ein Vorgehen der rumänischen Armee erschweren und es den Bulgaren erleichtern, ihre beiden Gegner in Trennung zu erhalten, was auch durch das hiefür günstig verlaufende bulgarische Bahnnetz gefördert wird. Das trifft insbesondere in dem beträchtliche Geländehindernisse aufweisenden Lomgebiet zu, wo die Vereinigung der inneren Flügel der jugoslawischen und der rumänischen Armee zu erfolgen hätte. Auch maßen die Generalstabschefs der beiden Alliierten den bulgarischen Befestigungen bei Sofia besonders hohen fortifikatorischen Wert bei. Erst wenn die Jugoslawen die bulgarische Hauptstadt besetzt haben, würden sie in der Lage sein, Ichtiman im Osten und den Araba Konak-Paß im Norden von Sofia zu nehmen und die Operationen im Zusammenwirken mit den Rumänen in dem entscheidenden Raum nördlich des Balkangebirges fortzusetzen.

Im konkreten Fall der Variante 4 nahmen die Konferenzteilnehmer den Aufmarsch des bulgarischen Heeres mit 3 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision bei Plevna gegen Rumänien mit der aus 7 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision gebildeten Hauptkraft bei Sofia gegen Jugoslawien an. Im abseits liegenden Lomgebiet und im Strumicabezirk glaubten sie nicht mehr als je eine Division annehmen zu sollen, wobei die bei Petrič stehende noch durch mazedonische Freiwillige verstärkt sein konnte.

Da man als Leitgedanken der bulgarischen Offensive gegen Westen das Streben vermutete, die jugoslawischen Kräfte nach Süden und Südwesten zurückzuwerfen und Südserbien vom übrigen Königreich zu trennen, ergibt sich von selbst die Annahme, der Hauptstoß werde vor dem Eindrehen nach Südwesten zunächst von Sofia aus über Pirot auf Niš gerichtet sein, und die im Lomgebiet stehende Division werde über Sv. Nikolski und Berkovica eine Umfassungsbewegung gegen Flanke und Rücken der bei Pirot stehenden jugoslawischen Hauptkraft ausführen. Dagegen dürften die bei Küstendil und Petrič gegenüber dem Vardartal eingesetzten Nebenkräfte in

aktiv geführter Verteidigung verbleiben, um möglichst starke jugoslawische Kräfte zu fesseln und auf diese Weise bestrebt sein, zu dem bei Niš angestrebten Erfolg beizutragen. Der gegen Rumänien aufgebotenen Armeegruppe mochte zunächst die Aufgabe zufallen, einen Donauübergang zu vereiteln und den Rücken der gegen Jugoslawien kämpfenden bulgarischen Hauptkräfte zu decken.

Um diese mutmaßliche Operation der Bulgaren zu durchkreuzen, stellten sich die Generalstabschefs Jugoslawiens und Rumäniens die Aufgabe, gegebenen Falles die Bulgarenarmee durch eine energische, konzentrische Offensive gegen Sofia zu schlagen und nachher der entstandenen Lage gemäß zu handeln. Hiezu sollten die r u m ä n i s c h e n Interventionsstreitkräfte spätestens am 12. Mobilisierungstag die Donau überschreiten und mit der Masse auf Sofia vorstoßen, um die bulgarische Hauptkraft anzugreifen. Eine Nebengruppe hatte bei Bechet oder weiter westlich über die Donau hinweg in der Richtung auf Ferdinand vorzustoßen, um mit den von Zaječar und Knjaževac her anrückenden Jugoslawen zusammenzuwirken.

Das j u g o s l a w i s c h e Heer bleibt anfänglich defensiv. Nach bewirktem Aufmarsch, spätestens aber am 22. Mobilisierungstag geht es mit der Masse von Pirot her und aus dem Vardartale zur Gegenoffensive auf Sofia über, um den Feind zu schlagen und den die Hauptstadt umgebenden Höhenkranz zu nehmen. Der Schutz der linken Flanke und des Rückens der Hauptkraft wird durch die schon erwähnte, ein bis zwei Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision starke Timokgruppe gewährleistet, die spätestens am 11. Mobilisierungstag von Zaječar und Knjaževac gegen Ferdinand vorzubrechen und die Verbindung mit den Rumänen herzustellen hat.

Von den F l u ß f l o t t i l l e n sammelt sich die jugoslawische bei der Timokmündung, die sich auch um die Herstellung der Verbindung zwischen den Alliierten auf beiden Donauufern zu bemühen hat. Die rumänische Flottille wird zur Unterstützung des Donauüberganges der Hauptkraft zwischen Schyl und Alt eingesetzt. — Die Tätigkeitsbereiche der Luftflotten entsprechen den Vorrückungslinien der Armeen. — Die rumänische Heeresleitung verbleibt in Bukarest; das jugoslawische Oberkommando schlägt sein Hauptquartier in Kruševac auf.

V a r i a n t e 5 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Der dritte Fall, der bei der Belgrader Konferenz des Jahres 1930 besprochen wurde, betrifft als Variante 5 einen Krieg, der hervor-

gerufen wird durch einen nicht provozierten Angriff Ungarns und Bulgariens auf Jugoslawien, welcher Staat aber sonst von keiner Macht bedroht erscheint. Vertragsgemäß haben ihm Rumänien und die Tschechoslowakei zu Hilfe zu eilen, die beide nach der gestellten Annahme weder selbst angegriffen noch bedroht sind. Zur Abwehr der ungarisch-bulgarischen Agression machen die drei Alliierten der Kleinen Entente alle ihre Streitkräfte mobil. Jugoslawien tritt naturgemäß mit seiner ganzen Wehrmacht in Aktion. Die Tschechoslowakei greift mit dem Höchstmaß der in der Militärkonvention vorgesehenen Streitkräften gegen Ungarn ein, und Rumänien wendet sich gleichfalls gegen Ungarn aber auch gegen Bulgarien.

Bei der Beurteilung der möglichen Entwicklung der Kriegshandlungen war in erster Linie das Kräfteverhältnis maßgebend. Ungarn und Bulgarien verfügten gemeinsam über 33 Infanterie- und 4 Kavalleriedivisionen, waren somit der Kleinen Entente sehr unterlegen; außerdem schloß die weite räumliche Trennung eine enge gemeinsame Operation aus. Dem gegenüber bot sich dem Dreiverband die Möglichkeit zum Zusammenballen einer absoluten Überlegenheit über den einen oder den andern seiner Feinde. Diesen beiden muteten nun die konferierenden Generalstabschefs die Absicht zu, sich sofort auf Jugoslawien zu werfen, um es zu schlagen und sodann gegen Rumänien und die Tschechoslowakei Front zu machen. Ein Erfolg kann ihnen nur bei einem raschen Sieg über Jugoslawien blühen. Daher wäre ein Einsatz der bulgarischen und ungarischen Kräfte wie bei den Varianten 3 und 4 zu erwarten.

Von den Alliierten werden dadurch Jugoslawien und Rumänien zum Operieren auf der inneren Linie gezwungen, indes die Tschechoslowakei sich mit ungeteilter Kraft auf Ungarn werfen kann. Dies ist bestimmend dafür, daß auch die beiden andern alliierten Heere zuerst gegen Ungarn offensiv werden, das wegen seiner schnelleren Schlagbereitschaft auch der gefährlichere Gegner ist und daher als erster niedergeworfen werden muß.

Bei der Festsetzung der den einzelnen Armeen zukommenden Aufgaben werden bei dieser Variante zum ersten und einzigen Male auch deren Stärken nach Divisionen angeführt. Für die vom tschechoslowakischen Heere zu unternehmende Offensive hat es 20 Infanteriedivisionen und entsprechend starke Armeetruppen anzusetzen. Der rumänische Generalstab, der gleichfalls 20 Infanterie- und noch 2 Kavalleriedivisionen ins Feld zu stellen beabsichtigt, plant hievon 12 Infanteriedivisionen an der bulgarischen

Grenze aufmarschieren zu lassen, die wegen ihrer großen Länge und wegen ihrer geringen Entfernung von der dadurch stark bedroht erscheinenden Hauptstadt Bukarest die gefährdetere ist. Diese 12 Divisionen werden starke bulgarische Kräfte binden, was wieder der jugoslawischen Ostfront zugute kommt. Für die gemeinsame Offensive gegen Ungarn treten daher nur 8 rumänische Infanteriedivisionen und starke Heeresreiterei im Sinne der Variante 3, also mit dem Schwergewicht auf dem Südflügel an.

Der am meisten bedroht erscheinde jugoslawische Staat setzt an seiner Grenze gegen Bulgarien zunächst so viele Divisionen ein, die einerseits ausreichend erscheinen, um bis zur erfolgreichen Beendigung des gegen die Madjaren zu führenden Feldzuges einen Einfall des Feindes nach dem Südteil des Königreiches verläßlich verhindern zu können, andererseits, um durch Bindung überlegener bulgarischer Kräfte die Lage der an der Donaufront stehenden rumänischen Armee zu erleichtern. Für die an der ungarischen Südgrenze aufmarschierenden Kräfte, 11 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und Armeetruppen, gelten sinngemäß die in der Variante 3 angeführten Aufgaben.

Der Beginn der Offensive gegen Ungarn ist bei den Tschechoslowaken und bei den Rumänen auf den 17., bei den Jugoslawen auf den 20. Mobilisierungstag festgesetzt. — Von den Flußflottillen hat die jugoslawische auf der mittleren Donau gegen Ungarn, die rumänische auf der unteren Donau gegen Bulgarien zu operieren. Für die Luftflotten gelten die bei den Varianten 1 und 4 festgesetzten Bestimmungen.

Im ersten Viertel des J. 1931 ereigneten sich auf dem mitteleuropäischen Kraftfeld zwei die Kleine Entente berührende Ereignisse. Am 26. Jänner schlossen Österreich und Ungarn einen Freundschaftsvertrag. Dies erfolgte im Rahmen einer von Budapest ausgehenden Politik, die darauf gerichtet war, mit allen Staaten, die Ungarns Revisionsbestrebungen wohlwollend gegenüberstanden, Freundschaftsverträge abzuschließen. Nun hatte schon im Juli 1930 der vom Bundeskanzler Dr. Schober in Budapest abgestattete Besuch dazu beigetragen, die seit der Abtretung des Burgenlandes an Österreich und dem durch ungarische Wahlpraktiken arrangierten Ödenburger Wahlschwindel vergiftete Atmosphäre zu reinigen. Dieser Freundschaftspakt brachte nun wohl die Aussöhnung; allerdings verließ Österreich unter dem Druck der Heimwehrbewegung auch seine

bisherige strikte Neutralität und geriet infolge des 1930 mit Italien abgeschlossenen Freundschaftsvertrages immer mehr in das Fahrwasser der faschistischen Politik.

Das zweite Ereignis war der am 19. März 1931 abgeschlossene deutsch-österreichische Zollvertrag. Er wurde wohl vom Völkerbund und vom Haager Schiedsgericht verboten und trat daher nicht in Wirksamkeit. Er zeigte der Kleinen Entente aber jene Gefahren auf, die ihr bei einer europäischen Konflagration drohen könnten.

Bei den anfangs Mai des J. 1931 in Bukarest erfolgten Generalstabsbesprechungen der Kleinen Entente, es war dies die dritte Konferenz, fanden aber noch jene Erörterungen ihre Fortsetzung, die der Abwehr eines Angriffes von Seite Ungarns und Bulgariens galten und noch n i c h t besprochen worden waren, das sind die von der Bukarester Regierung nicht provozierten Angriffe mit dem Schwergewicht gegen Rumänien. Den Besprechungen operativen Inhaltes gingen aber der Abschluß neuer Militärkonventionen gegen Ungarn und Bulgarien sowie der Nachrichtenaustausch über die Heere dieser beiden Staaten voraus.

Neue Militärkonventionen

Die Abfassung n e u e r M i l i t ä r k o n v e n t i o n e n hatte sich nach Ansicht der drei Generalstabschefs als notwendig erwiesen, um gewisse Unklarheiten zu beseitigen und erforderliche Ergänzungen vorzunehmen. Sie sind dieser Studie als Beilagen 1 und 2 in möglichst wortgetreuer Übersetzung angeschlossen. Sie enthalten als wesentlichste Bestimmung die Anführung jener Voraussetzungen, unter denen alle drei Alliierten gegen Ungarn, sowie wann Rumänien und Jugoslawien gegen Bulgarien einzugreifen haben, weiters die Festsetzung der Aufmarschräume an den Grenzen Ungarns und Bulgariens und der Zeitpunkte für den Beginn der Offensive durch die Heere der Kleinen Entente. Es folgen dann noch Bestimmungen über einen gemeinsamen Oberbefehl über die alliierten Heere, über Regelung der Kommandoverhältnisse bei Kampfhandlungen von aus Kontingenten verschiedener Heere zusammengesetzter Detachements, über die Einstellung der Feindseligkeiten, über gegenseitige Aushilfen mit Kriegsmaterial, Transportfragen, Verteilung der Beute, Geheimhaltung der Verträge und der Operationsentwürfe.

Vor Erörterung der drei nächsten möglichen Kriegsfälle tauschten die Konferenzteilnehmer die seit der letzten Besprechung über Ungarn und Bulgarien eingelaufenen militärischen Nachrichten aus.

Hinsichtlich der ungarischen Wehrmacht glaubte man auf Grund eingelangter Nachrichten annehmen zu sollen, daß die Mobilisierung der 21 Infanterie- und der 2 Kavalleriedivisionen nunmehr in zwei Wellen erfolgen werde. Die erste mit 14 Infanteriedivisionen in 6 bis 8 Tagen, ihnen voran die Heeresreiterei in 3 bis 4 Tagen. Die zweite Welle von 7 Divisionen mit Mannschaft und Kriegsgerät geringeren Wertes mochte in 15 Tagen marschbereit sein. Die Beendigung des Aufmarsches errechnete man wie bisher: gegen die Tschechoslowakei am 10., gegen die beiden andern Staaten am 12. Mobilisierungstag. Infolge der im J. 1931 erfolgenden Fertigstellung der Bahnlinie Stuhlweißenburg — Dunaföldvár hielt man eine Beschleunigung des Aufmarsches gegen Rumänien für möglich.

Des weiteren war erkundet worden, daß Ungarn im J. 1930 erhebliche Mengen Kriegsmaterial aufgestapelt hatte, daß alle einstigen Kriegsindustrien wieder arbeiten, daß es überdies aus Deutschland Flugzeuge, chemische Produkte, Geschütze und Panzerautos, weiters aus Italien automatische Waffen, Flugzeuge, Panzerwagen und Artilleriematerial bezogen hatte. Wohl fehlt es noch an Artillerieausrüstung für die Divisionen der zweiten Welle, an schweren Geschützen und an Tanks. Dafür glaubte man, daß Ungarn im Ernstfalle eine mächtige Luftflotte durch Einflug aus dem Auslande erhalten werde. — Von der Grenzwache wurde angenommen, sie werde im Kriegsfalle zum Teil den Grenzschutz besorgen und zum Teil als Ergänzung der Heeresinfanterie dienen.

Beim bulgarischen Heer war man sich noch nicht recht klar darüber, ob es im Ernstfalle aus 12 Infanteriedivisionen zu je 6 bzw. 4 Infanterieregimentern oder aus 18 Divisionen zu je 3, drei Bataillone starken Infanterieregimentern bestehen werde. Die beiden Kavalleriedivisionen vermutete man in der Stärke von je 12 Reiter- und 8 Maschinengewehrschwadronen und einer Abteilung reitender Artillerie. Die Vollendung des Aufmarsches gegen Rumänien oder Jugoslawien kalkulierte man für den 19. bis 21. Mobilisierungstag.

Variante 6 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Bei Erörterung des Operationsplanes gegen Ungarn, das sich ohne vorherige Herausforderung auf seinen östlichen Nachbar stürzt, hielten die Konferenzteilnehmer diesen Fall wohl für wenig wahrscheinlich, weil die Madjaren in Siebenbürgen kaum zu einem entscheidenden Erfolg gelangen konnten, ehe sich das Eingreifen Jugoslawiens oder der Tschechoslowakei fühlbar machen würde. Sollte

Ungarn im Hinblick auf seine zentrale Lage und sein gut entwickeltes Verkehrsnetz aber dennoch den Versuch eines Angriffes auf Rumänien wagen, so wurde nachstehende Kräfteverteilung angenommen: höchstens 14 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision gegen Rumänien; mindestens 4 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision gegen die Tschechoslowakei, weil sie wegen der geringen Entfernung ihrer Grenze von der ungarischen Hauptstadt als besonders gefährlicher Gegner betrachtet werden muß; mindestens 2 Infanteriedivisionen gegen Jugoslawien auf einer Front von 350 km Länge und schließlich eine Division der Deckungstruppen bei Budapest.

Die ungarische Offensive erwartete man mit der Hauptkraft nördlich des Bihargebirges auf Klausenburg, mit Nebenkräften südlich davon, die bestrebt sein werden, die Rumänen nach Osten zu drücken, um sie von den Jugoslawen abzudrängen. Hiezu wurde der Aufmarsch mit 10 bis 11 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision bei Debreczin — Nyiregyháza, mit 2 bis 3 Infanteriedivisionen bei Orosháza — Békescsaba und mit 1 Division bei Szolnok als Reserve angenommen. Die Erlangung der Operationsbereitschaft nahm man für den 12. Mobilisierungstag an, doch könnten die ersten Vormärsche, ohne das Herankommen der Trosse abzuwarten, auch schon am 9. Tage beginnen.

Dem vermuteten ungarischen Operationsplan gegenüber einigten sich die Generalstabschefs der Kleinen Entente dahin, daß Rumänien das Höchstmaß seiner verfügbaren Streitkräfte aufzubieten habe, indes Jugoslawien und die Tschechoslowakei mindestens mit der in der neuen Militärkonvention festgesetzten Truppenmacht von je 112 Bataillonen, 150 Batterien, 32 Eskadronen, also mit etwa 12 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen, sowie mit je 120 Flugzeugen eingreifen werden, um Ungarn zu schlagen und das ganze Staatsgebiet zu besetzen. Hiezu haben die Rumänen die Madjaren festzuhalten; die beiden andern Alliierten werden in den Rücken des Feindes vordringen, um sein Zurückweichen an die Theiß zu verhindern, und dadurch eine Einkreisung einzuleiten.

Für diese Offensive tritt die t s c h e c h o s l o w a k i s c h e Heeresgruppe spätestens am 17. Mobilisierungstag die allgemeine Offensive mit der Hauptkraft von Losoncz gegen Szolnok an, links geschützt durch die von Kaschau gegen Tiszafüred operierende 4. Armee. Beide Heereskörper haben gegen Flanke und Rücken der gegen die Rumänen vorgehenden ungarischen Hauptkraft anzugreifen. Dem jetzt bei Csap aufmarschierenden gemischten Verbindungsdetache-

ment, für das die Tschechoslowakei anfänglich zwei Infanteriedivisionen beizustellen hat, ist die Aufgabe zugedacht, den nach Nordosten vorspringenden ungarischen Grenzzwickel abzuschneiden und dadurch die einzige, Rumänien und die Tschechoslowakei verbindende Eisenbahnstrecke zu sichern.

Jugoslawien wird gleichfalls mit den für die bewaffnete Intervention vorgesehenen Kräften spätestens am 17. Mobilisierungstag die allgemeine Offensive beginnen, mit der Masse von Maria Theresiopel gegen Kecskemét sowie mit einer Nebengruppe in der Stärke einer Infanteriedivision und einer Kavalleriebrigade von Gr. Kikinda gegen Orosháza, um die südliche, gegen Rumänien aufmarschierte ungarische Nebengruppe in der Flanke anzufallen und sich in den Besitz der Übergänge bei Szegedin und Szentes zu setzen.

Das rumänische Oberkommando wird die Hauptaktion dem rechten Heeresflügel übertragen, um die Masse der ungarischen Streitkräfte zu fesseln. Sobald sich das Vorgehen der beiden andern alliierten Heere fühlbar machen wird, hat das rumänische Heer zur Gegenoffensive überzugehen, mit dem Gros von Klausenburg auf Szolnok, wobei diese im engen Anschluß an die jugoslawische rechte Seitenabteilung anzugreifen hat. Die rumänische Nordgruppe bei Szatmár muß an der Lösung der dem tschechoslowakisch-rumänischen Verbindungsdetachement gestellten Aufgabe, Sicherung der diese beiden Staaten verbindenden Eisenbahn, mitwirken.

Von den Flußflotten hat die jugoslawische auf der Donau und Drau, die rumänische auf der Theiß in Verbindung mit den an diesen Flüssen vorgehenden Heeresteilen zu operieren. Die sich übergreifenden Aktionsbereiche der drei Luftflotten sind die gleichen, wie sie bei den Varianten 1 u. 4 festgelegt wurden. Als besonders wichtige Luftziele galten bei Beginn der Feindseligkeiten die Eisenbahnbrücken bei Budapest, Tiszafüred, Szolnok, Csongrád, Szegedin, Baja und Dunaföldvár, die zwecks Störung des ungarischen Aufmarsches ehestens zerstört werden sollten. Als Standorte für die Hauptquartiere der Heeresleitungen waren Trentschin, Belgrad und Bukarest in Aussicht genommen.

In einem am 11. Mai 1931 verfaßten Zusatzprotokoll, das auch für die Varianten 2 und 3 galt, brachten die drei Generalstabschefs ihre Meinung dahingehend zum Ausdruck, daß Ungarn im Hinblick auf seine zahlenmäßige Unterlegenheit sicherlich zum Haushalten mit seinen Kräften gezwungen sein wird. Wenn es nun, statt die Masse seiner Kräfte zusammengeballt gegen einen Gegner zu

richten, den Fehler des Verzettelns begehen sollte, würden die Heere der Kleinen Entente sofort zur gleichzeitigen Generaloffensive an allen Fronten übergehen.

Variante 7 (Siehe Skizze 3).

Der zweite der Rumänien interessierenden, aber bisher nicht erörterten Kriegsfälle war jener, bei dem Bulgarien einen nicht provozierten Angriff auf seine sonst von niemanden bedrohten Nachbarn im Norden und Westen unternimmt, hiebei aber im Gegensatz zur Variante 4 seine Hauptkraft gegen Rumänien richtet.

Dieser Fall erschien den Alliierten wohl wenig wahrscheinlich, weil sich Bulgarien infolge der schon hervorgehobenen Möglichkeit, von den Armeen Rumäniens und Jugoslawiens umfaßt zu werden, strategisch in einer ungünstigen Lage befindet (siehe S. 351); auch ist das bulgarische Heer dem rumänischen zahlenmäßig unterlegen und vermag sich infolge des Zweifrontenkrieges gegen dieses nicht völlig konzentrieren. Sollte Bulgarien aber dennoch das Wagnis auf sich nehmen, so meinte man bei der Belgrader Konferenz, daß dies wahrscheinlich nur deshalb geschehen könnte, um in eine größere Konflagration einzugreifen. Daher erscheint es im Interesse der Alliierten zu liegen, möglichst von der Handlungsfreiheit Gebrauch zu machen, die sie vor Beginn der Kämpfe an anderen Fronten besitzen. Der Angriff Bulgariens erhält überhaupt nur eine strategische Berechtigung durch den ihn begünstigenden natürlichen Schutz seiner Grenzen, der schon bei Besprechung der Variante 4 gewürdigt wurde, weiters durch die vorhandenen permanenten Befestigungen, wahrscheinlich vermehrt und verstärkt durch feldmäßige Verschanzungen, die von den Bulgaren vor Beginn des von ihnen provozierten Konfliktes angelegt worden sein dürften.

Die Verteilung der 12 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen zählenden bulgarischen Streitkräfte nahm man mit zwei Drittel gegen Rumänien und mit einem Drittel gegen Jugoslawien an. Den Grund für diese starke Deckung gegen Westen glaubte man mit Berechtigung in der sofortigen Auswirkung einer in den Raum Sofia — Ichtiman — Orhanie — Berkovica ausmündenden jugoslawischen Offensive vermuten zu dürfen. Die Dauer des bulgarischen Aufmarsches setzte man mit 19 Tagen ins Kalkül, wobei Einleitungsoperationen aber auch schon vorher beginnen mochten. Rasch können sich bulgarische Operationen gegen Rumänien nur in der Dobrudscha wegen ihrer hindernislosen Grenze entwickeln durch Einsatz von 5 bis 6 In-

fanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision, links gedeckt durch eine bei Plevna und Tirnovo aufgestellte Gruppe von je 2 bis 3 Infanteriedivisionen. Ein Vorstoß in die Dobrudscha böte den Bulgaren auch die Aussicht des Erreichens der einzigen lohnenden Ziele, wie des vierten Eckpunktes des Festungsviereckes, das ist die 1913 an Rumänien abgetretene Stadt Silistria, weiters das Abziehen der Rumänen von ihrem jugoslawischen Bundesgenossen oder schließlich das Durchschneiden der rumänischen Verbindung zum Schwarzen Meer, wodurch sich allenfalls eine spätere Landung bulgarischer Truppen in Constanza erleichtern würde. Alle diese Möglichkeiten schlöße aber ein in die Kleine oder Große Walachei unternommener bulgarischer Angriff aus, weil die Bulgaren für alle zwei Unternehmungen zu schwach waren.

Für das Gegenspiel sagte der rumänische Chef des Generalstabes den Einsatz des Höchstmaßes seiner verfügbaren Streitkräfte zu. Jener Jugoslawiens verpflichtete sich mit mindestens 12 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen in den Konflikt einzugreifen. Und als Operationsziel setzten beide fest, Bulgarien die Möglichkeit zu nehmen, Schaden anzurichten. Hiezu wollten sie sofort die Initiative an sich reißen und die bulgarische Armee durch konzentrische Angriffe entscheidend schlagen.

Der jugoslawischen Armee fiel hiebei ein energischer Vorstoß gegen Sofia zu, um möglichst starke Kräfte zu binden. Hiefür hat die Masse am 17. Mobilisierungstag zum Vorstoß über Pirot auf Sofia anzutreten und sich zu bestreben, dort ehebaldigst einzutreffen. Eine bei Zaječar und Knjaževac zu versammelnde Kraftgruppe von mindestens zwei Infanteriedivisionen wird bereit sein, die Grenze am 11. Mobilisierungstag zu überschreiten, um zwischen Donau und Balkangebirge auf Ferdinand einen kräftigen Stoß zu führen, in enger Verbindung mit der bei Bechet oder weiter westlich die Donau forcierenden rumänischen Nebengruppen.

Die rumänische Hauptkraft wird die zur Eindämmung bulgarischer Angriffe nötigen Kräfte abzweigen und zur Gegenoffensive dann übergehen, sobald sich das jugoslawische Unternehmen fühlbar macht. Zweck dieser Gegenoffensive ist es, die bulgarische Hauptkraft zu schlagen, wozu das rumänische Heer je nach der Lage die Richtung auf a) Sofia oder auf b) Šumla nehmen wird. Im Interesse beider alliierten Heere wird es gelegen sein, daß die jugoslawische Offensive so bald als möglich, selbst vor dem 17. Mobilisierungstag beginne.

Die Verwendung der Flußflottillen war wie bei der Variante 4 geplant, desgleichen die Abgrenzung der Aktionsbereiche der Luftflotten. Als lohnende Bombenziele wurden die Bahnknoten von Sofia, Mezdra, Pleven, Trnovo und Stara Zagora bezeichnet, um den Aufmarsch der Bulgaren zu verzögern und zu desorganisieren.

V a r i a n t e 8 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Der letzte Fall, der 1931 in Bukarest besprochen wurde und der für Rumänien besonders große Bedeutung hatte, war jener, bei dem Ungarn u n d Bulgarien mit ihren Hauptkräften Rumänien gemeinsam anfallen, ohne von dieser Macht herausgefordert worden zu sein. Ansonsten wurde dieses Thema unter der gleichen Annahme wie bei der Variante 5 — Ungarn u n d Bulgarien gegen Jugoslawien — behandelt, d. h. daß die Länder der Kleinen Entente sonst von keinem andern Staat als von den beiden genannten bedroht werden, sei es gleichzeitig oder nacheinander.

Allerdings erschien es den beratenden Generalstabschefs der drei Alliierten Mächte wenig wahrscheinlich, daß Ungarn und Bulgarien allein auftreten und ihre Anfangsoperationen gegen Rumänien richten werden, weil ihnen nach dem Überschreiten des Siebenbürger Erzgebirges bzw. der Donau kein r a s c h e r Sieg winken würde. Wahrscheinlicher erscheint die Annahme, daß die beiden Verbündeten Rumänien zur Teilung seiner Heeresmacht veranlassen wollen. Jedoch wie dem auch sein mochte, die beiden Feindstaaten konnten nicht in Zweifel darüber sein, daß ihnen alle drei Partner der Kleinen Entente mit zahlenmäßig überlegenen und nach strategischen Möglichkeiten besser gestellten Streitkräften entgegentreten werden. Wenn sich Ungarn und Bulgarien dennoch zu einem solchen Unternehmen veranlaßt sehen, dann dürfte es wahrscheinlich deshalb erfolgen, um an einem größeren Kriege teilzunehmen. Es mußte daher im Interesse der Kleinen Entente liegen, durch Höchsteinsatz ihrer Machtmittel Ungarn und Bulgarien niederzuwerfen, bevor Kämpfe an andern Abschnitten ihrer Grenzen entbrennen.

Hinsichtlich der mutmaßlichen Kraftverteilung der Heere Ungarns und Bulgariens, die etwa 300 km von einander entfernt und durch schwer zu überwindende natürliche Hindernisse getrennt sind, nahm man an, daß gegen Rumänien 14 ungarische und 8 bulgarische Infanteriedivisionen und je 1 Kavalleriedivision, gegen Jugoslawien 2 bis 3 ungarische und 4 bulgarische Infanteriedivisionen sowie 1 bulgarische Kavalleriedivision und gegen die Tschechoslowakei 4 Infanterie-

divisionen und 1 Reiterdivision der Madjaren zum Einsatz gelangen werden. Die Dauer des ungarischen Aufmarsches kalkulierte man mit 12, des bulgarischen mit 19 Tagen, wobei es denkbar erschien, daß Ungarn — um den Beginn der Offensiven zu synchronisieren — später als Bulgarien mobilisiert oder daß der wahrscheinliche Fall einer gleichzeitig erfolgenden Mobilisierung eintritt und Ungarn um eine Woche früher losschlägt.

Bei Beurteilung der möglichen Kriegshandlungen erachtete man eine zusammenlaufende ungarisch-bulgarische Offensive gegen Rumänien durch die Kleine Walachei und das Banat hindurch — wie schon bei Variante 5 aufgezeigt wurde — als zum Scheitern verurteilt. Vorteilhafter erschien eine ungarische Offensive von Debreczin gegen Klausenburg im Vereine mit einem gleichzeitigen oder nachfolgenden bulgarischen Vorstoß in die Dobrudscha — Fall a —, durch den die rumänische Südarmee von ihrem jugoslawischen Bundesgenossen abgezogen und — falls sich ihre Lage verschlimmerte — in eine recht üble Lage versetzt werden könnte. Auch ein bulgarischer Angriff über die Donau hinweg auf Bukarest — Fall b — würde — falls dieses schwierige Manöver gelingt — Rumänien in eine umso kritischere Situation bringen, je tiefer die Madjaren in Siebenbürgen einzudringen vermochten.

Auf jeden Fall stellt Ungarn für den Dreiverband das Hauptangriffsziel dar, weil es gleichzeitig von allen drei alliierten Heeren umfaßt werden kann, indes sich auf Bulgarien nur Rumänien und Jugoslawien werfen können, weiters weil Ungarn nach der geographischen Lage eher zur Annahme einer Entscheidungsschlacht gezwungen und hiebei niedergeworfen werden kann, wozu die Theißebene eine bessere Möglichkeit bietet als das hindernisreiche Gelände Bulgariens. Dagegen darf nicht übersehen werden, daß Ungarn, gestützt auf seine zentrale Lage und sein vorzügliches Verkehrsnetz, eher vom Vorteil des Operierens auf der inneren Linie Gebrauch machen kann als Bulgarien.

Als Leitgedanken für das Manöver der alliierten Heere einigten sich ihre Generalstäbe darauf, zuerst Ungarn zu schlagen, dessen Gebiet wenn möglich zu besetzen und sodann die Hauptkräfte Rumäniens und Jugoslawiens gegen Bulgarien umzulenken.

Hiezu sollte dem tschechoslowakischen Heer in der ersten Phase die Aufgabe zufallen, spätestens am 17. Mobilisierungstag mit 20 Infanteriedivisionen und zugehörigen Armeetruppen die Flanke und den Rücken des Feindes mit der Hauptkraft in der Rich-

tung Losoncz — Szolnok anzugreifen, nach Osten hin gedeckt durch eine von Kaschau gegen Tisza-Polgár operierende Nebengruppe. Dem schon mehrfach erwähnten gemischten Verbindungsdetachement fällt ebenso wie der rumänischen Nordgruppe der in der Variante 6 festgelegte Schutz der rumänisch-slowakischen Verbindungsbahn zu. In der zweiten Feldzugsphase ist dem tschechoslowakischen Heere die Mission einer Säuberung und Besetzung des Raumes westlich der Donau und die Abgabe entbehrlicher Kräfte an die beiden Alliierten zugedacht.

Das jugoslawische Nordheer wird in der ersten Phase gleichfalls spätestens am 17. Mobilisierungstag mit mindestens 9 Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision, denen 4 bis 5 Tage später noch 2 Infanteriedivisionen zu folgen haben, den Hauptstoß in Richtung auf Czegléd richten. Die rechte Nebengruppe hat von Kikinda auf Orosháza vorzudringen. Gegen Bulgarien bleibt Jugoslawien in der gleichen Weise gedeckt, wie es bei der Variante 5 (S. 354) vorgesehen ist. In der zweiten Phase wird Jugoslawien das Höchstmaß an Kräften gegen die bulgarische Westgrenze ansetzen, um den Feldzug im Sinne des in der Variante 4 (S. 352) entwickelten Operationsplanes zum siegreichen Abschluß zu bringen.

Von der rumänischen Heeresmacht werden sich in der ersten Feldzugsphase 8 Infanteriedivisionen gegen Ungarn wenden und den Feind fesseln. Nach dem Wirksamwerden der Offensiven des tschechoslowakischen und des jugoslawischen Heeres wird die rumänische Armee in der Richtung auf Szolnok zur Gegenoffensive übergehen. Die Operationen der beiden Alliierten werden den Rumänen auch das Überschreiten der Theiß erleichtern.

Gegen Bulgarien nimmt der rumänische Generalstab zunächst den Aufmarsch von 12 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision in Aussicht. Ist Ungarn geschlagen, so ist die Verstärkung des rumänischen Südheeres auf die mögliche Höchststärke geplant, wobei die Gruppierung zur nachfolgenden Offensive im Sinne der Variante 7 erfolgen wird; desgleichen bleibt für die zweite Feldzugsphase die Forderung aufrecht, die Masse der Armeen Rumäniens und Jugoslawiens so rasch als möglich die Offensive gegen Bulgarien beginnen zu lassen.

Von den Flußflottillen wird die jugoslawische auf der mittleren Donau gegen Ungarn, die rumänische auf der unteren Donau gegen Bulgarien verwendet werden. Der Einsatz der Luftflotten erfolgt nach den bei den Varianten 6 und 7 getroffenen

Vereinbarungen. Desgleichen sind als Hauptquartiere für die Armeeoberkommandos wieder Trentschin, Belgrad und Bukarest in Aussicht genommen.

* *

Mit der Besprechung der vorstehend erörterten acht Fälle und der Festlegung der hiefür nötigen Operationspläne haben die Generalstabschefs der Kleinen Entente allen Varianten Rechnung getragen, die sich durch einen Angriff Ungarns oder Bulgariens auf einen der Alliierten, allein oder zu zweit unternommen, ergeben konnten. Hiebei bestand — mit Ausnahme bei der Variante 2 — stets die Annahme, daß die Staaten des Dreiverbandes sonst keinerlei Bedrohung ausgesetzt sind.

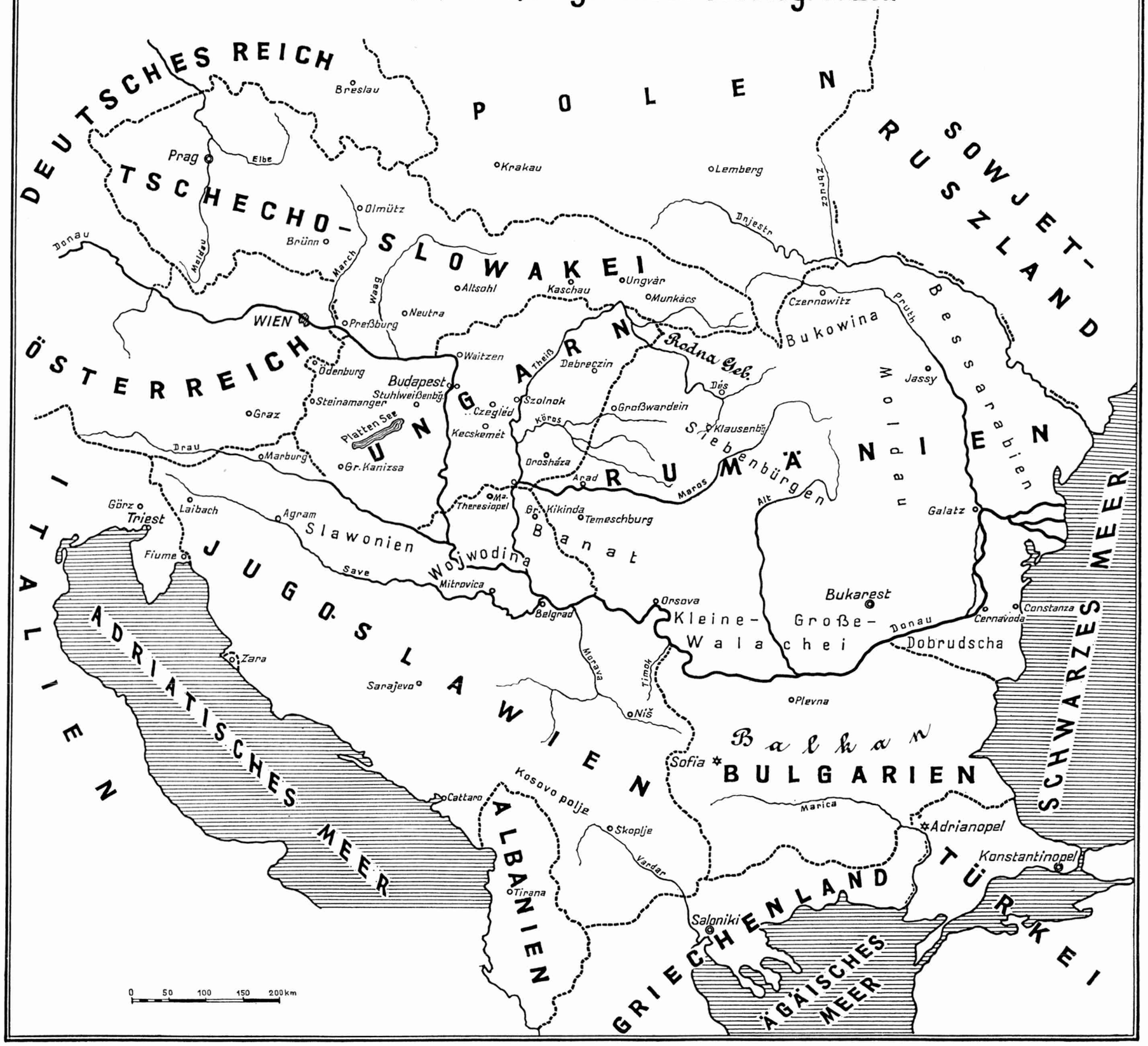
Bei den durch die drei Chefs der Generalstäbe vereinbarten Gegenaktionen ist bemerkenswert, daß — wenn Ungarn einen der drei Staaten der Kleinen Entente angreift — in jedem Falle seine vollständige Niederwerfung und das Besetzen des ganzen Staatsgebietes beabsichtigt war. Die hiefür geplanten konzentrischen Offensiven, bei denen der von der ungarischen Hauptkraft angefallene Staat sein Heer zuerst in aktiver Abwehr verhalten läßt und erst zur Gegenoffensive übergeht, sobald sich seine beiden nicht angegriffenen Partner fühlbar machen, zielen alle in den Raum Budapest — Szolnok — Kecskemét, also in das Herz Ungarns. Eine Verabredung darüber, wie die Aufteilung des Landes bei der geforderten völligen Besetzung zu erfolgen habe, war noch nicht getroffen.

An den Kriegsfällen gegen Bulgarien waren nur Rumänien und Jugoslawien interessiert. Hiebei gewährten die dem rumänischen Heere sich bietenden Möglichkeiten größeren Spielraum, indes der Angriff Jugoslawiens stets auf den politischen und militärischen Zentralraum Bulgariens gerichtet wurde. Für das weitere Zusammenwirken beider Alliierten war das Gebiet zwischen Donau und Balkangebirge von überragender Bedeutung.

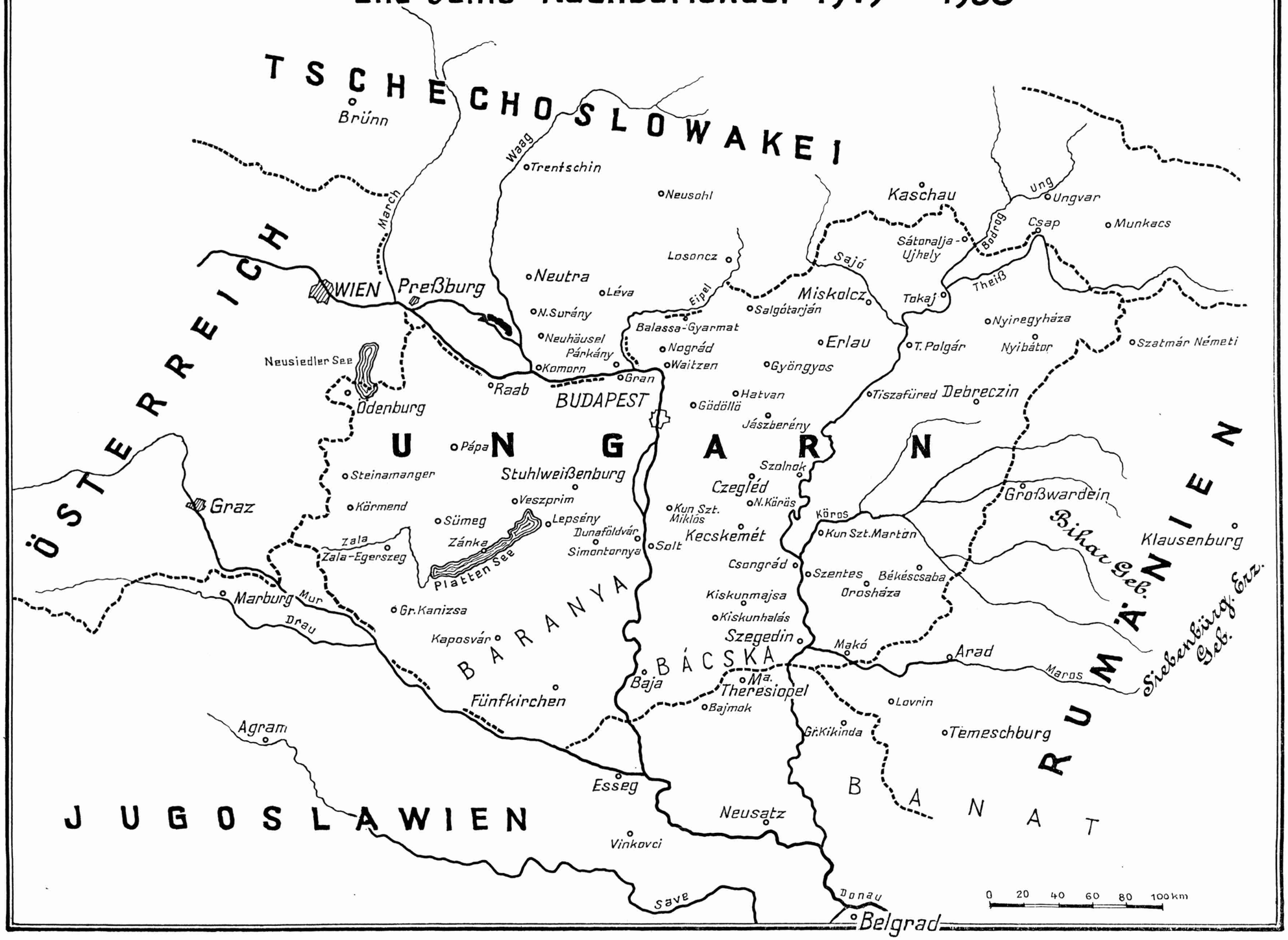
Traten Ungarn und Bulgarien Arm in Arm auf den Plan, so war von der Kleinen Entente stets zuerst das völlige Niederwerfen Ungarns in Aussicht genommen; es änderte sich somit in den Kriegsplänen gegen die Madjaren gar nichts. Dem Eingreifen der Tschechoslowakei, die — wenn sie nicht durch Deutschland bedroht war — sonst keine Truppenabgaben an andere Fronten zu leisten hatte, kam in den Kriegshandlungen gegen Ungarn entscheidende Bedeutung zu. Der Verlauf der zweiten, gegen Bulgarien gerichteten Feldzugsphase war dann im allgemeinen gleichfalls ebenso gedacht, wie bei jenen

Südosteuropa

mit den von 1919 bis 1938 geltenden Staatsgrenzen



Ungarn
und seine Nachbarländer 1919 — 1938



Bei dem unbeschriftet gebliebenen, befestigten Ort an der unteren Donau (über dem „b" von Dobrudscha) ist der Name „Silistria" zu ergänzen.

Fällen, in denen Bulgarien allein gegen seinen Nord- oder Westgegner feindselig auftrat.

Aus allen bisherigen Darlegungen mag entnommen werden, daß in den sozusagen „einfachen" Kriegsfällen, in die die Kleine Entente verwickelt werden konnte, die Chefs der Generalstäbe dank der zahlenmäßigen und materiellen Überlegenheit ihrer Heere und der den strategischen Plänen günstigen militärgeographischen Gegebenheiten ein verhältnismäßig leichtes Spiel gehabt hätten zur siegreichen Beendigung eines Krieges gegen ein aggressives Ungarn oder Bulgarien.

Die Kleine Entente in einem europäischen Krieg 1931—1932

In den zwei Jahren, die nach der Bukarester Frühjahrskonferenz des J. 1931 verstrichen, begann im Donauraum allmählich eine Klärung der Kräftegruppierung einzutreten. Sie wurde herbeigeführt durch einen von Paris propagierten Plan eines Donaubundes[2a]), der aus der Kleinen Entente sowie Österreich und Ungarn bestehen sollte. Dieser Bund war einerseits ein Eingeständnis dessen, daß die aus der ehemaligen österr.-ungar. Monarchie hervorgegangenen Staaten jeder für sich allein doch nicht lebensfähig sind und daher einer wirtschaftlichen Zusammenfassung bedürfen, andererseits sollte er ein Ersatz sein für den verbotenen deutsch-österreichischen Zollvertrag, um den Zusammenschluß von 70 Mill. Deutschen zu verhindern.

An dieser Verhinderung hatte die Tschechoslowakei wegen ihren 3½ Millionen sudetendeutschen Einwohnern ein besonders großes Interesse; daher pflichtete der tschechoslowakische Außenminister Dr. Beneš der französischen Idee eines Donaubundes bei. Er hielt ihn allerdings nur bei Zustimmung Deutschlands und Italiens für durchführbar, fuhr aber gerade wegen dieses unsicheren Faktors fort, die Kleine Entente fester zusammenzuschweißen. Hiezu lud er seinen Belgrader und Bukarester Amtskollegen für den 18. und 19. Dezember 1932 zu einer Besprechung nach Prag ein, wo er mehr Verständnis für die von ihm als unerläßlich bezeichnete Zusammenarbeit erzielte als bei der Ende Juni 1930 im Tatra Badeort Schmecks abgehaltenen Konferenz, bei der sich im allgemeinen ein Auseinanderstreben der Interessen offenbarte und nur gegen Ungarn eine Einheitsfront zustandegebracht werden konnte. Mit der gleichen Zielsetzung erfolgte am 16. Februar 1933 die Bildung des „Perma-

[2a]) Joachim Kühl, Föderationspläne im Donauraum und in Ostmitteleuropa S. 80 ff.

nenten Rates der Kleinen Entente", dessen Mitglieder die drei Außenminister oder deren Spezialgesandten waren. Sie hatten jährlich dreimal zusammenzutreten, um die Politik der Kleinen Entente einheitlich zu gestalten und dadurch eine internationale Einheit höherer Ordnung zu schaffen, die auch andern Staaten zum Beitritt offenstand. Diese Schöpfung glückte umso leichter, als es den drei Mitgliedern der Kleinen Entente nötig erschien, der infolge der mittlerweile in Deutschland erfolgten Machtübernahme Hitlers für sie im allgemeinen und für die Tschechoslowakei im besonderen aufsteigenden neuen Gefahr ein Paroli zu bieten.

Die nunmehr zustande gebrachte Festigung der Kleinen Entente erschien Beneš aber für allfällige stärkere Belastungsproben noch immer nicht genügend kräftig. Hatte doch in Jugoslawien König Alexander I., der seit 1929 zwecks innerpolitischen Umbaues des Staates eine Diktatur aufgerichtet hatte, auch nach dem im September 1931 erfolgten Inkrafttreten der neuen Verfassung überreiche Sorgen im Lande. Und in Rumänien, wo der 1930 zurückgekehrte Exkönig Carol II. an Stelle seines minderjährigen Sohnes Michael neuerlich den Thron bestieg, war in der Reihe der ständig wechselnden Regierungen nur der ränkesüchtige Außenminister Titulescu eine bleibende Erscheinung, und auch er vermochte nicht den düsteren Schatten Sowjetrußlands zu verscheuchen, der auf Bessarabien lag. Beneš begann daher seine Blicke nach Moskau zu richten, ohne von dort zunächst mehr als platonische Zusagen zu erhalten. Ihm erschien es jedoch nötig, Deutschland jetzt von Osten her unter Druck zu setzen, da sich Frankreich nach dem Fehlschlagen seines Donaubundprojektes mehr und mehr hinter die Maginotlinie zurückzog.

Beneš hielt aber auch nach Süden Ausschau, um Ungarn, das gleicherweise wie Österreich, immer engere Anlehnung an das apenninische Königreich suchte und getrenntes Verhandeln in Wirtschaftsfragen einem festen politischen Bunde vorzog, in die Zange nehmen zu können. Allerdings erzielte er hier noch keine greifbaren Erfolge, dies auch deshalb nicht, weil sich ihm in Budapest Gömbös entgegenstellte, dieser tatkräftige ehemalige Staatssekretär und Honvédminister in den Kabinetten der Grafen Bethlen und Julius Károlyi, der seit 30. September 1932 nun selbst den Posten eines Ministerpräsidenten bekleidete. Als Rassenschützer und Gegner der habsburgischen Restauration, aber als Verfechter des Gedankens eines nationalen ungarischen Königtums sympathisierte er mit vielen Doktrinen des Faschismus sowie des Nationalsozialismus und war daher

sehr darum bemüht, Mussolini und Hitler einander näher zu bringen, wovon er sich auch für Ungarn und die von Budapest aus angestrebte Revision des Trianonvertrages Vorteile erhoffte.

Bulgarien, dem durch den Vertrag von Neuilly besonders harte Bedingungen auferlegt worden waren, hielt sich bisher und auch weiterhin von außenpolitischen Bindungen fern. Die 1930 erfolgte Vermählung seines Königs Boris mit einer italienischen Prinzessin gibt aber einen Hinweis für die damals in Sofia bevorzugte Politik. Sie neigte ebenfalls eher den unter dem Einfluß von Rom stehenden Staaten zu, wie Ungarn, Österreich, Albanien, Griechenland und Türkei als zur Kleinen Entente mit ihrer französischen Orientierung.

Damit sind in ganz groben Strichen die Grundlinien der im Donauraume betriebene Politik skizziert, wie sie sich in der Zeit vom Frühjahr 1931 bis anfangs 1933 entwickelte. Dieser Politik, die größere Zusammenstöße nicht ausschloß, hatten die Generalstabskonferenzen der Kleinen Entente im angegebenen Zeitraum Rechnung zu tragen.

V a r i a n t e 9 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Die wichtigste Arbeit der vierten Konferenz der Generalstabschefs der Kleinen Entente, die in der ersten Dezemberhälfte 1931 zu Prag stattfand, war die Aufstellung eines Operationsplanes für ihre Heere für den Fall eines e u r o p ä i s c h e n K r i e g e s. Als Grundlage diente die Annahme, daß die T s c h e c h o s l o w a k e i von Deutschland, Österreich und Ungarn, J u g o s l a w i e n von Italien, Albanien und Bulgarien, R u m ä n i e n von Sowjetrußland und Bulgarien gleichzeitig oder nacheinander angegriffen werden.

Bei den Erörterungen wandten sich die Konferenzteilnehmer wieder zuerst Ungarn zu, dessen Wehrmacht sich nach den bisnun eingelaufenen Nachrichten als eine Nationalarmee mit allgemeiner Wehrpflicht darstellte. Seine Mobilisierung vermutete man im Gegensatz zur letzten Annahme (S. 356) wieder in drei Staffeln. Die erste mit 7 Infanteriedivisionen in 6 bis 8 Tagen, mit einer Kavalleriedivision in 3 bis 4, mit 54 Grenzzollwach-Bataillonen in zwei Tagen und mit der Donauflottille in einem Tag; die zweite Staffel, 7 Infanteriedivisionen, in 10 bis 12 Tagen und der dritte mit den letzten 7 Infanteriedivisionen und der zweiten Kavalleriedivision in 21 Tagen. Auf Grund dieser, gegenüber früheren Annahmen langsameren Mobilisierung veranschlagte man die Aufmarschdauer der Masse des Madjarenheeres gegen Jugoslawien und Rumänien mit

etwa 15, gegen die Tschechoslowakei mit 14 Tagen. Auch über die Mängel in der Ausrüstung mit Kriegsgerät, namentlich an Geschützen, hatte man jetzt offenbar zutreffendere Nachrichten.

In Prag vermutete man nun, daß Ungarn wahrscheinlich zuerst neutral bleiben werde, um sich erst dann, wenn die Kleine Entente mit ihren andern Nachbarn schon im Kriege stehe, auf einen der Alliierten des Dreiverbandes zu werfen. Und daß dieser auch von Ungarn angefallene Staat am wahrscheinlichsten die Tschechoslowakei sein werde — man konferierte ja in Prag —, wurde an die Spitze der Erörterungen gestellt, indes man einen ungarischen Angriff auf Rumänien oder Jugoslawien als unglaubwürdig bezeichnete.

Bei dem feindlichen Kräfteaufgebot gegen die Tschechoslowakei stellten die Generalstabschefs in Rechnung: von Deutschland eine Armee unbekannter Stärke, von Österreich 5 und von Ungarn 14 bis 15 Infanteriedivisionen sowie 1 Kavalleriedivision; gegen Jugoslawien eine italienische Armee, 3 bis 4 ungarische Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision, die albanischen Streitkräfte in der Stärke von 3 Divisionen oder eher 6 Brigaden sowie einige bulgarische Divisionen; gegen Rumänien eine russische Heeresgruppe, 2 bis 3 ungarische Divisionen und einen mehr oder weniger großen Teil des Bulgarenheeres.

Für die Dauer des Aufmarsches veranschlagte man bei den deutschen Streitkräften 8 Tage, bei den österreichischen 14, bei den ungarischen und italienischen 10, bei den albanischen 14, bei den bulgarischen und bei den russischen 22 Tage, für die erste russische Staffel aber bloß 14 Tage[3]). Daraus leiteten die Generalstabschefs ab, daß es wahrscheinlich zuerst zu einer Offensive Deutschlands, Österreichs und Ungarns gegen die Tschechoslowakei und zu einer solchen Italiens und Ungarns gegen Jugoslawien kommen könnte, indes die Angriffe Rußlands und Bulgariens gegen Rumänien und Bulgariens gegen Jugoslawien um einige Tage später zu erwarten seien.

Bei diesen Kriegshandlungen erwartete man deutsche Angriffe auf Prag und Olmütz, österreichische auf Brünn. Ungarn mochte, um die Verbindung zwischen Rumänien und der Tschechoslowakei durch Besetzung des Großteiles der Slowakei zu unterbinden, seinen Hauptschlag auf Neutra richten in Verbindung mit Angriffen auf

[3]) Inwieweit man Mobilisierung und Aufmarsch zum Teil gleichzeitig erfolgend annahm, was einen Einfluß auf obige Zeitangaben haben mußte, ist aus den vorliegenden Protokollen nicht zu entnehmen.

Altsohl und Kaschau im Osten sowie einem Unternehmen in das Waagtal im Westen bei enger Anlehnung an die österreichischen Streitkräfte.

Gegen Rumänien erwartete man von den ungarischen Deckungstruppen ein defensives Verhalten. Die russische Offensive dürfte Bessarabien, die bulgarische die Dobrudscha zum Ziel haben.

Der jugoslawische Generalstabschef vermutete von der Südgruppe des österreichischen Heeres lediglich einen Beobachtungsdienst an der Reichsgrenze, von dem Bulgarenheer eine Offensive auf Niš und von ungarischen Teilkräften einen Vorstoß von Groß Kanizsa in der Richtung gegen Agram, der den Rücken der durch die Italiener gefesselten jugoslawischen Armee bedroht und dadurch die italienische Offensive erleichtert. Die Albaner erfuhren zunächst noch keine Beachtung.

Aus der angenommenen Dauer des Aufmarsches der feindlichen Heere und ihren wahrscheinlichen Operationen glaubten die beratenden Generalstabschefs nun feststellen zu sollen, daß es im Interesse aller drei Alliierten gelegen sei, wenn sie unter Ausnützung der Handlungsfreiheit, die sie v o r dem Wirksamwerden der Kriegshandlungen an andern Fronten besitzen, raschestens Ungarn niederzuwerfen. Der erste strategische Schachzug in einem entbrennenden europäischen Krieg war für die Kleine Entente somit das eheste Niederwerfen des ungarischen Feldheeres durch eine konzentrische Offensive und das Besetzen des ganzen ungarischen Staatsgebietes.

Für diese von den drei alliierten Heeren spätestens am 17. Mobilisierungstag zu beginnenden Operationen hatten einzusetzen: R u m ä n i e n 112 Bataillone, 165 Batterien (davon 18 schwere), 32 Eskadronen und 12 Fliegerstaffeln zu je 10 Flugzeugen, somit etwa 12 Infanteriedivisionen; die T s c h e c h o s l o w a k e i mindestens 140 Bataillone, 200 Batterien (davon 15 schwere), 32 Eskadronen, 12 Fliegerstaffeln, das sind 15 Infanteriedivisionen; J u g o s l a w i e n gleichfalls mindestens 140 Bataillone, 168 Batterien (davon 15 schwere), 32 Eskadronen und 12 Fliegerstaffeln, somit auch 15 Infanteriedivisionen. Nicht einbezogen sind in obige Stärkeangaben die Grenzwachen und die großen Kavalleriekörper.

Der am 14. Dezember 1931 in Prag vereinbarte Operationsplan enthält keine Angaben über die Verwendung der gegen Ungarn n i c h t eingesetzten Streitkräfte der Kleinen Entente. Es darf angenommen werden, daß sich die übrigen Kräfte Jugoslawiens und

Rumäniens im Sinne der Variante 5 (S. 354) gegen Bulgarien[4]) wenden werden, überdies dürfte Rumänien starke Grenzsicherungen gegen Rußland, Jugoslawien solche gegen Österreich, Italien und Albanien belassen. Die Tschechoslowakei wird die erübrigten Divisionen gegen Deutschland und Österreich einsetzen müssen.

Bei der konzentrischen Offensive der Heere der Kleinen Entente gegen Ungarn hatte die jugoslawische Armee ihren Angriff auf beiden Donauufern gegen Budapest vorzutragen u. zw. mit dem Schwergewicht auf dem Westufer in der Richtung auf Stuhlweißenburg, mit einer Nebengruppe zwischen Donau und Theiß. Die rumänische Armee richtet die Wucht ihres Stoßes von Großwardein über Szolnok auf die ungarische Hauptstadt. Zum Flankenschutz hat nördlich der Masse eine Nebengruppe von Nyirbátor über Nyiregyháza auf Tisza Polgár, im Süden eine Gruppe über Orosháza gegen Szolnok vorzugehen. Den als schwierig angesehenen Theißübergang der Rumänen sollten die Operationen ihrer beiden Bundesgenossen erleichtern. Hiezu hatte das tschechoslowakische Südostheer mit der Hauptkraft über Balassa-Gyarmat auf Budapest und eine östliche Nebenkraft von Kaschau über Miskolcz gegen Jászberény vorzudringen und mittels des Csaper gemischten Detachements zu den Rumänen Verbindung zu halten.

Für die Verwendung der Fluß- und der Luftflotten waren die bisherigen Vereinbarungen gültig. Die den ungarischen Kriegsschauplatz betreffenden Luftbereichsgrenzen sind die gleichen wie sie Mai 1929 in Bukarest vereinbart wurden.

Bei Betrachtung dieses Operationsplans drängt sich die Frage auf, was die Generalstabschefs der Kleinen Entente zu der Annahme berechtigte, daß es ihren Heeren möglich sein werde, Ungarn unter Ausnützung der Handlungsfreiheit, die sie vor dem Wirksamwerden der Kriegshandlungen an andern Fronten besitzen, niederschlagen zu können. Nach den von ihnen selbst errechneten Zeiten

[4]) Bulgariens Heeresstärke veranschlagte man bei der Dezemberkonferenz des J. 1931 auf 18 bis 19 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen. Hievon konnte die Hälfte der Infanterie- und beide Kavalleriedivisionen sowie die mazedonische Freiwilligendivision in 6 bis 8 Tagen, die zweite Hälfte des Heeres in längstens 15 Tagen den Kriegsstand angenommen haben. Die Aufmarschdauer gegen Rumänien und Jugoslawien vermochte man mangels an Unterlagen nicht abzuschätzen. Trotz des sehr weitmaschigen Verkehrsnetzes hielt man den Aufmarsch der ersten Heeresstaffel in längsten zwei Wochen für möglich.

für die Durchführung des Aufmarsches waren alle feindlichen Armeen mit Ausnahme der bulgarischen und der Masse der russischen rascher operationsbereit als die erst am 17. Mobilisierungstag mit der Offensive beginnenden Heere der Kleinen Entente. Wenn deren Generalstabschefs nun auch in einem am 17. November 1932 in Belgrad verfaßten Zusatzprotokoll eine Verkürzung der Aufmarschdauer um zwei Tage vereinbarten, so änderte dies daran nichts, daß der Kleinen Entente kaum die Zeit zur Verfügung gestanden haben würde, Ungarn völlig niederzuwerfen und dann noch dazu zurecht zu kommen, um an ihren Außenfronten ein Vordringen weit überlegener Feindheere in lebenswichtige Zonen der eigenen Staatsgebiete zu verhindern.

Nun wurde in den politisch-strategischen Grundlagen zu dieser Variante angenommen, Ungarn werde wahrscheinlich zuerst neutral bleiben und sich erst nach Entflammung des Krieges an andere Fronten gegen die Kleine Entente wenden. Diese hätte sonach die erwähnte Handlungsfreiheit gegenüber Ungarn nur durch einen, den Operationen auf den andern Kriegsschauplätzen vorangehenden Vorbeugungskrieg gegen das Land der Heiligen Stephanskrone erwerben können, was auch auf die politische Einstellung gegenüber dem Madjarentum ein grelles Schlaglicht wirft. Dieses wird sicherlich nicht gemildert durch das negative Ergebnis einer gelegentlich der Prager Dezemberkonferenz abgehaltenen Besprechung über Rüstungsverminderung bei der Kleinen Entente. Ihre beratenden Generalstabschefs vermochten nämlich darauf hinzuweisen, daß diese Frage von den Großmächten abgelehnt wurde und daher nicht weiter zu verfolgen sei. So blieb der in Prag ohnehin mehr zum Schein unternommene Versuch, bei den Heeren der Kleinen Entente die Rüstung zu begrenzen oder zu vermindern, bloß eine nichtssagende Geste.

Elf Monate nach der Besprechung in Prag trafen sich die drei Generalstabschefs der Kleinen Entente wieder in Belgrad. Gegenstand der fünften Konferenz waren diesmal — abgesehen von dem schon üblichen Nachrichtenaustausch über die Heere Ungarns und Bulgariens[5]) — die Ausarbeitung von zwei Operationsplänen u. zw.

[5]) In der Beurteilung der Heeresstärke Ungarns hatte sich wieder nichts geändert. Man vermutete jetzt die Durchführung der Mobilisierung aber wieder nur in zwei Phasen, in der ersten mit 14 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen sowie mit 24 Fliegerstaffeln, wobei 10 Infanteriedivisionen ihre Marsch-

gerade für einen jener Fälle, die in Prag im Rahmen eines europäischen Krieges als unwahrscheinlich bezeichnet wurden (S. 368). Er betraf einen ungarischen Angriff auf Jugoslawien, zuerst ohne Beteiligung Bulgariens — Variante 10 — und dann mit dem Eingreifen bulgarischer Streitkräfte sowohl gegen Jugoslawien als auch gegen Rumänien — Variante 11.

V a r i a n t e 1 0 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Bei gleicher politisch-strategischer Annahme wie bei der Variante 9 setzten die Generalstabschefs bei ihrer Mitte November 1932 abgehaltenen Konferenz voraus, daß Bulgarien neutral bleibt und nur Ungarn sich mit seiner Hauptkraft auf Jugoslawien wirft, um im Verein mit Italien und Albanien zu einem raschen Erfolg zu kommen, der ihm sodann ein Eingreifen gegen die Tschechoslowakei oder Rumänien gestatten würde. Man rechnete aber auch mit der Möglichkeit einer anfänglichen Neutralität Ungarns, das erst zu einem, während der europäischen Konflagration ihm günstig erscheinenden Zeitpunkt Jugoslawien oder einen der beiden andern Alliierten anfällt. Um nun Ungarn alle sich ihm bietenden Chancen, Schaden anzurichten, zu nehmen, wurde in Belgrad beschlossen, gegebenenfalls das Prävenire zu spielen und Ungarn nach Niederwerfen seiner Streitkräfte zu besetzen. Man plante demnach einen reinen Vorbeugungskrieg. Abgesehen von der bereits angeführten Schwerpunktveränderung des ungarischen Heeres, wurde die Kräfteverteilung, die Dauer der Aufmärsche und die strategischen Absichten der Feindmächte wie in der Variante 9 angenommen, nur fiel Bulgarien weg.

---

bereitschaft in 6 bis 8 Tagen, 4 Divisionen in 12 bis 14 und die 1. Kavalleriedivision in 3 Tagen bis 4 Tagen erreicht haben dürften. Über die voraussichtliche Dauer der Mobilisierung der 15. bis 21. Infanterie- sowie der 2. Kavalleriedivision lagen keine bestimmten Nachrichten vor; man veranschlagte sie mit 21 Tagen, — Unverständlicherweise wurde die Beendigung des Aufmarsches gegen Rumänien aber schon am 9. oder 10., gegen die Tschechoslowakei am 9. und gegen Jugoslawien am 10. Mobilisierungstag angenommen.

Hinsichtlich der Organisation des b u l g a r i s c h e n H e e r e s bestand noch immer keine Klarheit darüber, ob es aus 15 Infanteriedivisionen zu je 4 oder aus 18 bis 19 Divisionen zu je 3 Infanterieregimentern besteht. Daher gingen auch die Meinungen über die Stärke der zweiten Mobilisierungsstaffel auseinander, indes sowohl der rumänische als auch der jugoslawische Generalstab die Stärke der ersten Staffel mit 10 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen annahm, die in 6 bis 8 Tagen marschbereit sein konnten.

Vom ungarischen Heer veranschlagte man gegen Jugoslawien 12 bis 14 Infanterie-Divisionen und 1 Kavalleriedivision, die im Zusammenwirken mit der italienischen Armee aus dem Raume westlich der Donau gegen Agram vorstoßen dürften, um die von den Italienern gebundene jugoslawische Westarmee im Rücken zu bedrohen. Dies sollte auch die Offensive der durch italienische Divisionen verstärkten Albaner erleichtern, denen die Eroberung Südserbiens und die Unterbrechung der nach Saloniki führenden Bahn als Ziel gesetzt sein mochte. — Gegen die Tschechoslowakei erwartete man im vorliegenden Falle, daß Ungarn nur mit dem Schutz der Grenze beauftragte Deckungstruppen belassen werde. Gleiche Maßnahmen dürfte es gegen Rumänien treffen, das auch auf einen nach Bessarabien gerichteten Eroberungsfeldzug Rußlands gefaßt zu sein mußte.

Die gegen Ungarn vereinbarte konzentrische Offensive der Kleinen Entente hatte bei den Jugoslawen spätestens am 15. Mobilisierungstag, bei den Rumänen und Tschechoslowaken längstens zwei Tage nachher mit allen bei der Variante 9 angeführten Kräften (S. 369) zu beginnen; hiebei sollten die letztangeführten Staaten den jugoslawischen Angriff schon vom 15. Mobilisierungstag an mit den bis dahin operationsbereiten Heeresteilen unterstützen. Ansonsten waren den einzelnen Heeren der Alliierten, ihren Fluß- und Luftflotten die gleichen Aufgaben zugedacht, wie sie in der Variante 9 angeführt sind.

Variante 11 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3).

Die Variante 11 behandelt, wie jene Nr. 9, neuerlich den großen europäischen Zusammenstoß in Südost-Mitteleuropa; auch liegt das Schwergewicht des Krieges wieder in Jugoslawien, daß aber diesmal nicht bloß wie in Variante 10 einem konzentrischen Angriff Italiens und Albaniens sowie einer ungarischen Gruppe sondern auch jenem der Hauptkräfte Ungarns und Bulgariens ausgesetzt ist. Rumänien steht einer russischen und einer bulgarischen Aggression gegenüber, und die Tschechoslowakei muß mit einem Einfall deutscher und österreichischer Armeen nach Böhmen und Mähren rechnen. Auch bei diesen Voraussetzungen waren die in Belgrad konferierenden Generalstabschefs in ihrer durch nichts beirrbaren, stets auf den gleichen Gedankengängen fußenden Ansicht, daß eine verläßliche und direkte Verbindung der drei Alliierten nicht anders gesichert werden könne, als durch eine rasche Besetzung

Ungarns. Diese beraubt dessen Heer der Möglichkeit eines Operierens auf der inneren Linie oder eines Zuwartens, um sich erst in einem für ihn günstigen Augenblick auf einen Staat des Dreiverbandes zu stürzen. Und dieses Mattsetzen Ungarns planten die Generalstabschefs auch diesmal durch Ausnützen der sich ihnen angeblich v o r dem Entbrennen der Kriegshandlungen an andern Fronten bietenden Handlungsfreiheit durchzuführen — also wieder durch einen Präventivkrieg.

Nach der Ausschaltung Ungarns wäre Rumänien und Jugoslawien noch ein gemeinsamer Feind geblieben: Bulgarien, das — begünstigt durch seine zentrale Lage — diesen beiden Staaten gefährlich werden konnte. Es war einerseits in der Lage, mit seiner Armee Bukarest zu bedrohen oder durch ein Vordringen in die Dobrudscha den im Kampfe um Bessarabien gegen die Russen fechtenden Rumänen in Flanke und Rücken zu fallen. Andererseits vermochte es durch eine auf Niš und Skoplje gerichtete Offensive die jugoslawische Hauptverbindung mit Saloniki zu unterbinden, wodurch die späteren Operationen Jugoslawiens gegen Italien erschwert werden würden. Rumänien und Jugoslawien hatten somit ein gemeinsames Interesse daran, nach der Eroberung Ungarns die bulgarische Gefahr auszuschalten. Hiezu sollte eine energische gemeinsame Kriegshandlung durchgeführt werden, ehe die drei Alliierten alle Kräfte gegen Sowjetrußland und Italien in den Kampf werfen würden. Die Generalstäbe der Kleinen Entente huldigten somit der strategischen Doktrin, zuerst alle kleinen Feinde zu erledigen, ehe sie ihre Heere in den Entscheidungskampf mit den feindlichen Großmächten führten.

Von den feindlichen Armeen waren zu erwarten: gegen J u g o s l a w i e n ein Teil des italienischen Heeres, je 12 bis 14 Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision Ungarns und Bulgariens, eine österreichische Division und die durch italienische Einheiten verstärkten Albaner; gegen die T s c h e c h o s l o w a k e i eine deutsche Armee, 5 österreichische und 5 bis 6 ungarische Infanteriedivisionen; gegen R u m ä n i e n ein Teil der russischen Wehrmacht, von Ungarn 2 bis 3, von Bulgarien 4 bis 5 Infanteriedivisionen und von jedem dieser beiden Staaten eine Kavalleriedivision.

Den Zeitbedarf für den Aufmarsch dieser Streitkräfte nahm man in Belgrad wie bei der Variante 9 an (S. 368) und zog daraus auch dieselben Folgerungen, stellte diesmal aber die Wahrscheinlichkeit einer von den Nachbarn Jugoslawiens gegen diesen Staat geplanten

Offensive an die Spitze der Erwägung. Von den an der rumänischen und tschechoslowakischen Grenze stehenden ungarischen Divisionen vermutete man, daß sie sich auf die Abwehr feindlicher Einbrüche zu beschränken haben werden.

Bei den Gegenoperationen der Kleinen Entente hatten ihre Heere zur Erreichung des in der ersten Kriegsphase festgesetzten Zieles der Niederwerfung Ungarns ganz nach dem auf Seite 370 dargelegten Plan der Variante 9 zu handeln.

Als zweiter strategischer Schachzug schwebte den beratenden Generalstabschefs ein rascher, entscheidender Schlag gegen Bulgarien vor, der so zeitig als möglich dem über Ungarn errungenen Siege folgen und mit nachstehend angeführten Kräften durchgeführt werden sollte: von Rumänien mindestens 112 Bataillone, 165 Batterien, 24 Eskadronen und 60 Flugzeuge, somit 12 Infanteriedivisionen und von Jugoslawien 120 bis 140 Bataillone, 180 bis 200 Batterien, 16 Eskadronen und 100 bis 120 Flugzeuge, also 13 bis 16 Divisionen, wobei Grenzschutztruppen und Heeresreiterei nicht mitgerechnet sind. Dieser Schlag war als eine gegen Sofia gerichtete konzentrische Offensive gedacht, mit der Absicht, das Bulgarenheer im Raume um seine Hauptstadt in eine Entscheidungsschlacht zu verwickeln und hiebei zu vernichten. Hiezu hatte die rumänische Hauptkraft den schon mehrfach erwähnten Donauübergang zu bewerkstelligen und sodann nach Südwesten vorzudringen. Das jugoslawische Südostheer sollte einen Tag vor Beginn des rumänischen Unternehmens von Pirot und aus dem Vardartale her zum Generalangriff gegen Sofia ansetzen, um diesen Zentralraum zu erobern, rechts gedeckt durch eine bei Strumica ausgeschiedene Flanken- und Rückensicherung. An den inneren Flügeln der beiden alliierten Heere fiel dem rumänischen Detachment bei Bechet und der jugoslawischen Timokgruppe die schon bei den Varianten 4 (S. 352) und 7 (S. 360) angeführten operativen Aufträge zu. Das gleiche gilt für die Fluß- und Luftflotten.

Vereinbarung von Besetzungszonen in Ungarn

Da bei allen gegen Ungarn entworfenen Operationsplänen das Endziel die völlige Besetzung dessen Staatsgebietes war, trafen die drei Generalstabschefs bei der Novembertagung des Jahres 1932 in Belgrad ein Abkommen über die Okkupation dieses Landes nach erfolgter Eroberung. Es sollte gegen jede mögliche, von außen kom-

men le Reaktion ehebaldigst in Verteidigungszustand gesetzt werden. Über die hierfür zweckmäßig erscheinenden Pläne und Mittel wollten sich die Alliierten zum gegebenen Zeitpunkt einigen. Vorläufig wurden nur die Besetzungszonen wie folgt festgesetzt:

Für Rumänien, von der rumänisch-ungarischen Grenze ausgehend, bis zum Sajó und zur Theiß; für die Tschechoslowakei westlich des Sajó und der Theiß bis zur Flußschlinge 10 km südlich von Szolnok, dann über Nagy-Körös — Kun Szt. Miklós — Lepsény — Plattensee seiner Länge nach Zala Egerszeg — Zalafluß aufwärts bis zur österreichischen Grenze; Jugoslawien war das Gebiet südlich der zwischen der Theiß und der österreichischen Grenze für die Tschechoslowakei angegebenen Linie zugedacht. Innerhalb dieser Zonen hatten die Verwaltungsbehörden die Pflicht, allen materiellen Anforderungen der dort befindlichen alliierten Truppen zu entsprechen.

Bei der genau zwei Jahre später in Prag stattfindenden Generalstabskonferenz änderten die Chefs die Zonengrenzen dahin ab, daß der zwischen dem Oberlauf der Theiß und dem Sajó liegende Raum an die Tschechoslowakei zu fallen habe. Dafür wurde ihr Besetzungsgebiet zu Gunsten Jugoslawiens in Westungarn um das Dreieck verkleinert, das, von der Mitte des Plattensees ausgehend, durch die frühere Zonengrenze und die Linie Zánka — Sümeg — Steinamanger gebildet wird.

Christian Wilhelm Heil, ein Diplomat, Projektemacher und nationalökonomischer Theoretiker des 18. Jahrhunderts

Von JOS. ŽONTAR (Kranj-Krainburg)

Christian Wilhelm Heil stammte aus Sachsen, wo er am 19. März 1710 in Wittenberg geboren wurde[1]). Sein Vater Christian Jakob war aus Jessen bei Wittenberg gebürtig, besuchte zunächst die Schule in Zittau und studierte dann Rechtswissenschaft in Wittenberg. Im J. 1717 wurde er Advokat am Hofgericht und Konsistorium in Wittenberg, 1720 Stadtsyndikus in Bautzen, 1730 Appellationsrat am Gericht in Dresden und 1733 Hof- und Justizienrat bei der Lan-

[1]) Laut Mitteilung des Evangelischen Pfarramts zu Wittenberg von 8. Febr. 1957.

desregierung. Krankheitshalber kehrte er schon im nächsten Jahre wieder nach Bautzen zurück, wo er bald darauf (1734) im Alter von 52 Jahren starb. Er veröffentlichte einige juristische Schriften (Judex et defensor in processu inquisitionis, Leipzig 1717, Consultationes, Bautzen und Leipzig 1728) und hinterließ als Handschrift die Abhandlung: De processu civili et actionibus forensibus. Von seinen Kindern überlebte ihn nur Christian Wilhelm[2]).

Ob Christian Wilhelm die Schule in Lübeck besucht hat, wie er 1749 dem Baron Franz Heinrich Raigersfeld in Laibach erzählte, kann ich nicht nachprüfen. Jedenfalls studierte er auch Rechtswissenschaft, wahrscheinlich in Wittenberg[3]). Die Hoffnung, sein Glück in Mecklenburg zu finden, ermutigte ihn, sich beim Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin (1713—1746) um die vakante Stelle eines Sekretärs beim Justizkollegium zu bewerben. Da auf sein Schreiben vom 31. Jänner 1732 längere Zeit keine Antwort kam, suchte er sich der Advokatur zu widmen und bat um Dispensierung von der Promotion. Am 10. August 1732 bot er dem Herzog neuerdings seine Dienste an[4]).

Die Lage des Mecklenburger Herzogs Karl Leopold gestaltete sich damals bereits sehr schwierig. Er stand seit Jahren in hartnäckigem Kampfe mit den Ständen seines Landes. Diese Erhebung der Stände erhielt internationale Bedeutung. Zar Peter der Große nützte sie aus, um den Herzog mit seiner Nichte Katharina Iwanowna zu verheiraten, Mecklenburg zu besetzen und in Holstein Fuß zu fassen. Dort unterstützte er den Herzog von Gottorp gegen die Dänen und verlobte ihn mit Anna Petrowna. Man sprach von einem im Einverständnis mit Rußland, Frankreich und Schweden geplanten Einfall in die hannoverischen Lande, der auf die Errichtung eines wendischen Königreiches unter Karl Leopold abziele. Weil dadurch Hannover bedroht war, unterstützte der englische König Georg I. den mecklenburgischen Adel gegen den Herzog und gewann Kaiser Karl VI. als Verbündeten. So kam es 1719 zur Reichsexekution gegen den Mecklenburger Herzog, welche Hannover und Braunschweig gemeinsam vollzogen. Karl Leopold mußte das Land verlassen und

---

[2]) Über Chr. Jakob Heil vgl. Zedler, Univ. Lexikon Bd. 12, Otto, Oberlausitzer Schriftstellerlexikon II. (1802) 72 fg., Album Academiae Vitebergensis 1660—1710, bearb. Juntke, Halle 1952, 160.

[3]) Vgl. Hs. 81 (I 3 d) StA Lj., S. 176, 181.

[4]) Nach den Personalakten Heils im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv in Schwerin.

in Dömitz Zuflucht suchen. Doch blieben ihm die breiten Massen des Volkes und die protestantische Geistlichkeit noch weiterhin ergeben. Zuversicht gaben ihm die Geldunterstützungen der Zarin Katharina. Da entsetzte ihn im J. 1728 der Reichshofrat der Regierung und übertrug sie einer kaiserlichen Kommission. Herzog Karl Leopold protestierte und erschien plötzlich in Schwerin.

Unter diesen Umständen leistete Heil am 16. August 1732 als neu bestellter Geheim- oder Kabinettssekretär dem Herzog den Diensteid. Heil erklärte sich einverstanden, daß sein Gehalt wegen der Landeswirren jährlich nur 60 Reichstaler bei freiem Unterhalt betragen und nach Wiederherstellung normaler Verhältnisse auf das Übliche erhöht werden sollte.

Doch verschlechterte sich die Lage des Herzogs, als im Oktober desselben Jahres die Leitung der kaiserlichen Kommission für das besetzte Mecklenburg-Schwerin seinem Bruder Christian Ludwig übertragen wurde[5]). Karl Leopold setzte nun seine ganze Hoffnung auf Frankreich, welches unter Kardinal Fleury die alte antihabsburgische Politik wieder aufgenommen und an Österreich den Krieg erklärt hatte (polnischer Thronfolgekrieg). Nach Ausbruch der Feindseligkeiten sandte er im Jänner 1733 seinen Rat Günther Raiser mit dem Geheimsekretär Heil als Dolmetsch nach Paris. Seiner Instruktion gemäß hatte Raiser in Frankreich um Geldhilfe zu verhandeln und den König Ludwig XV. als Garanten des Westfälischen Friedens von 1648 zum Schutze der ihm entzogenen Regierungsrechte aufzurufen. Obwohl in der Instruktion nicht ausdrücklich von einer militärischen Hilfe zur Restituierung Karl Leopolds in den Besitz seiner Länder die Rede war, richtete sich doch die Absicht darauf, daß Frankreich eine Armee nach Mecklenburg sende. Dafür sollte Raiser die Vermittlung des Mecklenburger Herzogs zwischen Frankreich und Rußland, wo der Herzog bedeutenden Einfluß am Hofe zu haben vorgab, anbieten. Wie diese diplomatische Mission im Einzelnen verlief, wie Heil den Rat Raiser verdrängte, daß er abberufen wurde, kann ich nicht feststellen. Jedenfalls erweckten die Vorschläge Interesse in Paris und der Staatsrat Gaspard Cuents de Hanneberg teilte im Auftrage Franz Chauvelins Heil mit, dem Herzog Karl Leopold zu versichern, man wolle auf seine Wünsche ein-

[5]) Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte, Bd. II. Wismar 1913, 252—275, H. Benedikt, Franz Anton Graf v. Sporck (1662—1738), Wien 1923, 20, 24 fg.

gehen, falls er die Begründung einer wahrhaften Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland erreichen würde[6]).

Mit Billigung des Kardinal Fleury wurde nun Heil als außerordentlicher Botschafter und bevollmächtigter Minister im Juli 1733 nach Petersburg geschickt. Dort war er mehr als einen Monat bemüht, im Namen des Herzogs eine Erneuerung des französisch-russischen Allianzvertrages von Amsterdam (vom 15. August 1717) zu betreiben und Vorschläge zu einer wahren Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich auf Grundlage der Wiedereinsetzung Stanislaus Leszczyńskis zum polnischen König zu machen. Diese Besprechungen scheinen nicht lange geheim geblieben zu sein, da der englische Gesandte am Hofe der Zarin Anna in seinen Aufzeichnungen über ein Juli 1733 gemachtes französisches Bündnisangebot an Rußland berichtet. In Petersburg war man mit den allgemein gehaltenen Ausführungen Heils nicht zufrieden und verlangte amtlich beglaubigte Vorschläge Frankreichs.

Nach Heils Heimkehr erließ Herzog Karl Leopold am 7. September 1733 ein allgemeines Landesaufgebot in der Hoffnung, daß ihm mit Hilfe der treuen Bevölkerung in den Städten und auf dem Lande gelingen werde, das Land von den Exekutionstruppen zu säubern. Doch dauerten die Kämpfe nur 3 Wochen. Ende September mußte Heil im Auftrage des Herzogs nach Danzig zu Stanislaus Leszczyński und dem französischen Botschafter Anton Felix Marquis de Monti. Letzterem teilte er die Antwort des russischen Staatsmanns Ostermann mit und bat, die von Petersburg gewünschten Vorschläge zu besorgen. Beim König Stanislaus aber wollte er erreichen, daß ihn dieser bevollmächtigte, am rusisschen Hofe zu erklären, Frankreich werde nicht nur angemessene Vorschläge durch einen bevollmächtigten Minister machen, sondern auch die für Rußland wider die Türken und andere unruhige Nachbarn nötige Sicherheit verschaffen. Obwohl Heil längere Zeit in Danzig blieb, konnte er nicht erreichen, daß sich Leszczyński und Marquis de Monti einigten[7]).

---

[6]) Nach Aussagen Heils im Jahre 1735 (StA Wien, Alte Kabinettsakten, Finanzen E 7 nr. 57) und den Aufzeichnungen des Baron Raigersfeld (Hs 81, S. 176—178). Die diplomatischen Missionen Heils werden auch im Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder II., hg. v. Friedrich Hausmann, Zürich 1950, 221, 222 erwähnt.

[7]) V. Ger'e, Borba zu pol'skij prestol v 1733 godu, Moskau 1862 (russisch), 415 fg., E. v. Puttkamer, Frankreich, Rußland und der polnische Thron 1733, Osteuropäische Forschungen, N. F. Bd. 24, Königsberg 1937, 98 fg. Über Marquis

Heil scheint keine besondere Hoffnung auf einen Erfolg seiner diplomatischen Bemühungen gehabt zu haben, da er nach seiner Rückkehr nach Schwerin um die Zuweisung der seiner Bestallung zukommenden Geschäfte urgierte. 22. Jänner 1734 beschwerte er sich an den Herzog, schon wieder 7 Wochen müßig zu gehen, während die zu seiner Funktion gehörende Arbeit „von anderen in vollen Verrichtungen und Genuß ohndem sitzenden meistens usurpiret" werde. Acht Tage später klagte er aufs neue, daß man ihn von den ihm zukommenden Geschäften fernhalte. Auch behauptete er, daß die eigentlich zu seinem Ressort gehörenden, an den Herzog gerichteten Supliken von denen, die sie behandelten, zu unrechtmäßigen Einkünften ausgenützt würden, und erbot sich diese Korruption zu beseitigen[4]).

Doch schon im März mußte Heil wieder nach Paris reisen, um dort auf die erwähnten Vorschläge zu dringen. In Frankreich antwortete man ihm, der Pariser Hof wäre bereit Herzog Karl Leopold zu helfen, wenn es diesem gelänge, Rußland zur Einstellung der Feindseligkeiten und zur Annahme der französischen Vorschläge zu bewegen. Mit dieser Entscheidung mußte Heil wieder nach Rußland (März—April 1734), wo man ihn jedoch zur Beibringung genauerer Angaben abermals nach Frankreich verwies.

Der Mecklenburger Herzog war mit der diplomatischen Tätigkeit Heils zufrieden und ernannte ihn im April 1734 zum wirklichen Hofrat[8]). Heil aber sehnte sich nach einer ruhigeren dienstlichen Tätigkeit und bat, ihm in seiner Bestallung „Arbeit, Session und Votum" in der Regierung zuzuweisen, da die Ernennung sonst an seinem arbeitslosen Zustande nichts ändern würde. Auf Verlangen des Herzogs mußte er sich bei den „betrübten Landes-Umständen" mit einem Gehalt von 8 Reichstalern monatlich bei freiem Unterhalt für sich und die Seinigen begnügen.

Als Heil abermals nach Paris kam, gelang es ihm zugunsten Karl Leopolds einen ordentlichen Traktat abzuschließen. Danach versprach Frankreich:

1. dem Herzog jährlich 2 Millionen Livres an Subsidien zu zahlen,

---

de Monti vgl. Repertorium der diplom. Vertreter II. 120. Das Memorial von 1. Oktober 1733 befindet sich in den Archives du Ministère des Affaires Etrangères, Paris, Correspondence politique, Pologne, vol. CCX, 159.

[8]) Die Abschrift der Bestallungsurkunde vom 29. April 1734 im Fasz. 122 (1756—IX—54) der Gubernialakten des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz.

2. in allen Verhandlungen die Wiedereinsetzung des Herzogs mit einzuschließen,
3. den Feinden und Rebellen des Herzogs keinen Schutz zu gewähren,
4. mit Hilfe Rußlands dem Herzog zum Besitz seiner Lande zu verhelfen, und
5. in der Person des Herzogs die Garantie des westfällischen Friedens zu schützen.

Aus diesen Verhandlungen und Heils Memorandum von 1. Oktober 1733 geht hervor, daß Rußland von seinem Bündnisse mit Österreich abgezogen werden und einem Bündnisse mit Frankreich, Schweden und Mecklenburg beitreten sollte. Ferner sollte Rußland die Kandidatur des Kurfürsten von Sachsen aufgeben und die Wahl Leszczyńskis zum König von Polen unterstützen oder wenigstens Neutralität bewahren. Dagegen sollte Frankreich die russischen Eroberungen in Schweden garantieren und für die Erhaltung des Friedens zwischen Rußland und der Türkei sorgen. Schweden sollte seinen einstigen Ostseeprovinzen entsagen, Rußland und Frankreich aber dafür Schweden bei der Wiedereroberung der verloren gegangenen Herzogtümer Bremen und Verden Hilfe leisten. Der Herzog von Mecklenburg verpflichtete sich aber eine Armee von 24 000 Mann aufzustellen. Die Erhaltungskosten sollten zur Hälfte Frankreich und Rußland bestreiten[9]).

Mit diesen Entwürfen eilte Heil nach Rußland, um den Hof zur Annahme der Vorschläge zu bewegen. Währenddessen hatten aber die russischen und sächsischen Truppen Danzig eingenommen, Leszczyński mußte nach Königsberg flüchten, Marquis de Monti wurde gefangen genommen. Unter diesen Umständen mußte die diplomatische Mission Heils erfolglos enden. Deswegen war man in Paris stark entrüstet und behauptete 1736, der russische Hof „nous a trompé et trahi notre secret"[10]). Am Hofe des Mecklenburger Herzogs schob man die ganze Schuld Heil zu und meinte, er habe durch seine unausführbaren Pläne alles verdorben. Dieser beklagte sich (17. Jänner 1735), er werde nicht nur „auf eine pure, gottlose Verläumbd- und Verfolgung eines frembden, als ein Feind bekanndten Ministers und auf das ungewissenhafte Zurathen" des im Dienste Karl Leopolds stehenden Geheimrats Wolff vom Herzog „ungnädig

[9]) Vgl. Heils Memorial von 1. Oktober 1733 und V. G e r ' e , o. c. 415.

[10]) G. C. F. L i s c h , Liscows Leben, Jahrbücher des Vereins f. mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 10. Jg. 1845, 132 fg., 158 fg., 163, 169.

angesehen", sonden auch von seiner „gerechten Justification abgehalten". Er habe sogar erfahren müssen, daß überall von einer exemplarischen Bestrafung die Rede sei, die er wegen seiner in letzter „Expedition bezeigten negligence, übler Conduite und unpardonablen Verbrechen" zu erwarten habe. Bitter klagt Heil, er habe sein Glück verscherzt, seine Gesundheit ruiniert und stehe nun bei diesem empfindlichen, obwohl unverdienten Tadel in einem zu nichts als zu Hoffnungslosigkeit führenden Müßiggang fast ohne Mittel da. Daher wolle er sich auf keinerlei Weise mehr in auswärtigen Angelegenheiten gebrauchen lassen. Er bat den Herzog, ihn im Justizdienst zu beschäftigen oder zu gestatten, in anderen Landen für sich sorgen zu dürfen d. h. ihn zu entlassen[4]).

Zur selben Zeit entschied sich das Schicksal des Herzog Karl Leopold. Sein Bruder Christian begann die Festung Schwerin zu belagern. Als die Truppen am 9. Februar 1735 in die Stadt eindrangen, entwich Karl Leopold in das schwedische Wismar, die Verteidiger zogen sich aber in das Schweriner Schloß zurück. Hier fand man auch den wegen der französischen „Negotiation" in Verdacht geratenen Hofrat Heil unter dem Schutze des Generalmajors von Platna. Herzog Christian Ludwig erachtete es als tunlich, ihn über seine diplomatischen Missionen zu vernehmen und seine Schriften durchsehen zu lassen. Heil gab sogleich freiwillig seine Briefschaften heraus und erklärte sich bereit, nach Butzow, wo Herzog Christian weilte, zu kommen und von seinen Verrichtungen Bericht zu erstatten. Dort gab er in Gegenwart des Geheimrates von Pächler und des geheimen Kanzleirates von Klein genaue Auskunft über seine Reisen und behauptete, das Ziel Herzog Karl Leopolds wäre gewesen, sich vom Reich zu trennen, das alte Königreich der Wenden wieder aufzurichten, sich mit seiner Maitresse, der Witve des 1723 hingerichteten Geheimrats von Wolfrath, einer unehelichen Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, zu vermählen, ihr Kind zu legitimieren und seinen Bruder (Herzog Christian Ludwig) samt der übrigen fürstlichen Familie von der Nachfolge auszuschließen. Herzog Christian sandte Heils Aussagen nach Wien, wo auf Befehl Karl VI. eine Hofdeputation, bestehend aus dem Reichshofratspräsidenten Johann Wilhelm Grafen von Wurmbrand, dem Reichshofratsvizepräsidenten Anton Grafen von Hartig und dem Reichshofrat Johann Christian Knorr von Rosenroth[10a]), das Straf-

[10a]) Über die erwähnten Mitglieder der Hofdeputation vgl. Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaiserthum Österreich, Bd. 58, 290 fg., Bd. 7, 397, Bd. 12, 172.

verfahren gegen Heil einleitete. Man ließ ihn nach Wien bringen, wo er im Stockhaus etwa 17 Monate lang saß. Graf von Basewitz, der Wiener Gesandte des Herzog Christian Ludwig, und von Wackerbarth, der Vertreter der Mecklenburger Ritterschaft gaben keine vorteilhaften Aussagen. Daher wurde Heils Verteidigung als unerheblich verworfen, er selbst des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Hochverrates gegen den Kaiser und das Reich schuldig erkannt und zum Tode mit dem Richtschwerte verurteilt. Aus seinem Kerker schrieb Heil etwa 35 Briefe und einige Memoriale, in welchen er um Gnade und Vermittlung bat[6]).

Inzwischen hatten die geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und Österreich im Oktober 1735 zum Abschluß des Wiener Präliminarfriedens geführt. Auf Grund einer allgemeinen Amnestie, welche damals erlassen wurde, empfahl man auch Heil der kaiserlichen Gnade. Er versprach eine Urfehde zu beschwören, daß er den Reichs- und Mecklenburger Landen entsagen wolle, und wünschte sich mit seiner Familie in Niederösterreich niederzulassen, was man ihm aber, da er Lutheraner war, nicht erlauben wollte. Laut kaiserlicher Resolution von 25. November 1735 verpflichtete sich Heil auf ewig alle kaiserlichen Erblande zu meiden und wurde aus der Haft entlassen. Dem neuen Herzog von Mecklenburg schrieb man aber, auf Heil achtzuhaben, falls er nach Mecklenburg zurückkehrte, damit er sich vom Herzog Karl Leopold nicht mehr zu gefährlichen Dingen verleiten ließe, denn er hatte sich eidlich verpflichtet, sich künftighin zu keinen Ratschlägen, Verschickungen oder was sonst immer gegen den Kaiser und das Römische Reich laufen würde, gebrauchen zu lassen[11]).

Heil wandte sich zunächst nach Rostock, wo die kaiserliche Kommission unter Christian Ludwig als Administrator saß. Von hier schrieb er am 7. Jänner 1737 an den Herzog Karl Leopold, machte ihn auf das Unglück aufmerksam, das ihm wegen seiner dem Herzog treu geleisteten Dienste zugestoßen war und bat um eine förmliche Entlassung aus dem Dienste und um Vergütung der Verluste, die er bei seinen Reisen und Geschäften an seinem Vermögen und der väterlichen Erbschaft erlitten habe. Der Herzog wollte aber davon nichts hören, beschuldigte ihn vielmehr offenbarer Untreue und üblen Betragens und behauptete, daß keine Gewalt in der Welt Heil von dem streng verpflichtenden Diensteid ohne Zustimmung des Herzogs dispensieren könne. Darauf antwortete Heil, er sei kein

[11]) H. Witte, a.a.O. 281, Alte Kabinettsakten, Finanzen, E 7 nr. 57, StA Wien.

so „sklavisches Engagement" eingegangen. Später wandte er sich noch einmal (am 19. Februar 1737) brieflich an den Herzog, er erwarte dessen Entscheidung auf seine Vorstellungen[4]).

Erst im J. 1739 gelang es ihm durch Empfehlungen in Sachsen beim Kurfürsten Friedrich August II. (1733—1763), der gleichzeitig polnischer König war, einen Dienst zu erhalten. Mit Dekret von 14. bzw. 17. März 1739 wurde Heil unter dem Titel eines kursächsischen Kammerkommissionsrats zum Justizbeamten beim Amte Delitzsch bei Leipzig ernannt. Für seine Dienstleistungen sollte er jährlich 96 Taler und 6 Groschen als Gehalt, 10 Taler und 12 Groschen für Schreibmaterialien, an Naturalien aber 15 Dresdener Scheffel Korn, 18 Klafter Scheitholz und 10 Schock Reisig erhalten. Über die Tätigkeit Heils in sächsischen Diensten finden sich in den Akten des Sächsischen Landeshauptarchivs in Dresden keine näheren Angaben[12]). Es ist fraglich, ob er als Lokalbeamter wirklich zu so wichtigen zentralen Aufgaben herangezogen wurde, wie er es im J. 1749 dem Baron Raigersfeld gegenüber behauptet hat. Heils Vorgesetzter war der schlaue und gewissenlose Emporkömmling und mächtige Minister Johann Christian Graf von Hennicke. Er war die rechte Hand des Kammerpräsidenten und Ministers Heinrich Grafen von Brühl. Beide regierten das Land und bürdeten durch Unfähigkeit und maßlose Verschwendung dem sächsischen Staate eine große Schuldenlast auf. Heil behauptete Raigersfeld gegenüber, er habe sich mit dem Grafen von Hennicke entzweit, weil er Minister Brühl unmittelbar verschiedene Projekte vorgelegt habe, wie das Finanzwesen besser einzurichten wäre. Seither sei ihm Hennicke nicht mehr hold gewesen. Deshalb beklagte sich Heil beim Kurfürsten und begehrte im J. 1745 seine Entlassung. Friedrich August war angeblich damit einverstanden und gab dem Grafen Hennicke den Auftrag, Heil eine bestimmte Geldsumme auszuzahlen. Da Hennicke sein Wort nicht hielt und ihn lächerlich behandelte, reiste Heil angeblich zum Kurfürsten und zum Minister Grafen Brühl, welche damals in Polen weilten, und erstattete ihnen über die Handlungsweise Hennickes Bericht. Der Kurfürst wollte Heil einen entsprechenden Dienst in Polen verschaffen, doch konnte dies ohne Zustimmung des Grafen v. Hennicke nicht geschehen. Daher forderte Heil auf jeden Fall seine Entlassung und gab an, er gedenke nach Berlin zum König von Preußen zu

---

[12]) Die Abschrift des Pflichtscheines vom 23. März 1739 in Fasz. 122 des Steierm. Landesarchiv, Graz.

gehen, wo er in Stargard (Brandenburg) Beschäftigung zu finden hoffe. Deswegen drohte ihm Graf Brühl anfangs mit Arrest, schließlich gab man ihm aber doch verschiedene Empfehlungsschreiben, so an den österreichischen Minister Philipp Grafen Kinsky, an den Grafen Friedrich Harrach, an den kaiserlichen Obersthofmeister Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch und an den sächsischen Gesandten am Wiener Hof, den Staatsminister Christian Grafen von Loß. Als Heil, in Wien angekommen, dem Grafen Kinsky sein Kredenzschreiben vorlegte, erklärte dieser, er habe noch nie eine solche Empfehlung gelesen. Wenn Heil wirklich ein so hervorragender Finanzmann sei, wie er im Schreiben gepriesen werde, wundere es ihn, daß man ihn nicht in Sachsen beschäftige, wo man ihn in solchen Dingen gewiß stark benötigen würde. Kinsky gab ihm auch einige Male Aufträge, doch zog sich die Frage seiner Anstellung in die Länge. Daher folgte Heil schließlich einer Empfehlung des Grafen von Loß an den sächsischen Gesandten in München[13]).

Dort war nach Ansicht Heils die wirtschaftliche Verwirrung noch größer als in Sachsen. Der junge Kurfürst Maximilian III. Josef (1745—1777), der von seinen Ministern regiert wurde, suchte gerade jemanden, welcher die Bergwerke und Manufakturen des Landes untersuchen und in besseren Stand bringen sollte. Wie Heil im J. 1749 angab, war der Kurfürst bereit, ihn sogleich in die Bergwerke zu schicken. So meldete sich Heil in kurfürstlichem Auftrage beim Kammerpräsidenten Ignaz Felix Grafen Törring und bat um Ausfertigung des Dekrets. Als ihn der Kurfürst etliche Tage später beim Hofe zu Nymphenburg sah, ließ er ihn fragen, warum er noch nicht abgereist sei. Heil antwortete, er habe noch kein Dekret erhalten und müsse auf den Hofkammerrat Kassel warten, der ihn begleiten solle. Doch wünschte er bei den in den Bergwerken zu machenden Proben keinen Zuschauer zu haben. Auch verstehe Kassel als Schneider nichts von diesen Dingen. Der Kammerpräsident entschuldigte sich beim Kurfürsten, Kassel sei nur deswegen zur Begleitung Heils beordert worden, weil dieser im Lande fremd sei und Kassel ihm behilflich sein könnte. Der Kurfürst verlangte angeblich,

---

[13]) Nach den Notizen des Baron Raigersfeld in Hs. 81 StA Lj., S. 178, 181, 187—188. Über Heinrich Grafen Brühl vgl. Allgemeine Deutsche Biographie III., 411 fg., über Christian Grafen v. Loss vgl. Repertorium der diplom. Vertreter II. 331, 333, 337, über Friedrich Grafen Harrach, Fürsten J. J. Khevenhüller-Metsch und Philipp Grafen Kinsky vgl. Wurzbach, o. c. Bd. 7, 375, Bd. 11, 211, 300. und Fr. Walter, Männer um Maria Theresia, Wien 1951.

daß Heil sofort abgefertigt werde und daß ihn dabei niemand begleite. Trotzdem zog sich die Angelegenheit in die Länge. Heil erfuhr, daß sich der Obersthofmeister der Kurfürstin, Graf Franz Josef von Seinsheim, der in der Regierung entscheidenden Einfluß besaß, geäußert habe, er wolle Heil als Sachsen keine Anstellung geben. Daher bat Heil den Kurfürsten um seine Entlassung. Unter diesen Umständen war Heil auf die führende Beamtenschaft Bayerns nicht gut zu sprechen[14]).

Während seines Aufenthalts in München war er durch den sächsischen Gesandten mit dem österreichischen bevollmächtigten Minister in Bayern, Rudolf Grafen Chotek von Chotkowa bekannt geworden[15]). Dieser überredete ihn, er möge wieder nach Wien kommen und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Kinsky. So kam Heil am 18. August 1748 abermals nach Wien. Graf Kinsky wollte ihn in Böhmen beschäftigen, doch zeigte Heil keine Lust dazu. Der sächsische Gesandte hatte ihn auch mit dem führenden Staatsmanne Maria Theresias, mit dem Grafen Friedrich Wilhelm Haugwitz bekannt gemacht. Dieser empfahl ihm, sich mit einer Denkschrift an die Kaiserin zu wenden und um eine Anstellung zu bitten, doch wollte er das Memorial nicht selbst präsentieren, sondern wies ihn an den Obersthofmeister Khevenhüller. Heil brachte seine Bitte beim Fürsten vor und überreichte das Memorial. Der Obersthofmeister wurde mißtrauisch, warum Graf Haugwitz die Denkschrift nicht selbst vorzulegen wünsche, versprach aber doch es zu tun. Als während der nächsten Konferenz bei der Kaiserin die Kommerzangelegenheiten aufs Tapet kamen, meldete Haugwitz, daß ein Memorial von Heil bei der Herrscherin eingebracht worden sei. Erst bei diesen Worten zog Khevenhüller die Denkschrift aus der Tasche und präsentierte sie Maria Theresia, die darauf Haugwitz den Befehl erteilte, Heil zur Audienz vorzuladen. Bei dieser Gelegenheit versprach ihm die Kaiserin einen ständigen Dienst als Hofkammerrat. Bald darauf aber machte auf Anstiftung Schwandtners ein Minister die Herrscherin auf die alte mecklenburgische Affäre aufmerksam. Heil befand sich eben beim Grafen Haugwitz, als dieser ein Billet von Maria Theresia erhielt, daß es mit Heil Anstände gebe. Gleichzeitig ließ sich die Kaiserin über die Angelegenheit vom Grafen Wurmbrand und Grafen

[14]) Hs. 81 des StA Lj., S. 188, 189, 212, M. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, II. Bd. 3. A., München 1928, 290—312. Über Ignaz Felix v. Törring vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 38. Bd., 461 fg.

[15]) Über Grafen Chotek vgl. Repertorium der diplom. Vertreter II., 9, 51, 252.

Hartig Auskunft erteilen. Es scheint, daß besonders Schwandtner bestrebt war, die Anstellung Heils zu hintertreiben. Obwohl die Instruktion für Heil schon unterschrieben war, wollte man ihn nicht in Wien anstellen, sondern sandte ihn, vielleicht auf Anraten von Haugwitz, welcher damals bedeutsame Verfassungs- und Verwaltungsreformen in Krain durchgeführt hatte, nach Laibach (Ljubljana). Heil selbst war der Meinung, man habe ihn hieher geschickt, um ihn vom Hofe zu entfernen.

Nach den Eintragungen im Diarium des Hofkammer- und Regierungsrats Baron Raigersfeld kam Heil Mitte März 1749 in Laibach an. Er brachte ein Kredenzschreiben an den Präsidenten der kgl. Deputation, Johann Seifried Grafen Herberstein mit[16]). Doch verfolgten ihn die Hofintrigen auch hieher. Eine bei der Kaiserin bestens akkreditierte Person schrieb dem Grafen Herberstein, Heil habe sonderbare „Zufälle" in der Welt gehabt, daher müsse man mit ihm behutsam umgehen und die „Pulst demselben wohl zugreifen, bevor man ihn allzu tief einsehen lasse". Sonderbar klang auch ein Schreiben des Geheimen Kammerzahlmeisters Karl von Dier, mit dem dieser Herberstein auf Befehl der Kaiserin mitteilte, daß für die Erhaltung Heils jährlich 1200 Gulden zur Verfügung stünden, daß aber die Quittungen für die Quartalraten Herberstein selbst unterschreiben und an das Geheime Kammerzahlamt senden solle. Der Name Heils sei zu verschweigen und dürfe in keine Rechnung kommen[17]).

Christian Wilhelm Heil verstand es, Beziehungen zu den führenden Kreisen der Gesellschaft in der Provinzhauptstadt anzuknüpfen und trat äußerst selbstbewußt auf. Franz Heinrich Baron Raigersfeld fand ihn angenehm im Gespräch, kenntnisreich, er schien aber überall unbeliebt gewesen zu sein und nirgends seine Zufriedenheit gehabt zu haben. Nach der Meinung Raigersfelds habe Heil auch am Wiener Hofe nicht viel Stütze und werde wohl auch in Krain kaum viel erreichen[16]).

Zunächst schien es, daß Heil bei den durch den Grafen Rudolf v. Chotek, welcher die Leitung der Ministerialdeputation übernommen hatte, erneuerten Kommerzämtern eine ständige Beschäftigung finden werde. Herberstein schlug (20. März 1749) als Mitglieder des aufzustellenden subdelegierten Krainer Kommerzkonseßes neben

---

[16]) Hs. 81, S. 188—191. A. Luschin v. Ebengreuth, Die Freiherren von Raigersfeld, Glasnik muzejskega društva za Slovenijo XI (1930), 36—42, XII (1931), 18—32. Über J. S. Grafen Herberstein vgl. Wurzbach, o. c. Bd. 8, 339.

[17]) Herberstein, Berichter von Anno 1754, StA Lj., unter 18. Jänner.

Baron Raigersfeld als Vorsitzenden, Josef Baron Janeschitsch und den „unlängst hieher gekommenen, mit einer ganz ausbündigen und ohne Zweifel bekannten Erfahrenheit begabten Hofkammerrat Heil, welcher schon eine Pension genießt", als Assessoren vor[18]). Am nächsten Tage besichtigte eine amtliche Kommission der kgl. Deputation die in finanzielle Schwierigkeiten geratene Seidenmanufaktur des Bartholomäus Čebul in der Stadt. Auch Heil nahm teil und gab dem Unternehmer sehr entsprechende Empfehlungen, so bezüglich der Damast- und Sevigliastoffe, deren Erzeugung zu viel koste und sich die Dessins hierin zu rasch änderten; daher sollte der Unternehmer lieber Sommerstoffe nach Art des Brüsseler Camelots erzeugen[19]). In ähnlicher amtlicher Funktion besichtigte Heil am 28. April mit Baron Janeschitsch die ehemals landständische, seit 1747 Friedrich Weitenhillerische Tuchfabrik in Selo bei Laibach. Auch da machte Heil verschiedene Bemerkungen. So empfahl er die Erzeugung von Schiffboy nach bayerischem Muster, wie derselbe in Landshut erzeugt und über Tirol nach Italien verkauft wurde, um in den italienischen und levantinischen Seehäfen vertrieben zu werden[20]). Heil verstand es, sich ziemlich rasch bedeutende Kenntnisse von der Beschaffenheit des Landes und seinen aktuellen wirtschaftspolitischen Fragen zu verschaffen. Er behauptete, nach Krain geschickt worden zu sein, um Vorschläge zur wirtschaftlichen Hebung des Landes zu machen. Schon im ersten Monate seines Aufenthalts in Krain legte er zwei umfassende Promemorien in Fragen des geplanten „Universalkommerzes" dem Grafen Haugwitz vor, von wo sie an den Grafen Chotek weiter gingen. Ebenso beteiligte er sich an den den Kommerz betreffenden Fragen bei der Repräsentation und Kammer, welche mit 23. Mai 1749 an die Stelle der kgl. Deputation trat. Ab 1. Mai 1749 bewilligte man ihm einen Gehalt von 1500 Gulden aus der Krainer Kameralkasse[21]).

Die Vielseitigkeit seines Interesses für theoretische und praktische Fragen der Nationalökonomie sind aus dem Inhaltsverzeichnis eines umfassenden Werkes zu ersehen, welches Heil unter dem Titel „General Kommerzialsystem für die gesamten k. k. Erblande" zusammengestellt haben soll[22]), welches aber in den hiesigen Archiven

---

[18]) Kommerzkommission M 12, StA Lj.

[19]) Schloßarchiv Dol, Schachtel 43, StA Lj.

[20]) Ebendort.

[21]) Rb 1749, fol. 161, StA Lj.

[22]) Schloßarchiv Dol, Schachtel 43.

nicht erhalten ist und allem Anschein nach nicht veröffentlicht wurde. Heil behauptete auch in industriellen und kaufmännischen Unternehmungen bedeutende Erfahrungen zu haben. So gab er an, in der Fabrik in Suhl (Henneberg), wo allerhand Flinten, Musketenrohre, Degen, Klingen und geschmiedete Kanonen verfertigt wurden, tätig gewesen zu sein. Dieses bedeutende Unternehmen bestand schon zu Beginn des 18. Jh.s[23]). Wie bei demselben Heil beteiligt war, ist mir nicht bekannt. In Laibach machte er den Vorschlag einer Handlungskompanie und gewann dafür den Grafen Herberstein. Wie es den Anschein hat, handelte es sich um das Projekt, den Handel mit geräuchertem und gesalzenem Fleisch einzuführen[24]). Wenn man den lebhaften Verkehr auf der Sawe aus Kroatien und dem Banat und die Möglichkeit, die Schiffe im Triester Hafen mit Pökelfleisch zu versorgen, berücksichtigt, war der Plan nicht schlecht und, wie es im J. 1756 Theodor von Schley gezeigt hatte, auch ausführbar[25]). Baron Raigersfeld notierte noch ein anderes Projekt des Hofkammerrats Heil: der Wiener Hof möge ihm an Stelle der Pension die Kameralherrschaft Adelsberg (Postojna) am Karste lebenslänglich überlassen, worauf er das dortige Gestüt auf besseren Fuß bringen wolle[26]). Doch schon im Herbst desselben Jahres hatte sich Heil so arg mit dem Grafen Herberstein zerstritten, daß ihm dieser seither Feind war[27]). Auch Graf Chotek, welcher auf einer Dienstreise nach Triest am 15. Oktober 1749 Laibach berührte, äußerte Baron Raigersfeld gegenüber, er halte von Heil nicht viel. Sein Projekt einer Handlungskompanie bezeichnete er als lächerlich. Es ist daher verständlich, daß Raigersfeld nicht Heil, sondern den bekannten Großkaufmann Michelangelo Baron Zois und den unternehmenden Laibacher Bürgermeister Matthäus Franz Peer zu Mitgliedern des Krainer Kommerzkonseßes, der erst jetzt ins Leben trat, in Vorschlag brachte.

Heil war enttäuscht und erwartete im Dezember 1749 die Genehmigung aus Krain abreisen zu dürfen[28]). Als nun aus Wien keine Nachricht kam, legte er dem Kommerzdirektorium den Plan einer Fabrik zur Erzeugung von Stärke und Haarpuder aus Kartoffeln samt

[23]) Nach Mitteilung des Sächsischen Landeshauptarchivs und den Notizen Raigersfelds in Hs. 81.

[24]) Diarium Raigersfelds I. 555, 631, StA Lj.

[25]) H. Halm, Österreich und Neurußland I. Donauschiffahrt u. -handel nach dem Südosten 1718—1780, Breslau 1943, 85 fg.

[26]) Diarium Raigersfelds I. 555.

[27]) Ebendort I. 633, 658.

[28]) Ebendort I. 631.

einer Papiermühle vor, die er auf einem bereits ausgehackten Teile des Laibacher Stadtwaldes zwischen der Gradaščica und dem „Mali graben" zu gründen wünsche, um dadurch den Generalien gemäß „das frevelhafte Betteln und den degenerierenden Müßiggang" im Lande abzuschaffen, aber auch um zur Förderung des „Commercii" in Krain beizutragen. In seinem Memorial ersucht er um eine Reihe außerordentlicher Konzessionen und Privilegien. Zunächst wünscht er das Gut Rosenbüchl (Podrožnik) mit seinen Vorrechten von Josef de Panzera und einen bestimmten Teil des sogenannten Stadtwaldes vom Magistrat möglichst billig zu erwerben. Die anzulegende Stärke- und Puderfabrik soll in Krain ein „privilegium privativum" erhalten. Um der Papiermühle die nötigen Hadern zu sichern, soll die Hadernausfuhr verboten werden, auch dürfe keine weitere Papiermühle im Lande errichtet werden. Die unbrauchbaren Fetzen sollten direkt an die Fabrik bzw. die von ihr beauftragten Sammler, entweder wie in anderen Ländern gebräuchlich, gegen Tausch mit Kurzwaren oder auch gegen Barbezahlung abgegeben werden. Um aber für die Fabrik den nötigen Rohstoff (Kartoffeln) zu sichern, bat Heil um ein ähnliches Vorrecht, wie man es Markus Anton Perizhoffer im J. 1740 für Maulbeerbäume in Krain zugestanden hatte, nämlich das Recht, im Umkreise von einer Meile auf allen Hügeln, Heiden, Angern, überhaupt allen unbebauten Gründen Erdäpfelplantagen anzulegen, falls die Eigentümer dieser Grundstücke den Boden nicht selbst binnen Jahresfrist kultivierten. Heil soll auch berechtigt sein, diesen neubepflanzten Grund und Boden einzuzäumen, mit Wohnstätten zu versehen, mit Untertanen zu besetzen und als eine „res derelicta" zu okkupieren, also damit ohne etwas dafür zu leisten, als mit seinem tatsächlichen Eigentum frei und nach Wohlgefallen verfügen zu dürfen. Auf dem ausgehackten Stück Stadtwald beabsichtigte er 12 Doppelwohnungen für 24 Familien armer Leute aufzubauen. Dies sollten die ersten Bewohner des zu kolonisierenden Dorfes sein. Heil forderte für sich auch das „dominium" über das neue Dorf, die Ortsgerichtsbarkeit sowie den Gerichts- und Dienstzwang über die Einwohner. Die Fabrik soll ein doppeltes unterschlächtiges Wasserrad mit zwei Wellen treiben, welche die Stampfen in Bewegung setzen sollten. 10 sollten der Stärkefabrik, 6 der Papiermühle dienen. Die letztere würde das für die Stärkefabrik nötige Fließpapier liefern. Von den Abfällen der Stärkefabrik sollten 130—150 Schweine gemästet, ihr Fleisch und Speck geselcht und gepökelt und als Schiffsproviant nach Triest verkauft werden. Jede Siedlerfamilie erhielte

Haus, Garten und einen Teil der Kartoffelpflanzung zugewiesen, müßte sich aber verpflichten, alle landwirtschaftlichen Arbeiten zu verrichten, die Hälfte der Frucht abliefern, von der anderen Hälfte, soweit sie die Familie nicht selbst verbrauchen sollte, der Stärkefabrik zum Ankauf anbieten. Von den zu mästenden Schweinen wäre ebenfalls die Hälfte unentgeltlich abzugeben. Von den zu haltenden Kühen wäre der Meiereizins zu zahlen. An sonstigen Abgaben waren noch 2 Gänse und 4 Hühner jährlich vorgesehen. Als Leistungen werden schließlich noch 2 Tage wöchentlich Handrobot aller über 8 Jahre alten Einwohner sowie Spinnen von 8 Pfund groben und 2 Pfund feinen Flachses oder Hanfgarns erwähnt. Für das persönliche Verhältnis der Siedler ist die Leistung eines Untertaneneides aller Volljährigen, sowie bewaffneter Wacht- und Folgedienst für je 2 Männer aus jedem Hause bezeichnend[29]).

Prinzipiell hatte man in Wien gegen das Gesuch keine Bedenken, legte aber die Angelegenheit im Jänner 1750 den Krainer Ständen, dem Laibacher Stadtmagistrat und dem Krainer Kommerzkonseß zur Beratung vor[30]). Der Stadtmagistrat wies darauf hin, daß die Stadt in dem Waldanteile das „jus lignandi" besitze, müsse auch die ausgehackte Fläche sukzessive aufforsten. Außerdem hätten im Walde zahlreiche Grundherrschaften das Weiderecht (die Deutschordenskommende, die bischöfliche Pfalz, das Jesuitenkollegium, die Herrschaften Stroblhof (Bokalce), Moostal (Zablato), Lukovica und Hilzenegg (Lesno brdo))[31]). Heil drängte auf die Abhaltung einer Lokalbeschau, die auf den 12. März anberaumt wurde. Hier betonte er die Gemeinnützigkeit seiner geplanten Unternehmungen. Zur Kommission war ohne Ladung der fürstlich auerspergische Güterinspektor de Werth erschienen, um Heil im Namen des Fürsten Teile der Grundherrschaft Seisenberg (Žužemperk) in Unterkrain, wo bereits eine Papiermühle bestand, oder eventuell den Vitticher(Utik)wald bzw. den Herzogsforst bei Krainburg (Kranj) anzutragen[32]). Die Vertreter der interessierten Grundherrschaften, auch des Stadtmagistrats hatten ihre Vorstellungen schriftlich bei der Verordnetenstelle eingereicht und behaupteten, keine bindende Erklärung geben zu können, bevor

[29]) RK Fasz. XII. Fabriquenwesen, sect. 10, StA Lj.

[30]) Rb 1749, fol. 402—403, Kommerzkommission S 8/1, StA Lj.

[31]) Rb 1750, fol. 74, RK Fasz. XII, Fabriquenwesen sect. 10, Mittheilungen des histor. Ver. f. Krain 1863, 23.

[32]) Diarium Raigersfelds I. 705—707, 710, 712—714, Fürst Auerspergisches Archiv, derzeit im Verwaltungsarchiv (Wien), Kasten 13, Fasz. 32, Konvolut 9.

die Stände auf dem Landtage eine Entscheidung getroffen hätten. Das städtische Memorandum lehnte Heil's Plan aus folgenden Gründen ab. Die Stadt könne ihren Waldanteil nicht abtreten, weil dadurch das Weide- und Jagdrecht zahlreicher Grundherrn und Gemeinden beeinträchtigt wäre. Heil wünsche mit geringfügigen Kosten eine Grundherrschaft zu schaffen. Doch sei es nicht angängig, mit dem Müßiggang ergebenen und der Arbeit ungewohnten Bettlern Grundstücke zu besetzen. Wenn dies möglich wäre, hätten es die Grundherrschaften in Krain, die öde Huben haben, schon längst selbst getan. Handelte es sich dabei um gebrechliche und kränkliche Leute, so wären diese zur Arbeit in der geplanten Fabrik und Plantage, besonders aber zu schweren Leistungen untauglich. Gesunde und frevelhafte Personen seien des Landstreichens gewohnt und könnten ohne Gebrauch der Gewalt nicht zur Arbeit verhalten werden. Daher würden sie meist als Rekruten oder zu öffentlichen Arbeiten unter Aufsicht gestellt. Hier, an der Hauptkommerzialstraße zum Litorale, würden die Ansiedler aus Mangel an Lebensmitteln im Raub ihren Verdienst suchen. Als bäuerliche Hintersassen könnten sie nicht gelten, da ihnen weder Äcker noch Weiden und Wiesen, vor allem aber auch keine Behölzung, die unentbehrlich sei und ohne die in Krain kein Untertan bestehen könne, angewiesen würden. Außerdem würden Heils Siedler mit in Krain nicht üblichen Lasten belegt, sie müßten sogar die ihnen von Natur aus zustehende persönliche Freiheit abschwören. Das an der Gradaščica angelegte Stampf- und Mühlenhaus würde auch Schaden verursachen. Schon ein geringes Ansteigen des Wasserstandes hätte nämlich eine Überschwemmung der Umgebung und eines Teiles der Kommerzialstraße zur Folge. Heil habe außer seiner Pension auch keine Geldmittel zur Verfügung, um das gesamte Gebiet abzukaufen oder zu erhalten. Es stehe ihm aber frei, in einem anderen Teile des Landes Grundstücke zu erwerben.

Heils Projekt betone schließlich zu stark seinen Privatnutzen, denn er verlange ein Produktionsmonopol für Stärke und Haarpuder, woran im Lande kein Mangel bestehe. Sobald man ihm das Monopol zugestehen würde, würden einige arme Familien, die in der Stadt Stärke und Haarpuder aus Weizen herstellen, ihr Brod verlieren. In Krain bestünden schon 3 Papiermühlen, in Seisenberg (Žužemperk), in Ratschach (Radeče) und bei Bischoflack (Škofja Loka). Die erste versehe fast ganz Kroatien und den größeren Teil der Stadt Laibach mit Papier, die zweite verschleiße etwas weniger Papier, die dritte

habe aber wegen Mangel an Hadern die Arbeit eingestellt[32a]). Daher wäre es angemessener, die bestehenden Papiermühlen zu größerer Produktion zu verhalten als eine neue zu errichten. Wegen des lehmigen Bodens sei auch das trübe Wasser der Gradaščica für die Papiererzeugung unbrauchbar. Für einen so „stattlichen, in vielen Teilen der Welt versierten Mann" wäre es entsprechender, wenn er z. B. eine Tuchfabrik oder die verfallene Seidenmanufaktur des Čebul wieder aufrichten wollte. Die Hälfte der Früchte den Untertanen abzunehmen und einen Halbpart (mezzadria)-Vertrag zu schließen, sei nur dort Brauch, wo wie z. B. in Italien, dem Kolonen keine anderen Lasten aufgebürdet werden, nicht aber in Krain, wo äußerste Bemühung notwendig sei, um etwas zu fechsen. Wie unerhört niedrig die den Siedlern angebotenen Arbeitslöhne wären, werde aus ihrer Gegenüberstellung zu den landesüblichen Sätzen ersichtlich:

		Angebot Kreuzer	landesübl. Satz Kreuzer
Spinnen von Flachs oder Hanf,	pro Pfund	6	17
Stricken von Wollgarn	pro Pfund	8	21
Weben von Leinwand	pro Stab	7	14—17

Nach dem Projekte Heils soll die Robot aus einer Real- in eine Personallast für alle über 8 Jahre alten Einwohner verwandelt werden. In Krain verlange man sie nur von Huben und Grundstücken, ohne Rücksicht auf die Zahl der Personen, welche auf denselben sitzen. Trotzdem beschweren sich die Untertanen und behaupten, dabei nicht bestehen zu können. Die Forderung, daß die Geburtsfälle bei den Siedlern in ein Leibeigenschaftsvormerkungsbuch der Herrschaft eingetragen werden müßten, laufe auch gegen die Landesverfassung[31]).

Auf dem ständischen Landtage am 2. April 1750 kamen die Gegner Heils zum Worte. Sie behaupteten, er gedenke unter dem Vorwande einer Fabrikserrichtung eine ansehnliche, über eine Meile weit sich erstreckende Herrschaft in der Nähe der Stadt für sich und seine Nachkommen ohne jede Bemühung und Unkosten zu ergattern. Durch die Abschaffung der Viehweide im Stadtwalde werde das „commercium" in Krain eher gehemmt, weil dadurch den aus Ungarn, Kroatien und von sonstwo ankommenden Kaufleuten, Fuhrleuten und Sämern die unterwegs notwendige Weide und Fütterung

[32a]) Jos. Šorn, Ältere Papiermühlen in Slowenien, Papiergeschichte Jg. 6 (1956), Heft 3, S. 40—42.

des Viehs benommen werde. Ein Privativprivilegium für die Stärke- und Haarpuderproduktion sei auch für den Staat schädlich, weil das Ärar die Herstellung derselben bisher als Appalto gegen Entrichtung von Giebigkeiten gestattet hat. Zur Betreibung von Fabriken seien schließlich keine so ansehnlichen Jurisdiktions- und andere Herrlichkeiten und Urbarialgiebigkeiten nötig. Heils Projekt hätte auch eine Zertrümmerung der Gülten und Unsicherheit der Besitzer zur Folge. Daher richteten die Stände die Bitte an das Directorium in internis in Wien, das Gesuch Heils abzuweisen[33]).

Ähnlich suchte der Krainer Kommerzkonseß seine Stellungnahme zu begründen. Stärke und Haarpuder würden in Krain in guter Qualität und genügender Menge aus Getreide erzeugt und brauchten nicht eingeführt werden. Daher seien dafür keine neuen Fabriken notwendig. Mit dem Kartoffelbau habe man in Krain noch nicht begonnen. Privilegia privativa sind nur solchen Unternehmungen zu gewähren, die ohne solche nicht gedeihen könnten. Daher dürfe Heil dieses Vorrecht nur für einige Jahre gestattet werden, falls er die produzierte Stärke und das Haarpuder ausführen würde. Heil seien in anderen Teilen des Landes Güter zum Ankauf angeboten worden. Auf Grund aller angeführten Gutachten berichtete Herberstein an das Kommerzdirektorium in Wien, Heils Plan sei unausführbar, untunlich, auch dem Ärar, Publico und Provinciali schädlich[31]).

Währenddessen spann Heil an neuen Gedanken und Plänen. Er erhielt aus Wien, möglicherweise von Haugwitz, ein Schreiben, er möge den Vorschlag machen, entweder beim Camerale oder Commerciale beschäftigt zu werden, um seine Pension nicht fruchtlos zu genießen[34]). Als er aber 4. August 1750 die negative Entscheidung der Wiener Zentralbehörden[35]) bezüglich der Stärke- und Haarpuderfabrik erhielt, war er bestürzt. In einer neuen Eingabe machte er den Behörden Vorwürfe, man habe seinen Vorschlag aus purer Laune abgelehnt, seine Erklärungen nicht berücksichtigt und ihm die Behauptungen der Gegner nie mitgeteilt. Auf diese Weise könne der wirtschaftliche Wohlstand im ziemlich verödeten Lande nicht gefördert werden. Daher wage er auch keine weiteren Vorschläge zu machen. Schon seit einiger Zeit trage er kein Verlangen mehr in Krain oder in anderen durch krainerischen Geist regierten Gegenden

---

[33]) Fasz. 319, Ständisches Archiv, StA Lj.

[34]) Diarium Raigersfelds I. 794.

[35]) Rb 1750, fol. 189'—190; Iö Kommerz, Hofkammerarchiv Wien, Fasz. 111, Krain (25. Juli 1750).

etwas zu unternehmen. Nur der Befehl Maria Theresias hätte ihn nach Krain geführt, wo er schon zwei Jahre „leide und schwitze", um seine Verpflichtungen zu erfüllen[31]). Sehnlich erwarte er den Befehl, dieses „für seine Principia nicht geschaffene Land Krain" sobald als möglich verlassen zu können. Da aus Wien kein diesbezüglicher Bescheid kam, mußte er noch weiter in Laibach bleiben, scheint aber in den nächsten Jahren keinen Dienstposten bekleidet zu haben. Am 25. April 1751 vermählte er sich als Witwer mit Maria Franziska Floriantschitsch de Grünfeld[36]). Laut Heiratsvertrag fiel die Mitgift und alles Vermögen, welches die Gattin in Zukunft gewinnen sollte, in freie Verfügung des Bräutigams. So zedierte sie eine Schuldverschreibung von 500 Gulden ihrem Gemahl, welcher durch die Repräsentation und Kammer einen Zahlungsauftrag an den Schuldner, das Stift Sittich (Stična) in Unterkrain ergehen ließ[37]).

Am 24. März 1753 erhielt Graf Herberstein von Haugwitz den Auftrag, Heil bei der Repräsentation und Kammer als Supernumerari Sekretär zu verwenden. Herberstein wehrte sich dagegen und behauptete, Heil besitze eine ganz unleserliche Handschrift und stehe wegen seiner Aufführung hierzulande in üblem Rufe. In Wien war man aber der Meinung, Heils Schrift sei zwar nicht gut, doch auch nicht unleserlich. Wohl aber ersuchte man den Grafen Herberstein um genauere Angaben, wessen Heil beschuldigt werde. Darauf legte Herberstein (7. Mai 1753) einen Sonderbericht vor, doch ist derselbe weder in Herbersteins Kopialbüchern noch in der amtlichen Schriftenreihe der Repräsentation und Kammer abschriftlich erhalten noch registriert. Aus einem späteren Schreiben Herbersteins geht hervor, daß er im erwähnten Geheimbericht bemüht war, den Beweis zu erbringen, daß Heil wegen seiner früheren Vergehen und der in Krain verursachten Intrigen in schlechten Kredit stehe, folglich auch Herberstein kein Zutrauen in ihn setzen könne[38]). Trotz dieser gehässigen Haltung des Grafen Herberstein wurde Heil mit Hofresolution die Einrichtung des Archivs des 1747 abgeschafften Vizedomamts übertragen[39]). Herberstein stemmte sich noch weiter dagegen, diese Arbeit Heil anzuvertrauen und behauptete aus persönlicher Abnei-

---

[36]) Diarium Raigersfeld II. 68, Trauungsbuch der Pfarre Št. Vid (St. Veit ob Laibach) I. unter 25. April 1751.

[37]) Rb 1751, fol. 400 (18. Dez.), 1752, fol. 31 (29. Jänner), Herberstein, Berichter 1751 II. (30. Dez.), StA Lj.

[38]) Rb 1753, fol. 144, 198—199, 1754, fol. 5, Herberstein, Berichter 1754. (18. Jänner).

gung, von Heil als „gefährlichem Landläufer, wie er sich bei mehreren Höfen zur Genüge gezeigt hätte", könne auch hier nichts Besseres erhofft werden. Einer solchen Person könne die Einrichtung eines so wichtigen Archivs nicht aufgetragen werden, da er vermutlich „durch intrigante Großsprechereien und unbesonnene Schwätzereien den österreichischen Erblanden Schaden verursachen würde, falls er wieder aus diesen Ländern entweicht oder diese Länder verlassen müßte".

Auch diese scharfen Angriffe ließen Haugwitz bei seinem früheren Entschluß beharren. Heil begann mit der Ordnung der Vizedomamtsschriften. Seine Mitarbeiter waren der Repräsentationsregistrator Franz Pirschel und der Sekretär Karl Seifried Perizhoffer. Laut Instruktion waren sämtliche Schriften zu faszikulieren, die in Faszikeln zusammengelegten Schriften mit Zahlen zu versehen und über jeden Faszikel ein Verzeichnis zu verfassen. Man legte zwei Registratursbauptbücher an:

a) für die allgemeine Schriftenreihe des Vizedomamtes, und
b) für die Landtagsakten des Vizedomarchives.

Obwohl die ersten Blätter des Repertoriums zur allgemeinen Schriftenreihe nicht mehr erhalten sind, kann festgestellt werden, daß Heil zu den einzelnen Abteilungen (Ecclesiastica, Cameralia et Urbarialia, Mautakten) kurze „Proemien" verfaßt hat. Ins Repertorium der Landtagsakten hat er eigenhändig ein „Proemium" eingetragen. Darin machte er auf die „universale Zerrüttung und Verwüstung" der Schriften aufmerksam und berichtet über die Richtlinien, nach welchen die Arbeiten durchgeführt wurden. Er unterschreibt sich als „zu Instruirung des Vicedom Archivs subdelegierter Commissar". Die beiden Repertorien, welche im August 1755 fertiggestellt waren, stellen eine bedeutende Leistung dar und bieten noch heute die einzige Möglichkeit, sich in den Schriften des Vizedomamts zurechtzufinden. Nur die Lehensakten wurden in die Repräsentationsregistratur übertragen. Darauf erhielt der landesfürstliche Kommissar Otto Karl Graf von Hohenfeld den Auftrag, das Vizedomarchiv zur ferneren Verwahrung und Besorgung der Repräsentation zu übergeben[40]). Das Verhältnis zwischen Herberstein und Heil wurde immer mehr gespannt, so daß Graf Sobeck darüber dienstliche Einvernehmungen durchführen mußte. Ende 1755 erlaubte

[39]) Rb 1754, fol. 70—72.

[40]) Rb 1755, fol. 331—332.

man in Wien, daß Heil nach Steiermark übersiedle und in Cilli die aus dem Krainer Kamerale zu zahlende Pension genieße[41]).

Kaum hatte er sich in seinem neuen Wohnort zurechtgefunden, als er wieder in einen Wirbel geriet. Gerade damals bemächtigte sich der ärmeren Kreise der Stadt eine starke Erregung. Die zur Landschaft zu entrichtende Stadtsteuer wurde mit einem neuen Rezeß bedeutend erhöht. Dazu kam noch ein großer jährlicher Kasernenbeitrag und seit der Satzordnung von 29. August 1755 mußten die Bürger auch von den Lebensmitteln für eigenen Bedarf eine Eingangsmaut bezahlen[42]). Auf einem Wirtschaftstage (12. Jänner 1756), an dem sich auch der Ausschuß und die Vertreter des Rates beteiligten, beschloß man beim Magistrat ein Gesuch um Minderung der Steuer und gerechtere Verteilung der Steuerlast einzureichen. Darauf wies der Magistrat die Bittsteller an, beim Kreisamt Hilfe zu suchen. Der Kreishauptmann wieder behauptete, er könne ihnen nicht helfen. Als den am Rathaus Versammelten über die Abweisung des Gesuchs referiert wurde, riet ein Bürger, sie möchten sich doch an den Herrn Christian Wilhelm Heil wenden, vielleicht könnte er ihnen helfen. Daraufhin wählte die bürgerliche Gemeinde 7 Vertreter, welche im Namen der gesamten Bürgerschaft bei Heil vorsprechen und bei ihm Rat einholen sollten, wie der Bürgerschaft geholfen werden könnte. Heil versprach, bat aber, es sollten am nächsten Tage nur 2—3 von ihnen mit einem, der schreiben könne, kommen, damit er die nötigen Auskünfte erhalten und die Eingabe an die Grazer Repräsentation und Kammer verfassen könne.

Als diese Schrift fertig war, wurde sie der versammelten Bürgerschaft vorgelesen, dann von 64 Bürgern unterschrieben und von allen gutgeheißen. Dem Memorial wurden auch Abschriften des Katasters der Haus-, Grund- und Gewerbesteuer und die Kasernenbeitragsrepartition beigelegt. Daraus kann geschlossen werden, daß sich alle Bürger einmütig gegen den neuen ungerechten Steueranschlag beschwerten. Nach Ansicht der bürgerlichen Gemeinde hatte ihn eigentlich der Stadtrichter, Kaufmann Andreas Wolff verschuldet, weil er bei der amtlichen Kommission mit seiner an erster Stelle abgegebenen Stimme die gesamte Bürgerschaft in die hohen Steuern gezogen, ihm aber niemand zu widersprechen gewagt hatte. Auch

---

[41]) Diarium Raigersfelds II. 591.

[42]) Vgl. Fasz. 122 der Gubernialakten ex 1756, Steierm. Landesarchiv, Graz.

ließ der Stadtrichter nur solche Leute zur Kommission zu, die den Unterschied zwischen den Häusern nicht kannten.

Heil war bestrebt, in der Schrift den Notstand der armen Bürger von Cilli vom Gesichtspunkte der Ungleichheit der Besteuerung zu begründen. Während Bad Tüffer (Laško) im jährlichen Badebesuch eine blühende „Nahrung" besitze und vor kurzem einen bedeutenden Steuernachlaß erhalten habe, wurden der Stadt Cilli, welche von aller „Nahrung" entblößt sei, mehr als 500 Gulden neuer Steuern auferlegt. Für eine gerechte Steuerverteilung müßte eine Norm festgesetzt werden, welche die inneren Kräfte des besteuerten Gegenstandes berücksichtige. So gebe es aber in der Stadt Ruinen, die bereits restauriert seien, aber trotzdem im Steuerkataster noch immer als solche geführt würden, andere Ruinen dagegen wären als nutzbare Objekte mit Steuern belegt. Ferner gebe es auf dem Stadtgrunde Häuser, die sich Exemptionen anmaßten. Als Freisassen bei der Landschaft beansagt, zahlten ihre Eigentümer nur 4—5 Gulden, während sie bei Gleichheit mit den bürgerlichen Häusern wenigstens 30 Gulden prästieren müßten. Dazu kämen noch Befreiungen von der Naturaleinquartierung und dem Geldbeitrag. Ferner würden Offizialfreiheiten in der Belegung angemaßt, für welche kein Rechtstitel bestehe, z. B. für den jeweiligen Stadtrichter, Spitalmeister, Kreishauptmann u. a. Bei der Bestimmung der Haussteuer dürfte auch die Nutzungsmöglichkeit der Gebäude nicht außer Acht gelassen werden. Ein Haus, welches seinen Räumen nach 8—12 Zimmer haben könnte, das man aber nicht so nutzen wolle, müßte trotzdem größere Steuern leisten als ein Häuschen, welches dem Eigentümer nur eine dürftige Wohnung und gewerbliche Werkstatt biete. In der Gewerbesteuerliste sei die Disproportion besonders kraß, da z. B. die ganze Kaufmannschaft der Stadt an Gewerbesteuer 22 Gulden 15 Kreuzer zahle, das ganze Bäckerhandwerk 8 Gulden 45 Kreuzer, die armen backenden Weiber dagegen volle 30 Gulden.

Das Memorandum wurde aus Graz dem Cillier Kreishauptmann Johann Führer von Führnberg zur Berichterstattung zugeschickt. Vor allem sollte über die Disproportion in der Besteuerung Auskunft gegeben werden. Als der Stadtrichter sah, daß die Angelegenheit ernst genommen wurde und für ihn unangenehme Folgen zeitigen könnte, suchte er die gemeinen Bürger, die das Promemoria mit Unterschriften versehen hatten, einzuschüchtern. Er ließ sie einzeln in seine Wohnung rufen, drohte, sie nach Graz gefesselt abführen

zu lassen und veranlaßte sie, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß sie nicht gewußt hätten, was sie auf der von Heil konzipierten Eingabe unterschrieben hätten. Nur 6—7 Bürger wollten dem Stadtrichter nicht nachgeben. Als die Angelegenheit dann im Auftrage des Kreishauptmanns auf der Rathaussitzung zur Rede kam, hatten nur wenige Bürger den Mut, vom Memorandum etwas zu wissen. Der Stadtrichter stellte diese als Aufwiegler hin und behauptete, daß alle Häuser zu hoch besteuert seien. Um jede Beweisführung über die Disproportion des neuen Kontributionalsystems zu unterdrücken, bedrohte er alle, denen etwas von der Ungleichheit bekannt war, als Stänker in Eisen nach Graz liefern zu lassen. Schließlich meinte er, der Kreishauptmann sollte dafür Sorge tragen, daß solche Versuche, die ganze Bürgerschaft und die übrigen Hausbesitzer wider den Stadtrichter und den Magistrat aufzuhetzen, verboten werden. Zu guter Letzt wurde Heil als Veranlasser aller dieser Aufwieglerei gebrandmarkt.

Wer Heils Naturell kannte, konnte erwarten, daß dieser darauf reagieren werde. Die Vertreter der Gemeinde benachrichtigten ihn nämlich von den Ereignissen und legten auf sein Anraten dem Kreishauptmann eine Beschwerde gegen den Stadtrichter vor, worin sie ihn aufmerksam machten, daß der Stadtrichter:

1. die beim Ausschuß gewesenen Bürger gezwungen habe, eine Schrift zu unterfertigen, die besagte, daß sie von der Sache nichts gewußt hätten,

2. jene Bürger, welche die Unterschrift verweigerten, als Rädelsführer, Aufwiegler und Meineidige, welche der Kaiserin den Tribut verweigerten, gescholten und ihnen gedroht habe, sie in Eisen und Banden nach Graz führen zu lassen,

3. die durch Bedrohung der Bürger mit Unterschriften versehene, daher falsche Urkunde zum Bericht an das Kreisamt verwendet habe,

4. behauptet habe, daß jene Häuser, die zu stark mit Steuern belegt wären, ihre Lasten weiter behalten, die weniger belegten aber noch neue Lasten dazubekommen würden,

5. den Herrn Heil für einen Aufwiegler, welchem er das Maul stopfen wolle, hingestellt habe.

Darauf kam es am 13. Juli 1756 formell zu einer Verhörstagsatzung vor dem Kreishauptmann. Der Stadtrichter verstand es, den Hauptfragen geschickt auszuweichen und wurde dabei vom Kreishauptmann unterstützt, der ihm gewogen war und nicht energisch

in der Vernehmung des beschuldigten Stadtrichters vorgehen wollte. Trotzdem verlief die Angelegenheit nicht im Sande, da sie Heil von neuem aufgriff. In einem umfassenden Memorial wandte er sich an den Präsidenten der Grazer Repräsentation, den Grafen Schaffgotsch, gab modern anmutende Vorschläge zu einer gerechten Steuerveranlagung der Häuser durch Schätzung der einzelnen Bestandteile, woraus man den Steuerwert errechnen könne, ferner Universalregeln für die Steuerpraxis, welche keine Exemptionen, Immunitäten und offizielle Freiungen kennen dürfe. Dabei führte er Beispiele unberechtigter Steuerbefreiungen von Häusern an, beschuldigte den Spitalmeister, daß er sich bei den Spitalgütern bereichere und sich selbst vom Kasernenbeitrag habe befreien lassen. Ferner wies Heil auf die harte Bedrückung der armen Bürgerschaft durch den Stadtrichter und die strafwürdigen Exzesse dieses täglicher Völlerei ergebenen Mannes hin, der alle Mittag so betrunken sei, daß er seiner Vernunft nicht mehr mächtig sei. Der Stadtmagistrat bestehe aus lauter Verwandten des Stadtrichters, welche die arme Bürgerschaft tyrannisierten. Eine Woche später richtete Heil in seiner übergroßen Schreiblust ein zweites Schreiben an denselben Grafen Schaffgotsch und beschuldigte den Stadtmagistrat, die Einwohner- bzw. Tagwerkersteuer und die für verkaufte Brandstellen erhaltenen Kapitalien unterschlagen zu haben. Darauf verlangte die Grazer Behörde von Heil strikte Beweise für seine Behauptungen. Heil entschuldigte sich, er habe die Personalien mehr zur Illustration der Steuerbedrückungen und nicht zur Anklage gegen diese Personen angeführt. Doch hatte er sich schon die Feindschaft der führenden Kreise der Stadt zugezogen. Die Repräsentation und Kammer in Graz erteilte ihm einen Verweis, stellte ihn als Aufwiegler der Cillier Bürger gegen ihre Obrigkeit hin und untersagte ihm jede weitere Einmischung in das „Oeconomicum publicum et politicum".

Jetzt wandte sich Heil an das Direktorium in publicis et cameralibus in Wien und behauptete, die vom Kreishauptmann angegebene Steuerausgleichung wäre nicht zustandegekommen, weil der sich beschwerende Teil der Bürgerschaft noch nicht gehört worden sei. Ferner könne er nicht als Aufwiegler der Bürger gelten, weil die erste bürgerliche Beschwerdeschrift im Monate Jänner 1756 eingereicht worden sei, da er kaum erst nach Cilli gekommen sei und noch keinen Bürger gekannt habe. Er habe nur auf die inständige Bitte der bürgerlichen Deputierten gehandelt. Dann aber seien die Verfolgungen des Stadtrichters ausgebrochen.

Auf Grund dieser Beschwerde mußte der Kreishauptmann eine neuerliche Tagsatzung ausschreiben. Der Kreishauptmann wich der Hauptsache, der Steuerprägravation der Bürger, abermals aus und führte die Untersuchung gegen den Stadtrichter auch diesmal nicht genau durch. Er stellte sich mit der Erklärung des Stadtrichters zufrieden, daß die Angaben Heils unwahr seien, denn:

1. habe der Magistrat die Bürgerschaft nie angewiesen, sich durch Herrn Heil den Rekurs aufsetzen zu lassen, sondern ihnen nur empfohlen, bei einem vernünftigen Manne Rat einzuholen und sich eine fundierte Bittschrift zusammenstellen zu lassen,

2. habe der Stadtrichter keinen Bürger durch Drohungen veranlaßt, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß er vom Inhalte des Heil'schen Memorials nichts wisse,

3. habe er jene Bürger, welche die Erklärung nicht unterschreiben wollten, keineswegs als Aufwiegler gescholten, und

4. habe der Magistrat die Einwohner- bzw. Tagwerkersteuer nicht verschwiegen, sondern sie in die jährlichen Baumeisterrechnungen eingetragen. Brandstätten seien überhaupt keine verkauft worden. Der Kreishauptmann stellte in seinem Schlußbericht an die Repräsentation und Kammer die Differenz zwischen der Bürgerschaft und dem Magistrat als unerheblich hin. Nach seiner Ansicht wäre es das Beste, beiden Parteien Stillschweigen aufzuerlegen, die Bürgerschaft zum Gehorsam dem Stadtrichter und dem Magistrat gegenüber als vorgesetzter Obrigkeit aufzufordern, aber auch den Stadtrichter, der sich manches Mal auch beim Kreishauptmann habe betrunken sehen lassen, anzuweisen, der Bürgerschaft kein Unrecht zu tun. Mit diesem Bescheid begnügte sich auch die Grazer Behörde.

Heil, welcher bisher in der Stadt gewohnt hatte, bot sich die Gelegenheit, den in der Nähe an der Ložnica liegenden Forsthof käuflich zu erwerben. Um die nötige Anzahlung zu leisten, wollte er auch eine Schuldverschreibung der Krainer Landschaft über 1000 Gulden verwenden. Sie lautete auf den Namen Regina Jul. Floriantschitsch de Grünefeld, die Mutter seiner Frau. Im J. 1754 war sie der Tochter zugefallen und wurde auf Heils Namen umgeschrieben. Er verkaufte die Obligation dem Grazer Kaufmann Anton Weidinger, wußte aber nicht, daß seine Frau, welche in Laibach geblieben war, auf Anraten Bekannter beim ständischen Generaleinnehmeramt ein Verbot erwirkte, daß niemand ohne ihrer Einwilligung über dieses Kapital verfügen könne. Als Weidinger die Umschreibung vornehmen wollte, erfuhr er, daß ein Protest bestehe, und verlangte

sein Geld zurück. Heil beschwerte sich bei der Krainischen Verordneten Stelle und der Zirkular Hofkommission. Dabei beklagte er sich über das schwere Kreuz, das er sich in der zweiten Ehe aufgebürdet habe, da seine Frau schwachsinnig sei[43]). Weidinger ließ durch die Innerösterreichische Regierung einen Arrest auf Heils Pension schlagen, welche ihm von 1761 weiter auf 500 Gulden eingeschränkt wurde[44]).

Heil war noch immer mit den Behörden in Cilli zerstritten. Als ihm am 1. März 1764 ein im Dienste des Kreishauptmanns stehender Bauer ein Patent am Forsthofe zustellte, mit dem er aufgefordert wurde, den Familiensteuerrest pro 1763 zu bezahlen und dem Bauern als Botenlohn 36 Kreuzer einzuhändigen, wollte Heil nichts geben, worauf der Bauer zu schreien begann, bis ihn Heil aus dem Hause wies. Obwohl die Forderung des Kreishauptmanns formell begründet war, verlangte Heil für dieses angeblich schimpfliche Vorgehen Genugtuung. Er hatte nämlich im J. 1761 alle persönlichen Kriegsanlagen mit einem donum gratuitum von 500 Gulden reguliert, war daher nicht verpflichtet, eine Familiensteuer zu zahlen, wohl aber hätte er die Quittungen über das erlegte donum gratuitum vorweisen müssen. Dies wollte er aber beim Kreisamte nicht tun. Zuerst behauptete er, daß sich dort Weiber, Buben und Dienstmenschen in die Kreisagenda mischten, das andere Mal schrieb er, er könne die Bestätigungen dem Kreishauptmann wegen dessen notorischem Blödsinn nicht vorlegen. Der Kreishauptmann beklagte sich beim Gubernium in Graz und verlangte „gegen diese alle Grenzen übersteigenden Exzesse eines kühnen Freigeistes" eine ausgiebige Genugtuung. Dabei nannte er Heil „einen frevelmütigen Menschen, welcher keinen Respekt, keine Unterwürfigkeit kennt, keine bittliche Vorstellung anzubringen weiß, sondern bei allen Gelegenheiten der tollen Hitze seiner ausschweifenden Feder vollen Lauf läßt". Das Innerösterreichische Gubernium erteilte Heil wegen seiner „impertinenten Schreibart" nur einen Verweis[45]).

---

[43]) Fasz. 210, Ständ. Archiv, StA Lj. Über die Herrschaft Forsthof vgl. Theresianisches Kataster, Cillier Kreis, Herrschaften 1a, Steierm. Landesarchiv, Graz, J. O r o ž e n , Fevdalno omrežje v srednjem in spodnjem Posavinju, Celjski zbornik 1951, 30.

[44]) Haubt-Buch der k. k. Repraesentations- und Cammer Registratur in Crain de Anno 1761, fol. 175', 263', 312.

[45]) Ebendort fol. 139', Fasz. 174 ex 1761, 108 und 302 ex 1764 der Gubernialakten, Steierm. Landesarchiv, Graz.

Drei Jahre später 1767 bat Heil den Wiener Hof, ihm einen anderen Ort zum Aufenthalte anzuweisen. Daraufhin erlaubte ihm Graf Chotek Wiener Neustadt, St. Pölten oder Bruck an der Mur zu wählen. Heil konnte sich längere Zeit nicht entschließen. Im Oktober desselben Jahres entsagte er der bisher genossenen Pension und erhielt die Bewilligung, wo immerhin es ihm gefällig sei, zu übersiedeln, sobald er mit seinen Gläubigern die gehörige Richtigkeit gepflogen hätte. Einen Monat später wurde Heil wieder anderer Meinung und bat neuerlich um die Pension, was ihm gewährt wurde. Gleichzeitig wurde ihm aufgetragen, sich binnen 14 Tagen nach Wiener Neustadt oder nach Fiume zu begeben und an einem dieser Orte ständigen Aufenthalt zu nehmen[46]). Ob Heil dieser Aufforderung Folge geleistet hatte und wo dieser unruhige Geist sein Leben beschloß, konnte ich bisher nicht feststellen, da die Nachforschungen in den Archiven der beiden erwähnten Städte keine Ergebnisse gezeitigt haben. Vielleicht gelingt es jemand anderem einen Epilog zu meiner Studie zu schreiben. Die Witwe Christian Wilhelm Heils, Franziska geb. Floriantschitsch de Grünfeld starb am 23. Oktober 1793 in Laibach im Alter von 85 Jahren. Sie stand bis zu ihrem Tode unter Kuratel und hinterließ ihre bescheidene Habe ihrer Nichte Maria v. Vermatti[47]).

Abkürzungen:

StA = Staatsarchiv, Lj. = Ljubljana (Laibach), Hs. = Handschrift, Rb = Resolutionenbuch, RK = Repräsentation und Kammer.

Für Auskünfte bin ich zu besonderem Danke verpflichtet: Univ. Prof. Dr. H. Benedikt (Wien), Doz. Dr. R. Geyer, Direktor des Archivs der Stadt Wien, Staatsarchivar Dr. Anna Coreth (Wien), Dr. Cordshagen, Direktor des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs (Schwerin), Prof. Dr. Kretzschmar, Direktor des Sächsischen Landeshauptarchivs (Dresden), Dr. A. Puchner, Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs (München) und Dr. S. Vilfan, Direktor des Stadtarchivs (Ljubljana-Laibach).

---

[46]) Fasz. 1 ex 1767 der Gubernialakten, Steierm. Landesarchiv, Graz.

[47]) Vgl. Testamente III H' n^{0} 64 (28. X. 1792). Verlass. Inv. XXIII. H n^{0} 92 (27. I. 1794), beides im StA Lj.; Sterbebuch der Pfarre Maria Verkünd. in Laibach.

General Commercial Systema vor die gesamte kays. königl. Erblande,

mit allen dahinein schlagenden Auss-Arbeitungen gefertiget
zu Laybach
von mir Christian Wilhelm v. Heil
Anno 1749

Index Generalis contentorum in ordine
Sciographia Systematis comercialis fol. 1
Relation vom 28.ten Martii 1749 nach Hoffe das
General Commercial Systema enthaltend fol. 5
Consignation derer darzu geherigen Beylagen fol. 152
Relation vom 31.ten Martii nach Hoffe, die Justification des formierten Commercial Systematis contra oppositiones formatas und die Einsendung des Porto und Marine Reglements betreffend fol. 157
Das Porto und Marine Reglement fol. 177
Patent zur Publikation der General-Handlungs-Compagnie, und deren Fond, zur Application des Systematis fol.
Puncta Societatis Comercialis ad Publicandum, mit der ganzen Societets Verfassung fol.
Idea des Comercialfonds, und dessen ganze Einrichtung fol.
Einrichtung des Banco del Giro fol.
Einrichtung des mit demselben verbundenen Wechsel und Lehen Banco fol.
Idea der Commertial-Mauth Einrichtung fol.
Extract eines an Herrn Grafen v. Herberstein geschriebenen Briefs, ein Project den Straßenbau zu regulieren und auf schwedischen Fuß perpetuirlich zu erhalten, betreffend fol.
Entwurff zu einer dahin sich referierenden Weeg- und Bruken-Mauth Einrichtung fol.
Nomine Repraesentationis von mir geförtigte Relation zu widerlegung derer contra Systema formatum getroffenen Commertial-Einrichtung fol.
Darzugeheriger Extract derer gesamten Commercial und Straßen Mauthen, auß einer vormähligen Baron Raigersfeldischen Mauth Revisions Relation fol.
Darauß formierte Mauth-Straßen Anzeigung fol.
Einrichtung der Erbländischen Haubt Jahrmarkte fol.
Extract derer im Lande Crain angemeldet und sub poena praeclusi zur justizmößigen Untersuechung evocirten Privat Mauthe fol.
Mauth-Straßen-Abriß durch das Land Crain fol.
Disposition in welcher Ordnung bey Application des Commercial-Systematis zu procedieren fol.
Reflexiones in wie weith die Anziehung und das Etablissement fremder Negotianten dem Erblandischen Commercio schädlich oder nuzlich fol.
Project wie die Maull-Beer Plantage und damit conectirende Seidenerziglung in denen Erblanden besser einzurichten und zu befördern fol.

Anzeigung wie die Erdapfel zur nöthigen Nahrung derer gebürgischen Einwohner zu pflanzen, zu cultivieren und zu nuzen fol.
Patent zu Einrichtung derer Leinwandfabriquen und deren bessere Betreibung fol.
Protocol über die Laybacher Seidenfabrica fol.
Protocol über die Tuechfabrica bey Laybach fol.
Nomine Repraesentationis geförtigte Relation weegen der zu erbauenden neuen Salz-Schiffe und der Armada Nomine Repraesentationis geförtigte Relation den vom Proviant-Verwalter Amigoni intentierten bedenklichen Holzhandel außer Lands betreffend fol.

Sciographia Systematis Commercialis

Das Systema commerciale zeiget

1. den Statum hodiernum commercii corrupti per negotia perversa et haeterodoxa,
2. die Mängel und Hindernüsse des commercii specifici,
3. die Mittel ein florisantes commercium herzustellen.

ad 1. In statu hodierno commercii fündet es:
- a) die Unterdrückung des inländischen Gewerbes,
- b) die Überschwemmung des Landes mit ausländischen Waaren,
- c) den Luxum und Mangel der Policey,
- d) die äußerste Negligenz des Landesindustrialgewinnes.

ad 2. Die Mängel und Hindernüsse bestehen:
- a) in disconvenablen Mauth Einrichtungen,
- b) in schädlichen Factoreyen,
- c) in unverständiger Providierung auss der anderten, dritten und weiteren fremden Hand,
- d) in Abnahme des Credits,
- e) in Entcräfftung derer Particulair-fonds,
- f) in Verfall der Nahrung und des Gewerbes,
- g) in Verschleuderung derer Landesmaterial und Natural Productorum.

ad 3. Die Mittel zur Hilfe können keine andere dahero seyn alss:
- a) eine Generale Associirung des Negotii,
- b) die genaue Verbündung des Negotii und Gewerbes,
- c) eine adaequate Mauth Verfassung,
- d) die Verschaffung eines solchen Commercialfonds bey dessen Administration das Negotium bey dem mit ihm verbundenen Gewerbe durch eigenes implicirtes General Interesse obligieret ist, das nach allen Exportationen und Importationen angewisene Commertium mit allen Cräfften zu fördern.

Hoc respectu zeiget das Systema:
- a) wie die Länder in einen gemeinen Handlungs-Nexum zu bringen,
- b) wie nach der Lage derer zu combinierenden Länder die Negotia außwerths sowohl zur See, alß zu Lande zu poussieren,
- c) wie die Landes Provisiones einzutheillen,

d) wie die Negotianten unter einander selbst in nutzliche Dependenz zu sezen,
e) wie der Fond zu Nuzen anzulegen, zu administrieren, und in seiner Nuzung zu verrechnen,
f) wie das Landes Gewerbe im Industrial-Gewinn zu verbessern,
g) wie denen aussländischen schädlichen ingestionibus zu wöhren,
h) wie in Mauth Tariff die Erlangung des nöthigen und nützlichen sowohl, alss dessen Conservation und die Abhaltung und Vertreibung des schädlichen zu effectuiren,
i) wie die guetten Landt-Species und überhaupt die Barschaft im Lande zu conservieren,
k) wie der Einwohner und arme narhafft, folglich contribuable zu machen und die frevelhafften Petler zu tilgen,
l) und wie überall Interesse publicum cum Interesse privato zu verbünden.

Mitteilungen

Ein Vorschlag zur Umsiedlung der buchenländischen Tschangonen aus dem J. 1824

In der Bukowina (Buchenland) wurden noch unter der österreichischen Militärverwaltung in den J. 1777—1786 zahlreiche ungarische Familien aus der Moldau, die sogenannten Tschangonen, in sechs geschlossenen Dörfern angesiedelt. Diese Volksgruppe, die seit ihrer Seßhaftmachung in der Bukowina in keiner wesentlichen Verbindung mit ihren Konnationalen in Ungarn stand, sollte nach einem Vorschlag eines ungarischen Offiziers im J. 1824 in ihre alte Heimat nach Ungarn umgesiedelt werden. Da dieser Umsiedlungsplan bisher ganz unbekannt war, so sollen hier nachstehend nähere Einzelheiten darüber angeführt werden.

Ein damals in der Bukowina im Dienste stehender ungarischer Leutnant K i s s veröffentlichte in Nummer 7 des Jahrganges 1824, S. 98—105 der Zeitschrift „Tudomanyos Gyujtemény" einen Artikel unter dem Titel „Einige Kleinigkeiten aus der Bukowina". Eine Übersetzung des Artikels findet sich in einem Wiener Polizeiakt[1]). Kiss führt darin u. a. folgendes aus:

„... Mein Dienst hält mich seit einiger Zeit hier in der Bukowina zurück, ich bekenne es aufrichtig, daß mich dieses kleine Gebiet, ebenso wie welch' immer berühmtes großes Land, seiner Eigenschaften wegen ansprach und in mir den Entschluß rege machte, etwas über dasselbe in unzusammenhängenden Kleinigkeiten, vermittelst der verdienstvollen „Tudomanyos Gyujtemény" um so vielmehr meinen Landsleuten kund zu machen, weil die Bukowina einstens in Ungarns goldenen Zeiten ein ergänzender Theil unseres lieben Vaterlandes war.

Es gefiel mir besonders, daß ich, als ich nach der Bukowina kam, in diesem, zu dem deutschen Gebiet Österreichs gehörigen, meistens von Walachen bewohnten Theil Galliziens, ungarische Dörfer fand. Meine damahlige Unbekanntschaft machte mich fast glauben, daß diese hier wohnenden Ungarn bey Gelegenheit, als unsere Vorfahren nach Panonien wanderten, Zurückbleibende hier ansiedelten. Nachdem ich aber über diesen Gegenstand nähere Kunde erhielt, kann ich folgende Nachricht jenen mittheilen, welche über diese ungarischen Colonien etwas wissen wollen.

Als die Bukovina mit Gallizien vereinigt wurde, hat der damahlige Czernowitzer Militair Commandant und Civilgouverneur, General Baron von Entzenberg von der Regierung die Erlaubnis erhalten, diejenigen Ungarn, welche bey Gelegenheit, als die Siebenbürger Szekler militairisch organisirt wurden, nach der Moldau auswanderten und sich daselbst an dem Flusse Sereth ansäßig machten, zur Ansiedlung nach der Bukovina auffordern zu dürfen. Viele kamen auch herüber und erbauten auf den ebenen Theilen des Gebietes 6 Ortschaften 1.) Joseffalva,

---

[1]) Verwaltungsarchiv Wien, Polizeihofstelle, Zl. 6640/1824.

2.) Andreasfalva, 3.) Hadikfalva, 4.) Laudonfalva, 5.) Istensegits (Helf Gott), 6.) Fogodisten (Grüß Gott).

Die Inwohner dieser 6 Ortschaften sind schöngebaute, gesunde und starke Menschen. Von Seite des moralischen Benehmens stehen sie nicht in den besten Ruf, welches Gebrechen von ihrer vernachlässigten Erziehung und von der Seele träger Ausbildung des Volkes nach meinen Gutachten herrührt. Ihre Religion ist römisch, Kirchen und Betthäuser haben sie zwar, aber in diesen 6, nicht nahe von einander liegenden Ortschaften ist jetzt nur ein einzigen Seelsorger. Ebenso sind auch die Schulen unter einer unordentlichen Aufsicht. Alles bisher Gesagte glaubte ich mittheilen zu müssen, um das folgende in das gehörige Licht zu stellen.

Schade, daß dieser schöne, starke Stamm hier ganz entartet, seine Nationalität mit der Zeit verliert und in Wildheit versinkt. Ich sprach mit vielen und befragte sie, ob sie denn keine Lust hätten, sich in das ungarische Vaterland zurückzusiedeln. „Mit Freuden", war ihre Antwort, „wenn uns die ungarischen Herren zur Wohnung gute Grundstücke geben und uns ihre Theilnahme und Hilfe, besonders im ersten Jahre unserer Übersiedlung, nicht versagen. Hier sind die Abgaben groß, Ackerfelder haben wir wenig und diese sind der Vermehrung unseres Volkes wegen zu unserem Unterhalte nicht hinreichend. Wäre nicht möglich, diesen aus 5449 Köpfen bestehenden ungarischen Stamm im Vaterlande ansäßig zu machen? Die Zahl der Nation würde sich um so viel vermehren, die Pußten in Niederungarn würden Dörfer und Landbauern erhalten und dieses armen, gleichsam in der Verbannung lebenden Volkes Los würde verbessert."

Soweit die Übersetzung dieses Artikels, die sich in den Akten der Polizeihofstelle befindet. Die Polizeihofstelle griff diese Ausführungen Kiss' sofort auf und erteilte dem k. k. Professor und Aushilfsrevisor bei der Bücherzensur J u n g , der die obige Übersetzung auch angefertigt hatte, den Auftrag, seine Stellungnahme dazu bekannt zu geben. Jung berichtete darüber dieser Behörde folgendes:

„Den Aufsatz des Kiss betreffend, scheint mir nur gehorsamst und unmaßgeblich nothwendig, für Seelsorger und Unterricht dieser Ungarn zu sorgen, übrigens aber das naseweise, unvorsichtige Benehmen des Kiss zur Verantwortung zu ziehen. Denn welch ein Unglück könnte entstehen, wenn diese rohen Menschen in ihrer fernen Gegend zur Unzufriedenheit gereizt würden und diese, da bereits angefacht, mehr um sich greifend, ausbräche? Vielleicht hat sich schon bisher mancher „Patriot" eine Nota gemacht, um diesen Gegenstand inter gravamina beim künftigen Landtage aufzunehmen? Übrigens gehörte die Bukowina einstens mit der Moldau, dann 1775 mit Galizien vereint, niemals zu Ungarn.

Wien, 13. August 1824.

Jung eh.
K. K. Professor und Aushilfsrevisor."

Der Vorschlag des jungen Nationalisten Kiss war keineswegs von Erfolg begleitet. Es wurden weder in der Bukowina, noch in Ungarn irgendwelche Vorbereitungen für die vorgeschlagene Umsiedlung der ungarischen Kolonisten aus der Bukowina getroffen. Die ungarischen Kolonisten blieben auch weiterhin in der Bukowina und hielten auch in den späteren Jahrzehnten im Gegensatze zu Kiss' Vermutungen treu zu ihrem Volkstum. Obwohl sie seit 1919 unter der rumänischen Herrschaft sogar ihre ungarischen Schulen verloren und ihre Kinder

in die rumänische Staatsschule schicken mußten, war bei ihnen keine Spur einer Romanisierung zu finden, ihre Dörfer trugen auch weiterhin einen rein ungarischen Charakter.

Erst 117 Jahre nach der Veröffentlichung dieses Umsiedlungsvorschlages sollte auch für die madjarische Volksgruppe der Bukowina die Stunde kommen, in der sie ihre Dörfer verlassen mußte, um nach Ungarn umgesiedelt zu werden. Sie fanden in Südungarn, das damals als jugoslawisches Gebiet von ungarischen Truppen besetzt war, Ansiedlungsmöglichkeiten, die ihnen aber nur für kurze Zeit als neue Heimat dienten. Denn bereits im J. 1945, als Jugoslawien diese abgetrennten Gebiete wieder besetzte, mußten sie ihre neuen Ansiedlungen verlassen und nach Ungarn ziehen.

Die obige Anregung des Leutnants Kiss verdient aber der Vergessenheit entrissen zu werden, denn sie stellte in der Geschichte der europäischen Minderheiten wohl den ersten Vorschlag dar, eine ganze Volksgruppe umzusiedeln.

Wien Erich Prokopowitsch

Paul Kretschmer

1. Mai 1866 — 9. März 1956

Paul Kretschmer hat in seinem ebenso langen wie erfolgreichen Leben rund 250 Bücher, Abhandlungen und Artikel vorgelegt, wozu noch gegen 100 überaus gehaltvolle, z. T. sehr umfangreiche Literaturberichte, Besprechungen und Nachrufe kommen. Seine Arbeitsweise ist gekennzeichnet durch die Verbindung sprachwissenschaftlicher, philologischer und geschichtlicher, d. h. archäologischer und kulturhistorischer Gesichtspunkte (wozu oft genug auch Anthropologisches und Ethnologisches kommt). Die Arbeiten zeigen erstaunliche thematische Vielfalt: Neben Untersuchungen, die in das Gebiet der allgemeinen und indogermanischen Sprachwissenschaft fallen, stehen insbesondere latinistische, ferner germanistische (darunter das umfangreiche Buch „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache"), indologische, die in erster Linie die Frühgeschichte der Inder im Vorderen Orient betreffen, slawistische, epigraphische, schriftgeschichtliche u. a., die auf Grund des verarbeiteten Materials erkennen lassen, daß K. als einer der letzten das Gesamtgebiet der Indogermanistik beherrscht hat. Dazu kommen noch viele Untersuchungen von Restsprachen und seine vielfältige Lehrtätigkeit. Weiters hat sich K. immer wieder mit Märchen- und Motivforschung beschäftigt, sich mehrfach zur Planung des Thesaurus der griechischen Sprache und eines mittelgriechischen Wörterbuches geäußert, wiederholt auch zum Einbau der Sprachwissenschaft in den Unterricht der höheren Lehranstalten und (mit A. Debrunner) in die Ausbildung für Studierende der Philologie. Daneben war er Begründer und Herausgeber mehrerer Zeitschriften und in verschiedenen wissenschaftlichen Körperschaften tätig.

Für die Annahme der Berufung nach Wien (1899) spielte zweifellos sein hohes Interesse für den Südosten (Hellas, Balkan, Anatolien) eine bedeutende Rolle, die entscheidende aber dafür, daß er auch nach der Emeritierung (1936) seiner Wahl-

heimat treu geblieben ist, wo er zu beiderseitigem Nutzen im Rahmen der Linguistischen Abteilung der Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften über ein halbes Jahrhundert tätig war.

Die innigste wissenschaftliche Liebe K.s, zu der er seit 1888 durch fast sechs Jahrzehnte immer wieder zurückkehrte, galt jedoch dem Griechischen, um dessen Stellung im Kreise der verwandten und Nachbarsprachen er sich rastlos bemühte, in hohem Maße aber auch um die Aufhellung innersprachlicher Gegebenheiten (insbesondere um die Koiné und neugriechische Dialektologie). Die in steigendem Maße zutagetretende Vielschichtigkeit des ägäischen Raumes veranlaßte K. immer wieder, den Kreis der für die Förderung des angedeuteten Hauptproblems notwendigen Sprachen und sonstigen Daten (besonders archäologischer Art) zu erweitern: Schon 1896 hatte er in seiner „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", die seinen Weltruhm begründete, die Nachrichten und Sprachreste einbezogen, die auf Thraker, Phryger, Illyrier, Makedonen, Lykier, Lyder, Myser u. a. Bezug hatten. In der Folge war es K.s Hauptanliegen, die hier vertretenen Ansichten stets von neuem zu überprüfen, und, wo es ihm nötig schien, zu modifizieren, wobei schließlich auch das keilschrifthethitische und selbst das schwierige hieroglyphenhethitische Material berücksichitgt wurde. Diese Arbeiten, teilweise Buchumfang erreichend, sind nach K.s Ansicht als eine Neuauflage seiner „Einleitung" zu werten und sind zum größten Teil in der von ihm mit Franz Skutsch 1909 begründeten Zeitschrift „Glotta" niedergelegt (XIV, XXI, XXVIII, XXX, XXXI, XXXII).

Wie sich K.s Meinung, die für die Balkanhalbinsel, für die Inseln (einschl. Kreta und Kypros) und für Kleinasien fast von derselben Bedeutung ist wie für Griechenland, entwickelt hat, darüber soll im folgenden kurz berichtet werden:

In der „Einleitung" kommt K. zu dem Schluß, daß es in Kleinasien ein eigenes Volkstum gegeben habe, das sprachlich weder mit den indogermanischen (idg.) noch mit den semitischen Sprachen zu tun hat; Teile dieser Bevölkerung seien auch auf den Inseln und in Hellas gesessen, ehe dieses von den Griechen in mehreren Stößen erreicht wurde. Für die Sprache dieser Bevölkerung waren gewisse Suffixe charakteristisch (erhalten hauptsächlich in Ortsnamen), und zwar nth-Suffix (Korinthos usw.), das in Kleinasien die dialektische Variante nd hat (Labraundos, Alinda usw.), und ein s(s)-Suffix (Knossos, Solassos, Larissa bzw. Larisa usw.) dies sind jedoch nicht die einzigen Leitsuffixe. Die Zeit bis 1920 war dann zum Großteil mit Arbeiten zur inneren Geschichte des Griechischen ausgefüllt; in diesem Jahr ist aber K. wieder auf das Kardinalproblem seines Lebens zurückgekommen, d. h. auf die Stellung des Griechischen in dem genannten Sinne: Ein Zusammenhang der Etrusker, die nach Herodot I 94 aus Lydien gekommen sind (gebilligt von zahlreichen Forschern seit vielen Jahrzehnten), mit jener vorgriechischen nichtidg. Bevölkerung wird nun anerkannt und es wird auf Gemeinsamkeiten der etruskischen, lydischen und tyrrhenischen Sprache (der Stele von Lemnos) hingewiesen (Τυρσηνοί, für Lemnos bezeugt von Thuk. IV 109, ist die sprachliche Vorform von lat. Etrūscī). „Wir haben also eine mit den Etruskern verwandte tyrrhenische oder pelasgische Urbevölkerung in Griechenland anzunehmen, und es fragt sich nur, ob sie im wesentlichen einheitlich war oder ob sprachliche und völkische Unterschiede bestanden" („Sprache", 72). In Anbetracht des dauernd wachsenden Materials (sei es durch Neufunde, sei es durch verbesserte Bearbeitungen) wird immer mehr ein-

bezogen[1]): Kreta und Kypros (für die anatolische Urbevölkerung angenommen wird), Veneter, Illyrier, Messapier, Philister, Dorer u. a., vor allem aber auch die Hethiter mit ihren Verwandten und Anrainern. Eine Annahme E. O. Forrers wesentlich modifizierend, kommt K. zu der Meinung, daß zwischen Etruskisch, Tyrrhenisch, Lykisch, Lydisch u. a. einerseits und den altbekannten idg. Sprachen anderseits eine lockere Verwandtschaft bestehe, und zwar in dem Sinne, daß jene nur „indogermanoid" seien und von einer Schwestereinheit der idg. Grundsprache stammen; sie seien also gewissermaßen Vettern, nicht Geschwister der idg. Sprachen (Griech., Germ., Slaw. usw.). Die indogermanoiden Bestandteile dieser Sprachen stammen demnach aus einer älteren gemeinsamen Periode, der „protindogermanischen". K. unterscheidet nunmehr in Hellas eine nichtidg. Schicht, eine protidg. und die idg. des Griechischen (dabei wird dem Hethitischen und seinen Verwandten in Kleinasien eine Zwischenstellung zugewiesen). Nun sucht K. diese Schichten noch näher zu fassen: die nichtidg. „anatolische" Schicht sei im 3. Jahrtausend über die Inseln nach Hellas gekommen und damit das s(s)-Suffix; der Hauptteil dieser Schicht seien die Leleger, deren Sprache mit den kaukasischen Sprachen zusammen zu bringen sei (diese berücksichtigte K. immer mehr und war fast bis in seine letzten Tage mit ihrem Studium beschäftigt). Auch zur protidg. Schicht drückt er sich nun (1940) ganz präzise aus: es handle sich um eine „donauländische" Schicht aus der bandkeramischen Bauernkultur, die er linguistisch als „rätotyrrhenischen Sprachtsamm" (mit dem n t h - Suffix) zusammenfaßt, dem eben die Sprachen der Tyrrhener von Lemnos (als letztes Refugium zu verstehen), der Pelasger in Hellas und auf den Inseln, der Vorgänger der Etrusker in Lydien und nun aber auch der Räter zugehören, von denen etwa fünf Dutzend Inschriften hauptsächlich aus Oberitalien erhalten sind, die aber bis in die Nähe von Innsbruck reichen (Matrei am Brenner; ein K. noch unbekannter Neufund reicht noch weiter nach Norden); die Sprache dieser Inschriften ist umstritten und vielleicht nicht einheitlich, wie K. meint; K. hält diese Sprache(n) für „etruskoid", d. h. derselben Herkunft wie das Etruskische, aber nicht damit identisch (im selben Verhältnis zum Etr. stünden auch die Sprachen der Stämme der E u g a n e i). Kurzum: von einer „protidg." Einheit stammen zwei Untereinheiten, und zwar „Uridg." (= idg. Grundsprache) und „Rätotyrrhenisch" (wovon Etruskisch, Tyrrhenisch, Pelasgisch, Rätisch u. a.)[2]).

1953 erfolgte, was K. selbst bis zu gewissem Grad als Annäherung an seinen Standpunkt von 1896 bezeichnete: einer „ostmediterranen Urbevölkerung" (gleichzusetzen der nichtidg. und nichtsemitischen Schicht von 1896) wird ein fester Platz in der griechischen und kleinasiatischen Vorgeschichte zugeteilt. Für die linguistische Aufhellung dieser Urbevölkerung (mit Ausläufern bis auf die Iberische

---

[1]) Mit fortschreitender Erforschung werden die Verhältnisse in Anatolien und auf den drei großen Halbinseln immer unübersichtlicher, Synthesen immer schwieriger.

[2]) Angesichts dieser großartigen Konzeption, die in Fachkreisen allbekannt ist, erscheint es unverständlich, daß es in einem Nachruf, der auch weitere sachliche und biographische Unrichtigkeiten enthält, von K. heißen kann: „Überhaupt kühnen Gedankenkombinationen abgeneigt, liebte er nur den festen Boden der gegebenen Realitäten ..." (K. T r e i m e r in: Orbis V, 1956, 585; Derartiges sollte auch den Herausgebern zu denken geben).

Halbinsel) werden wiederum die kaukasischen Sprachen in ihrer Gesamtheit herangezogen. Doch wird die große Konzeption des Protindogermanischen in der oben skizzierten Art nicht widerrufen.

Von besonderem Interesse für die Leser dieser Zeitschrift sind K.s Arbeiten über Sprachliche Vorgeschichte des Balkans (Revue Internationale des études balkaniques, tome II, 1935, 41—48) und Zum Balkanskythischen (Glotta XXIV, 1936, 1—56), deren erste sich unter anderem mit der Verbreitung vorgriechischen Sprachgutes im Norden der Halbinsel befaßt, wobei jedoch genaue Angaben nicht gemacht werden können, weil z. B. Naissus (Niš), das scheinbar das ss-Suffix enthält, auch auf *Navisius beruhen könnte. Auch diese beiden Arbeiten stehen — wie so viele aus K.s Feder — in Beziehung zu dem genannten Kardinalproblem[3]).

Im übrigen sei auf die hervorragende Würdigung von K.s Forscherwerk (mit so gut wie vollständiger Bibliographie) verwiesen, die Richard Meister verfaßt hat; sie ist enthalten in der als dritte Festschrift geplanten Kretschmer-Gedenkschrift MNHMHΣ XAPIN (Wien 1956, 1957), Band II, S. VII—XL.

Wien Heinz Kronasser

Otto Maull (1887 — 1957)

Mit Otto Maull, der ein halbes Jahr nach seinem 70. Geburtstag am 16. Dezember 1957 dahingegangen ist, ist die Geographie um eine ihrer richtunggebenden Landmarken ärmer geworden. Im Zeitalter zunehmender Auflösung in Spezialwissenschaften ist er einer der wenigen gewesen, die noch einen Überblick über das Gesamtgebiet der Geographie besessen haben. In fast allen Teildisziplinen der allgemeinen Geographie und in der Länderkunde hat der ungemein fruchtbare Forscher — sein Schriftenverzeichnis weist nicht weniger als 154 Arbeiten auf — Wesentliches geleistet.

Überzeugt von dem Vorrang des Bodens als Grundlage der allgemeinen Geographie wie der Länderkunde hat Maull der Geomorphologie einen besonders wichtigen Platz in seinem Schaffen vorbehalten. Einen anderen Eckpfeiler seines Wirkens bildet die Politische Geographie, die Lehre von der Landschaft als politischem Lebensraum, einen dritten die Geographie der Kulturlandschaft.

---

[3]) Wer da meint, eine Kritik am Kretschmerschen Gebäude könne mit dem Hinweis einsetzen, daß ja K. unentwegt die veraltete Stammbaumtheorie A. Schleichers voraussetze, der geht m. E. in die Irre; die Stammbaumtheorie ist nicht erledigt, wie man oft annimmt, sie ist nur wesentlich ergänzt worden (unrichtig wäre ihr Totalitätsanspruch). Daß die Gemeinsamkeiten von Sprachgruppen z. T. auf Übernahme aus älteren Epochen zurückgehen, kann doch wohl nicht bezweifelt werden. Zur gemeinsamen Herkunft kommt der Austausch bei Nachbarschaft, die weit zurückliegen kann (Wellentheorie Johannes Schmidts; Sprachbund, Kr. Sandfeld u. a.). Und schließlich können sprachliche Gemeinsamkeiten auf Grund gemeinsamer „Prädispositionen" (Wilh. Schulze) zeitlich und räumlich getrennt zustandekommen, was besonders auf dem Gebiete der Germanistik und der deutschen Mundartforschung (P. Lessiak, E. Kranzmayer) beobachtet worden ist; als „Entfaltungstheorie" bezeichnet von Otto Höfler (Beitr. z. Gesch. d. dt. Spr. u. Lit. 77, 1955, 1 ff. und anderwärts).

Als höchstes Ziel der Erdkunde als Wissenschaft aber sieht Maull die Länderkunde an, zu der alle seine Untersuchungen zur allgemeinen Geographie letzten Endes den Weg bereiten. Bei allen Arbeiten steht ihm die Auffassung von der Geographie als der Lehre von der Landschaft und den Landschaftswirkungen vor Augen.

Sein wissenschaftlicher Werdegang läßt die prägenden Eindrücke gut erkennen, die Menschen und Landschaften auf ihn ausgeübt haben. Beheimatet in der fruchtbaren, abwechslungsreichen rhein-mainischen Landschaft, deren Mittelpunkt die ehemalige Freie Reichsstadt Frankfurt bildet, hat Otto Maull nie den weltaufgeschlossenen, liberalen Zug verleugnet, der diesem städtischen Organismus innewohnt. Eine andere Landschaft hat ihn zeitlebens nicht mehr losgelassen, in ihrem Umkreis hat er seine wissenschaftliche Entwicklung begonnen und beendet: es sind die Alpen, dieses großartige und unerschöpfliche Forschungsfeld, über die er seinen Weg zur Geographie gefunden hat, wie er es selbst geschildert hat. In München begann (1906) und in München schloß sich der Kreis seines arbeitsreichen Gelehrtenlebens, dazwischen liegen die Frankfurter Jahre (1919—1929) und der Kulminationspunkt in Graz (1929—1945). Einer dritten Landschaft endlich hat Maulls Liebe und erste wissenschaftliche Vertiefung gegolten: dem meerdurchdrungenen Griechenland mit der Klarheit seiner Luft und der Fülle seiner Formen und Farben. Diese Landschaften sind leitend für sein Schaffen gewesen, wenn er auch noch manche andere forschend bereist und beschrieben hat wie Brasilien und die algerische Sahara.

Von den Menschen, die Maulls wissenschaftliche Entwicklung besonders beeinflußt haben, seien Albrecht Penck, Theobald Fischer und Friedrich Ratzel genannt. Albrecht Penck hat in Berlin mit seiner Vorlesung über „Die Alpen im Eiszeitalter" den begeisterten Bergsteiger endgültig der Geographie gewonnen (1907/08) und sein besonderes Interesse für die Geomorphologie geweckt. Maulls Lehrer Theobald Fischer in Marburg, damals der beste Kenner und klassische Schilderer des Mittelmeergebiets, hat ihn für die Länderkunde dieses Raumes begeistert und hat ihn auch an einer politisch-geographischen Doktorarbeit geschult; beschäftigt sich doch Maulls historisch unterbaute Marburger Dissertation mit der Entwicklung der bayerischen Alpengrenze (1910). Friedrich Ratzel, den Maull allerdings persönlich nicht mehr erlebt hat, hat dennoch erheblichen Einfluß auf sein Verhältnis zur Anthropogeographie und speziell zur Politischen Geographie genommen. Bei Maulls Forschungen zur Geographie der Kulturlandschaft zeigen sich Anregungen, die O. Schlüter auf ihn ausgeübt hat. Die Eigenart der geographisch-landschaftlichen Zielsetzung gegenüber der historisch-landeskundlichen wird betont und zur Erkenntnis der kulturlandschaftlichen Entwicklung die „rodungsgenetische Methode" eingeführt, die freilich nicht ohne Einwände geblieben ist.

Maulls Beziehungen zu S ü d o s t e u r o p a beginnen mit dem J. 1910, als er sich nach seiner Promotion zur weiteren Ausbildung nach Wien wandte, das damals einen Mittelpunkt geographischer Forschung bildete und wo Männer wie Eduard Brückner, Eugen Oberhummer, Norbert Krebs und Fritz Machatschek lehrten. Von Studien in den dinarischen Ländern ausgehend knüpft Maull weitergehende wissenschaftliche Beziehungen zu Südosteuropa an und unternimmt 1914 eine Forschungsreise nach Griechenland. Bereits in den J. 1914 und 1915 erscheinen seine ersten Arbeiten anthropogeographischer und geomorphologischer Art über Mitteldalmatien und von da an reißt der Fluß dieser Veröffentlichungen nicht

mehr ab. Über 40 Arbeiten, gut ein Viertel aller seiner Publikationen haben Südosteuropa zum Gegenstand. Geomorphologische und klimakundliche Arbeiten bilden die eine, kultur-, wirtschafts- und politisch-geographische Themata die andere Komponente seiner Untersuchungen. Auch zu Lexika, wie zu Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft hat Maull zahlreiche Artikel über die griechische Inselwelt verfaßt. Behandelte die Habilitationsschrift („Beiträge zur Morphologie des Peloponnes und des südlichen Mittelgriechenlands". Pencks Geogr. Abh. Bd. 10. H. 3. 1921) ein geomorphologisches Thema im griechischen Raum, so wandte die Karte des makedonisch-albanischen Grenzgürtels erstmalig die sogenannte „Grenzgürtelmethode" an, (Kulturgeographische und politisch-geographische Entwicklung des heutigen Griechenlands". Mitt. Geogr. Ges. München 1915), die er zur Erfassung von länderkundlichen Einheiten benutzt. Der Grundgedanke dieser Methode beruht auf der Scheidung zwischen Kernräumen (Einheitsgebieten) und mehr oder minder breiten Grenzgürteln, also auf dem Gegensatz von Räumen mit homogener und heterogener Struktur.

Einen ersten länderkundlichen Überblick gab Maull in seinem „Griechischen Mittelmeergebiet" (Jedermanns Bücherei, Leipzig 1922), das bereits auf der Höhe moderner Länderkunde steht und das A. Philippppson als treffliche, echt wissenschaftliche Übersicht über die Ägäis bezeichnet. Allmählich greift Maull, von Griechenland ausgehend, immer weiter nach Südosteuropa hinein und bezieht dann auch ganz Südeuropa und die Mittelmeerländer in seine Überblicke ein; seine Darstellung in der Hundertjahr-Ausgabe des Großen Seydlitz (1931) gibt ein plastisches Beispiel dafür, wie er auch über die Kontinente hinweg wahrhaft geographische Raumeinheiten gestaltet. Sein bedeutendstes Werk dieses Teiles Europas aber ist das 1929 erschienene „Südeuropa" (Länderkunde von Südeuropa. Enzyklopädie der Erdkunde. Leipzig u. Wien 1929), das Alfred Philippson, seinem großen Vorgänger in der Geographie des Mittelmeergebietes gewidmet ist. Es ist Maull geglückt, nach der vorbildlichen Schilderung dieses Raumes durch seinen Lehrer Theobald Fischer eine neue, durchaus eigenständige Länderkunde aufzubauen, bei der sich neben seiner außerordentlichen Literaturkenntnis auch die Fähigkeit zeigte, Gelesenes mit Geschautem, Erlebtes mit Erlerntem in großzügiger Darstellung zu vereinigen. An diesem Werk zeigt sich so recht Maulls große methodische Begabung und sein Können bei der Stoffgestaltung. Mit gutem Grund bezeichnet deshalb Johann Sölch dieses Buch als hohen Lobes würdig. Bei der Weite des Raumes und der Vielschichtigkeit seiner Probleme ist es kein Wunder, wenn hierbei eine „Abstufung der Eigenkenntnis" Maulls Werdegang entsprechend auftritt, welche die Darstellung nicht beeinträchtigt, sondern ihr eher einen besonderen Charakter verleiht. Gerade Südosteuropa und speziell die dinarischen Länder erfahren darin eine besonders eingehende und sachkundige Behandlung.

Das Erscheinungsjahr seines „Südeuropa" fällt mit Maulls Übersiedlung von Frankfurt nach Graz zusammen, wohin er 1929 als Nachfolger von Robert Sieger berufen wurde. Nun auch räumlich Südosteuropa nahegerückt, konnte er sich viel intensiver der Erforschung dieses Länderkomplexes widmen, wenn auch die Lage von Graz am Alpenostrand in erster Linie eine Beschäftigung mit den Problemen der Ostalpen und speziell Innerösterreichs nahelegte. So teilt sich Maulls speziellere Forschungs- und Lehrtätigkeit auf zwischen geomorphologischen Problemen

der Ostalpen und des dinarischen Gebirgssystems einerseits und der Behandlung kulturlandschaftlicher und politisch-geographischer Fragen dieser Gebiete andererseits. Die Spannweite des behandelten Fragenkreises ist wieder erstaunlich, sie reicht von „Hellas und dem hellenischen Gedanken im Ostmittelmeer" (in: Jenseits der Großmächte. Leipzig u. Berlin 1932) bis zur Darstellung des griechischen Hochgebirges (Jahrbuch des D.A.V. 1940) und bis zu „Südosteuropa als Landschaftserlebnis" (Das Joanneum, Graz 1942). Immer aber kehrt Maull zu Problemen der Länderkunde als eigentlichem Betrachtungsgegenstand der Geographie zurück. Neben länderkundlichen Beiträgen über Jugoslawien (u. a. in „Lebensraumfragen europäischer Völker" Bd. II. 1941) ist ein Aufsatz über „Einheit und Gliederung Südosteuropas" (in: Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa. 1937/38. H. 4) hervorzuheben, in der mit Hilfe seiner Grenzgürtelmethode neue Erkenntnisse zu der alten Streitfrage der Grenzen zwischen Südost- und Mitteleuropa dargelegt werden. In Berührung mit später vertretenen, ähnlichen Gedankengängen von A. Philippson (Erdkunde 1947) und K. Kayser (Obst-Festschr. 1951) tritt Maull hier für die Scheidung zwischen einem kontinentalen und einem halbinsularen Südosteuropa ein.

Außer Innerösterreich (speziell der Steiermark) hat Maull auf seinen zahlreichen Exkursionen und in der Themastellung der von ihm in reichem Maße vergebenen Dissertationen gerade auch das Grenzgebiet zwischen Ostalpen und pannonischem Raum einerseits sowie zwischen Ostalpen- und Karstländern anderseits berücksichtigt. Schon seine erste große Exkursion (Sommer 1929) führte in den unterkrainisch-hochkroatischen Karst sowie nach Norddalmatien und immer sind die Karstländer bzw. das dinarische Gebirgssystem bevorzugte Ziele seiner niemals eintönigen, aber auch niemals anstrengungsarmen Exkursionen gewesen (Istrien, Kroatien, Serbien, Bosnien usw.) Aber auch dem pannonischen Becken und seinen Randgebieten (Burgenland, Neusiedler See, Wiener Becken) hat er Lehrfahrten gewidmet. Ausgehend von der Geomorphologie als unentbehrlicher Grundlage der Länderkunde hat er dabei immer die Landschaft in den Vordergrund seiner ganzheitlichen Betrachtungsweise gestellt. Es ist nach alldem kein Wunder, daß sich Maull in seinen letzten Lebensjahren, die er als Honorarprofessor der Universität München verbrachte, gerade mit dem Gedanken einer „vergleichenden oder systematischen Länderkunde", der „Lehre von der Verwandtschaft der Länder und ihrer Ordnung zu Ländergruppen und Ländergürteln" beschäftigte. In ihr sieht er einen „krönenden, ordnenden, von hier aus auch richtunggebenden Abschluß" aller Bemühungen in der Länderkunde. (Wesen u. Wege der vergleichenden Länderkunde, Geogr. Rundschau, 1950). Schon seine vergleichenden Karstländerstudien (Wiss. Jahrb. d. Univ. Graz 1940) zielen in diese Richtung und nach dem Kriege eine Reihe von Vorlesungen zur vergleichenden Länderkunde an der Universität München. Maull ist nicht mehr zu einer Veröffentlichung seiner „Allgemeinen und vergleichenden Länderkunde" gekommen. Er wäre auch einer der ganz wenigen Geographen gewesen, die heutzutage noch ein Handbuch der Geographie des Menschen (Anthropogeographie) hätten schreiben können. Aber den Gedanken daran hat er noch in seinem letzten Lebensjahr abgelehnt.

Otto Maull hat sich vor allem in seinen letzten Lebensjahren, die ihm viel Schweres brachten, für seine Wissenschaft verzehrt. Die unruhige Nachkriegszeit und die Umstände seines Wegganges von Graz, die einer Vertreibung gleich-

kamen, haben ihn schwerer getroffen, als er sich anmerken ließ. Aber sein Leben ist auch nicht ohne äußere Ehrungen verlaufen. Die Universität Athen verlieh ihm für seine außerordentlichen Verdienste um die Landeskunde Griechenlands den Ehrendoktor, die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin zeichnete ihn durch die Silberne Carl-Ritter-Medaille aus. Während des letzten Krieges war er jahrelang Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Graz und zu seinem 70. Geburtstag wurden ihm mehrfache Ehrungen zuteil. Rektor und Dekan der Grazer Universität beglückwünschten ihn als „weit über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus bekannten Gelehrten". Kollegen, Freunde und Schüler widmeten ihm nicht weniger als zwei Festschriften, von denen ihn eine noch lebend erreichte. Für die hohe persönliche Achtung und die menschliche Anteilnahme und Dankbarkeit, die seine Schüler mit ihm verknüpfte, spricht wohl am beredtesten die von 100 Grazer Schülern unterzeichnete Glückwunschadresse, die ihm zu seinem 70. Geburtstag überreicht wurde. Die geographische Wissenschaft und die Südosteuropa-Kunde hat in Otto Maull einen Forscher von weltweiter Überschau, einen unermüdlichen Arbeiter und großzügigen, begeisternden Lehrer verloren. Seine zahlreichen Frankfurter, Grazer und Münchner Schüler werden seine Gedanken in Forschung und Lehre weitertragen.

München G. Glauert

Aus der Südosteuropa-Forschung

Die Ost- und Südosteuropa-Forschung in den Vereinigten Staaten*)

von GEORGE W. HOFFMAN

(Associate Professor, Geography; Chairman, Committee on Eeastern European Studies, The University of Texas)

Das Thema „Osteuropa-Südosteuropa-Forschung" ist den Vereinigten Staaten von Amerika verhältnismäßig sehr jung. Ich selbst habe mich mit diesen Fragen nur während der letzten zehn Jahre beschäftigt und bin als Geograph besonders an den wirtschaftlichen und politisch-geographischen Fragen interessiert. Um dieses Thema klar und in seiner geschichtlichen Entwicklung darzustellen, möchte ich meine Ausführungen über die Entwicklung der slawischen und allgemein osteuropäischen Studien in drei Teile gliedern: Die Zeit zwischen 1848 und 1924, von 1924 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und die Entwicklung seit 1945, woran sich einige Bemerkungen über künftige Probleme schließen sollen.

Bevor ich über die Entwicklung der osteuropäischen Studien in den Vereinigten Staaten berichte, einige Worte über die Abgrenzung dieses Gebietes. In den Vereinigten Staaten ist nämlich eine ganz andere Abgrenzung üblich als in Deutschland oder auch in anderen europäischen Ländern. Die Unterschiede zwischen Südosteuropa, Ostmitteleuropa und Osteuropa sind an den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten — sie alle sind irgendeiner Universität angeschlossen und bilden einen integrierenden Teil derselben — nicht so stark ausgeprägt wie in Deutschland. Teilweise ist dies dadurch bedingt, daß nicht so viele Spezialisten zur Verfügung stehen und daher manche von uns insbesondere bei den Vorlesungen mehr allgemein über dieses Gebiet arbeiten und sich nicht für ein bestimmtes Land spezialisieren. Ein anderer Grund ist, daß systematische Studien auf diesem Gebiet verhältnismäßig neu sind.

Im allgemeinen verstehen wir unter Osteuropa (Eastern Europe) Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Albanien, bisweilen auch die Sowjet-Union, oft ist jedoch das Studium der Sowjet-Union gesondert unter „Russian Studies" zu finden. Wenn wir über Ostmitteleuropa (East Central Europe auch Mid-Europe) sprechen, sind nur die Länder vom Baltikum bis zur Adria und Ägäis gemeint. Geographen verwenden diesen Namen seltener und sprechen von diesem ganzen Gebiet als von Osteuropa und gesondert von Sowjet-Rußland. Südosteuropa (auch manchmal als Balkan angesprochen) ist gewöhnlich ein Teil von Osteuropa. Bis jetzt gibt es in den Vereinigten Staaten kein einziges gesondertes Institut für Südosteuropa. Wirtschaftler und Nationalökonomen folgen oft der in den Berichten der Vereinigten Nationen

*) Vortrag gehalten am 6. Juni 1958 im Südost-Institut, München.

üblichen Einteilung in West-, Ost-, Süd- und Nord-Europa. Bei dieser Einteilung ist die Sowjet-Union ein Teil von Osteuropa, während Jugoslawien aus politischen Gründen einen Teil von Südeuropa bildet. Albanien und Bulgarien sind dagegen Teile von Osteuropa. In der ersten Auflage meines Buches „The Geography of Europe" spreche ich von „East Central Europe" als den Ländern zwischen dem Baltikum und der Adria und Agäis; „Eastern Europe" ist die Bezeichnung für den europäischen Teil der Sowjet-Union, da Griechenland und die Türkei einen Teil von Südeuropa bilden. Ich beabsichtige aber dies in der neuen Auflage abzuändern und den Ausdruck „East Central Europe" nicht mehr zu verwenden. Wie man sieht, geht man in den Vereinigten Staaten weder einheitlich vor, noch folgt man der in Europa üblichen Einteilung dieses Gebietes[1]).

Nun zur geschichtlichen Entwicklung der slawischen Studien. Zwischen 1848 und 1924 kam die größte Zahl von Einwanderern nach den Vereinigten Staaten. Dabei spielten die Einwanderer aus den verschiedenen slawischen Ländern eine bedeutende Rolle[2]). Waren es bis 1848 nur Einzelne, so begannen nach 1848 die

---

[1]) Einen Überblick über die wichtigsten regionalen Teile ersieht man aus einer Liste der „Regional Programs — Area Studies" (nur die wichtigsten):
Area Program on the USSR (Sowjetrußland) und eine Kombination mit Sowjetrußland:

Columbia University	Russisches Institut
University of California	Institut für Slawische Studien
Fordham University	Institut für zeitgenössische Russische Studien
Harvard University	Regionales Programm der Sowjet-Union
University of Minnesota	Russisches Regionales (area) Programm
University of Notre Dam	Zentrum für Sowjet- und Ostmitteleuropäische Studien
Stanford University	Pazifik-Asiatische und Russische Studien
Syracuse University	Russische Studien
University of Washington	Fernöstliche und Russische Studien
University of Texas	Osteuropäische Studien (vorläufig nur undergraduate)

Osteuropa Programme, ohne Rußland:

Columbia University	Programm von Ostmitteleuropa
University of Indiana	Institut für Ostmitteleuropäische Studien
University of Pennsylvania	Slawische und Baltische Studien
Wayne University	Osteuropäische Studien

[2]) Folgende Bücher und Artikel dienten als Grundlage für meine Ausführungen: Clarence A. Manning, A History of Slavic Studies in the United States, The Marquette University Press, 1957; R. J. Kerner, „Slavonic Studies in America", Slavonic Review, III (December, 1924), pp. 244—258; D. von Mohrenschildt, „Russian Studies since World War II", Russian Review, X (April 1953), pp. 111—119;

großen Masseneinwanderungen. Zuerst waren es die Tschechen, die nach den Vereinigten Staaten kamen; sie gingen meistens nach dem mittleren Westen. Ihnen folgten die Polen, zunächst aus den polnischen Teilen der Österreich-Ungarischen Monarchie, später (nach 1863) auch aus den russischen Teilen Polens. Auch die Polen gingen zuerst nach dem Mittelwesten. Der amerikanische Sezessionskrieg (1861—1865) hat die Einwanderung sehr verlangsamt. Nach dem Kriege kam die große industrielle Ausbreitung, und Hunderttausende, ja Millionen von Menschen ließen sich in den Industriezentren von Pennsylvanien und Neu York, später auch in Indiana, Michigan und Ohio nieder. Und diese neuen Einwanderer in die schnell anwachsenden Industriegebiete waren meistens ehemalige Landarbeiter, oft herumziehende Arbeiter ohne festen Wohnsitz, ungelernt und mit wenig kulturellen Interessen. Sie kamen aus allen Ländern Osteuropas. Dieser Prozeß der Masseneinwanderung setzte sich bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges fort. Natürlich wurde er während des Krieges unterbrochen, aber nach dem Kriege bis zum Inkrafttreten der neuen Einwanderungsgesetze im J. 1924, sind noch viele neue Einwanderer nach den Vereinigten Staaten gekommen, diesmal auch eine größere Anzahl aus Rußland.

Das Jahr 1924 hat eine besondere Bedeutung. In diesem Jahre sind die neuen amerikanischen Einwanderungsgesetze in Kraft getreten, die die Einwanderung nunmehr stark beschränkten. Das Quotensystem, auf dem die Gesetze aufgebaut waren, hat sich besonders stark auf die slawische Einwanderung ausgewirkt.

Bis zum Zweiten Weltkrieg blieb die Bevölkerung aus den ehemaligen osteuropäischen Gebieten ziemlich stabil, Die Jungen waren schon in den amerikanischen Kulturkreis eingegliedert worden und hatten sich verhältnismäßig schnell amerikanisiert. Slawische Kirchenvereine, Kultur- und andere Selbsthilfe-Organisationen hatten einen bedeutenden Einfluß auf den osteuropäischen Einwanderer und leisteten diesem oft, besonders in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Amerika, bedeutende Hilfe. Aber dies waren Organisationen von Einwanderern und für Einwanderer. Während und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg kam dann eine größere Anzahl von politischen Emigranten, meist hochintellektuelle Leute, darunter viele Universitätsprofessoren.

Damit komme ich wieder auf die Frage des Aufbaues der Osteuropa-Forschung und auf das wachsende Interesse an den osteuropäischen Problemen zurück. Diese Masseneinwanderung aus Osteuropa brachte natürlich mit sich, daß zunächst viele Einwanderer den Wunsch hatten, Sprache und Geschichte nicht zu verlieren,

---

R. B. Hall, „Area Studies: with Special Reference to Their Implications for Research in the Social Sciences", Social Science Research Council Pamphlet No. 6, Neu York 1947; Jacob Ornstein, „The Development and Status of Slavic and East European Studies in America Since World War II", The American Slavic and East European Review, XVI (October 1957), pp. 369—388; Joint Committee on Slavic Studies of the ACLS and SSRC, Subcommittee on the Review of Russian Studies, Miscellaneous Reports on „Graduate Training in Russian Studies", Mimeographed, 1957; External Research Staff, U.S.Department of State, Area Study Programs in American Universities, Department of State, 1954, 1956; Harold H. Fisher, „Growing Pains of Slavic and East European Area Training", The American Slavic and East European Review, XVII (October 1958), pp. 346—350, also various annual reports of Rockefeller, Carnegie Corp. and Ford Foundations.

sondern zu erhalten und zu pflegen. Langsam wurde aber auch in den Vereinigten Staaten selbst ein größeres Interesse an diesen Ländern wachgerufen. Wir können diesbezüglich zwei wichtige Entwicklungen feststellen, die zuerst nebeneinander, aber in den letzten Jahren zusammengehen: 1. Die normale Entwicklung und Einbeziehung von Vorlesungen über slawische Geschichte und Sprachen in den College- und Universitätslehrplan, ein sehr langsamer Vorgang, und 2. das Interesse der verschiedenen slawischen Volksgruppen selbst. Zuerst langsam, seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges immer schneller, glichen sich diese zwei Interessen einander mehr und mehr an, so daß heute das Studium der slawischen und der anderen Völker und Länder Osteuropas ein wichtiger Bestandteil des Lehrplanes an vielen amerikanischen Universitäten geworden ist. Gelehrte aus Osteuropa und Amerika arbeiten jetzt eng zusammen und legten in den letzten Jahrzehnten die Grundlage für ein besseres Verständnis dieser Studien in den Vereinigten Staaten.

Das erste Interesse an slawischen Studien zeigte sich in den Vereinigten Staaten bei Leuten, die verschiedene Beziehungen zur slawischen Welt hatten, wie Journalisten, Diplomaten und Kaufleuten. Viele von ihnen beschäftigten sich später mit der Übersetzung von Werken der russischen Literatur, andere veröffentlichen Reisebeobachtungen. Die Harvard Universität war die erste amerikanische Universität mit regelmäßigen Vorlesungen über slawische Einrichtungen. Professor Archibald C. Coolidge hielt seit 1894 eine Vorlesung über die Geschichte von Nordosteuropa (Polnische und Russische Geschichte). 1896 eine zweite über Ostprobleme und brachte in demselben Jahr Leo Wiener als Professor der Russischen Literatur nach Harvard. Dies war der Anfang der wissenschaftlichen slawischen Studien an amerikanischen Universitäten. Professor Coolidge war die ganze Zeit über als Berater im amerikanischen Außenministerium und auch bei der Pariser Friedenskonferenz tätig. Er besuchte Rußland als Delegierter des Roten Kreuzes.

Das Institut in Harvard unter der Direktion von Coolidge und Wiener legte mittlerweile die Grundlage für die Ausbildung einer Anzahl von bedeutenden slawischen Spezialisten. Einige dieser Namen dürften auch in Europa geläufig sein: Frank A. Golder (1877—1929) lehrte russische Geschichte in Stanford (Kalifornien), Robert J. Kerner (1887—1956) stammte von tschechischen Eltern und unterrichtete von 1928 bis 1954 in Berkeley (Kalifornien) (University of California), zuletzt als Direktor des Slawischen Institutes. Er interessierte sich besonders für die Balkanländer und die westlichen slawischen Länder; Robert H. Lord (1885—1954) war an der Fakultät von Harvard tätig, sein spezielles Interesse galt Polen; George R. Noyes (1873—1952) arbeitete an der Universität von Kalifornien und ist besonders durch seine Übersetzungen aus dem Russischen und Polnischen bekannt. Eine bedeutende Persönlichkeit auf dem Gebiet der slawischen Studien in den Vereinigten Staaten war Samuel N. Harper (1882—1943) von der Universität Chicago. Harper arbeitete eng mit dem britischen Slawisten Sir Bernard Pares zusammen, war aber als Lehrer ein Einzelgänger und hatte wenig Kontakte mit der slawischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Andere Namen können hier nur kurz erwähnt werden: John D. Prince von der Universität Columbia, Herausgeber einer russischen, lettischen und serbokroatischen Grammatik, Clarence A. Manning ebenfalls von Columbia, William L. Phleps von Yale, der Herausgeber von „Essay on the Russian Novelists";

Herold H. Bender arbeitete in den baltischen und slawischen Sprachen in Princeton, Vladimir Simkhovich war Professor der Nationalökonomie, Ales Hrdlicka, ein bekannnter Anthropologe, Paul R. Radosavljevich war Professor der Experimentalpsychologie an der Universität Neu York und der Autor des Buches „Who are the Slavs?" (1920).

Erwähnt sei auch, daß verschiedene Gruppen von Einwanderern, meist Polen und Tschechen, ihre eigenen Schulen organisierten. Auch Kirchenschulen spielten zeitweise eine bedeutende Rolle. Verschiedene brüderliche Organisationen versuchten höhere Schulen zu organisieren, und der „Polish National Alliance" glückte tatsächlich, das „Polish National Alliance College" 1912 zu eröffnen. Verschiedene amerikanische höhere Lehranstalten organisierten Seminare und Vorlesungen über slawische Sprachen, einige wenige auch über die allgemeine Kultur dieser Völker. Oftmals kam der Anstoß von verschiedenen slawischen Vereinen, im allgemeinen aber waren es nur vereinzelte Vorlesungen, meistens auch nur für die Unterstufe. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges gab es zwar einen slawischen Sprachunterricht an vereinzelten Colleges und Universitäten, dazu einige interessierte Gelehrte, Diplomaten und Journalisten, jedoch kein großes Institut oder gar ein Masseninteresse. Die Anzahl der Studenten war sehr gering.

Dieser Mangel an geschulten Kräften machte sich auch gleich nach Eintritt Amerikas in den Weltkrieg bemerkbar. Es gab einfach nicht genügend ausgebildete Spezialisten, und die großen Umwälzungen, die in Osteuropa vor sich gegangen waren, kamen für das amerikanische Publikum vollständig überraschend, Umwälzungen, die natürlich die amerikanischen Staatsbürger slawischer Herkunft besonders betrafen und interessierten.

Die Lage verbesserte sich nach dem ersten Weltkrieg langsam dank dem Einfluß einiger hervorragender russischer Flüchtlinge und ausgezeichneter Wissenschaftler. Unter diesen neuen Einwanderern waren einige, die in den nächsten zwanzig Jahren großen Einfluß auf das Studium der slawischen Sprachen und Geschichte ausübten: M. Rostovtseff, A. A. Vasilieff, George Vernadsky, Leonid Strakhovsky und Serge Eliseeff. Dazu kam eine Anzahl von hervorragenden Gelehrten aus der Ukraine, wie z. B. der Architekt und Ing. Stephen Timoshenko an der Stanford Universität, sein Bruder, der Nationalökonom Volodymyr Timoshenko, der Entomologe Alexander Granovsky in Minnesota. Die ältere Generation amerikanischer Professoren und die neuen Einwanderer nach 1919 legten dann die Grundlage für die Ausbildung einiger jüngerer Spezialisten. Viele derselben haben jetzt in den Vereinigten Staaten eine führende Rolle auf dem Gebiet der slawischen Studien; Professor Philip Mosely, jetzt Direktor der Forschung des „American Council for Foreign Relations", ehemals Professor an der Columbia Universität, Geroid T. Robinson, Professor der slawischen Geschichte in Columbia. Der Professor und jetzige Präsident Arthur P. Coleman des Polish National Alliance College war der erste Amerikaner, der mit einer Arbeit über eine slawische Sprache doktorierte, er lehrte längere Zeit in Columbia. Columbia, Harvard und Kalifornien waren zwischen den beiden Kriegen die Zentren des slawischen Sprach- und Kulturunterrichtes. Regelmäßige Vorlesungen wurden auch über Polnisch, Tschechisch, Serbokroatisch, Albanisch usw. gehalten. Die meisten Studenten waren slawischer Herkunft.

Mehr und mehr wurden jetzt wissenschaftliche Arbeiten publiziert, die Slavonic Review (England) hatte auch Schriftleiter in den Vereinigten Staaten.

Es war dies die erste wissenschaftliche Zeitschrift für slawische Studien in den angelsächsischen Ländern. An verschiedenen amerikanischen Universitäten wurden auch die slawischen Bibliotheken ausgebaut und ganze Bibliotheken angekauft. Am Anfang der dreißiger Jahre zeigte auch das „American Council for Learned Societies" besonderes Interesse an slawischen Studien. Professor Cross (Harvard) wurde Sekretär eines besonderen Ausschusses, der mit verschiedenen Universitäten zur Förderung slawischer Studien zusammen arbeitete. Im allgemeinen wurde jedoch nach dem ersten Weltkrieg bis zum Anfang des zweiten kein neues slawisches Institut gegründet. Es ist richtig, daß es mehr und besser ausgebildete Wissenschaftler und Studenten gab, daß die Bibliotheken viel vollständiger waren, aber ein organisiertes Programm für slawische Studien oder gar sogenannte „Area Studies" gab es nicht. Auch war das Interesse für Russisch vorherrschend, und zwar auch hier meist für Geschichte und Sprache. Spezialisten für andere osteuropäische Sprachen waren eine Seltenheit, gut ausgebildete Wissenschaftler mit dem Hauptinteresse für Rußland oder andere osteuropäische Länder, Geographen, Anthropologen usw., gab es fast gar keine.

Lage und Entwicklung während des zweiten Weltkrieges sind in vieler Beziehung ganz verschieden von denen zu Beginn des ersten Weltkrieges. Vor allem gab es, wie schon betont, doch eine Anzahl von gut ausgebildeten Spezialisten und Hochschulprofessoren, obwohl die meisten sich nur mit Rußland beschäftigten. Sodann zeigte die amerikanische Regierung gleich am Anfang des Krieges ihr Interesse an slawischen Studien, desgleichen hatten die verschiedenen Schulen, die die Armee einrichtete, großes Interesse an der Ausbildung in der russischen und in anderen osteuropäischen Sprachen; der Sprachunterricht hatte somit den Vorrang, erst allmählich kam auch der Unterricht in neuerer Geschichte, Staatsverfassung, Wirtschaft, Geographie und Anthropologie dieser Länder zum Zuge. Bisweilen wurden dies Sachgebiete in einem Institut für slawische Kultur und Sprache zusammengefaßt.

Es war dies auch der Anfang der sogenannten „regionalen Programme" (Regional Studies — Area Studies). Die Studenten studierten hier nicht nur die Sprache eines Landes oder eines gewissen Teilgebietes, sondern auch die verschiedenen sozialen und politischen Einflüsse und Faktoren. Seminare mit schriftlichen Arbeiten, die verschiedene Gesichtspunkte eines Gebietes behandeln, sind hier üblich. Verschiedene Regierungsämter, die während des Krieges organisiert wurden, zeigten für diese sogenannten „regionalen Studien" besonderes Interesse. Es seien hier die wertvollen Beiträge und wissenschaftlichen Arbeiten der „Research und Analysis Branch" des „Office for Strategic Services" besonders betont. Über 300 Wissenschaftler auf dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Staatswissenschaften, Wirtschaft und vielen anderen Spezialgebieten haben hier über drei Jahre zusammengearbeitet und sich gegenseitig gefördert. Jene mit dem Spezialgebiet Osteuropa bildeten nur eine Minderheit in dieser Gruppe. Viele haben ihr spezielles Interessengebiet während des Krieges geändert. Die Erfahrungen und die Zusammenarbeit haben dann auch dazu beigetragen, die slawischen Studien nach dem Kriege auszubauen und zu verbessern. Viele der jüngeren Wissenschaftler konnten ihre Kriegserfahrung in den Colleges und Universitäten der Vereinigten Staaten verwerten.

Erwähnt sei auch, daß die Slavonic Review während des Krieges in den Vereinigten Staaten herausgebracht wurde. Als sie nach dem Kriege wieder

nach England zurückkehrte, gründeten amerikanische Wissenschaftler die Zeitschrift „The American Slavic and East European Review" in Neu York, deren jetziger Herausgeber Professor John N. Hazard von der Columbia-Universität ist. Andere bedeutende Publikationen, die in den Vereinigten Staaten erscheinen, sind: Russian Review, Journal of Central European Affairs, Journal of East European History, Ukrainian Quaterly, Polish Review, Armenian Review, Slavic and East European Journal (für die American Association of Teachers of Slavic and East European Languages). Auch die Publikation von Nachschlagwerken ist in den Nachkriegsjahren stark angestiegen. Ich erwähne wieder nur die wichtigsten: External Research Lists des Außenministeriums, Guide in Publications of the Modern Language Association (PMLA) — gewöhnlich die April-Nummer, — Guide to Research in Russian History (1951), Cyrillic Union Subject Catalog, Monthly List of Russian Accessions, East European Accession List, Quarterly Journal of Current Accessions. Von besonderem Werte ist auch der Current Digest of the Soviet Press.

Seit dem Ende des Krieges und mit dem Erwachen des großen Interesses beim amerikanischen Publikum nahmen diese regionalen Studien (Area Programs) einen raschen Aufschwung, auch die Zahl der Studierenden der verschiedenen osteuropäischen Sprachen stieg stark an, besonders die der russischen Sprache. Aber noch immer ist die Gesamtzahl derjenigen, die Russisch studieren, verhältnismäßig gering, wenn wir sie mit jenen vergleichen, die Deutsch oder Französisch studieren. 1954 stand z. B. Französisch an erster Stelle (an 905 höheren Lehranstalten). Deutsch an 825, Italienisch an 212, Russisch an 183, Polnisch an 25. 1956 wählten ungefähr 5 000 Studenten die russische Sprache als Unterrichtsfach an Universitäten, wozu noch weitere 25 bis 30 000 Studenten kommen, die privaten Unterricht nehmen oder an anderen Lehranstalten studieren. Verglichen mit Französisch (100 000) ist dies natürlich äußerst gering, aber verglichen mit dem J. 1937 (250 und 1 500) ist der Zuwachs groß. Ornstein zeigt in seiner Zusammenstellung[3]), daß Ukrainisch an 8 höheren Lehranstalten unterrichtet wird, Weißrussisch an 2, Polnisch an 24, Tschechisch an 13, Slowakisch an 7, Serbokroatisch an 10, Bulgarisch an 7, die baltischen Sprachen an 6, Ungarisch, Finnisch und Estnisch an 5, Albanisch an 3, Rumänisch an 6 und die verschiedenen Sprachen der Sowjetunion an 10 Colleges und Universitäten. Die Liste ist nicht vollständig, kann aber bis zu $^{9}/_{10}$ als verläßlich betrachtet werden. Trotz des Vorranges des Sprachunterrichtes bilden heute auch verschiedene Vorlesungen über die Kultur dieser Länder einen Teil des Lehrplanes an vielen Universitäten. Die größte Zahl der allgemeinen und Spezial-Vorlesungen befaßt sich mit der Geschichte und den Staatswissenschaften. Nach einer Untersuchung von Wellemeyer und North[4]) vom Jahre 1953 gab es 1085 Spezialisten für Rußland und die osteuropäischen

---

[3]) Jacob Ornstein, „The Development and Status of Slavic and East European Studies in America since World War II", The American Slavic and East European Review, XVI (October 1957), pp. 376—379.

[4]) J. F. Wellemeyer Jr. u. M. H. North, „American Personnel in Asian, African and Eastern European Studies", Preliminary Analysis, mimeographed, American Council for Learned Societies, Washington, 1953.

Länder, davon waren 217 Historiker, 213 Staatswissenschaftler und 205 Wirtschaftler. Gut organisierte regionale Programme über Osteuropa oder Rußland sind nur an einigen wenigen Universitäten zu finden und auch hier oft recht unausgeglichen. So sind z. B. Vorlesungen über die Geographie von Osteuropa oder Rußland weder im Lehrplan der Columbia University noch der Harvard zu finden, Vorlesungen über Soziologie, Anthropologie, über Naturwissenschaften, Architektur usw. gibt es nur an sehr wenigen Instituten oder „Area Programs"[5]).

Im Zusammenhang mit diesen regionalen Programmen, deren Anzahl sich seit dem Ende des Krieges sehr vergrößert hat, müssen zwei Punkte besonders betont werden. Einer ist die Frage der Beziehungen zu dem allgemeinen Universitätslehrplan, der andere betrifft die Finanzierung dieser häufig sehr kostspieligen Programme (die Anzahl der Studenten in gewissen Vorlesungen oder Seminaren ist manchmal sehr gering). Um den Studenten ein gutes, abgerundetes Programm zu geben, müssen daher oft Vorlesungen und Seminare für nur zwei bis fünf Studenten organisiert werden.

Aus meinen bisherigen Ausführungen kann man ersehen, daß das wachsende Interesse an slawischen und anderen osteuropäischen Studien nur sehr langsam im Lehrbetrieb der amerikanischen Universitäten zum Ausdruck kommt. Beide Weltkriege haben natürlich einen wertvollen Auftrieb gegeben, aber nur durch den zweiten Weltkrieg wurden, unterstützt durch die vielen Wissenschaftler, die im und nach dem Kriege in die Vereinigten Staaten kamen, die osteuropäischen Studien auf eine dauernde und positive Grundlage gestellt.

Da die Vorlesungen der verschiedenen Spezialisten immer an ein Institut (Department) der betreffenden Lehranstalt gebunden sind, bedeutet die Organisation der sogenannten „Area Studies" in den meisten Fällen nur eine organisatorische Zusammenfassung der schon bestehenden Vorlesungen und Seminare. Nur in einzelnen Fällen werden neue Seminare, sogenannte Inter-Institut-Seminare organisiert. Professoren verschiedener Fächer nehmen daran teil, und dies ermöglicht den Studenten, die ja auch von verschiedenen Fächern kommen, ein Gesamtbild zu erhalten. Sprachkenntnis ist hier eine der Voraussetzungen für die Teilnahme an diesen gemeinsamen Seminaren, wie dies in den wichtigsten „Area Studies" (in Harvard, Columbia, Indiana University, California, Fordham usw.) der Fall ist. Auch arbeiten die regionalen Programme im allgemeinen nur mit weit fortgeschrittenen Studenten („graduate students" in der Master's Stufe). Sogenannte „undergraduate"-Programme, die in den letzten Jahren beliebt geworden sind, sollen in den meisten Fällen nur ein Anfangsprogramm darstellen, um das Interesse der Studenten zu erwecken. Die meisten Studenten spezialisieren sich in einem der College-Departments und konzentrieren ihre Arbeiten auf Osteuropa oder Ruß-

---

[5]) The American Council of Learned Societies und the Social Science Research Council haben 1954 einen gemeinsamen Ausschuß für Slawische Studien unter dem Vorsitz von Professor C. E. Black, Princeton, organisiert. Dieser gemeinsame Ausschuß ist gerade jetzt damit beschäftigt, den ganzen Fragenkomplex und die Zukunft der slawischen Studien an den amerikanischen Universitäten kritisch zu studieren und Vorschläge für die Zukunft zu machen. Die Resultate dieser Studien werden wahrscheinlich 1959 veröffentlicht werden, Teilergebnisse sind schon erschienen.

land. An meiner Universität arbeiten z. B. Studenten an ihrem „bachelor degree" in Staatswissenschaften, Geschichte, Geographie und Nationalökonomie und verwenden ihre Wahlfächer, um sich allgemein über Osteuropa und Rußland zu orientieren. Alle Studenten an meiner Universität, die an diesem Programm teilnehmen, müssen drei Jahre russische Sprache und Literatur studieren. Zum Teil ist dies natürlich eine Schwäche der sogenannten „Area Programs". Die Studenten müssen sich zuerst in einem Institut spezialisieren. Dies ist besonders wichtig in den „undergraduate" Programmen, ehe sie sich in der Region spezialisieren. Dies ist nicht immer der Fall in einem „Master's Programm". Es gibt keine Doktorats-Programme in den „Area Studies".

Die Frage der Spezialisierung ist auch von Bedeutung für die Erlangung von Stellen, nachdem das Studium beendet ist. Abgesehen von den Anwärtern auf einige Regierungsstellen, müssen die Absolventen ja doch in irgendeinem Fach besonders gut ausgebildet sein, und ein junger Dozent wird sehr selten in den ersten Jahren an der Universität nur in seinem regionalen Spezialfach lehren. Er wird zum Beispiel europäische Geschichte unterrichten und vielleicht eine Vorlesung über moderne russische Geschichte halten; daher muß er eine gute Ausbildung in der allgemeinen europäischen Geschichte haben. Wie dieses Problem der Spezialausbildung in einem Fach und der Spezialisierung in der Region gelöst wird, ist der Schlüssel des Erfolges für den Studenten sowohl als für die Zukunft des „Area Programms".

Ich komme zur Frage der Finanzierung der verschiedenen regionalen oder „area"-Programme, der Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten der Fakultätsmitglieder und der finanziellen Unterstützung für Studenten. Das Problem, einer kleinen Anzahl von Studenten die Möglichkeit zu geben, ihre Studien mit hervorragenden Fachleuten zu betreiben, ist eine sehr kostspielige Angelegenheit. Die finanziellen Lasten der amerikanischen Universitäten, privaten wie Staatsuniversitäten, sind einfach zu groß, um solche Spezialstudien zu unterstützen. Dies war vor dem zweiten Weltkrieg eine der Ursachen für den langsamen Fortschritt der slawischen und anderer osteuropäischer Studien. Seit dem Anfang der dreißiger Jahre nahmen sich einige Stiftungen (Foundations) der slawischen Studien an, was sich meist durch finanzielle Hilfe an Studenten und durch die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten der Fakultätsmitglieder ausdrückte. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde dieses Problem äußerst großzügig behandelt.

Organisationen, wie die Rockefeller, Carnegie Corp. und Ford Foundation, gaben größere Beträge an einzelne Universitäten, die sich schon lange mit den Problemen Osteuropas beschäftigt hatten, wie Harvard, Columbia oder California. Später wurde diese finanzielle Hilfeleistung weiter ausgebaut, besonders bei der Ford Foundation in deren Programm für „Internationale Studien". Alljährlich bekommen Hunderte von Studenten nach einem strengen Wettbewerb finanzielle Unterstützungen, um ihre Studien über gewisse regionale Gebiete fortzusetzen. Finanzielle Hilfe wurde sowohl für die Administration als auch für die Weiterentwicklung der Programme gewährt. Zunächst wurden neue Wissenschaftler angestellt, wobei diese Stiftungs-Unterstützungen für eine gewisse Zahl von Jahren für die Gehälter der neuen Fakultätsmitglieder verwendet werden, wenn die Universität die Verantwortung übernimmt. Gewöhnlich laufen diese finanziellen Unterstützungen drei bis fünf Jahre, nur selten werden sie von derselben Stiftung erneuert. Der Grundgedanke ist der, daß ein Studien-Programm, wenn es

wirklich erfolgreich sein soll, einen Teil des regelmäßigen Universitätslehrplanes bilden muß und daher nach einer gewissen Versuchszeit von der Universität übernommen werden soll. Dies ist die Grundlage aller regionalen Programme, die seit dem Kriege aufgebaut wurden.

Auch dem Ausbau von Bibliotheken wurde finanzielle Hilfe gewährt, was von Bedeutung für das Studium auf der Master's-Stufe ist. Hand in Hand damit geht die finanzielle Unterstützung — und diese ist gewöhnlich nicht an einen drei- bis fünfjährigen Zeitraum gebunden — der wissenschaftlichen Arbeiten der Fakultät. Dies ermöglicht die Herausgabe von Büchern oder wissenschaftlichen Zeitschriften, die nicht auf kommerzieller Basis gedruckt werden können. Es ist äußerst schwer, einen genauen Betrag zu nennen, ich bin aber sicher, daß allein seit 1945 die gesamten finanziellen Unterstützungen der wichtigsten Stiftungen — vorsichtig geschätzt — etwa 10—15 Millionen Dollar betrugen. Dazu kommen noch Unterstützungen für Studenten und besondere Unterstützungen für einzelne wissenschaftliche Arbeiten. Auch die verschiedenen Regierungsbehörden geben direkte und indirekte Unterstützungen für Arbeiten über Osteuropa und Sowjet-Rußland.

Was ist das Ergebnis dieser großzügigen finanziellen Unterstützungen seitens der verschiedenen Stiftungen und Behörden seit 1945? Wie stellt sich die Zukunft der osteuropäischen und russischen Studien in den Vereinigten Staaten dar? Zunächst kann festgestellt werden, daß die Zahl der Vorträge und Seminare an verschiedenen Lehranstalten in den letzten 15 Jahren ungemein gewachsen ist. Viele Bibliotheken haben jetzt ausgezeichnete und wertvolle Sammlungen. Besonders hervorzuheben sind die Sammlungen zur Geschichte Rußlands und der Friedenskonferenz von 1919 an der Stanford Universität in Kalifornien. Die Bibliotheken des Russischen Instituts in Harvard und Columbia sind erstklassig und werden ständig vergrößert. Aber auch kleinere Bibliotheken in den verschiedenen Staaten haben jetzt oft ausgezeichnete wissenschaftliche Sammlungen, die ein Arbeiten über Osteuropa und Rußland ermöglichen. Die Zahl der Spezialisten in den meisten wissenschaftlichen Fächern, besonders in den Sozialwissenschaften, ist in den letzten Jahren stark gestiegen, in vielen Fächern ist die Nachfrage befriedigt. Schwierigkeiten bestehen darin, daß einzelne Fächer noch fehlen, aber auch in der rein utilitaristischen Richtung, welche viele dieser Studien genommen haben. Wie es sich z. B. in der geringen Bedeutung, die man den geschichtlichen Grundlagen des Gegenwartsgeschehens beimißt, zeigt oder in dem Ausbleiben humanistischer Studien[6]). Künftighin dürfte der Nachdruck sicherlich mehr auf Qualität als auf

---

[6]) Zum Einzelnen: C. E. Black, „The Development of Slavic and East European Studies in the United States", Area Study Program — The Soviet Union and Eastern Europe, R. Dangerfield, ed. Institute of Government and Public Affairs, University of Illinois, 1955, pp. 15—33 und auch die verschiedenen Berichte des „Join Committee on Slavic Studies", subcommittee on the review of Russian Studies, draft, November 1957. Robert F. Byrnes, Bibliography of American Publications on East Central Europe 1945—1957. Slavic and East European Series XII. Indiana University Publications, 1958. Pp. 213.

Über neuere amerikanische Literatur zu ost- und südosteuropäischen Problemen (1945—1956) berichtet jetzt Joseph S. Roucek in: Zeitschrift f. Ostforschung 7, 1958, 270 ff. (Anm. der Schriftleitung).

Quantität gelegt werden. Die allgemeine organisatorische Arbeit ist ziemlich beendet, wissenschaftliche Arbeiten in den nächsten Jahren sollen den Erfolg des bisherigen Aufbaus bestätigen. Wichtig ist, daß bisher vernachlässigte Gebiete in den Studienplan einbezogen werden; die ersten Schritte in dieser Richtung wurden bereits unternommen.

Der Fortschritt und der hohe Stand, den die osteuropäischen und russischen Studien nach dem zweiten Krieg erreicht haben, wird in erster Linie der mühevollen Arbeit der älteren Generation slawischer Lehrer verdankt. Den jüngeren amerikanischen Fachleuten zusammen mit den vielen Einwanderern seit 1919 ist es geglückt, die osteuropäischen und russischen Studien in den Vereinigten Staaten auf eine feste Grundlage zu stellen. Sie sind heute allgemein anerkannt und auch ein Teil des amerikanischen Universitätslehrplans geworden.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines

Die Welt der Slawen. Vierteljahrsschrift für Slavistik. Hrsg. von M. Braun, P. Diels, D. Gerhardt, J. Hanika, A. Schmaus unter der Schriftleitung von Erwin Koschmieder. Wiesbaden, Verlag Harrassowitz Jg. I, Heft 1, 1956. 136 S.

Die Tradition des 1876 von V. Jagić gegründeten und von E. Berneker bis 1929 redigierten Archivs für slavische Philologie fortsetzend, erscheint ab 1956 unter der Schriftleitung des Münchner Slavisten Prof. E. Koschmieder eine neue slavistische Vierteljahrsschrift „Die Welt der Slawen", die ihre Hauptaufgabe darin sieht, die Sprach- und Kulturgeschichte der slawischen Völker wissenschaftlich zu erforschen und darzustellen, um sie nicht nur den anderen Wissenschaften, sondern in erster Linie den breiten Kreisen der deutschen Öffentlichkeit zu erschließen. Wie Prof. Koschmieder in seinem programmatischen Aufsatz vorausschickt, soll damit einerseits der wachsenden Bedeutung des Ostens für den Westen Rechnung getragen, anderseits der Neigung zu gegenseitigem Mißtrauen und gefährlichen Fehlurteilen entgegengetreten und schließlich eine harmonische und fruchtbare Zusammenarbeit angeregt werden.

Daß der Aufruf zu einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit nicht widerhallos blieb, beweist die stattliche Reihe in- und ausländischer Mitarbeiter. Aus Raummangel können hier nur einige Beiträge des ersten Jahrgangs erwähnt werden, so z. B. die sprachtheoretische Darstellung A. Belićs (Belgrad) über die Entwicklung der Sprachrelationen an Hand von Kasusbedeutung und Kasusform im Serbokroatischen, ferner die Beiträge Chr. Stangs (Oslo) über den litauischen Diphthong ie und P. Diels (München) über den phonetischen Wandel des ch zum Kehlkopfreibelaut. Mit slawischer Etymologie und Wortgeographie befassen sich A. Vaillant (Paris) und P. Ivić (Neusatz), mit dem Glagolismus und seinem Verhältnis zum Bogomilismus in Bosnien J. Hamm (Agram). Einen Überblick über einige wichtige Erscheinungen der materiellen und geistigen Volkskultur der Südslawen bringt M. Gavazzi (Agram), während J. Hanika (München) die Christianisierung der Volkskultur in Böhmen zum Gegenstand seines Aufsatzes machte. Auf literarhistorischem Gebiet äußert sich Dm. Tschiževskij (Cambridge/Mass. j. Heidelberg) zur slavistischen Romantikforschung, M. Kridl (Neu York) zeigt neue Wege zum Leben und Werke A. Mickiewiczs, Fr. Petrè (Agram) behandelt den slowenischen Expressionismus, Dj. Radojičić (Neusatz) den Roman von Tristan und Isolde in der altserbischen Literatur, É. Turdeanu (Paris) die verschiedenen Versionen der Paulusapokalypse bei den orthodoxen Slawen; auf die Entstehungsfragen des südslawischen Epos geht A. Schmaus (München) ein. Von großem Interesse sind auch die Beiträge S. Zenkovskys

(Cambridge-Mass) über den Mönch Epifanij und die altrussische Autobiographie sowie M. Brauns (Göttingen) über das Eindringen des Humanismus nach Rußland im 17. Jh. und die russische Lyrik des 19. Jhs. Die Musikgeschichte gelangt in dem Aufsatz J. v. Gardners (München) über den liturgischen Gesang in der orthodoxen Kirche zu Worte.

Neben den wissenschaftlichen Artikeln sollen vor allem regelmäßige Literaturberichte die Nachbarwissenschaften über die Leistungen auf dem Gebiet der Slavistik unterrichten. Hierher gehören die Forschungsberichte Dm. Tschiževkijs über den slawischen Barock und I. Popovićs (Neusatz) über die Mundarten der Wojwodina.

Der Intensivierung der slavistischen Studien dienen auch die ausführlichen Besprechungen der wichtigsten Neuerscheinungen und die bibliographischen Aufstellungen, die nach Ländern und Sachgebieten geordnet, die einzelnen Hefte abschließen.

München Nikola Pribić

Učenye zapiski Instituta slavjanovedenija (Gelehrte Notizen des Instituts für Slawistik). Bd. XV. Moskau, Akademija nauk SSSR. 1957. 327 S.

Der vorliegende Band dieser bekannten Akademiereihe beinhaltet sechs Aufsätze, in denen südslawische Themen aus der neueren allgemeinen Geschichte überwiegen.

I. S. Galkin handelt über „*Die Reformenfrage in Mazedonien und die Diplomatie der imperialistischen Mächte in den J. 1907—1908" (S. 5—43). Verf. entwirft ein quellenmäßig gut fundiertes Bild über die wirtschaftliche Lage der mazedonischen Bauern und Landarbeiter zu Beginn unseres Jhs. (Bauernverschuldung; Erblichkeit der bäuerlichen Schulden; die Arten der Dienstleistungen an den Grundbesitzer; die untersagte Landflucht; die Arten der Steuern und Abgaben an den osmanischen Staat u. ä.). Parallel zu diesem ökonomischen Profil zeichnet er eine Skizze von der inneren revolutionären Bewegung in Mazedonien, die seit den 90-er Jahren (Georgije Delčev und Damjan Grujev) nicht mehr verebbte.

Die Politik der europäischen Mächte wird im Hinblick auf die mazedonische Situation zu Ende des J. 1907 folgendermaßen charakterisiert. Die Doppelmonarchie und Rußland hielten unter Wahrung eigener Interessen an der Politik des status quo auf dem Balkan fest. Deutschland unterstützte seinen Partner. England strebte die Benennung eines europäischen Generalgouverneurs für Mazedonien an, förderte aber insgeheim auch die Ziele des Balkankomitees für ein autonomes Mazedonien (S. 18 ff.). Dem Generalgouverneur sollten als Organe dieserart proenglischer europäischer Politik ein Verwaltungs-, Finanz- und Polizeiapparat in Mazedonien unterstehen (S. 19). Frankreich und Italien nehmen keinen tätigen Anteil an Verhandlungen mit der Pforte über die Durchführung von mazedonischen Reformen. Im September 1909 kam es bereits zur Auflösung der Finanzkommission und zur Restaurierung des in osmanischen Gebieten üblichen Konsulardienstes, die Ausdruck des Scheiterns der Reformpläne sind. Die widersprüchlichen Interessen der Entente und des Dreierpaktes sowie die jungtürkische Revolution von 1908 setzten die Reformverhandlungen über Mazedonien von der Tagesordnung ab.

Den gleichen Zeitraum umspannt auch der Beitrag von Ju. A. Pisarev,

„*Die nationale Bewegung in Kroatien und in der Woiwodina in den J. 1908—1909" (S. 105—146). Verf. ist um eine Synthese über den Stand der nationalen Bestrebungen der in der Donaumonarchie lebenden Kroaten und Serben im genannten Zeitabschnitt bemüht. Unter Auswertung von Archivmaterialien der KPJ sowie der sehr zahlreichen jugoslawischen gewerkschaftlichen Nachkriegspublikationen stellt P. die führende Rolle der sozialdemokratischen Gruppen in der Ablehnung des Banus Baron Rauch heraus, dessen reaktionäre Politik eine Verschärfung der nationalen Widersprüche in Kroatien ausgelöst hatte. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der Repressalien ein, die der neue Banus gegen die organisierte Arbeiterschaft in Gestalt politischer Gerichtsverfahren unternahm. Aus diesem Ringen ging die Kroatische Bauernpartei Stjepan Radićs schließlich gestärkt hervor, die auch auf das Kleinbürgertum einen Einfluß ausübte.

G. I. Černjavskij, „*Die Entstehung und Entwicklung der proletarischen Jugendbewegung in Bulgarien in den J. 1903—1939" (S. 44—104). Der Autor bemängelt die Unzulänglichkeiten in den bisherigen Darstellungen dieses Themas. So sind bislang nicht einmal die Anfänge der kommunistischen Jugendbewegung in Bulgarien gesichert und die Darstellungen, die das J. 1919 nennen, setzen einen zu späten Zeitpunkt an. Verf. entnimmt sein Material überwiegend kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften.

Auf seine Art rechthaberisch ist der Artikel von L. S. Jerichonov, „*Die Weltanschauung Ljuben Karavelovs" (S. 147—211). Alle bisherigen bulgarischen und serbischen Literarhistoriker wurden nach J. den schriftstellerischen und revolutionären Leistungen des bulgarischen Publizisten Lj. Karavelov (1837—1878) durch ihre Bewertung nicht gerecht. Verf. sagt „das größte Verdienst des bulg. Revolutionärs ist die Gründung einer freien Presse, die die bulg. Jugend im revolutionären Geist erzog" (S. 192). Dagegen galt K. den sog. bürgerlichen Biographen als ein Kabinett-Revolutionär (B. Penev), der selbst in seinen feurigen Ermunterungen zur Revolution als ein Improvisator erschien (G. Konstantinov). Der Aufsatz strotzt vor Überladenheit mit unsachlicher Polemik, die von dergleichen aprioristischen Setzungen wie: „Die idealistische Philosophie steht jenseits von Wissenschaft und dem Glaubwürdigen" (S. 194) ihren Ausgang nimmt. So ist denn auch die Erkenntnis des Verf. ohne Überzeugungskraft, wenn schließlich die Weltanschauung des zweifellos sehr verdienstvollen Publizisten K. auf den simplen Nenner Materialismus, Atheismus und Antiklerikalismus (S. 195) reduziert wird.

Der Nennung bedarf ferner der wertvolle Beitrag von G. E. Sančuk, „*Über die Stellung der königlichen Macht im Böhmen der ersten Hälfte des 14. Jhs." (S. 212—245). Verf. schöpft ausschließlich aus der Majestas Carolina und analysiert diejenigen Maßnahmen, die eine Förderung der zentralistischen Machtstellung begünstigten.

Die Rubrik „Mitteilungen" enthält zwei Berichte: A. Ch. Klevanskij, „*Zur Wirtschaftslage der Tschechoslowakei in den Jahren des revolutionären Aufschwungs 1918—1921" (S. 271—314) und G. L. Lipatnikova, „*Über die soziale Herkunft der Prager Studenten zu Ende des 14. bis Anfang des 15. Jhs." (S. 315—327).

München J. Schütz

Geomorphologische Studien. Fritz Machatschek zum 80. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern, Freunden, Verehrern und dem Verlag. Besorgt von Herbert Louis und Ingo Schaefer. Ergänzungsheft Nr. 262 zu „Petermanns Geographischen Mitteilungen". Gotha 1957. VIII + 336 S. mit 44 Fig. im Text, 31 Abb. (Taf. 1—11) und 7 Ktn. und Diagrammen (Taf. 12—18).

Fritz Machatschek, der die geographische bzw. geomorphologische Erforschung der Alpenländer und des Südostens so sehr vorangetrieben und gefördert hat, hat in dieser Festschrift ein würdiges Denkmal erhalten. Schon das Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen des unterdessen verstorbenen Jubilars läßt seine weltweite Forschungstätigkeit erkennen, bei der jedoch der Südosten mit Arbeiten über die Probleme seiner sudetendeutschen Heimat sowie Südosteuropas im allgemeinen eine wesentliche Rolle spielt. Der vorliegende Festband ist ausschließlich geomorphologischen Untersuchungen (26) gewidmet, von denen einige sich mit dem Südosten der Alpen (Steiermark, Kärnten) und seinem Umkreis beschäftigen. Der Tertiärgeologe Artur Winkler von Hermaden befaßt sich mit den Beziehungen zwischen alpiner Geomorphologie und Tektonik, S. Morawetz mit Fragen der Talnetz- und Kammentwicklung, H. Paschinger mit Leitformen der spätglazialen Vergletscherung, während H. Wieseneder und J. Fink sich dem Bau und der Schichtfolge des Wiener Beckens widmen.

Mit Südosteuropa im engeren Sinn beschäftigen sich nur zwei Autoren. G. Glauert behandelt das höchste Stockwerk der alten Oberflächenformen in den Steiner Alpen (Slowenien), E. Fels die Entstehung und Ausgestaltung der griechischen Seen. Dabei wird auch die Umgestaltung der Seen durch menschlichen Einfluß (Absenkungen zur Landgewinnung, Anlage von Stauseen) gestreift.

München G. Glauert

Istorija Južnych i Zapadnych Slavjan. (Geschichte der Süd- und Westslawen). Moskau 1957. 573 S.

Diese einbändige Geschichte der Süd- und Westslawen ist ein ministeriell genehmigtes Universitätslehrbuch; ein Gemeinschaftswerk von zwölf Autoren. Die redaktionelle Verantwortung trägt S. A. Nikitin. Die für das Erscheinen dieses Buches maßgeblichen Gutachten lagen von den geschichtswissenschaftlichen Lehrstühlen der Moskauer, der Lemberger und der Kijewer Universität vor. Dem Lehrbuch sind zwanzig Kartenskizzen beigeschlossen, die sich jeweils zur Hälfte auf die westslawischen und auf die südslawischen Geschichtsepochen beziehen.

Die Darstellung beginnt mit der „Herkunft der Slawen" (S. 8 ff.) und erstreckt sich bis auf die „volksdemokratischen Umgestaltungen" (S. 543 ff.) unserer Zeit in diesen Staaten. Ein Haupteinschnitt in der Gliederung des Materials (der erste Teil zählt 23 Kapitel) wird an das Ende des Ersten Weltkrieges gelegt; der zweite Teil mit zwölf Kapiteln umfaßt nur 125 Seiten Text.

Den Schwierigkeiten, denen sich das Autorenkollektiv angesichts der Materialfülle und der differenten Probleme gegenüber sah, wurde auf eine recht unkomplizierte Art und Weise aus dem Wege gegangen. Den einzelnen Kapiteln, die einen vereinfachten, nahezu symmetrischen Aufbau aufweisen, wurde weitgehend das gleiche Maß an Raum zugestanden. Der stofflichen Abhandlung innerhalb der einzelnen Kapitel ist die Wahrung des geographischen Prinzips deutlich anzumerken. So wird die „Herausbildung feudaler Verhältnisse im 7.—10. Jh."

(Kap. 2) beginnend mit Bulgarien über Serbien, Kroatien, Slowenien hinüber nach Großmähren und Polen fortgeführt. Die gleiche Reihenfolge findet auch in Kap. 3 („Die Entfaltung der feudalen Verhältnisse") für die Balkanslawen Anwendung, während über ähnliche Geschehnisse in Böhmen und in der Slowakei (Kap. 4) ebenso wie über diejenigen in Polen unter Einbeziehung des elbslawischen Raumes (Kap. 5) gesondert gehandelt wird. Im Anschluß an Kap. 6 („Die Südslawen unter der Herrschaft der Osmanen und Österreichs im 15.—18. Jh.") ist ein Bruch in der Handhabung des geographischen Prinzips festzustellen; es folgen gleich sechs Kapitel westslawischer Geschichte aufeinander. Auch in der Darstellung der „Herausbildung kapitalistischer Verhältnisse" (Kap. 14) wird Serbien den westslawischen Ländern vorangestellt.

Ganz dem Charakter dieserart „Lern"bücher entsprechend finden sich keinerlei Hinweise auf Quellen sowie Abhandlungen oder andere Darstellungen. Ihr Fehlen wird an den sehr zahlreichen, überaus geglätteten und ideologisch abgestimmten Verallgemeinerungen und Folgerungen als eine arge Unzulänglichkeit empfunden.

München J. Schütz

Noll, Rudolf: Vom Altertum zum Mittelalter. Spätantike, altchristliche, völkerwanderungszeitliche und frühmittelalterliche Denkmäler der Antikensammlung (Führer durch das Kunsthistorische Museum Nr. 8). Wien, Kunsthistorisches Museum 1958. 84 S. mit 1 Kte. und 57 Abb.

Der von N. ausgezeichnet bearbeitete und mit einem kurzen Vorwort versehene Führer durch die spätantik-frühmittelalterliche Sonderschau des Wiener Kunsthistorischen Museums verdient deshalb hier kurz angezeigt zu werden, da die überwiegende Zahl der Objekte in dieser aus Anlaß des 7. Internat. Frühmittelalter-Kongresses in Wien veranstalteten Ausstellung aus dem Südosten stammt. Abgesehen von den unter den Gesichtspunkten „Aus der Welt der Spätantike", „Werk im Zeichen des Kreuzes" und „Kunst der jungen Völker" ausgestellten Einzelobjekten sind es insbesondere die imponierenden Schatzfunde, wie die von Petrijanec, Czéke-Cejkov, Osztropataka-Ostroviany, Czernowitz (2 Funde), Starčevo, Szilágysomlyó, Kuczurmare, Nagy-Szent Miklós und Brestovac, die hier erstmals nach dem Kriege wieder ausgestellt werden. B. S.

Lippold, A. — Kirsten, E.: Donauprovinzen. S. A. aus: Reallexikon für Antike und Christentum. Bd. IV, Sp. 147—189. Mit 1 Kte.

Knapper, aber mit reichen Literaturangaben versehener Überblick über die Geschichte der Donauprovinzen Noricum, Pannonien und Mösien, wobei entsprechend den Zielen des Lexikons vor allem das religiöse Leben, insbesondere das Christentum, berücksichtigt wird. Der Entwurf zur beigefügten Karte der Donauprovinzen stammt von E. Kirsten. B. S.

Probszt, G.: Judenburg in der Münz- und Geldgeschichte vergangener Jahrhunderte (Judenburger Museumsschriften II). Judenburg, Verlag des Museumsvereines Judenburg 1958. 38 S. mit 1 Kte. und 5 Taf. S. 38.—.

P. stellt die wirtschaftliche Bedeutung der obersteirischen Stadt Judenburg, die im Mittelalter insbesondere als Vermittlerin im Handel mit Venedig eine wichtige Rolle spielte, in einem weitgespannten Rahmen dar. Bezeichnend für die wirt-

schaftliche Bedeutung ist es, daß in Judenburg nach Florentiner Vorbild unter den österreichischen Herzögen Albrecht II. (1330—58) und Albrecht III. (1365—95) die ersten österreichischen Goldmünzen geprägt wurden. B. S.

Rennhofer, Friedrich: Die Augustiner-Eremiten in Wien. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Wiens (Band XIII der Sammlung Cassiacum). Würzburg, Augustinus-Verlag, 1956. 288 S.

Wir haben es hier mit einer aufschlußreichen und mit Quellenmaterial gründlich unterbauten Arbeit über das Wirken des Augustiner-Eremitenordens in Wien zu tun. Wir dürfen die Augustiner-Eremiten nicht mit den Augustiner-Chorherren verwechseln, wie sie heute noch im Stift Klosterneuburg sitzen. Die Tatsache, daß Luther dem Augustiner-Eremitenorden angehörte, hat diesem in den katholischen Ländern Mitteleuropas einen starken, unverdienten Rückschlag gegeben, den auch die Tatsache nicht ausgleichen konnte, daß einer der besten Schriftsteller des 17. Jh.s, Abraham a Sancta Clara, Augustiner-Eremit war. Das Buch R.s begleitet die Augustiner-Eremiten von der Gründung des Ordens über ihre erste Ansiedlung in Wien (im Kloster „im oberen Werd"). Von viel größerem Interesse ist die Geschichte des Augustinerklosters bei der Burg, in dem Abraham a Sancta Clara wirkte. Ausgezeichnet ist mit wenigen kurzen Strichen (S. 55) ein Kulturbild Österreichs im späten Mittelalter gegeben, wobei mit Recht auf die „seit den Babenbergern stark entfaltete politische und kulturelle Eigenständigkeit" hingewiesen wird. Der Baugeschichte, dem Wirken der Theologen des Ordens in Wien und der Besitzgeschichte wird eingehendes Augenmerk zugewandt, so daß manche ungeklärte strittige Frage nun einer Lösung zugeführt sein dürfte. Auch dem Kloster der Augustiner-Eremiten zu St. Rochus und Sebastian auf der Landstraße (heute Pfarrkirche) wird ein gebührender Teil des Buches gewidmet. Unklar bleibt hier, warum der Name der Kirche, die heute als „Rochuskirche" bekannt ist, als „Sebastian und Rochus" angegeben wird. Der Anhang bringt Gründungsurkunden des Klosters, Priorenliste (1327—1812), ein Verzeichnis der an der Wiener Universität wirkenden Mitglieder des Ordens und der Augustiner-Klöster in Österreich. Das fleißige Buch ist ein wertvoller Beitrag zur allgemeinen und insbesondere zur Kirchengeschichte Österreichs.

Wien Ernst Joseph Görlich

Mecenseffy, Grete: Geschichte des Protestantismus in Österreich. Graz-Köln, Hermann Böhlau Nachf. 1956. 232 S.

Da das umfangreiche Werk von Georg Loesche nicht mehr greifbar ist, hat es die Verf. unternommen, für Studenten, Religionslehrer und Pfarrer eine knappe Zusammenfassung zu geben, die vor allem bei der Darstellung der Reformation und Gegenreformation auch neue Forschungsergebnisse berücksichtigt. Man wird die sehr verläßliche Darstellung begrüßen dürfen, zugleich aber doch auch bedauern, daß Raumgründe die Verf. gezwungen haben, das Buch unsachgemäß anzulegen. Im Gegensatz zu Loesche handelt diese Darstellung nicht vom „Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich", sie beschränkt sich vielmehr auf das heutige Staatsgebiet. Nachdem sich jedoch in der ev. luth. Kirche der alte und richtige Grundsatz wieder durchgesetzt hat, daß Kirchengrenzen und Staatsgrenzen sich nicht unbedingt decken müssen, fragt es sich, ob es richtig war, von Loesche abzuweichen. Die besondere kirchenrechtliche Ent-

wicklung der „protestantischen" Kirchen in Mitteleuropa erlaubt zwar nicht, wie in Skandinavien von einer festen geographischen Grundlage auszugehen, immerhin ist die von Loesche geübte Praxis für die Kirchengeschichte überzeugender als die jetzige Beschränkung, die — wie die Kapitel 10—12 zeigen — ohnehin nicht eingehalten werden kann. Denkbar wäre natürlich auch, daß sich die Verf. auf den deutschsprachigen Protestantismus in der österreichischen Reichshälfte beschränkt hätte; dann wäre es nur noch erforderlich gewesen, hier und da die Verhältnisse im Burgenland und in einigen kulturdeutsch beeinflußten Gemeinden mit slawischer Haus- oder Kirchensprache einzubeziehen. Auf jeden Fall meinen wir, daß vor der sehr wünschenswerten 2. Auflage geprüft werden sollte, ob es richtig ist, eine Kirchengeschichte auf der Grundlage eines Staatsgebiets zu schreiben, dessen Raumausdehnung in einer mehr als 400jährigen Geschichte nicht einmal 30 Jahre wirksam war. Bedauerlich ist auch, daß die Darstellung praktisch nur bis zum Toleranzpatent reicht. Der in Aussicht genommene Umfang ließ eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung des österreichischen Protestantismus nach 1781 nicht zu, Kapitel 16 bringt lediglich Angaben über die rechtliche Stellung der ev. Kirche im 19. Jh. Die knappen Bemerkungen über die Entwicklung nach 1861 sind sehr lückenhaft und nicht einmal in kirchenrechtlicher Hinsicht ergiebig. Auch diese Beschränkung, die den Generaltitel fragwürdig macht, ist sehr bedauerlich: gerade das 19. Jh. ist in der ev. Kirchengeschichte Österreichs besonders interessant, man denke einmal an die Erweckungsbewegung (aus dem 18. Jh. heraus z. T. eng an fränkische Einflüsse gebunden), dann an die Versuche, zu einer ev. Reichskirche zu kommen (Siebenbürgen-Österreich), schließlich an die ja recht problematische Los-von-Rom-Bewegung. Auf schwedische Besuche in der Ramsau habe ich anläßlich einer Schilderung des Kreises um G. H. von Schubert (Ztschr. f. bayr. KG 27) hingewiesen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Geschichte des österreichischen Protestantismus seit der Erweckung Züge aufweisen müßte, die bei Loesche noch fehlen.

H. B.

Wilbur, Earl Morse: A history of Unitarianism in Transylvania, England and America. Cambridge Mass.: Harvard Univ. Press. 518 S.

Der Verf. hat 1945 eine gründliche Geschichte des Sozianismus und seiner Vorläufer vorgelegt. Diese neue Untersuchung, deren Siebenbürgen-Teil (S. 3—165) Bischof Alexander Szent-Iványi durchgesehen hat, füllt eine Lücke aus. Sie macht u. a. wahrscheinlich, daß der Begriff „Unitarier" in Siebenbürgen als Gegenbegriff gegen den Deus trinitarius der reformierten Gesprächspartner entstand, erst im 17. J. wurde er durch Studenten in den Niederlanden bekannt. Mit Recht weicht W. von der populären These, daß die Geschichte der Unitarier nichts weiter sei als ein Leidenskampf um Geistesfreiheit und Toleranz, ab: Siebenbürgen besaß bereits v o r dem Fußfassen der Antitrinitarier Toleranz, die viel erörterte Verfolgung des Fr. Davidis geht auf den Arzt Blandrata, einen Unitarier, zurück usw. Auch bei dem späteren Verhalten der Habsburger sind doch wohl politische Motive zu berücksichtigen. Schade, daß der Verf. das Register nicht dazu benutzt hat, die in den USA gewiß unbekannten madjarischen Namensformen (Kolozsvár, Gyulafehérvár, Brassó usw.) aufzulösen.

J. K.

Probszt, Günther: Wilhelm Neumann, ein großer Kaufmann des Mittelalters. In: Der Anschnitt, Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau. 10. Jg. Nr. 3. Bochum 1958, S. 24—28 mit 5 Abb.

P. befaßt sich hier mit dem Villacher Kaufmann Wilhelm Neumann (gest. 1536), der sich nicht nur um den Kärntner Bleibergbau, sondern auch um die Ausbeutung des Quecksilberbergwerks Idria in Krain verdient gemacht hat. S. 24 f. sind einige sinnstörende Druckfehler, wo es an vier Stellen statt „Bleiburg" richtiger „Bleiberg" heißen soll. Es handelt sich hier nicht um die Unterkärntner Stadt Bleiburg, sondern um den Bergwerksort Bleiberg, südwestl. von Villach. B. S.

Sinowatz, Fred: Reformation und katholische Restauration in der Grafschaft Forchtenstein und Herrschaft Eisenstadt. Eisenstadt, Verlag Landesarchiv und und Landesmuseum Eisenstadt 1957. 135 S.

Dieses als Heft 35 der Burgenländischen Forschungen herausgegebene Werk bildet eine sehr willkommene Ergänzung unseres Wissens über den im Titel genannten Gegenstand. Unter Heranziehung eines reichen Archivmaterials sowie vieler einschlägiger Veröffentlichungen rollt der Verf. in fünf Kapiteln das Ringen und die Durchsetzung der reformatorischen bzw. gegenreformatorischen Bestrebungen in der Grafschaft Forchtenstein und der Herrschaft Eisenstadt auf. Mit Recht betont S. die Tatsache, der Verlauf dieser beiden kirchlichen Bewegungen in unserem Gebiet sei zu einem guten Teil dadurch mitbestimmt, daß es sich hier um ein Grenzland handelt. Richtig ist desgleichen die Betonung des Einflusses der Flazianer. Doch vermag ich seine Ansicht nicht zu teilen, daß selbst dort, „wo die protestantischen Pfarrer nicht ausdrücklich als solche bezeichnet worden sind, Flacianer gewirkt haben". S. 39. Wenn S. die von M o r a s c h e r erwähnte Tatsache bezweifelt, daß in den Eszterházyschen Gütern 1654—1662 Dragoner gegen die Protestanten eingesetzt worden sind, so läßt sich dieselbe durchaus historisch belegen. Was an seiner Darstellung lobend hervorzuheben ist, das ist der durchaus sachliche Ton, mit dem er unseren Gegenstand behandelt. Ferner das Aufzeigen des Umstandes, wie tief eingewurzelt der Protestatismus innerhalb der Bevölkerung dieses Grenzlandes war und wie sehr schwer es geworden ist, ihn in den Hintergrund zu drängen. Diese Tatsache aber erklärt nicht nur das mehr oder minder offene Weiterleben des Protestantismus im westungarischen Grenzgebiet, sondern auch sein Wiederaufleben seit dem Zeitalter der Toleranz in dem Maße, daß das Burgenland jenes Bundesland ist, das relativ die meisten (14%) Protestanten in Österreich aufweist.

Pinkafeld B. H. Z i m m e r m a n n

Tamborra, Angelo: Cavour e i Balcani. Torino, I. L. T. E. 1958. 409 S., 14 Taf. Geb. L 3 500.—.

Die Beziehungen Italiens, insbesonderes Sardiniens, zum Südosten waren im 19. Jh. von besonderer, bisher nicht ausreichend gewürdigter Bedeutung. Für einen sehr wichtigen Abschnitt, für das Zeitalter Cavours, wird nun diese Lücke durch T. in geradezu vorbildlicher Form ausgefüllt. Der Verf. hat alle wichtigen Archive herangezogen und in dieser Hinsicht ganze Arbeit geleistet. Es fehlen lediglich die preußischen Konsularberichte aus Belgrad, die dem Verf. aber z. Zt. nicht zugänglich gewesen sein mochten.

T. geht bei seiner Darstellung von der Lage aus, die durch die Revolution

des J. 1848 entstanden war und eine zunehmende Einschaltung Sardiniens in die Angelegenheiten des europäischen Südostens erheischten. Maßgebend war dabei für Turin, Österreich gerade in den Donauländern, in den rumänischen Fürstentümern und in Serbien, entgegenzuarbeiten (S. 111 ff.). Sehr bald trat auch die kroatische (S. 193 ff.) und bulgarische Frage (S. 305 ff.) für Sardinien in den Vordergrund. T. untersucht in einem eigenen Abschnitt den Zusammenschluß der Moldau und Walachei und den Anteil, den Sardinien an ihm genommen hatte (S. 243 ff.), sowie die Politik von Turin gegenüber Griechenland (S. 331 ff.). Die Untersuchung erörtert abschließend verschiedene Pläne jener Zeit, die auf eine Föderation in Südosteuropa abzielten (S. 345 ff.), wobei wertvolles Material, gedrucktes wie ungedrucktes, herangezogen wird. Es verdient schließlich hervorgehoben zu werden, daß T. alle Namen und Titel aus den südosteuropäischen Sprachen fehlerfrei wiedergibt und auch in dieser Hinsicht eine Arbeit geleistet hat, die voll anzuerkennen ist.

F. V.

Rösel, Hubert: Dokumente zur Geschichte der Slawistik in Deutschland (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik, 12). Berlin, Akademie-Verlag 1957. XIV + 409 S., 16 Taf. Geh. DM 47.50.

R. behandelt in der vorliegenden Veröffentlichung die Geschichte der Slawistik von ihren ersten Anfängen bis 1874, bis zur Berufung von Jagić auf das Ordinariat an der Universität Berlin. Die Anfänge der slawischen Sprachstudien in Deutschland im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. werden von R. nur kurz behandelt (S. 1—5). Es hätte sich über dieses Thema mehr sagen lassen. Auch das benützte Schrifttum ist zu diesem Abschnitt völlig unzureichend. R. übersieht u. a. völlig, daß Schlözer nicht nur „zum großen Künder Rußlands in Deutschland" wurde, sondern daß er der eigentliche Begründer der deutschen Ost- und Südostforschung gewesen ist (Vgl. darüber jetzt meine Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, Bd. III. München 1958, S. 368 ff.). — Den Hauptinhalt von R.s Buch bildet die Geschichte der ersten slawistischen Lehrstühle in Breslau und Berlin, die nach einem vergeblichen Versuch, 1830/31 in Breslau eine slawistische Professur zu schaffen, 1841 (Breslau) und 1874 (Berlin) zustandekamen. R. veröffentlicht alle Akten, die sich auf diese Vorgänge beziehen (S. 87—396), auch sehr unwesentliche. Immerhin können wir sagen, daß durch diese Edition die Anfänge der Slawistik als akademischer Disziplin in Deutschland geklärt worden sind.

F. V.

Schwarz, Ernst: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten (Veröffentl. d. Südostdt. Kulturwerks, Reihe B, Bd. 8) München, Verlag d. Südostdeutschen Kulturwerks 1957. 229 S. und 28 Abb.

Die auf reichem mundartlichem Material fußende Untersuchung ist für die Dialektologie des rheinischen Altlandes nicht minder bedeutsam als für die Siedlungsgeschichte des Karpatenraums. Notgedrungen wird sie auch im Westen zu gelegentlichem Zweifel, zu Widerspruch, zu neuen Fragestellungen anregen: daran ermißt sich ihr Verdienst. Sie verhehlt nicht die bisher vorherrschende Skepsis gegenüber den Versuchen, Herkunft, Wanderung und Dosierung deutscher Ost-

siedler mit Hilfe vergleichender Mundartforschung zu bestimmen: es ist bezeichnenderweise ein Linguist gewesen, Hermann Teuchert, der diese Bedenken schon im J. 1915 hegte (ZfdMaa 10, 409). Schwarz sieht einen Hauptgrund der bislang geäußerten Zweifel in einer ungenauen Methode, die darin bestand, die Kriterien einer Kolonialmundart unmittelbar auf bestimmte Gegenden des dt. Altlandes zurückzuführen. Er bemüht sich daher, „aus den Restformen die mitgebrachten Züge und die der Ansiedlung voranliegende Mundartmischung zu sondern" (S. 205). Diese Forderung ist allerdings schon vor mehr als 30 Jahren erhoben worden (G. Dinges, in Teuthonista I/1924, S. 299 ff.). So könnte Schwarz seinen Satz, daß „die Sonderboten des ungarischen Königs aber gar nicht bis an den Rhein zu gehen brauchten" (S. 177) fast wörtlich von Richard Huss (Luxemburg und Siebenbürgen, Hermannstadt 1926, S. 39) übernehmen — allerdings mit der wesentlichen Änderung: „sie fanden die unternehmungslustigen Bauern schon in der Mark Meißen an der damaligen sprachlichen Ostgrenze", während Huß noch an Schlesien gedacht hatte. Diese neue These einer meißnischen Zwischenheimat fußt aber nicht so sehr auf Ergebnissen der Mundartvergleichung als auf der „Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes" von J. Pfitzner (Prag 1926). Aus den südss. Maa. der ersten Siedlungsetappe, die Schwarz um 1150 ansetzt, wird nur f- für ph- als Beleg für ostmd. Reflexe der Zwischenheimat ins Feld geführt (S. 165 f.). Dazu kommen nur drei andere omd. Kriterien für das Nordss.: keines von ihnen würde Schlesien als Zwischenheimat ausschließen, gäbe es nicht die historische Prämisse, daß die ersten dt. Siedlungen in diesem Raum erst aus dem ausgehenden 12. Jh. stammen.

Überzeugender kann die Dialektgeographie die (ebenfalls schon von Huß an Hand des ONdreiecks Baierdorf, Sächsisch-Regen, Tekendorf verfochtene) frühe Unterlagerung des erst 1160 von einem zweiten Schub Rheinländer erreichten nordss. Nösnerlandes durch bairische Bergleute aus der Oberpfalz (nördl. von Regensburg-Deggendorf) unterbauen. Allerdings ist der „gestürzte" Diphthong in brouda ‚Bruder' dabei als Beweis unbrauchbar: diese Lautung gilt auch im lux.-eiflerischen Westen.

Die ostsaalische Zwischenheimat der ss. Siedler erschließt Schwarz vor allem mit Hilfe eines Analogieschlusses: „Haben die Zipser Sachsen im Lande östlich der Saale ihre Zwischenheimat, so werden die Siebenbürger Sachsen nicht weit weg zu suchen sein" (S. 165). Rheinische Zusammenhänge zwischen Zips und Siebenbürgen sind bislang „wohl geahnt aber nie recht bewiesen" worden, da die in Frage kommenden „lautlichen Spuren" geringfügig sind (S. 117). Schwarz unterbaut die Zusammenhänge nun mit Hilfe rhein.-ss.-oberzips. Parallelen der Wortgeographie. Er ist dabei der Ansicht, es sei „nicht so schlimm, wenn manche der behandelten Worte außerhalb von Siebenbürgen, Zips und Rheinland vorkommen", weil „ein Vorkommen in Teilen des Omd. z. B. auf gleiche Ursachen zurückzuführen ist, auf rheinische Siedlerelemente" (S. 55). Gerade die siedlungsgeschichtlichen Prämissen dieser Art aber bleiben in dem organisch von Thüringen bis an die Neiße gewachsenen obsächs.-schles. Kolonialland problematisch: weder Rudolf Grosse (Die meißnische Sprachlandschaft, Halle 1955, S. 199), noch Peter von Polenz (Die altenburgische Sprachlandschaft, Tübingen 1954, S. 207) denken an eine Eindeutschung des ostsaalischen Bereichs, also der von Schwarz angesetzten Zwischenheimat, unter rheinischer Beteiligung. Warum die Rheinländer auszuschließen wären, ist allerdings nicht einleuchtender zu beweisen (cf. meine Stel-

lungnahme in ZfMaforsch. XXV/1957, S. 61 ff.) als das von Schwarz präsumierte Gegenteil. Wenn Spracherscheinungen quer durch Mitteldeutschland von der romanischen bis zur slawischen Sprachgrenze reichen, so genügt für deren Erklärung durchaus die Dynamik einer westfrk. (merowingisch-karolingischen) Macht- und Kulturexpansion, selbst in Fällen, wo diese mitteldt. Kulturbahn nur noch resthaft oder überhaupt nur in Inseln greifbar wird, wie etwa im Falle von d r ü g e ‚trocken' (S. 162 f.). Bei dieser Lage der Dinge sind nur jene wortgeographischen Lagerungen, die den gesamten omd. Raum mindestens bis ins Thüringische hinein ausklammern, für gemeinsame, auf spezifisch rhein. Siedlergruppen zurückzuführende Affinitäten der ss. und der oberzips. Maa. beweiskräftig. So weit verbreitete Wörter wie etwa P a t e (nicht aber G o d e), S o n n a b e n d (offenbar ein Wort der Reformation, auch im Siegerland), Z w i e b e l, d r ü g e, R e c h e n, J u n g e, R o ß ... haben kein Gewicht, und zwar aus durchaus denselben Gründen, mit denen Schwarz den methodischen Fehler nachweisen kann, den etwa Hermine K l e i n beging, als sie die ss. Mundartkriterien einzeln auf dem gesamten dt. Sprachatlas zu lokalisieren versuchte (S. 23).

Mit Recht zeigt Schwarz, daß es genau so falsch wäre, den mfrk. Bereich mit K i s c h und H u ß auf das Luxemburgische einengen zu wollen. Manche rhein. Erscheinung des Ss. fehlt gerade in Luxemburg und läßt sich heute sogar nur noch weit abgelegen im Siegerland als Relikt nachweisen. Umgekehrt bleibt aber doch eine erkleckliche Anzahl von Erscheinungen übrig, die heute nur noch im Lux. überleben. Was heute im Lux. fehlt, kann übrigens noch greifbare Reflexe in den spätahd. Glossen der Echternacher Schreibstube haben: so steht zu ss. e r l ê c h e n ‚leck werden' (S. 85) die Partizipialform (Dat. Pl.) e r l e c h e n d u n als Randglosse zu a r i d i s auf fol. 90a des Echt. Cod. Paris. 9344 (Steinmeyer II, 707, 61), obwohl das Rhein. Wb. V, 269 einschlägige Belege nur aus Kochem und dem Siegerland beibringen kann. Wenn Schwarz die ss. Wörter „zwischen Trier und Siegerland" schwingen läßt (S. 110), so schließt er den westlichsten Rand an der Sprachgrenze zu Unrecht aus. Um die Mitte des 13. Jh.s wird die Zerstörung ss. Ansiedlungen durch den Mongolensturm nach Echternach gemeldet (S. 182, Fn. 14): diese Nachricht hat ihr historisches Gewicht. Die ältesten urkundlichen Belege überhaupt, die von Ungarnfahrten berichten, führen über die Sprachgrenze hinaus in jenen Teil der Wallonei, der dem mittelalterlichen Luxemburg im Westen vorgelagert ist: 1103 und 1124 nach Stavelot (Halkin-Roland, Recueil des Chartes de l'abbaye de Stavelot-Malmédy S. 271 u. 289), und 1052 ins Bistum Lüttich (Huß, op. cit., Fn. S. 42), zu dem damals ein großer Nordwestteil (fast die Hälfte) des lux. Territoriums gehörte. Wenn noch im J. 1447 aus Ungarn in Aachen ankommende Pilger wallonisch reden (Huß, ibidem), so drängt sich die Frage auf, wie weit sich gewisse „westmoselfrk." Eigenheiten der ss. Maa. unabhängig von der Urheimat weit drüben im Kolonialland in derselben Richtung haben entwickeln können, dank einer auch dort genau wie im zweisprachigen Territorium Luxemburg und bis 1200 im gesamten Moseltal (Wolfgang Jungandreas in ZfromPhil 71/1955, S. 414 ff.) lebendigen galloromanisch-fränkischen Symbiose.

Luxemburg R o b e r t B r u c h

Moser, Hugo: Volkstumsprobleme der deutschen Sprachinseln in Ost- und Südosteuropa. In: Tübinger Studien zur Geschichte und Politik Bd. IV (Deutscher Osten und slawischer Westen). Tübingen 1956, 17—28.

Die Probleme der deutschen (weitgehend wohl auch anderer) Volksinseln hinsichtlich ihres Volkstums liegen auf zwei Ebenen. Einmal führt die Isolierung vom Muttervolk zu einer Haltung des Bewahrens, woraus sich für die Forschung reiche Möglichkeiten zur Untersuchung alter, im Mutterland bereits erloschener Formen ergeben, und zu Eigenentwicklungen, die vielfach aus der stammesmäßigen Gemischtheit des Anfangs das Heranwachsen einheitlicher Formen erkennen lassen. Hierbei ist besonders wichtig, welche der ursprünglichen Elemente sich durchsetzen. Zum anderen sind es die Berührungen mit der fremden Umwelt, welche die besonderen Probleme der Volksinseln ausmachen. Dabei handelt es sich um die Aufnahme fremdvölkischer Kulturelemente, um Ausstrahlungen auf die fremden Kulturen und um die Erkenntnis der besonderen Funktionen der Grundkultur.

Soweit die deutschen Volksinseln noch heute im Südosten bestehen, gelten auch diese Probleme, nicht unberührt durch neue Einflüsse, für sie. Die nach Deutschland umgesiedelten Volksinseldeutschen haben ihre Formen mitgebracht, aber ihr besonderes Volksgut versinkt allmählich, freilich befruchtet es auch das Muttervolk. Es gilt, das hier versinkende Kulturgut der Volksinseldeutschen möglichst rasch und möglichst vollständig zu erfassen und ferner außerdem die Assimilationsvorgänge genau zu verfolgen.

München F. v. Schroeder

Melzer-Hasak, Ilse: Christophorus Demantius Reichenbergensis. In: Ztschft. f. Ostforschung VII (1958), 69—80.

Verf. bietet eine Überblick über den Lebenslauf und das Schaffen des Komponisten Christoph Demantius (1567—1643). Lange Zeit hindurch ist sein Geburtsort unklar gewesen. Verf. hat nunmehr eindeutig nachgewiesen, daß in Reichenberg in Böhmen die Wiege dieses Tonsetzers stand. In unserem Rahmen ist erwähnenswert, daß Demantius an dem Kampf gegen die Türken innerlich starken Anteil genommen hat. Anläßlich der Rückeroberung der Festung Raab (1598, nicht 1596) schuf er ein „Tympanum Militare" mit fünf sechsstimmigen Gesängen, das 1600 veröffentlicht wurde. Ein erweitertes „Tympanum Militare" („Allerley Streit vnnd Triumph Lieder . . .") erschien 1615. Wie wichtig diese Liedersammlung ist, zeigt sich darin, daß sich schon Jakob Bleyer mit ihr befaßt hat (Demantius Kristóf „Magyar tábori dobja": Egyetemes Philologiai Közlöny. April 1900).

München F. v. Schroeder

Benedikt, Heinrich: Die wirtschaftliche Entwicklung in der Franz-Joseph-Zeit (Wiener Historische Studien, IV). Wien-München, Verlag Herold 1958. 200 S.

B.s Arbeit füllt eine Lücke im wissenschaftlichen Schrifttum in vorzüglicher Weise aus, die sich bisher sehr unangenehm bemerkbar machte. Im Grunde bietet uns der Verf. eine gut fundierte, aus reicher Kenntnis der Quellen schöpfende Wirtschaftsgeschichte Österreichs von 1848 bis 1914. Im allgemeinen beschränkt sich B. auf gedruckte Unterlagen, doch zieht er in einzelnen Fällen auch Archivalisches heran.

Das Werk gliedert sich in kürzere Abschnitte, die dem zeitlichen Ablauf entsprechen, ohne daß ein starres chronologisches Schema angewandt würde. Die Darstellung ist sehr knapp, entbehrt aber doch nicht der nötigen Einzelheiten und arbeitet das Wesentliche gut heraus. B. berücksichtigt das Gebiet der gesamten

Monarchie, behandelt jedoch den sog. zisleithanischen Teil eingehender als Transleithanien. Wir schulden dem Verf. für sein wichtiges Buch aufrichtigen Dank.

F. V.

Groß, Hermann: Die Landwirtschaft im Rahmen der Wirtschaftspolitik der ostmitteleuropäischen und südosteuropäischen Staaten. In: Gegenwartsprobleme der Agrarökonomie (Festschrift für Fritz Baade). Hamburg, Hoffmann & Campe Verlag, 1958. S. 104—150.

Von den vielen wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen G. die Ost- und Südosteuropaforschung in den letzten Jahren bereichert hat, verdient der obige Beitrag insofern eine besondere Beachtung, als es dem Verf. gelungen ist, in einer knappen Darstellung aus der geschichtlichen Entwicklung der Landwirtschaft jener Gebiete und aus den gesellschaftlich-politischen Umwälzungen nach dem Zweiten Weltkrieg die Versuche zur Lösung der Agrarprobleme aller mittel- und südosteuropäischen Staaten zu sehen. Schon ein Überblick über die Gliederung der Arbeit verrät vieles von den Problemen, mit denen der Leser vertraut gemacht wird. Die zehn Kapitel tragen folgende Überschriften: Der geschichtliche Hintergrund; Die Agrarreformen nach dem Ersten Weltkrieg; Die ökonomische Unterlegenheit der Landwirtschaft; Industrialisierung auf Kosten der Landwirtschaft; Agrarreformen und Besitzwechsel nach dem Zweiten Weltkrieg; Die Industrialisierung als Hauptziel der Wirtschaftspolitik des kommunistischen Osteuropa; Die Lage der Landwirtschaft und ihre Sozialisierung; Die Auswirkung der Sozialisierung auf die Agrarproduktion und auf die gesamte Wirtschaft; Revision der landwirtschaftlichen Sozialisierungspolitik; Die Landwtrtschaft in der Phase der synchronisierten Planung.

Wie ersichtlich, hat sich G. nicht nur mit dem im Titel enggefaßten Thema „Die Landwirtschaft im Rahmen der Wirtschaftspolitik" befaßt, sondern die Landwirtschaft im Rahmen der gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftsstrukturellen Entwicklung der einzelnen Staaten sowie des gesamten Raumes untersucht. Abgesehen von Teilen der Tschechoslowakei und Polens, handelt es sich um ausgesprochene Agrarländer und -gebiete mit einem überaus großen Bevölkerungszuwachs; die Notwendigkeit zur Industrialisierung und zur modernen wirtschaftlichen Entwicklung erwächst schon aus diesem elementaren sozialen Tatbestand. Hinzu gesellt sich der Wille der kommunistischen Regierungen, ihre Länder nach sowjetischem Vorbild in wirtschaftlicher wie in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht aufzubauen und zu entwickeln. Die blinde Nachahmung des sowjetischen Vorbilds führt dabei zwangsläufig zu Spannungen und Krisenerscheinungen verschiedenen Ausmaßes in den einzelnen Ländern, ein Umstand, der die Wirtschaftpolitik und insbesondere die Agrarpolitik fast aller Länder seit 1956 wesentlich bestimmt. Auf der andern Seite behalten die Bestrebungen zur Synchronisation der Planung und der industriellen Entwicklung aller Ostblockstaaten ihre Dominanz. Daß die Landwirtschaft ihre eigenen Entwicklungsgesetze auch bei dem zentralen, sogenannten „sozialistischen" planwirtschaftlichen System hat und daß diese Gesetze auch Einfluß auf die langfristige und möglichst synchronisierte Planung aller Ostblockstaaten ausübt, hat G. in eindeutiger Weise festgestellt.

Kiel — Theodor Zotschew

II. Tschecho-Slowakei

Študijné zvesti AU-SAV. Bd. 1. Neutra, Archäologisches Institut d. Slowakischen Akademie d. Wissenschaften 1956. 116 S. mit 13 Abb. im Text, 14 Taf. u. 1 Kte.

Neben ihrer ausgezeichnet ausgestatteten Zeitschrift „Slovenská archeológia" gibt das Archäologische Institut in Neutra ein als Manuskript vervielfältigtes Nachrichtenblatt heraus, dessen erstes Heft zunächst einen *„Beitrag zur Erkenntnis des Aurignacien in der Ostslowakei" von L. Bánecz bringt (S. 1—33), sodann ein Verzeichnis der im Archäologischen Institut befindlichen Münzen, wobei insbesondere die aus mittelalterlichen Gräberfeldern stammenden Stücke, da sie wichtige Anhaltspunkte für die Datierung bieten, zu erwähnen sind (S. 34—70). Den Beschluß des Bandes bilden Protokolle über Begehungen von Fundstellen und sonstige Berichte über die Tätigkeit des Instituts. Die beiden ersten Artikel haben auch eine deutsche Zusammenfassung.

B. S.

Benadík, B. - Vlček, E. - Ambros, C.: Keltské pohrebiská na juhozápadnom Slovensku. — Keltische Gräberfelder der Südwestslowakei (Archaelogica Slovaca. Fontes. Tom. I). Preßburg, Slowakische Akademie der Wissenschaften 1957. 311 S. mit zahlr. Abb. im Text und auf 51 Taf.

Der vorliegende erste Band der vom Archäologischen Institut der Slowakischen Akademie d. Wissenschaften herausgegebenen „Archäologischen Quellen" bringt das Inventar von sechs in den letzten Jahren entdeckten keltischen Gräberfeldern aus der südwestlichen Slowakei (Horný Jatov — Trnovec, Hurbanovo [2 Gräberfelder], Dvory a. d. Žitava, Holiare und Kamenin) mit insgesamt 129 Gräbern. Die von B. Benadík bearbeiteten Funde — beachtenswert ist insbesondere die Keramik — gehören dem 2. Jh. v. Chr., z. T. auch noch dem 1. an. Beziehungen zu den keltischen Funden südlich der Donau sind deutlich. Die anthropologische Auswertung des vorgefundenen Skelettmaterials besorgte E. Vlček. Sie zeigt eine rassische Vermischung der eingewanderten Kelten mit den Einheimischen. Bemerkenswert sind mehrere Schädel mit Trepanation oder verheilten Hiebwunden. Die Tierreste, die einen Einblick in die Lebensform der Bevölkerung bieten, bearbeitete C. Ambros. Man wird es sehr begrüßen, daß der Text dieses vorzüglich ausgestatteten, auf gutem Papier gedruckten Werkes zweisprachig, slowakisch und deutsch, wiedergegeben ist.

B. Saria

Dokumenty k protifeudálnom bojom slovenského ludu (1113—1848). Na výdanie pripravila Alžbeta Gácsová (Dokumente zum Kampf des slowakischen Volkes gegen den Feudalismus. Für die Herausgabe bearbeitet von Alžbeta Gácsová). Preßburg, Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 1955. 355 S. und 25 Bildbeilagen.

Die Slowakische Akademie der Wissenschaften in Preßburg veröffentlichte in ihrer popularwissenschaftlichen Reihe einen Band mit 180 Dokumenten zum Kampf des slowakischen Volkes gegen den Feudalismus, die die Zeit von 1113

bis 1848 umfassen. Sie enthalten gesetzliche Bestimmungen, Verordnungen, Befehle, Berichte, Verhöre, Briefe und Notizen in solchen Fällen, in denen irgendwo im Lande soziale Unzufriedenheit herrschte oder Unruhen und Auflehnungen gegen Machthaber, gegen die besitzende Klasse oder gegen die Arbeitgeber entstanden. Es werden Belege gebracht für Fälle, in denen die Leibeigenen Landbesitz von den Klöstern oder von ihren Grundherren verlangten, wo „slowakische Leibeigene, Angehörige der städtischen Armut oder arme Adelige" mit Hilfe der Hussiten „gegen die Ausbeutung von Feudalherren" kämpften. Oft handelte es sich um bessere Arbeitslöhne oder die Erlangung der Freizügigkeit. Der Bauernaufstand des ungarischen Kleinadeligen Georg Dózsa vom J. 1514 im Szeklerland in Siebenbürgen und die sich daran knüpfenden Unterdrückungsmaßnahmen werden ebenso in schriftlichen Belegen dargestellt wie der Aufstand der Bergleute und Häuer in Neusohl vom J. 1525 und 1526, in dem sie die Arbeit niederlegten und gegen die Geldverschlechterung und die dadurch entstandene Teuerung protestierten. Es folgen zahlreiche Einzelfälle, die oft nur den Charakter von Streitigkeiten tragen. Dann geht es über die Bauernunruhen in Oberungarn im J. 1831 zur Zeit der großen Choleraepidemie, als die strengen Maßnahmen zur Unterdrückung der Krankheit die Bewegung hervorriefen, bis zur großen ungarischen Bauernbefreiung im J. 1848.

Zu diesem Material stellte die Herausgeberin eine zusammenfassende Einleitung über die geschichtliche Entwicklung zusammen. Es kann ihr nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß sie sich in mancher Hinsicht übernommen hat. Sie klagt über den Mangel an Angaben in den Quellen, entwirft aber auch ohne Belege ein Bild von der Lage im 9.—12. Jh. Sie wirft der älteren Geschichtsschreibung vor, sie habe unangenehme Quellenberichte unterdrückt, sie widerlegt sich jedoch selbst, indem sie Dokumente aus alten ungarischen Veröffentlichungen (F e j é r : Codex diplomaticus Hungariae, K n a u z : Mon eccl. Strigon., W e n z e l : Codex dipl. Arpadianus, E r d é l y i : A pannonhalmi apátság története, Codex dipl. Hung. Andagavensis, W a g n e r : Anal. Scepusii, II Rákóczi Ferenc emlékiratai u. a. m.) entnimmt und veröffentlicht. Den ausführlichen und wohlinformierten deutschen Bericht über den Aufstand der Häuer in Neusohl vom Fugger-Faktor Hans Plass übernimmt sie nicht. Nach ihrer Darstellung wäre anzunehmen, daß die Vertreter des Staates, der Kirche, des Adels, der Verwaltung, das Patriziates usw. nur aus Feinden, Unterdrückern und Ausbeutern des Volkes bestanden haben. Gewiß war eine Frage der Freizügigkeit der Leibeigenen oder ihr Grundbesitz eine grundlegende Frage in der Entwicklung. Ihr ein anderes Dokument an die Seite zu stellen, laut dem der Wein in Schemnitz billiger war, als in Hodritsch und darum die Hodritscher Häuer ihren Wein in Schemnitz einkaufen wollten, was die Gewerken im Sinne des damaligen Systems des Pfennwerthandels nicht gestatteten und Proteste hervorriefen: das ist der großen Fragen nicht würdig. Die düstere Darstellung der Ausbeutung bei der Verf.in scheint dafür zu sprechen, daß es ihr gar nicht bewußt ist, wie weit die soziale wirtschaftliche Lage des Volkes bestimmte Grundlagen voraussetzt. Generationen von schöpferischen und verantwortungsbewußten Männer hatten in vielen Gebieten des Landes eine staatliche Organisation zu schaffen, aus Urwald eine Kulturlandschaft zu formen, Straßen und Städte als Produktionsstätten zu bauen, den Bergbau einzurichten und lebensfähig zu erhalten, — Aufgaben, die nicht immer gleich waren und nicht überall voll erfüllt werden konnten. Es gab

schon Feudalherren, die in Tataren- und Türkenkriegen ihr Leben opferten und es gab auch Patrizier, die in schöpferischer Hingabe Einrichtungen schufen, auf denen breite Massen ihre Zukunft aufbauen konnten. Bei fruchtbarem Boden war die Lebensmittelversorgung der Massen im alten Ungarn nicht schlecht. Im Protokoll einer kirchlichen Bruderschaft in Käsmark aus dem 15. und 16. Jh. hat sich ein Verzeichnis von Speisen erhalten, die den Armen im Altersheim geboten wurden: sie waren auch nach heutigen Begriffen sehr befriedigend. Es gab damals in den deutschen Städten der Slowakei keine unerträgliche Armut und keinen Hungerlohn. Selbst das wöchentliche Reinigungsbad war für die städtischen Arbeiter eingeschlossen. Alterskassen im Bergbau und freie Krankenbetten wurden schon früh eingeführt.

Hier soll noch auf einen Umstand hingewiesen werden. Die Dokumente sollen den Kampf des slowakischen Volkes gegen den Feudalismus behandeln: sie betreffen zu einem großen Teil das Deutschtum und auch das Madjarentum im historischen Ungarn. Es bestand bei der Herausgeberin offenkundig die Absicht, nur diese Auswahl von Quellen auf das slowakische Volk wirken zu lassen, darum sind auch alle fremdsprachigen Dokumente ins Slowakische übersetzt worden. Wesentliches und Unwesentliches ist in den Dokumenten nebeneinander gestellt, im Text der Einleitung vieles verallgemeinert und übertrieben worden. Ein richtiges Bild der sozialen Lage und Entwicklung müsste sich auf ein umfassendes Quellenmaterial stützen, denn bei der getroffenen Auswahl bleibt das Bild zweckbestimmt.

Warstein † J. Liptak

Peter Vajcik: Školstvo, študijné a školské poriadky na Slovensku v XVI. storočí (Schulwesen, Studien- und Schulordnungen in der Slowakei im XVI. Jahrh.). Preßburg, Slowakische Akademie der Wissenschaften 1955. 176 Seiten.

Der Ursprung von Schulen deutscher Städte in der Slowakei geht auf das 14. Jh. zurück. Seit der Zeit der Reformation nahmen sie einen großen Aufschwung. Ihre Entstehung und Entwicklung fand in der Geschichte der betreffenden Kirchengemeinden eine ihrer Bedeutung entsprechende Darstellung. Die Geschichte der einzelnen höheren Schulen aber wurde in eingehenden Monographien meist in ungarischer Sprache dargestellt. Wenn man von der zusammenfassenden Geschichte des evangelischen Schulwesens im alten Ungarn von Ö. Szelényi absieht, fanden nur einzelne Epochen in den Werken von Békefi (bis 1540), Frankl (im 16. Jh.) und Fináczy (zur Zeit Maria Theresias) eine wissenschaftliche Behandlung, diese allerdings mit einem ausführlichen, deutschen und lateinischen Quellenmaterial unterbaut.

Es ist umso erfreulicher, daß V., Professor an der Slowakischen Universität in Preßburg, in dem vorliegenden Werk das gesamte Schulwesen des 16. Jh.s in der Slowakei einer wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung unterzieht. Im ersten Abschnitt entwirft er ein Bild des Schulwesens und der geistigen Betätigung vor dem 16. Jh. und hebt diesbezügliche Bestrebungen und Persönlichkeiten, so auch die Arbeit der Academia Istropolitana in Preßburg im 15. Jh. mit Angaben von Einzelarbeiten der Gelehrten entsprechend hervor. Das Bild findet eine Begründung und Abrundung darin, daß der Verf. die Entwicklung in die Geistesströmungen Deutschlands und des Westens einbaut. Insgesamt führt er 132 Schulen an, deren Entstehung bis zum Ende des 16. Jh.s belegt ist.

Dann stellt er die Entstehung der städtischen Schulen dar, besonders die von Preßburg, Tyrnau, Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Leutschau, Käsmark, Bartfeld, Eperies und Kaschau. Wenn dabei als Einzelfall eine Eingabe des Lehrers Schremmel aus Neusohl v. J. 1571 an den Stadtrat angeführt wird („Das zehend pfening wollen die windischen auch nicht mehr geben. Schreyen all über mich. Warumb helt uns der Schulmeister nicht ein windischen Cantor, als ob solches an mir gelegen wer"), so sollte das nicht verallgemeinert werden. Denn slowakische Lehrer und Schüler wurden an deutschen Schulen gern aufgenommen und ebenso behandelt wie alle anderen. Allerdings wird die Rolle und die Bedeutung des Deutschtums bei der Errichtung und Erhaltung von Schulen vom Verf. nicht erwähnt. Er spricht stets nur von „unseren Schulen" und der Uneingeweihte weiß nicht, daß es sich dabei in der Hauptsache um deutsche Schulen handelt.

In einem weiteren Abschnitt wird die Organisation der städtischen Schulen — sie waren meist mit der Kirche verflochten — dargestellt und die Erstellung von Schulordnungen behandelt. Die Stellung der Lehrer und das Leben der Schüler wird auch an Einzelbeispielen eingehend besprochen, dann die Organisation des Unterrichtsverlaufes und die Methodik der einzelnen Gegenstände. Bezeichnende Teile aus Büchern des 16. Jh.s konnten als Illustrationen durch Exemplare der Universitätsbücherei in Preßburg oder aus Handschriften der Archive beigestellt werden.

Im zweiten Teil des Werkes werden Schulordnungen und Schulgesetze der hervorragensten Anstalten im Wortlaut veröffentlicht: durchwegs solche, die bisher im Druck noch nicht erschienen sind. Als Einleitung zum Text wird jeweils eine kurze Geschichte der betreffenden Schule im 16. Jh. vorangeschickt. Es folgen — immer nur in slowakischer Übersetzung — die Schulgesetze von Bartfeld v. J. 1540, wo der verdiente Pädagoge Leonhard Stöckel wirkte, dann die Reform- und Studienordnung der Tyrnauer Schule v. J. 1558, der Stunden- und Übungsplan der Neusohler Schule v. J. 1574 und die Schulordnung von 1580, der Schemnitzer Stundenplan v. J. 1580, die Studienordnung und die Schulgesetze der Leutschauer Schule v. J. 1589, der Lehrplan und die Schulgesetze von Modern v. J. 1594 und ein Schulzeugnis der Käsmarker Schule für Sebastian Lam v. J. 1575. Als Belege werden ferner — nun schon in der Originalsprache — abgedruckt: der Lehrplan und die Schulordnung von Leutschau v. J. 1589 (der Lehrplan lateinisch, die Schulordnung deutsch) und zum Schluß das Schulzeugnis für Sebastian Lam v. J. 1575 lateinisch. Am Ende ist eine Zusammenfassung in russischer und deutscher Sprache beigefügt. In dieser wäre es richtig gewesen, nicht von „lateinischen Schulen", sondern von „Lateinschulen" zu sprechen.

Das Werk ist ein Ergebnis gewissenhafter Forschungen und einer gründlichen Beherrschung der angeführten, ausführlichen Bibliographie sowie der zugezogenen Originalurkunden, die zum ersten Male veröffentlicht wurden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Sachlichkeit der Darstellung, das treffende Urteil und die Heranziehung deutscher Pädagogen und Humanisten des 16. Jh.s zur Charakterisierung des Schulwesens in der Slowakei und dessen Leistungen. Es wäre für die Wissenschaft ein Vorteil gewesen, wenn die in slowakischer Übersetzung veröffentlichten Schulordnungen auch oder nur in der Originalsprache abgedruckt worden wären. Die wertvolle Arbeit des Verf. wäre dadurch

breiteren Kreisen der Wissenschaft zugänglich gewesen, was sie durchaus verdient hätte.

Warstein † J. Liptak

Jan Merell: Bible v českých zemích. Česká katolická charita. (Die Bibel in böhmischen Landen). Herausg. von der Tschechischen Katholischen Caritas 1956. 119 S. mit 6 farbigen und 96 schwarz-weißen Bildtafeln.

Die alttschechischen biblischen Handschriften und auch die frühen und die späteren Bibeldrucke weisen einen großen Reichtum auf. Sie sind von besonderer Bedeutung, denn einmal sind sie Denkmäler der altslawischen Sprache, zum anderen aber stellen sie durch ihre überaus reiche Illumination auch kunsthistorische Raritäten dar. Sie begleiteten das gläubige tschechische Volk fast tausend Jaher hindurch in seiner Geschichte, sie wurden zum Bestandteil seiner nationalen Kultur und strahlten ihre Wirkung auch auf andere slawische Völker aus. Besonders reich sind die erhaltenen Exemplare aus dem romanischen und dem gotischen Zeitalter, in dem Könige, Fürsten und Klöster um den Besitz von reich mit farbigen Initialen und biblischen Darstellungen sowie mit einer Zierschrift ausgestatteten Bibeln wetteiferten. Wenn man erfährt, daß es in Böhmen 25 vollständige handschriftliche tschechische Bibeln, 27 Handschriften des Alten Testaments, 35 Handschriften des Neuen Testaments, 22 Psalter, 17 Evangelienbücher und noch eine Reihe von Bruchstücken gibt, so muß man es zu den Ländern zählen, die auf diesem Gebiet die größten Schätze aufzuweisen haben. In der Ausgabe ist die Entstehung der einzelnen Handschriften und Drucke eingehend beschrieben. Auf den farbigen Tafeln ebenso wie auf den übrigen Bildtafeln sind biblische Szenen in einer zu Herzen gehenden Stilisierung gläubiger Urheber in echter, ungekünstelter Frömmigkeit dargestellt. Ein jeder, der dafür Verständnis hat, wird in den bildlichen Darstellungen die Tiefe des Glaubens, die edle Einfalt und die ergreifende Vorstellungswelt des Zeitalters empfinden, in dem derartige Werke entstanden sind. Für die Leser, die der tschechischen Sprache nicht mächtig sind, wurden im Buch Inhaltsangaben und Bildverzeichnisse in französischer, englischer und deutscher Sprache beigegeben.

Warstein † J. Liptak

Bednárik, Rudolf: Mal'ované ohništia v oblasti Malých Karpát (Bemalte Herdstätten im Gebiete der Kleinen Karpaten). St. Martin (Slowakei), Verlag Osveta 1956. 160 S. mit 15 Zeichnungen im Text und 43 z. T. farbigen Taf. Ganzleinen 40 Kč.

Im Gegensatz zu den streng archaischen Hirtenkulturen des mittleren und östlichen Karpatenbogens ist in dem ehemals deutsch-slowakischen Vorland der Kleinen Karpaten in der Westslowakei eine reiche Bauernkultur entstanden, welche die ursprüngliche Schmucklosigkeit ihrer Lehmbauten später durch eine farbige Bemalung der Außen- und Innenwände aufheiterte. Gemäß der Fruchtbarkeit dieser Landstriche stellten sich dazu üppige Pflanzenornamente ein, die auf höheren Stufen der künstlerischen Gestaltung durch Motive aus der Tierwelt ergänzt wurden. Der Reichtum des Tieflandes und seiner Bewohner äußert sich weiter in verschwenderisch ausgestatteten Trachten, die nach Vorbildern der Barock-, Rokoko- und Empirezeit aus teueren Stoffen gewerblicher Herkunft hergestellt sind. Die Trachten finden ihre natürliche Ergänzung in kunstvollen Stickereien, in Spitzen und Klöppelarbeiten, denen die häusliche Sorgfalt der

Frauen gilt. Die Lehmbaukunst des Hauses setzt sich in der gewerblich betriebenen Keramik fort, die sich zu ihrem Schmucke des bunten Pflanzenornamentes und später auch tierischer und menschlicher Motive bedient. Der Reichtum dieses Tieflandes drängt zu einer Fülle und Überfülle des Schmuckes, der in den bewegten Formen der Barock- und Rokokokunst seine Vorbilder findet. Wie in der sakralen und bürgerlichen Sphäre ist dadurch die Westslowakei auch im bäuerlichen Bereiche zu einer Kulturlandschaft des Barock und Rokoko geworden, welche sich vor allem im Strahlungsgebiet von Preßburg durch ein hohes Maß an stilistischer Geschlossenheit auszeichnet.

In diesen Entwicklungszusammenhang reihen sich nach unserer Meinung auch die bemalten Herdstätten in der nordöstlichen Umgebung von Preßburg ein. Die unter westlichem Einfluß erfolgte Einführung geschlossener Feuerstätten, des Kachelofens und des Sparherdes, ließ aus der ursprünglich „schwarzen Küche" einen rauchlosen Raum entstehen, der jedoch seine alte brauchtümliche Bedeutung beibehielt und für die volkskünstlerische Ausgestaltung mit Wandmalereien besonders geeignet war. Hier konnte sich der durch den sozialen und wirtschaftlichen Aufschwung der Landbevölkerung entbundene Schönheitssinn der Bauersfrauen besonders sinnfällig entfalten und mit dem zunehmenden Wohlstand seit dem Ausgang des 18. Jh. von den linearen Zeichnungen auf den ehemals berußten Wandflächen nach barocken Vorbildern zu farbigen Ornamenten aus pflanzlichen und tierischen Motiven von lebhaftem Formenschwung und leuchtender Farbenkraft übergehen.

In Übereinstimmung mit Antonín Václavík möchte ich mir auf diese natürliche Weise die reizvolle Volkskunst der bemalten Herdstätten im Gegensatz zu B. erklären, der für die Entstehung dieser unpolitischen Erscheinung in überflüssiger Weise das marxistisch-leninistische Gedankengut bemüht. Lange vor der Entdeckung des dialektischen Materialismus stieß die Formen- und Farbenfreude des Barock und Rokoko bei den kunstsinnigen Frauen des Karpatenvorlandes auf verwandte Seelen, die ihrem barocken Lebensgefühl in vielen Erscheinungsformen ihrer Volkskultur beredten Ausdruck gaben. Mit welchem Reichtum an Phantasie und Formgefühl hat es etwa Frau Bruder in dem alten Weinbauerndorf Weinern (jetzt Dvornik) verstanden, das Motiv der schnäbelnden Vögel, der Blumen und Blätter abzuwandeln und wahre Kunstwerke der ornamentalen Flächenfüllung zu gestalten! In dieser schlichten Frau aus dem Volke haben wir eine begnadete Künstlerin vor uns, die viele hochgeschätzte Meister der höfischen Kunst an origineller Ausdruckskraft weit übertrifft; aber sie wurzelt mit ihrer künstlerischen Grundhaltung noch ganz im Lebensgefühl von Barock und Rokoko, den beiden letzten großen europäischen Kunststilen. Wenn wir auch die Einschaltung moderner politischer Gedankengänge für die Erklärung dieser gesamteuropäischen Kulturbewegungen für unangebracht halten, so müssen wir dem Verf. dennoch dafür dankbar sein, daß er uns mit den wahrhaft hochstehenden künstlerischen Leistungen dieser und anderer Bauersfrauen (z. B. Frau Pulmann aus Schweinsbach, jetzt Viničné) in dem sprachlich gemischten Umland von Preßburg durch so viele Zeichnungen, Lichtbilder und farbige Wiedergaben bekannt gemacht hat, die uns in ihrer Gesamtheit ein eindrucksvolles Bild von der volkskundlichen und sprachlichen Harmonie im Kulturraum des alten Preßburg vermitteln.

Münster/Westf. Bruno Schier

Ryšánek, František: Slovenik k Žilinské knize (Wörterbuch zum Silleiner Stadtbuch). Preßburg, Verlag Vydavatel'stvo Slovenskej Akademie Vied 1954. 800 S.

Zu den ältesten Stadtbüchern der Slowakei gehört das Buch der Stadt Sillein, das bereits 1934 veröffentlicht wurde. Wir besitzen die ersten Eintragungen aus der Mitte des 15. Jh. Hier haben wir es mit einem Wörterbuch zu tun, das alle Ausdrücke aufzählt und kommentiert, die im Stadbuch selbst enthalten sind. Wir finden im Zusammenhang damit eine Reihe mittelhochdeutscher Ausdrücke, die für den Volkskundler oder Germanisten von großer Bedeutung erscheinen. Freilich wird das Werk erst im Zusammenhang mit dem Text zu einer Einheit, als die es auch gedacht ist.

Wien Ernst Joseph Görlich

III. Ungarn

Numizmatikai Közlöny, LVI.-LVII. Jg., 1957/58. 77 S. u. 5 Taf.

Diese derzeit von Ludwig Huszár redigierte Zweitschrift zeichnet sich seit jeher durch gediegene Arbeiten aus. So bietet auch das neueste Doppelheft wieder eine Fülle wertvoller Beiträge. Ungarn hat bekanntlich eine ungewöhnlich interessante Siedlungsgeschichte, die sich natürlich auch in seinen numismatischen Denkmalen wiederspiegelt. Gleich der erste Aufsatz von Vera Sümeghy „Eine thessalische Bronzemünze und die Wagen-Amphora von Budakalász", die im Ungarischen Nationalmuseum verwahrt wird, zeigt die Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Münze auf. Denn ein ähnlicher Wagen, der in vielfacher Abwandlung seiner Form auftritt, dient als Wappen der Stadt Krannon in Thessalien und kommt auch auf ihren Münzen vor. Dadurch ist es auch gelungen, das auf ungarischem Boden zutage gekommene Fundstück seiner Herkunft nach zu lokalisieren. Wichtig ist auch die Arbeit von Andreas Kerényi über die Chronologie der barbarischen (keltischen) Bronzemünzen vom Typus Regöly (im Komitat Tolna). Eine Untersuchung der pannonischen Statuen des Herkules-Melkart (Hercules Gaditanus) durch Eugen Fitz ergab, daß die Mehrzahl von ihnen in enger Beziehung zur offiziellen Verehrung dieses Gottes stand. Ihre Datierung aber wurde durch die Münzen mit der Darstellung des Herkules Melkart ermöglicht: sie fallen in der Zeit des Septimius Severus. Ein schönes Beispiel für die Unentbehrlichkeit der Numismatik gerade bei Klärung chronologischer Fragen!

Aus späterer Zeit sind die Untersuchungen von Andreas Kubinyi über die Hermannstädter Münzstätte im Jahre 1524, von Paul Szász über die Angestellten der Münzstätte Nagybánya 1530—1660 und von Ludwig Huszár über die Münzprägung in Kremnitz 1748—1768 hervorzuheben. Besonders interessant ist die Arbeit von Tibor Anton Horváth über die Münzbezeichnungen „Batka, Kacsinka, teruntius". Der Autor geht diesen Namen auf Grund archivalischer Nachrichten nach. Batka wird zum ersten Male in einem Dekret Ludwigs II. von 1521 erwähnt als Bezeichnung für böhmische Münzsorten die im 16. Jh. auch in Ungarn zirkulierten. Sie hatte ursprünglich den Wert von 1 Obol, später, zu Anfang des 17. Jh.s, von $^1/_3$ Kreuzer und hieß dementsprechend nunmehr teruntius.

In Nordungarn war der slowakische Name dieser Münze kacsinka. Als der Wert von Batka oder Kacsinka auf 1/12 bzw. 1/4 Kreuzer sank, verschwand auch der Name Teruntius. In der 2. Hälfte des 18. Jh.s in Kupfer ausgeprägt, waren dafür die Namen Batka oder Kacsinka noch bis ins 19. Jh. hinein bekannt. — Über das älteste Papiernotgeld in Ungarn (Pest 1811 und 1816) berichtet Michael Kupa, während der schon genannte T. A. Horváth als Meister der Gedächtnismedaillen auf die Gräfin Maria Pálffy, geb. Gräfin Fugger († 1646), die mit ihren gleichzeitig verstorbenen Söhnen in Preßburg bestattet wurde, den Wiener Stempelschneider Mathes Pichler feststellen konnte. Geschlagen wurden diese seltenen Stücke im Gewichte von 1 und 1/2 Taler in der Wiener Münzstätte. Schließlich seien noch ein Bericht über einen Fund römischer Bronzemedaillons aus Szöny (Brigetio) von Ladislaus Barkóczi und eine Zusammenstellung der von Kremnitzer Stempelschneidern 1872—1899 geschaffenen Medaillen aus der Feder Ludwig Huszárs erwähnt. Alles ein höchst erfreulicher Beweis für die rege und erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit der ungarischen Numismatiker.

Graz — Günther Probszt

Réthy, Ladislaus: Corpus nummorum Hungariae. Eingeleitet und übersetzt von Prof. Dr. Günther Probszt. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1958. 128 S. mit XLIX Taf. u. 1 Kte.

Das 1899 im Auftrag der Archäologischen Kommission der Ungar. Akademie der Wissenschaften verfaßte Corpus der ungarischen Münzen ist trotz mancher neuerer Arbeiten noch immer die brauchbarste Übersicht über die ältere ungarische Münzprägung, obgleich das Werk Torso geblieben ist. R. plante ursprünglich zwei Teile seines Werkes: einen beschreibenden und einen münzwissenschaftlichen Teil. Nach dem von R. selbst in seiner Einleitung gegebenen Plan sollte das Corpus die Münzprägungen bis in die Gegenwart umfassen, dazu die Gepräge der ungarischen Nebenländer, ausländische, nach ungarischem Vorbild geprägte Münzen, in ungarischen Münzstätten hergestellte ausländische Münzgattungen, Notgeld ungarischer Städte, Bergwerksmarken, Papiergeld, sowie fremde Münzgattungen, die auf ungarischem Gebiet im Umlauf waren u. a. Alles in allem ein sehr weitgespannter Rahmen. Davon sind nur die ersten zwei Abschnitte des ersten Teiles mit den Prägungen der Árpáden und der verschiedenen anderen Herrscherhäuser bis 1526 erschienen. Durch die deutsche Übersetzung soll nun das Werk vor allem den internationalen Sammlerkreisen zugänglich gemacht werden. Ein Umarbeiten des Originals durch Hineinarbeiten der neueren Forschungsergebnisse wurde vom Übersetzer vermieden, da dies eine völlige Neufassung erfordert hätte. Nur einige offenkundige Versehen wurden vom Übersetzer stillschweigend richtig gestellt oder in vereinzelten Anmerkungen darauf verwiesen. Dagegen hat P. in einer 42 Seiten umfassenden Einleitung — hauptsächlich auf Grund der Arbeiten von B. Hóman — eine kurze Darstellung der Geschichte Ungarns und seines Münzwesens im Mittelalter vorangestellt, wobei insbesondere die Neuregelung des Münz- und Bergregals unter Karl Robert von Anjou eingehend geschildert wird. Daran schließen sich Stammtafeln der Árpáden und der anderen Königshäuser sowie eine Zeittafel der ungarischen Könige und ein „Synonymen-Verzeichnis" der ungarischen Ortsnamen. S. 12 findet sich ein kleiner Anachronismus. Die Bezeichnung „Schwaben" für die deutschen Kolonisten in Ungarn kommt erst für die nach der Türkenbefreiung im Lande angesiedelten Deutschen auf. S. 13,

Z. 17 v. o. steht ein sinnstörender Druckfehler. Es soll richtig „Geldentwertung", nicht „Geldwertung" heißen.

Graz B. S a r i a

Probszt-Ohstorff, Günther: Corpus der ungarischen Verdienstorden, Ehren- und Denkzeichen. In: Adeliges Jahrbuch 1955. Jg. XXXIII (N. F. III). Luzern 1955. S. 33—173. Mit 32 Abb.

Ders.: Verzeichnis der Orden und Ehrenzeichen der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, die von ungarischen Staatsbürgern ohne besondere Bewilligung angenommen und getragen werden konnten. Ebda. Jg. XXXIV (N. F. IV). Luzern 1956. S. 63—80.

Die kulturgeschichtliche Erforschung des Ordenswesens ist eine noch recht junge Wissenschaft, die sich in Verbindung mit der Numismatik, zu der ja auch die Medaillenkunde gehört, entwickelt hat. Zu den Schwierigkeiten, mit denen sie im allgemeinen zu kämpfen hat, kommt im vorliegenden Falle, der Geschichte der ungarischen Orden, die gegenwärtige Unmöglichkeit, die entsprechenden Archive benutzen zu können. Daher ist dem Verf. auch das große, monumentale Werk von F. Felszeghy und anderen, A rendjelek és kitüntetések történelmünkben, das 1944 in Budapest (ohne Jahresangabe) erschien, unbekannt geblieben. In einer Einleitung gibt P. zunächst eine zusammenfassende Geschichte der älteren ungarischen Orden, des aus dem 15. Jh. stammenden und vermutlich noch im selben Jahrhundert erloschenen Drachenordens, der noch den ursprünglichen Charakter dieser Orden als „Gesellschaft mit dem trackhen" zeigt, weiters der verschiedenen „Gnadenpfennige" u. dgl. bis zu den wohl mit der Einführung stehender Heere verbundenen ersten Verdienstorden und Ehrenzeichen des 18. Jh.s, für die der 1757 gestiftete Militär-Maria-Theresien-Orden das bekannteste Beispiel ist, und schließlich die für die ungarische Nationalarmee geschaffenen Auszeichnungen der J. 1848/49. An diese gut fundierten Ausführungen schließt sich ein 90 Nummern umfassender Katalog, der auch noch den Verdienstorden der „Ungarischen Volksrepublik" umfaßt. Die späteren Auszeichnungen derselben sind im Katalog nicht mehr enthalten. Darüber wird demnächst eine Arbeit von F. Kiraly erwartet. Ein Anhang bringt Urkunden und Statuten der Orden im vollen Wortlaut. Die zweite Arbeit ist im wesentlichen ein 259 Titel umfassendes Verzeichnis jener Orden und Ehrenzeichen, die in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie verliehen wurden. Daran schließen sich einige Berichtigungen und Nachträge zum erwähnten Corpus.

Graz B. S a r i a

Farkas, Julius von: Ungarns Geschichte und Kultur in Dokumenten. Wiesbaden, Otto Harrassowitz. 234 S.

Dies nützliche Sammlung vereinigt Äußerungen über das Madjarentum, seine Geschichte, seine Eigenart und sein Schicksal — beginnend mit dem anonymen Notar Bélas III. (Gesta Hungarorum), abschließend mit einer Äußerung von Gyula Illyés über „Die ungarische Rasse". Bei diesem „Lesebuch über den madjarischen Volkscharakter" wird man freilich berücksichtigen müssen, daß U n g a r n s Geschichte und Kultur in diesen Dokumenten nicht zureichend gespiegelt wird. Die Sammlung bringt zwar den Freibrief der Siebenbürger Sachsen, unterläßt es

aber, auch die kulturelle Leistung der Deutschen, Rumänen, Serben und Slowaken auf ungarländischem Boden zu dokumentieren.

H. B.

Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten, 1930—1950. Schorndorf, Selbstverlag 1958[1]). 1. Lieferung. 80 S.

W. unternimmt mit vorliegender Veröffentlichung eine Sammlung von Aufsätzen und Reden über das ungarländische Deutschtum seit dem J. 1930. Sie umfaßt vor allem Zeugnisse von Jakob B l e y e r (1874—1933), der die Geschicke des ungarländischen Deutschtums von 1919 bis 1933 leitete, aber auch Aufsätze anderer, die im „Auslanddeutschen" und in „Nation und Staat" erschienen und hohen Quellenwert besitzen.

Die von W. veranstaltete Quellensammlung klärt die Geschichte des ungarländischen Deutschtums in wesentlichen Punkten. Sie wird hoffentlich den leidigen Verzeichnungen ein Ende bereiten, die in den letzten Jahren auch in Deutschland das Bild dieser auslanddeutschen Volksgruppe in Mitleidenschaft gezogen haben.

F. V.

Eckhardt, Sándor: Új fejezetek Balassi Bálint viharos életéből (Neue Abschnitte aus dem stürmischen Leben Valentin Balassis). (Irodalomtörténeti füzetek, 10). Budapest, Akadémiai kiadó 1957. 104 S.

Aus verschiedenen Archiven der heutigen Slowakei, vor allem aus dem Stadtarchiv von Schemnitz hat E. bisher unbekannte Briefe des ersten großen madjarischen Dichters zusammengetragen, die manche Episode in B.s Leben erhellen. Meist handelt es sich um Abenteuer, die dann in Rechtshändel ausarteten. Die von E. ermittelten neuen Einzelheiten sind über das Biographische hinaus auch für die Geschichte des Karpatengebietes im letzten Viertel des 16. Jh.s wichtig. Aufschlußreich ist der Gegensatz zwischen (madjarischem) Adel und (deutscher) Stadt.

F. V.

Moór, E.: Die Ausbildung der Betriebsformen der ungarischen Landwirtschaft im Lichte der slawischen Lehnwörter. S.—A. aus Studia Slavica II (Budapest 1956). S. 31—117.

M. weist nach, daß die halbnomadischen Betriebsformen in der Theißebene bis in die Landnahmezeit zurückreichen. Die Madjaren brachten sie aus Osteuropa mit; sie fanden ähnliche Betriebsformen aber auch bei der slawischen Bevölkerung vor, die im Osten des Landes aus „slowakisch sprechenden Awarenslawen" (= slawisierten Awaren) bestanden, zum geringeren Teil auch aus Bulgaroslawen. Im Westen des Landes stießen die landnehmenden Madjaren auf Slowenen. Von allen diesen slawischen Gruppen übernahmen die Madjaren zahlreiche Elemente der Viehzucht und vor allem des Ackerbaus, was sich im madjarischen Sprachsatz klar spiegelt.

F. V.

---

[1]) Zu beziehen durch Dr. Johann Weidlein, Schondorf/Württ. Mönchsbrückenweg 16.

Dercsényi, Dezső — Zolnay, László: Esztergom (Magyar Müemlékek). (Gran. Schriftenreihe: Ungarische Kunstdenkmäler) Budapest, Képzőmüvészeti Alap 1956. 90 S. 46 Abb. i. T., 1 Stadtplan, 157 Abb. auf Tafeln.

Korompay, György: Veszprém. (Városképek — Müemlékek. Szerkeszti Papp Imre). (Wesprim. Schriftenreihe: Stadtbilder — Kunstdenkmäler. Redaktion: I. Papp) 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Budapest, Müszaki Könyvkiadó 1957. 273 S.

Dercsényi, Dezső — Pogány, Frigyes — Szentkirályi, Zoltán: Pécs. (Városképek — Müemlékek). (Fünfkirchen. Schriftenreihe: Stadtbilder — Kunstdenkmäler). Budapest, Müszaki Könyvkiadó 1956. 263 S. 185 Abb. im Text, 1 Stadtplan.

Borbiró, Virgil — Valló, István: Győr városépitéstörténete (Stadtbaugeschichte von Raab). Budapest, Akadémiai Kiadó 1956. 324 S. 221 Abb. im Text, 4 Kartenbeilagen.

Die vier Bücher sind zwar nicht in derselben Schriftenreihe erschienen, gehören aber als Stadtmonographien inhaltlich eng zusammen. Die Reihe „Ungarische Kunstdenkmäler" ist kunstgeschichtlich-historisch. Ihre Bände sind kurzgefaßte kunsttopographische Arbeiten. Die „Stadtbilder — Kunstdenkmäler" verwerten und erweitern die Ergebnisse der systematischen Bestandsaufnahmen, die die Abteilung für Stadt- und Dorfregulierung des Ministeriums für Bauwesen in den bedeutenderen Ortschaften des Landes durchführen ließ. Ortsgeschichtliche und Denkmalforschung bilden freilich auch hier die unentbehrliche Grundlage, doch werden dazu Richtlinien zur Erhaltung des historisch und ästhetisch wertvollen Stadtgebildes gegeben.

D e r c s é n y i und Z o l n a y haben die Stadt bearbeitet, die seit über 900 Jahren als Hauptstadt der katholischen Kirche Ungarns gilt und in den ersten Jahrhunderten des Königtums auch als Residenzstadt diente. Da hier Stadtbildbeschreibungen und Analysen fehlen, tritt der kunsttopographische Charakter besonders deutlich und m. E. vorteilhaft hervor. Die geschichtliche Einleitung von Z. verrät trotz ihrer Kürze den Fachmann. Es gibt freilich Probleme, die eine eingehendere Erörterung verdient hätten, z. B. das Verhältnis der königlichen Stadt zur erzbischöflichen. Die Vermutung, daß die Pfarrkirche St. Nikolaus das Zentrum der „Latini" gewesen sei, ist ansprechend, war ja die Donau einer der wichtigsten Handelswege und Nikolaus der Patron der Schiffer. Zu begrüßen ist die Veröffentlichung der Funde älterer Grabungen im heutigen Stadtgebiet und in der Umgebung. Sie werfen oft überraschendes Licht auf die vielen Dorfsiedlungen, die vor der Türkenzeit um die Stadt und Burg Gran lagen. In mehreren Fällen wären neue Forschungen dringend notwendig. Ist die dreischiffige Kirche von Kovácsi tatsächlich im 11. Jh. entstanden, so mag ihre Doppelturmfassade von internationaler Bedeutung sein. Die sorgfältige Beschreibung der einzelnen Denkmäler stammt von D. Von der komplizierten Baugeschichte des Palastes gelang es ihm aber nicht ein so klares Bild zu geben, wie in der „Geschichte der ungarländischen Kunst" (vgl. SOF XVII 278). Auf S. 65 wird die Nische im Scheitel des Sanctuariums der Palastkapelle als Königssitz bezeichnet, wohl nach T. G e r e v i c h. Die christliche Liturgie aber hat dem weltlichen Herrscher nie einen derart eminenten Platz gewährt, nicht einmal in Byzanz. Wurde die Kapelle — wie allgemein angenommen — erst nach der Übergabe des Palastes an den Erzbischof fertiggestellt, so können wir nur an

den Sitz des Kirchenfürsten denken. Der östliche Ritus hat den Priesterthron hinter dem Altar beibehalten.

Die Reihe „Stadtbilder — Kunstdenkmäler" nahm seinerzeit ihren Anfang mit Korompay's Band über Wesprim, der jetzt schon in der zweiten erweiterten und umgearbeiteten Auflage vorliegt. Der Verf. ist Architekt und zeichnet allein auch für die Ortsgeschichte. Wie aber aus den allzu knappen und nicht immer genauen Anmerkungen ersichtlich, schöpft er seine Angaben nie aus den Originalquellen. Gerade die Frühgeschichte von Wesprim bietet aber in Fülle schwierige Probleme, die selbst der tüchtigste Lokalforscher kaum wird lösen können. So wartet K. manchmal mit rätselhaften Daten auf. Ohne Quellenangabe erzählt er, daß wir den Ursprung der Burg Wesprim in der Völkerwanderungszeit suchen müssen, da die schriftlichen Quellen von einer Siedlung namens „Orcabu" sprechen. Rez. vermutet, daß es sich hier um die entstellte Form des in der „Conversio Bagoariorum et Carantanorum" überlieferten Ortsnamens Ortahu handelt (S. 15). In der Tat erwähnt er schon auf S. 16, daß Adalwin Erzbischof von Salzburg (866, richtig am 1. Januar 865) die Michaeliskirche „in proprietate Wezilonis (recte: Chezilonis d. h. Kozels) weihte und diese möglicherweise auf der Burg von Wesprim stand. Als Quelle gibt er eine Bischofsgeschichte aus dem J. 1799 an und ahnt nicht, daß sein „Orcabu" d. h. Ortahu diese Michaeliskirche hatte und gerade wegen des Patroziniums mit Wesprim in Zusammenhang gebracht bzw. vermutungsweise identifiziert werden kann. Es stimmt bedenklich, wenn der Verf. mit der Unbekümmertheit eines Dilettanten eine Frage von großer Tragweite wie die Herkunft des Ortsnamens wie folgt beantwortet: „nach übereinstimmender Meinung der Ortsgeschichtsforscher" erhielt die Burg ihren Namen im 9. Jh. von einem Truppenführer Privinas, der Bezprem hieß. Abgesehen davon, daß die beste einschlägige Quelle, die „Conversio Bagoariorum et Carantanorum" diesen Namen überhaupt nicht kennt, könnte diese Erklärung nur nach Jan Stanislav stimmen, der behauptet, die typisch altungarische Ortsnamengebung: einfacher PN > ON, sei für die alten Slawen, namentlich die Slowaken charakteristisch gewesen. Die Unhaltbarkeit der Theorie Stanisláv's ist jedoch schon oft nachgewiesen worden, zuletzt ausführlich von St. Kniezsa in „Acta Slavica" (Budapest I 1955 S. 29—47). K. schreibt die Annahme, Bistum Wesprim sei früher als Gran entstanden, auf S. 16 falsch Albin Balogh, auf S. 19 richtig D. Dercsényi zu. Die Untersuchung Baloghs über die Stiftungsurkunde des Nonnenklosters von Veszprémvölgy wird im Zusammenhang mit einer belanglosen Einzelheit zitiert, ihr eigentliches Ergebnis aber, die Datierung der Klostergründung in die Zeit des Fürsten Géza, scheint dem Verf. völlig entgangen zu sein.

In der neueren Stadtgeschichte steht der Verf. schon auf festem Boden. Besonders lehrreich ist, wie die zahlreichen alten Stiche, Aufnahmen und ähnlichen Dokumente abgebildet und ausgewertet werden.

Der Band „Pécs" derselben Schriftreihe „Stadtbilder — Kunstdenkmäler" zeigt, wie man alle diese Bände machen sollte: mit Heranziehung verschiedener Fachleute. Der Kunstgeschichtler Dercsényi erweist sich in der einleitenden Stadtgeschichte auch als äußerst tüchtiger Historiker. Frigyes Pogány gibt die ästhetische Analyse des Stadtbildes. Z. Szentkirályi verfaßte das alphabetisch geordnete Verzeichnis und die Beschreibung der Bauten, die entweder als Kunstdenkmäler, oder als „kunstdenkmalartig" gelten und unter Denkmalschutz stehen.

Der zweite und der dritte Abschnitt sind beschreibenden Charakters und wiederholen stellenweise das im ersten Abschnitt gesagte. Geschichtsforscher, Archäologen und Kunsthistoriker werden der Arbeit Dercsényis die meiste Beachtung schenken müssen. Sie soll daher etwas eingehender besprochen und kommentiert werden.

Aus der früheren Römerzeit sind die Funde zwar zahlreich, ermöglichen aber nicht eine sichere Rekonstruktion der Stadtanlage. Zu S. 12 sei bemerkt, daß die Grabfunde der Rákóczi-Straße an der Außenseite der südlichen mittelalterlichen Stadtmauer dafür sprechen, daß die hier festgestellte Römerstraße im Altertum ebenfalls außerhalb der Stadt lief. Die altchristlichen Kultbauten am Domplatz werden ihrer Bedeutung gemäß eingehend besprochen. Hervorzuheben ist, wie der Einfluß der bischöflichen Grundherrschaft auf die Gestaltung des Stadtbildes herausgearbeitet wird. Auch auf die Einwohnerschaft fällt etwas Licht. Die Ortsnamen der Umgebung beweisen die slawische Besiedlung der Vorlandnahmezeit. Im Mittelalter sind in der Stadt Deutsche nachweisbar, die Mehrheit werden jedoch Ungarn gebildet haben. Bezeichnend ist, daß der bischöfl. Vikar Vitus Kuender am Anfang des 15. Jh.s seinen Wunsch, die gut dotierte Stelle aufzugeben, damit begründete, daß er nicht ungarisch könne und in der Stadt keine deutsche Dienerschaft zu finden sei. In der Türkenzeit wurden die Ungarn aus der Innenstadt verdrängt, ihre Heime nahmen Türken und Kroaten in Besitz. Im 18. Jh. ist die Stadt dreisprachig, ungarisch-deutsch-kroatisch geworden. Einige Bemerkungen zu den Einzelheiten: Die auf S. 20 Abb. 5 veröffentlichten Marmorfragmente, die „wegen des geometrischen Ornaments und des seltenen Materials" (S. 28) in die Mitte des 9. Jh.s datiert werden, sind m. E. 300 Jahre später entstanden. Man darf sich nicht durch die glatte Oberfläche täuschen lassen. Das Ornament erscheint teilweise nur eingeritzt, es handelt sich wohl um ein unvollendetes Werk, die Oberfläche ist aber auch stark abgetreten. Sieht man aber die Zeichnung des Ornaments genau an, so zeigt sich, daß darin die Hauptrolle keineswegs geometrische Motive spielen, sondern üppige, mit Perlenschnur besetzte Blätter, die auch in der ornamentalen Skulptur des Doms von Fünfkirchen erscheinen (vgl. Gerevich: Magyarország románkori emlékei, Budapest 1938. Taf. CXIX links und CXXI rechts). Ihre Vorbilder sind bekanntlich in Südfrankreich und Burgund zu suchen. Das „seltene Material" gibt keinen Anhaltspunkt zur Datierung. Aus den Ostalpen haben die Römer auch Marmor nach Pannonien eingeführt und ihre Steine sind nicht nur im 9. Jh. sondern auch später nur zu oft wiederverwendet worden. Was den sog. Fünfkirchener Grundriß betrifft, scheint es uns durchaus unwahrscheinlich, daß die Verbreitung der dreischiffigen, querhauslosen Basilika mit Dreiapsidenschluß der sicher hochbedeutenden „Fünfkirchener Werkstatt" zuzuschreiben sei. Dieser mittelländische Typus ist ja schon im 11. Jh. ein Gemeingut weiter Gebiete.

Die „Stadtbaugeschichte von Raab" von Borbiró und Valló hebt sich von den übrigen hier besprochenen Stadtmonographien schon durch das größere Format und die fast luxuriöse Ausstattung ab. Außerdem ist sie eine konsequent chronologische Darstellung und eine wirkliche Gemeinschaftsarbeit der beiden Verfasser. Der wissenschaftliche Apparat ist ausführlich, das Früh- und teilweise auch das Hochmittelalter aber werden unsicher, nicht ohne Dilettantismus behandelt. Für das 16.—19. Jh. wurden die verschiedensten Archivalien (Grundbücher, Steuerlisten, Stadtpläne usw.) um so gründlicher verwertet. Die Verf. waren sicht-

lich bemüht, nicht nur die baulichen Reste der Vergangenheit in Bildern festzuhalten, sondern das ganze einstige Leben der Stadt in statistischen Tabellen zu erfassen.

Abschließend müssen wir auf den gemeinsamen Vorzug und Mangel aller in den letzten Jahren veröffentlichten ungarischen Stadtmonographien hinweisen. Ihre Ausstattung ist weit überdurchschnittlich und das reiche Bildmaterial allein würde genügen, ihnen den Wert von Nachschlagewerken zu geben. Bedauerlich ist dagegen, daß vornehmlich die Architekt-Mitarbeiter bei der Untersuchung der Stadtanlagen nur die äußerlich-materielle und ästhetische Form wahrzunehmen scheinen. Die Methoden und Gesichtspunkte der modernen stadtgeschichtlichen Forschung kommen kaum zur Geltung. Das ist um so erstaunlicher, als in Ungarn die einschlägigen deutschen Forschungen noch in den vierziger Jahren mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurden und die kritische Auseinandersetzun mit ihren Ergebnissen auch die ungarische Forschung befruchtete. (Vgl. E. Mályusz: A magyarság és a városi élet a középkorban [Das Ungarntum und das städtische Leben im Mittelalter]. Századok 78 [1944] 36—62). Die stärkere Heranziehung erfahrener Historiker würde den Wert dieser zweifellos sehr nützlichen Monographien wesentlich erhöhen.

München T. Bogyay

Kiss Lajos: Vásárhelyi müvészélet (Kunstleben in Vasarhely). Képzömüvézeti alap kiadóvállalat. Budapest 1956.

Es ist erstaunlich und merkwürdig, daß sich gerade in einer Stadt wie Hódmezövásárhely, deren Einwohner eigentlich sehr kunstfern hauptsächlich von der Landwirtschaft leben, um die Jahrhundertwende zum 20. Jh. ein reiches künstlerisches Leben entwickelte und zur Wirkungsstätte oder zum Ausgangsort vieler ausgezeichneter Maler und Bildhauer wurde. K. war Zeitgenosse und Augenzeuge dieser Entwicklung und durch Freundschaft mit den Künstlern und ihren Schicksalen verbunden. Zwei Namen vor allen kennzeichnen den Umkreis seiner Betrachtungen: Tornyai János und Rudnay Gyula. Das gediegene und ausführliche Buch enthält eine Fülle von Charakteristiken, Erlebnissen, Zeugnissen und Berichten, die von zahlreichen Abbildungen ergänzt werden, und ruft uns eine wichtige Epoche moderner ungarischer Malerei und Plastik ins Gedächtnis zurück, eine Epoche, deren Auftrag durch den ersten Weltkrieg beendet wurde.

H. W.

IV. Jugoslawien

Antidoron Michaeli Abramić septuagenario oblatum a collegis et amicis. Vol. I (Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku LVI—LIX, 1954—1957). Split, Archäol. Museum 1957. 290 S., 42 Taf. u. zahlr. Abb. im Text.

Der vorliegende Band des Vjesnik dalm. erschien als erster Band der Festschrift, die anläßlich der Vollendung des 70. Lebensjahres dem früheren Direktor des Archäologischen Staatsmuseums in Split, M. Abramić, gewidmet ist, dessen von Božidar Jakac gezeichnetes Porträt den Band schmückt. Die große Zahl, vor allem ausländischer Mitarbeiter an diesem Bande zeugt von dem großen An-

sehen, das M. Abramić, der sich nicht nur um die archäologische Erforschung Dalmatiens, Poetovios usw., sondern insbesondere auch durch seine stete Hilfsbereitschaft verdient gemacht hat, weithin genießt. Von den 39 Beiträgen des ersten Bandes, dem ein gleichstarker zweiter folgen soll, können hier nur die wichtigsten hervorgehoben werden, soweit sie sich auf den Südosten beziehen.

M. Suić eröffnet in sinniger Weise den Reigen der Beiträge mit der Veröffentlichung einer aus der Umgebung von Kistanje stammenden Gemme mit Darstellung des Kairos, von dem Abramić seinerzeit ein prachtvolles Relief in Trogir entdeckt hat (S. 1—5). Ks. Vinski-Gasparini bringt (S. 6—10) eine Goldplatte der Bodrog-Keresztur-Kultur aus Progar b. Semlin. Der eben verstorbene bulgarische Althistoriker Gavril Kazarow steuert „Einige Bemerkungen zur Religion der alten Thraker" bei (S. 45—47), wobei er auf die Beziehungen des „Thrakischen Reitergottes" zu Apollo und dem Sonnengott hinweist und kurz die bisher bekannten Heiligtümer des Reitergottes bespricht. Franz Oelmann versucht (S. 48—57) eine Deutung der sogen. liburnischen Grabcippen, die er bedeutungsgeschichtlich nicht als Einheit auffaßt. Der kürzlich verstorbene Münchner Prähistoriker Paul Reinecke veröffentlicht (S. 72—75) einen neuen Helm der Negauer Reihe aus Unterkrain (Radohova vas), den er, wie seinerzeit die bekannten Negauer Helme, — kaum mit Recht — erst in die frühe Kaiserzeit datiert. Karl Pink gibt (S. 88—94) einen Überblick über die Prägungen der Münzstätte Siscia unter Kaiser Carus und seinen Söhnen. Der unterdessen auch verstorbene Agramer Indogermanist Anton Mayer versucht (S. 93—101) eine sprachgeschichtliche Deutung der Namen „Doclea" und „Docleates" und erörtert im 2. Teil seines Beitrages — mit negativem Ergebnis — die Frage, ob der Name des Kaisers Diokletian in irgendeinem Zusammenhang mit dem der Stadt Doclea steht. Ljubo Karaman vertritt (S. 102—107) die Meinung, daß die gut erhaltene, palastartige Ruine Polače auf der Insel Mljet (Meleda) von einem römischen Landhaus der mittleren Kaiserzeit stammt. D. Sergejevski bespricht (S. 108—14) die Bruchstücke eines spätantiken Grabreliefs aus Višnjica b. Sarajevo, Joachim Werner (S. 115—28) zwei gegossene koptische Bronzeflaschen aus Salona, wobei er das gesamte Material unter Beigabe von Verbreitungskarten und Fundlisten einer eingehenden Untersuchung unterzieht. Rudolf Egger, heute wohl der älteste Freund und Weggenosse des Jubilars, bringt (S. 129—35) in Erinnerung an gemeinsame Fahrten und Forschungen vier epigraphische Denkmäler: eine etwa der Mitte des 3. Jh.s v. Chr. entstammende, metrische griechische Inschrift aus Issa (Vis), die einem im Kampf um das illyrische Gebiet gefallenen Kallias gewidmet ist, eine fragmentierte Grabstele eines primus decurio von Scarbantia (Ödenburg) mit einem Relief aus der Medea-Sage, eine durch ihre Primitivität bemerkenswerte Grabstele mit schwer lesbarer Inschrift aus Bol auf der Insel Brač und schließlich eine bisher ungenügend veröffentlichte altchristliche Inschrift aus Aquileia (CIL V 8603). Br. Gabričević sucht (S. 136—38) den auf einem mythologischen Reliefbruchstück im Museum zu Split genannten Gott Deo Laet ... in Zusammenhang mit der Inschrift CIL III 8673 als „deus Laetus" zu deuten. Giovanni Brusin, einst der Nachfolger Abramićs in Aquileia, befaßt sich (S. 145—55) auf Grund des epigraphischen Materials mit den kaiserlichen Unternehmungen in Aquileia (Ziegeleien usw.). R. Bratanitsch weist (S. 156—62) in Übereinstimmung mit meinen seinerzeitigen Untersuchungen auf die Bedeutung des am linken Drauufer gelegenen Stadtteils für die Siedlungsgeschichte von

Poetovio (Pannonia Sup.) hin. Der ebenfalls kürzlich verstorbene bulgarische Archäologe Ivan Velkov hebt (S. 163—68) die Bedeutung des antiken Bergbauzentrums von Bosnek im Witoscha-Gebirge hervor. Vagn Poulsen gibt (S. 188—91) einige kurze Bemerkungen zur Ikonographie des Kaisers Diokletian. Die bekannte Statue eines „norischen Kriegers" in Cilli, dem antiken Celeia, über deren Originalität Zweifel herrschen, wird von Arnold Schober (S. 192—97) einer eingehenden Analyse unterzogen, die ergibt, daß der Kopf nicht zugehörig, wohl aber antik und überarbeitet ist. St. Gunjača sucht (S. 231—37) in der Nähe von Knin (Biskupija) ein Fabrikationszentrum altkroatischer Schmuckstücke aus dem 7. Jh. (Preßmodelle), von dem er glaubt, daß es an Traditionen der slawischen Urheimat anknüpft. Ejnar Dyggve vermutet (S. 238—43), daß die bekannten Schrankenplatten im Spliter Baptisterium, darunter eine mit der Darstellung eines altkroatischen Königs, aus der sogen. Šuplja Crkva bei Salona stammen, in der D. die Krönungskirche des Königs Zvonimir und auf dem figuralen Relief König Zvonimir selbst sieht. Lovro Katić befaßt sich (S. 244—51) mit der Art der Verwahrung der Eucharistie in den mittelalterlichen Kirchen Dalmatiens, Alexander Deroko (S. 252—60) mit der Entwicklung des altkroatischen und serbischen Flechtbandornaments. Andjela Horvat veröffentlicht (S. 261—69) den Christuskörper eines romanischen Kruzifixes aus der Kulpa bei Sissek, Ivo Petricioli (S. 270—73) ein kleines Marmorrelief in Zadar mit der Darstellung des hl. Hieronymus, ein Werk des dalmatinischen Bildhauers Andrija Aleši (15. Jh.) und France Stelè (S. 274—78) ein silbernes Ciborium aus St. Leonhard i. W. B. Dušan Berić bringt (S. 279—84) einen Ausschnitt aus dem abenteuerlichen Leben des Vojin Tujković, Kapitäns von Grbalj. Tujković, der in türkischen Diensten stand, spielte 1647 Grbalj den Venezianern in die Hände, geriet dann aber in türkische Gefangenschaft, trat zum Islam über und führte die Türken, nunmehr unter dem Namen Džafer-Aga, gegen Cattaro, wurde aber später von venezianischen Agenten ermordet.

Ein Schriftenverzeichnis des Jubilars beschließt den Band. Hoffentlich erscheint der 2. Band der etwas verspäteten Festschrift rechtzeitig zur Vollendung des 75. Lebensjahres von M. Abramić.

Graz — Balduin Saria

Vijesti Društva muzejsko-konservatorskih naučnih radnika NR Hrvatske. (Nachrichten der wissenschaftlichen Museumsbeamten und Konservatoren in der VR Kroatien). I.—VI. Jahrgang. Agram 1952—57.

Die Denkmalpflege in Jugoslawien, die in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg trotz aller Bemühungen der interessierten Fachkreise nicht vorwärts kam, insbesondere nicht zu einer einheitlichen Regelung, nahm seit 1945 einen erfreulichen Aufschwung. Nicht nur, daß jetzt reichere finanzielle Mittel zur Verfügung stehen, auch in personeller Hinsicht ist ein erfreulicher Aufschwung zu verzeichnen, wenn auch den jüngeren Kräften zwar nicht der Eifer und die Begeisterung für die Sache fehlen, wohl aber bisweilen jene gründliche humanistische Ausbildung und die Kenntnisse, wie sie die ältere Generation besaß. Die stark vermehrte Zahl der Museen, die jetzt durchwegs öffentlichen Institutionen und nicht mehr privaten Musealvereinen anvertraut sind, bringt auch eine beträchtliche Vermehrung des Personals mit sich. Seit 8. Oktober 1946 besteht für ganz Jugoslawien ein einheitliches Denkmalschutzgesetz und seit 1950 auch ein „Denkmalrat" und ein „Bundes-

institut zum Schutz der Kulturdenkmäler", das eine eigene Zeitschrift „Zbornik zaštite spomenika kulture" herausgibt. Außerdem besitzt jede Teilrepublik ein oder mehrere Denkmalämter. Dazu geben die einzelnen Republiken, bzw. die dort bestehenden Berufsvereinigungen der Konservatoren und Musealbeamten für ihren Bereich Zeitschriften heraus, so z. B. in Slowenien die Zeitschrift „Varstvo spomenikov", in Serbien den „Vesnik muzejsko-konzervatorskog društva", in Bosnien und der Herzegowina „Naše starine". Für Kroatien erscheinen seit 1952 die hier zur Besprechung vorliegenden „Vijesti", deren erste Nummern noch bescheidene, acht Seiten umfassende Hefte bilden, während die späteren Jahrgänge wesentlich umfangreicher und reichlich mit Abbildungen ausgestattet sind. Die sechsmal jährlich erscheinenden Hefte bringen Nachrichten über die Berufsorganisationen und die Tätigkeit der Konservatoren, Nekrologe, Berichte über Museen des eigenen, wie der Nachbarbereiche, über Ausstellungen, ausländische Museen u. dgl. Heft 6 des Jg. V ist speziell den Problemen der kroatischen Küstenstadt Senj (Zengg) gewidmet. B. S.

Enciklopedija Jugoslavije (Jugoslawische Enzyklopädie). Agram: Leksikografski zavod FNRJ 1958. 3. Bd. Dip — Hidj. (VIII) + 686 + (1) S. Zahlr. Abb. u. Karten.

Das hohe Lob, das wir bereits den beiden ersten Bänden dieses großangelegten Werkes spenden durften (SOF XVI/207 f.), gilt uneingeschränkt für den vorliegenden 3. Band. Mit ihm hat das Werk bereits sehr wesentliche Fortschritte erzielt, die seine Benutzbarkeit im hohen Grade steigern werden.

Auch der vorliegende Band enthält eine wahre Fülle systematisch bearbeiteter Stichwörter, die in sich abgeschlossene Monographien von höchstem Wert darstellen. Ich nenne etwa die Abhandlung „englesko — južnoslovenski odnosi" (S. 240—53), „francusko — južnoslovenski odnosi" (351—86), „federacija balkanska" (S. 295—96), „feudalizam" (S. 300—18) und "filozofija" (= bei den Völkern Jugoslawiens), S. 333—39. Aber auch „kleinere" Stichwörter sind für den Benutzer von überraschendem Ertrag. So weitet sich der Artikel über Goethe aus zu einem Überblick über seine Beziehungen zu den Südslawen (S. 482—83), das Stichwort „grad" zu einer regelrechten Burgenkunde Jugoslawiens (S. 525—31).

Auch der Artikel über die burgenländischen Kroaten (Gradišćanski Hrvati, S. 533—36) bietet zur Zeit wohl die beste Information über dieses Thema.

Doch erschöpft sich der Band keineswegs in geschichtlichen und kulturkundlichen Artikeln. Ich erwähne die zahlreichen Stichworte wirtschaftlichen, sozialen und rechtswirtschaftlichen Inhalts. Es genüge der Hinweis auf den Artikel „elektrifikacija i elektroprivreda" (S. 219—31) oder „elektroindustrija" (S. 231—36).

Nur der Kenner kann ermessen, welche Fülle redaktioneller und organisatorischer Arbeit im Unternehmen steckt. Private Initiative hätte nie die erforderlichen Mittel aufbringen können, die notwendig waren (und sind), um das gewaltige Werk in Gang zu halten. Jedenfalls gebührt nicht zuletzt den Herren des Redaktionsausschusses uneingeschränkter Dank.

Fritz Valjavec

Veličković, Milivoje: Katalog grčkih i rimskih terakota. Catalogue des terres cuites grecques et romaines (Musée national, Beograd, Antiquité III), Belgrad 1957. 120 S., 29 Taf.

Die Sammlung griechisch-römischer Terrakotten des Belgrader Nationalmuseums, die der Kustos dieses Museums im vorliegenden Katalog behandelt, ist verhältnismäßig klein; sie umfaßt nur 84 Stück. Aber man soll auch für eine Materialvorlage geringeren Umfangs dankbar sein, finden sich doch auch in solchen immer Objekte, die der Beachtung wert sind. Die griechischen Terrakotten bilden mit 63 Stück die Mehrheit: 7 aus der archaischen, 12 aus der klassischen, 44 aus der hellenistischen Epoche. Während für die beiden ersten Perioden Fundorte kaum angegeben werden können, steht es um die letzte Gruppe besser, namentlich infolge der Fundkomplexe von Budva, Seres und Amphipolis. Bemerkenswert sind u. a.: Nr. 12 Stratege (?), 18 eine gute Mädchenbüste (doch wohl jünger!), 26 und 27 karikierte Männerköpfe, 32 Kopfgefäß (nicht etruskisch, sondern eher alexandrinisch beeinflußt), 63 männliche Büste (nicht schon kaiserzeitlich ?). — Von den 21 römerzeitlichen Terrakotten stammt ein Großteil aus Kostolac (Viminacium) bzw. der Umgebung dieser Stadt; bemerkenswert u. a.: Nr. 64 guter weiblicher Kopf, 69 vielfiguriges Votivrelief mit thrakischem Reiter, 70 lebensgroße tragische Maske, die eine eingehende Behandlung verdient hätte (Material hiezu: ÖJh. 38, 1950, Bbl. 161 ff.), der merkwürdige Deckel (?) 75 und das zweifellos viel zu spät datierte Kopfgefäß 84. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet der vorgeschriebene Umfang dieser Anzeige.

Die Objekte sind chronologisch aneinandergereiht, die wichtigste neuere Literatur ist berücksichtigt, fast alle Stücke werden in meist recht guten Abbildungen wiedergegeben, doch wirkt sich der schwarze Hintergrund oft ungünstig aus. Wie bei „Antiquité II" soll auch hier dankbar vermerkt werden, daß durch die vollständige Übersetzung des serbischen Textes in eine Weltsprache dem Mitforscher die restlose Ausschöpfung des Dargebotenen ermöglicht wird.

Wien Rudolf Noll

Jugoslavija. Illustrierte Zeitschrift. Heft 13. Belgrad, Publicističko-izdavački zavod Jugoslavija" 1957. 160 S. mit zahlr. z. T. mehrfarbigen Abb.

Bereits SOF XVI 485 f. wurde auf diese repräsentative Zeitschrift hingewiesen, deren hervorragende Abbildungen auch dem Wissenschaftler wertvolles Material bieten. Aus dem vorliegenden 13. Heft, das Serbien gewidmet ist, sei zunächst ein Artikel von M. Garašanin über die jungsteinzeitlichen Tonidole erwähnt, die sich insbesondere in Vinča (östl. Belgrad) aber auch anderwärts zahlreich finden. S. 24—25 zeigt eine ausgezeichnete Wiedergabe eines Farbstiches mit der Darstellung der Schlacht um Belgrad 1717 (aus dem Städt. Museum von Belgrad). Es folgen einige Aufnahmen aus den wirklich großzügig gestalteten Belgrader Museen, ein Beitrag von M. Kolarić über die „serbischen Primitiven", die spätantiken Mosaiken (Dj. Mano-Zisi), zur Kulturgeschichte Serbiens im 18. Jh. (D. Medaković). D. Milenković bietet einen kurzen, wieder mit vielen schönen Abbildungen ausgestatteten, bis in die jüngste Zeit reichenden Überblick über die serbische Geschichte, während M. Ćorović-Ljubinković das serbische Kunsthandwerk mit Beschränkung auf die Metallverarbeitung, P. Milosavljević die primitiven bäuerlichen Grabsteine und Br. Kojić die serbische Profanarchitektur behandeln. Weitere Artikel befassen sich mit der Landwirtschaft, der modernen Malerei, der Denkmalpflege sowie der modernen Architektur in

Serbien. Schließlich sei noch ein Beitrag über die Entwicklung des serbischen Theaters von 1869—1906 von B. Stojković erwähnt. B. Saria

Mlakar, Štefan: Ancient Pula (Cultural and historical Monuments of Istria II). Pula, Archäologisches Museum 1958. 40 S. + 14 Taf. und 1 Stadtplan.

Als 2. Heft einer Serie von kurzen Führern durch die Denkmäler von Istrien (vgl. SOF XVII 300) erschien jetzt in einer englischen und serbokroatischen Ausgabe (ob auch wie Heft 1 in einer deutschen?) eine für weitere Kreise bestimmte, durch Literaturangaben am Schluß sowie durch eine ausführliche geograph.-historische Einleitung auch für den Fachmann brauchbare Darstellung der antiken Denkmäler von Pola. Da das bedeutendste antike Denkmal der Stadt, das wenigstens in seiner äußeren Gestalt ausgezeichnet erhaltene Amphitheater, von dessen Existenz der nicht eingeweihte Leser des Führers allerdings nur einmal gelegentlich erfährt, bereits in Heft 1 behandelt ist, fehlt es im vorliegenden Heft. Leider sind die an sich recht guten, ganzseitigen Tafeln etwas zu blaß geraten. B. S.

Ferluga, Jadran: Vizantiska uprava u Dalmaciji (Die byzantinische Verwaltung in Dalmatien). Srpska Akademija Nauka, Posebna izdanja knj. CCXCI, Vizantološki institut knj. 6. Belgrad, Naučno delo 1957. XV + 169 S.

Zu den schwierigsten Problemen der Geschichte Dalmatiens zählt zweifellos die der byzantinischen Verwaltung. Nicht nur deshalb, weil die byzantinische Verwaltungsgeschichte im allgemeinen noch wenig untersucht ist, sondern im besondern, weil gerade für Dalmatien im Gegensatz zur Antike relativ wenig Quellen zur Verfügung stehen. Der Verf. geht zunächst auf die Grundlage derselben, die spätantike Verfassung und Verwaltung ein. Für die vorhergehende Zeit, den Prinzipat, darf jetzt auf eine in den Schriften der Balkankommission der Österr. Akademie der Wissenschaften erschienene Arbeit von Adolf Jagenteufel über die Statthalter der römischen Provinz Dalmatia von Augustus bis Diokletian (Wien 1958) verwiesen werden. Schwieriger wird es mit dem 7. und 8. Jh., da wir für diese Zeit keinerlei Nachrichten über die byzantinische Verwaltung Dalmatiens haben. F. möchte nun entgegen der landläufigen Meinung, daß die nach dem Eindringen der Slawen in die binnendalmatinischen Gebiete Ostrom verbliebenen Städte und Inseln zu einem Thema organisiert wurden (vgl. meinen Artikel „Dalmatia" in der RE VIII, Suppl. Bd. 41), die Zwischenstufe eines Archontats mit einem Archonten an der Spitze und Zara als Hauptort annehmen. Das Thema Dalmatien sei erst unter K. Basilios I. (867—886) gebildet worden, wie F. aus der außenpolitischen Situation Byzanz' zu erklären versucht. Der kroatische König Tomislav sei nicht Herrscher Dalmatiens gewesen (S. 85). Im J. 1000 nimmt der venetianische Doge im Einverständnis mit Byzanz den Titel „dux Venetiae et Dalmatiae" an und damit indirekt die Funktion eines kaiserlichen Statthalters von Dalmatien. Ausführlich geht F. auf die Funktion der Priores ein, die, von Zara abgesehen, nur lokale Funktionen in den Städten hatten. Lediglich der Prior von Zara hatte zwei Funktionen: neben der primären lokalen auch die eines formellen kaiserlichen Statthalters, dem jedoch keine kaiserlichen Beamten zur Seite standen. Die byzantinische Oberhoheit wird also zwar formell aufrecht erhalten, sinkt jedoch allmählich zur Bedeutungslosigkeit herab. Von 1069—1165 haben wir keine Nachrichten über byzantinische Statthalter in Dalmatien oder eine sonstige byzantinische Obrigkeit daselbst. Lediglich die Datierung nach ost-

römischen Kaisern, und zwar vor Anführung der kroatischen Könige, zeigt den byzantinischen Anspruch. Die dalmatinischen Städte kamen spätestens 1103 unter die direkte Oberhoheit von Venedig und blieben dort, bis sie 1105 vom ungarischen König Koloman mit Gewalt eingenommen wurden. 1165 taucht wieder ein byzantinischer Statthalter auf. Der neue Dukat umfaßte jedoch nicht die alten dalmatinischen Gebiete, Zara und die nördlichen Inseln, sondern begann südlich von Šibenik. Neu ist ein dux Philokales (bis 1178). In dem bereits bekannten Rogerius (um 1180) vermutet F. bereits einen Kroaten. Die sehr eingehende und sorgfältig fundierte Arbeit muß sich freilich bei der ungünstigen Quellenlage vielfach mit Vergleichen mit der Verwaltung anderer byzantinischer Gebiete begnügen, bleibt aber doch für alle weitere Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte Dalmatiens grundlegend. Auch bei dieser Gelegenheit sei auf die Wichtigkeit und das dringende Bedürfnis einer Neuausgabe der Historia Salonitana des Thomas Archidiaconus hingewiesen. Die 1894 von Fr. Rački veranstaltete Ausgabe ist außerdem seit langem vergriffen.

Graz B. Saria

Nikolajević-Stojković, Ivanka: Ranovizantiska arhitektonska dekorativna plastika u Makedoniji, Srbiji i Crnoj Gori (Frühbyzantinische dekorative Architekturplastik in Mazedonien, Serbien und Montenegro). Posebna izdanja der Serb. Akademie der Wissenschaften. Byzantologisches Institut, Bd. 5. Belgrad, Naučno delo 1957. IV und 112 S. mit 180 Abb. auf Tafeln.

Die Verf.n untersucht die Architekturplastik, die sich bei den Grabungen in den frühbyzantinischen Kirchenruinen Mazedoniens, Serbiens und Montenegros, zumeist in Stobi und in Caričin Grad, gefunden hat. Dabei zeigen sich in der Hauptsache zwei Gruppen: eine ältere, etwa dem 5. Jh. angehörige aus der von R. Egger und mir ausgegrabenen Bischofskirche von Stobi und eine jüngere aus der Zeit um 550 aus Caričin Grad westl. von Leskovac. Wie die Verf.n mit Recht betont, stehen die architektonischen Plastiken aus beiden Orten unter dem bestimmenden Einfluß der großen Kunstzentren, die künstlerisch hochwertigeren Denkmäler von Stobi unter dem des nahen Thessalonike, während Caričin Grad, wohl die Gründung Justinians, unter dem, allerdings stark abgeschwächten Einfluß von Konstantinopel steht. Deutlich zeigt sich bei den weiter entfernteren Fundorten wie Sirmium und Doclea eine Verschlechterung der künstlerischen Qualitäten. Soweit sich lokale Lösungen zeigen, sind diese nicht auf irgendwelche einheimische Kunsttradition zurückzuführen, sondern beruhen nach Meinung der Verf.n auf der Unfähigkeit der lokalen Bildhauer, das Vorbild zu erreichen. Insgesamt gehören alle bisher bekannten Denkmäler des behandelten Gebietes dem oströmischen Kunstkreis an. Die ausgezeichnete Arbeit hat eine ausführliche 25 Seiten umfassende Zusammenfassung in französischer Sprache. Die Tafeln auf Kunstdruckpapier bringen das gesamte Material in guten, deutlichen Abbildungen.

Graz B. Saria

Novak, Grga: Povijest Splita (Geschichte von Split [Spalato]). 1. Bd. Split, Matica Hrvatska — Pododbor Split 1957. 660 S. mit 100 Abb. u. 1 Kte.

Mit dem vorliegenden ersten Band hat Split (Spalato), die Nachfolgerin der antiken Hauptstadt Dalmatiens, Salona, eine monumentale Geschichte erhalten,

die der reichen geschichtlichen Vergangenheit dieser Stadt würdig ist. Der erste Band reicht von den vorgeschichtlichen Zeiten bis zum definitiven Verlust der vollen Autonomie der Stadt im J. 1420. Die ältesten Funde auf dem Gebiet von Split stammen aus der Bronzezeit, während die jüngere Steinzeit, die z. B. auf den Inseln, wie Hvar usw., gut vertreten ist, hier noch nicht nachgewiesen werden konnte. Bedeutung erlangte der Platz, als hier bei dem vermutlich von issäischen Griechen gegründeten Ort Aspalathos, dem die heutige Stadt ihren Namen verdankt, Kaiser Diokletian nach seiner Thronentsagung jenen mächtigen Palast errichtete, in den sich dann die mittelalterliche Stadt einnistete und der noch heute zu den bedeutendsten über der Erde erhaltenen römischen Bauwerken gehört. Hier fanden die nach der Eroberung Salonas fliehenden Bewohner dieser Stadt Zuflucht. Eingehend schildert N. die Anfänge der mittelalterlichen Stadt, die Gründung des Bistums, Split unter fränkischer und byzantinischer Herrschaft und schließlich unter den nationalen kroatischen Königen. Zusammen mit dem übrigen kroatischen Gebiet gelangt die Stadt unter die Herrschaft der Arpaden, die über das Gebiet einen eigenen Herzog setzten, und schließlich auf nahezu einstimmigen Beschluß des Stadtrates an Venedig, unter dessen Herrschaft Split bis 1797 blieb. Schildert der erste Teil des Bandes die wechselvollen Geschicke der Stadt bis 1420, bringt der zweite, mehr als die Hälfte des Buches umfassende Teil eine ausführliche Darstellung der inneren Verhältnisse, insbesondere der wirtschaftlichen und sozialen. Eingehend zeigt N. die nationalen Verhältnisse der Bevölkerung, die Stadtverwaltung, die Wehrmaßnahmen der Stadt, die kirchlichen Verhältnisse, Handel und Gewerbe, das mittelalterliche Stadtbild usw. In nicht weniger als 2196 Anmerkungen gibt N. die Quellenbelege für seine Ausführungen. Dazu kommen ein Literaturverzeichnis und ein 38 Seiten umfassendes, ausführliches Namensregister. 100 gut gewählte Abbildungen von wichtigen Denkmälern, Urkunden u. dgl., die ab und zu allerdings etwas blaß geraten sind, sind eine sehr willkommene Beigabe zu dieser vorbildlichen Stadtgeschichte, deren zweiter Band hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt.

Graz — Balduin Saria

Krekić, Bariša: Dubrovnik i Levant (Ragusa und die Levante), (1280—1460). Srpska Akademija Nauka, pos. izd., CCLVI. Vizantološki Institut, 4. Belgrad, SAN 1956. 176 S.

Die vorliegende Arbeit, die eingehenden Forschungen im Archiv von Ragusa ihr Entstehen verdankt, bedeutet eine sehr erwünschte Bereicherung unseres Wissens über die Beziehungen Ragusas zu den Ländern des östlichen Mittelmeeres. Der Verf. bezieht in seine Untersuchungen auch Griechenland ein und liefert so auch einen Beitrag zur Geschichte der interbalkanischen Beziehungen.

K. behandelt im einzelnen die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen Ragusa und der Levante (S. 12 ff.) und zergliedert im Anschluß daran die Ausfuhr (S. 54 ff.) und Einfuhr (S. 85 ff.) der Handelsgüter nach den verschiedenen Warengruppen, den Sklavenhandel (S. 96 ff.) sowie gesondert den Handel mit Syrien und Ägypten (S. 100 ff.). Er stellt ferner die Griechen und Levantiner in Ragusa und die Ragusaner in der Levante zusammen (S. 117 ff., 140 ff.). Ein Abschnitt über den Sklavenhandel in der Levante im Spiegel der ragusanischen Urkunden beschließt die Abhandlung. Sie ruft in uns den Wunsch wach, daß ähnliche gediegene Untersuchungen über die Beziehungen von Ragusa

nach Serbien und Bulgarien, nach West- und nach Mitteleuropa zustandekommen möchten. Sie würden allerdings gerade auch die Zeit nach 1460 mit zu berücksichtigen haben. Fritz Valjavec

Antoljak, Stjepan: Belina „darovnica" Hvaranima je falzifikat. (Belas Donationsurkunde für Hvar eine Fälschung). SA. aus: Godišen Zbornik na Filozofskiot Fakultet na Universitetot vo Skopje. Istorisko-Filološki oddel. Kn. 9 (1956) No. 3. 39—66.

Der Verf. stellt auf Grund äußerer und innerer Zeichen fest, daß das am 10. Mai 1242 datierte Privilegium falsch sei. In dieser Urkunde verleiht der König den Bewohnern der Insel Pharo (Hvar) das Sonderrecht der Bischofswahl. Der Verf. verlegt den Zeitpunkt der Fälschung in die Zeit um 1420. Wir möchten erwähnen, daß es sich nicht um Bela III., sondern Bela IV. handelt. Aus der Invokation der Urkunden ist klar ersichtlich, daß der Verleiher in erster Linie ungarischer König ist. Unter seinen Titeln führt er auch den kroatischen an, jedoch nie allein. Den eventuellen Verdacht klärt die Namensliste der ungarischen Würdenträger in der Korroboration auf. Bemerkenswert ist, daß der ungarische Diplomatiker Imre Szentpétery bezüglich dieser Urkunde gerade das Gegenteil feststellt. Vgl. Szentpétery: Regesta regum stirpis Arpadianae critico-diplomatica. Tom. I. Nr. 718. F. Király

Mahnken, Irmgard: Die Personennamen des mittelalterlichen Patriziats von Dubrovnik als Quelle zu ethnographischen Untersuchungen: Slavistična Revija, Laibach. 1957, S. 279—295.

Die Frage der Kontinuität des romanischen Elementes in den dalmatischen Städten und die Slawisierung dieser Städte hatte bereits 1904 C. Jireček eingehend behandelt. Verf. setzt sich mit der Methode auseinander, diese Frage durch statistische Auswertung der in den Quellen erhaltenen Vor- und Familiennamen zu klären. Es werden gegen diese Methode verschiedene Vorbehalte ausgesprochen, die über den Bereich der dalmatinischen Städte hinaus wichtig sind: Die gleichen Personen treten in romanischer oder slawischer Namensform je nach der Sprache der Urkunde auf. Die Vornamen werden — jedenfalls in der patrizischen Schicht von Ragusa — nicht wahllos, sondern fast ohne Ausnahme nach feststehenden Gesetzen aus dem Namensgut der Verwandtschaft gegeben. Die in den Quellen nachweisbaren Familiennamen beziehen sich vorwiegend auf bestimmte Familien und Persönlichkeiten, sind also eine z. T. zufällige Auswahl und daher ein statistisch nur mit Vorbehalten auswertbares Spiegelbild der Bevölkerung.

Es darf in diesem Zusammenhang vielleicht noch zusätzlich darauf verwiesen werden, daß die sprachliche Form der Namen sich in bestimmten Fällen der nationalen Mehrheit einer Stadt anpaßte. Ferner können auch Umvolkungsvorgänge, die mit der Veränderung der sprachlichen Form der Namen zeitlich nicht immer gleichlaufen, die sprachliche Form der Namen als Kriterium der Volkszugehörigkeit ihrer Träger entwerten. (Vgl. Fritz Valjavec in: SOF V [1940], 605—8, und in: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. II, 259 ff.).

München Felix v. Schroeder

Popović, Dušan — Bogdanović, Milica: Gradja za istoriju Beograda od 1717 do 1739 (Quellen zur Geschichte Belgrads, 17—39) (Gradja za istoriju Beograda [Quellen zur Geschichte Belgrads]). Belgrad, Istoriski Arhiv Beograda 1958. 446 S., 17 Taf.

Belgrad war von 1717 bis 1739 habsburgischer Besitz. P., der die serbischen, M. B., die die deutschen Urkunden bearbeitete legen nun die Urkunden zur Geschichte der Stadt während der österreichischen Herrschaft vor. Nr. 1—113 der Urkunden sind zyrillisch geschrieben, Nr. 114—84 in deutscher Sprache (Nr. 179 ist lateinisch abgefaßt). Zahlreiche Indices erleichtern die Benutzung des Werkes, das eine Fülle sozial- und kulturgeschichtlicher Daten enthält, insbes. über die Anfänge der Verwestlichung Altserbiens (deutsche Handwerker und Gewerbetreibende in Belgrad und ihre Tätigkeit). Bedauerlich ist es, daß die wichtige und überaus gewissenhafte Veröffentlichung, die nicht nur serbische, sondern auch deutsche Geschichte behandelt, dem deutschen Benutzer nur schwer zugänglich ist. Ein deutsches Verzeichnis der deutschen Akten wäre sehr zu begrüßen gewesen. Das Papier ist sehr schlecht.

F. V.

Slijepčević, Djoko: The Macedonian Question. Chicago, American Institute for Balkan Affairs 1958. 267 pages.

Is the record authentic and accurate, and the interpretation objective? Such is the ultimate query which the reviewer has to face when examining any historical study. In all conscience, it is always a most difficult question to answer as the personal bias of the historian and the inevitable selection of facts are factors which can never be completely overcome however deliberate the effort. When the subject under review is a history of the Macedonian Question, the difficulties are magnified beyond the normal limits owing to its intrinsic and intense complexity. As eight pages of a closely printed list appended to the present volume indicates, the bibliography on Macedonia is indeed extensive, and one is forcibly struck by the admixture of history and polemics which has characterized these writings ever since the eighteen-nineties. This newest volume comes from a dedicated Serbian writer, an authority on the history of the Orthodox Church, who has laboured on it unremittingly during years of exile and émigré existence. Published by the American Institute for Balkan Affairs, it is put forward frankly as a vindication of the Serbian cause throughout the centuries. The author claims emphatically that he writes with no rancour, acknowledges the futility of past Serbo-Bulgarian hostilities, and reserves his condemnation for the cynical answer given at the present time to Serbian pretensions by the recognition of a distinct Macedonian nationality within the federal state of Yugoslavia. The author's industry is undeniable and, in view of the polemical content inherent in the subject itself, his survey is remarkably academic. The major general criticism must be that he neither pauses nor stands outside his narrative to attempt, through factors other than race, religion, and politics, an explanation of the emergence, development, and inconclusion of the Macedonian Question. In its contemporary context one inevitably thinks of it as a political problem which after inflaming the Balkans sparked off a European conflagration, and which in the actual present slumbers on as a possible threat to the unity and security of an established communist state. Its designation as a major „Question" arose because it deve-

loped into a hinge-point in European affairs. Its recession latterly has occurred not only as the author mentions because Balkan post-war frontiers have been confirmed by international treaties, but also because the centre of gravity of Great Power conflict has moved from the Near to the Middle East.

The plan of the study is pleasingly logical: Macedonia as a geographical concept; the arrival of the Slavs in the Balkans; the Macedonian Slavs under Bulgarian and under Serbian rule; the Bulgarian national revival and its effect in the establishment of the Bulgarian exarchate and the creation of the Macedonian Question; the situation before, between, and during the two world wars; the current phase. This is a wide canvas and the old difficulty about an acceptable definition of terms is all pervading. It arises immediately and initially in the sphere of historical geography. To western European scholars at the beginning of the 19th century the name „Macedonia" signified a precise natural region bounded by the Pindhus, the Scardus, and the Rhodope mountains, and which as a Roman province had been described by classical writers. The detailed account given in this book of the Slav colonization and of the early and mediaeval history of the region, — the vicissitudes of Bulgarian and Serbian achievements culminating under Simeon and Dušan respectively —, gives point to the transitional character of the area and its ethnographic entanglement. In this respect, a new and nice point is made by the author in denying that the Christian missionaries of the 9th century, Cyril and Methodius, were either Bulgars or acquiescent in the ambitious aggrandisement of Tsar Simeon. He emphasises this viewpoint still further, altough in a different connection, by his description of the active Serbian consciousness and continuing leadership which prevailed throughout the centuries of interregnum after the Ottoman Turks had in their mid-15th century conquest steamrolled over the region. The account of how during the first half of the 19th century, after their own successful revolt against the Turks, the Serbs encouraged and helped the national aspirations of the Bulgars, is pathetic in view of their later hesitations when they realised that Bulgarian aspirations were developing not only towards Slav separatism — (until 1867 there were hopes of a Serbo-Bulgarian state) — but even to a claim for leadership in Roumelia, and that to achieve this the Bulgarians were prepared to compromise with ottoman authority instead of working towards its destruction. The establishment of the Bulgarian exarchate in 1870 was a decisive landmark. Affording a privileged opportunity for the spreading of Bulgarian influence in Macedonia, it demarcated anew and viciously the original domestic issue between Serb and Bulgar. The consequent deterioration of local conditions in the region lifted the dispute into the sphere of international politics. Whatever the proper view about who inspired this great change of tactics by the Turks in their treatment of the Macedonian Slavs, it is transparent that Russia saw it as a timely opportunity to act decisively as the mentor of Slav and particularly Bulgarian aspirations. Seeing ahead to the eventual demise of the ‚Sick Man' of Europe, Russia by adopting the Bulgarian cause and establishing it as a powerful political lever found a practicable way of furthering her own influence and domination in the peninsula. This move, culminating in the San Stefano treaty, was negated by the decisions of the classic Berlin Congress of 1878. Thereafter, the Macedonian Question developed on two levels, domestic and European. While the latter aspect is barely touched upon, the former is dealt with exhaustively. While it is necessary for the record

to narrate accurately the development of revolutionary activities in Macedonia, which finally precipated the Young Turk revolution, analysing the composition and antagonistic viewpoints of the various units particularly those oft he Supreme Committee and of I.M.R.O., the story remains dreary, parochial and tragic. The enormous distress which this fraticidal and suicidal bloodshed occasioned is beyond understanding. „Better an end with horrors than horrors without an end" was the slogan put forward by Damian Gruev. One omission in this part of the narrative is an examination of the role played by the Greek revolutionary organisation, the Ethniki Hetairia.

With the failure of the 1903—1909 international reform programme for Macedonia and the subsequent strengthening of Ottoman power through the Young Turk revolution, the Macedonian Question was overshadowed by the wider Balkan Question in which through diplomacy and war Serbia, Bulgaria, and Greece jockeyed for a commanding position. Significant was the fact that in the first world war all three looked beyond to a possible victory which would enable them to incorporate Macedonia. The problem had by now been divested of its racial and religious aspects and stood naked as one of a military prize to be won. In the event, the settlement in the Versailles Treaty and its ancillary agreements of St. Germain and Neuilly, divided Macedonia almost equally between Greece and the new kingdom of Yugoslavia, consoling Bulgaria with a mere one-tenth share. The exigencies of post-war Balkan politics, bedevilled especially by Italian enmity towards Yugoslavia, and the internal tensions of a defeated Bulgaria, gave the fullest opportunity for the renewed machinations of I.M.R.O. Macedonia was once again beset by revolutionary guerrillas and I.M.R.O. even took the fight further afield, indulging in the assassination of political and royal leaders. This decline into terrorism showed a bankrupt policy, and there further ensued what had already begun, a transformation of revolutionary activity in the Balkans on a wider and communist basis. The narrative, with lengthy quotations, describes closely the efforts of the Comintern to integrate its adherents irrespective of national boundaries. The issue was now being broadened into one of freedom for Macedonia through a massive Balkan revolution. National differences over such a long established bone of contention were, however, never fully overcome, and by the outbreak of the second world war such communist unity and integration was still largely theoretical. The replacement of monarchical by communist governments in the Balkan states as a result of the war did not materially alter the situation. That it remained inconclusive must be explained by the refusal generally to submit to the over-all authority of the U.S.S.R., the refusal of the various national communist parties to make mutual concessions necessary for unification, and in the last resort by the assertive stand by Yugoslavia. In this way, the latest phase has resulted in neither a Pan-Slav Balkan bloc nor a loose federation. The political fragmentation which the communist revolutionaries had condemned and striven to overcome again remains characteristic of Balkan viewpoints, and especially over Macedonia. The unavoidable corollary issues in Yugoslavia's deliberate policy of d e - r a c i a l i z i n g the Macedonian Slavs. Despite the very real practical difficulties, extreme measures have been taken since 1945 to purify Macedonia of all Serbian and Bulgarian influences through the erection of a distinctive Macedonian language and nationality, to engender in the population of the Macedonian People's Republic an undivided loyalty to

the new Yugoslavia. How far this policy can really succeed and be a sound guarantee against irredentism is problematical. This present book is at least a personal protest against it.

University of Exeter. Eurof Walters

Karapandžić, Borivoje: Gradjanski rat u Srbiji 1941—1945 (Der Bürgerkrieg in Serbien 1941—1945). Cleveland, Ohio 1958. 488 S.

Während des zweiten Weltkrieges war Jugoslawien Schauplatz eines vielseitigen blutigen Bürgerkrieges. Sowohl die Entstehungsursachen wie auch die Entwicklungsphasen desselben entbehren noch immer einer objektiven Darstellung, die ohne die Benützung eines beide Seiten berücksichtigenden Quellenmaterials nicht möglich ist.

Es fehlt noch immer an zuverlässigem Material aus nichtkommunistischen Quellen. Die Archive der nationalen Bewegungen in Jugoslawien sind zum größten Teil entweder vernichtet oder wurden von den jugoslawischen offiziellen Stellen nur einseitig verwertet. Das Material aus den deutschen und italienischen Quellen ist noch immer unzugänglich. Bei diesem Stand der Dinge ist jede Darstellung des Bürgerkrieges in Jugoslawien, die von nichtkommunistischer Seite kommt, zu begrüßen, weil sie neues Material bietet.

In seinem Buch „Gradjanski rat u Srbiji 1941—1945" (Der Bürgerkrieg in Serbien 1941—1945) versucht K., die Entstehung und die Entwicklung des Bürgerkrieges auf dem von den Deutschen okkupierten Gebiet Serbiens darzustellen. Da K. an den Ereignissen in Serbien teilgenommen hat, war er in der Lage, die Entwicklung des Bürgerkrieges in Serbien aus der unmittelbaren Nähe zu verfolgen. Ihm ist es auch gelungen, die wertvollen Aussagen über diese Ereignisse von wichtigen Zeugen zu erhalten (z. B. von Professor Josef Matl, von Oberst Branislav Pantić), was seinem Buch einen besonderen Wert gibt. Auch das Privatarchiv des verstorbenen Dimitrije Ljotić hat K. benützen können, wodurch er in der Lage war, die Beziehungen zwischen General Mihailović und Dimitrije Ljotić authentisch darzustellen. Die Beziehungen der Tschetniks des Generals Mihailović zu der deutschen Okkupationsmacht hat K. ebenfalls darzustellen versucht z. T. auf Grund persönlicher Beobachtungen, z. T. auf Grund neuen Quellenmaterials.

Da K. kein Historiker ist, trägt sein Buch mehr den Charakter persönlicher Erinnerungen, die in vielen Fällen durch die Aussagen wichtiger Zeugen untermauert sind. Nicht die Konzeption des Buches, sondern das benützte Quellenmaterial ist es, das dieses Buch zu einem brauchbaren Beitrag zu einer objektiven Erforschung der wahren Ursachen und der Entwicklung des Bürgerkrieges auf dem serbischen Gebiet Jugoslawiens macht. Sl.

Rad kongresa folklorista Jugoslavije na Bjelašnici 1955 i u Puli 1952. (Die Arbeit der Kongresse der Folkloristen Jugoslawiens auf der Bjelašnica 1955 und in Pola 1952), herausgegeben von Vinko Žganec, im Selbstverlag des „Savez udruženja folklorista Jugoslavije" (Verband der Volkskundler Jugoslawiens), Agram 1958. Brosch. 198 S. und 8 Bildtafeln.

Nach dem wirklichen Erfolg der von jugoslawischen Wissenschaftern und Museums-Fachleuten organisierten Volksmusik- und Volkstanz-Festspiele des International Folk Music Council zu Opatija (Abbazia) 1951 schlossen sich die

Musikvolkskundler enger zusammen und nahmen schließlich auch die „Folkloristen" der literarisch-brauchtümlichen Volkskunde (Volkserzählung, Brauchtum, Spielforschung) in ihren „Savez udruženja folklorista Jugoslavije" auf, der sich fast alljährlich zusammen mit ausländischen Gästen (darunter auch aus Westdeutschland M. Braun-Göttingen; F. Hoerburger-Regensburg) und Österreich (L. Kretzenbacher-Graz) zu Tagungen in einer der jugoslawischen Republiken trifft. (Pola 1952, Bjelašnica-Bosnien 1955, Cetinje 1956, Warasdin 1957). Die Referate der ersten beiden Kongresse liegen nun z. T. in extenso hier gedruckt vor: Jelena Dopudja und (Korreferat) Milica Ilijin, „*Probleme der Kinetographie" (mit Analyse und Wertung der verschiedenen Aufnahmeverfahren für Choreographie des Volkstanzes, mit guten schematischen Skizzen); Vinko Žganec, der führende Musikvolkskundler Kroatiens, erläutert sein eigenes Choreographie-System für Volkstänze. Ihm folgen mit ähnlichen Themenstellungen Vladimir Škreblin, „*Ein Choreograph über die Kinetographie" (mit der Empfehlung eines siebenlinigen Tanzschriftsystems mit zusätzlicher Tempo-, Takt- und Rhythmus-Linie und der Musikbegleitung; Pino Mlakar, „*Entwicklung der Tanzschrift"; Henrik Neubauer, "*Grundzüge der Kinetographie und ihre Anwendung in der Folkloristik". Die nächste Referatsgruppe behandelt die Themen der Instrumentengeschichte und Melodik der einzelnen südslawischen Kulturbereiche: Zmaga Kumer, Primitive Instrumentalmusik und Tanz, soweit sie sich im slowenischen Volksliede widerspiegeln; Vladimir Dvornikovi ć, „*Das Problem des urslawischen und des altbalkanischen Elementes im (südslawischen) musikalischen Folklore" (mit der interessanten Feststellung, daß, je südlicher, desto stärker balkano-romanische Elemente in der jugoslawischen Volksmusiküberlieferung zutage treten; eine altbalkanische Komponente, die der Referent als Erbe thrako-illyrischer Vergangenheit deutet, wobei interessante Ausblicke auf die parallelen Erscheinungen in der Umwandlung des melischen und des psychologischen Charakters der Sprache eröffnet werden); Cvjetko Rihtman, „*Über den illyrischen Ursprung der polyphonen Formen der Volksmusik Bosniens und der Herzegowina". Einer Motivuntersuchung (König Midas mit den Eselsohren auf dem Balkan) dienen von Maja Bošković-Stulli die „*Bemerkungen zur Erzählung vom König mit dem tiergestaltigen Kopfe" mit der Ansicht, daß die Geschichte, die schon vorslawisch und vorrömisch auf dem Gebiete des heutigen Kroatien vorhanden gewesen sein müsse (Namensuntersuchungen), nachmals von den Slawen aufgenommen und in mancherlei Varianten weitergebildet worden sei. Über die „lazarice" (Mädchen im Brauchtumsumzug mit fester Zahl und Rangordnung) in der Morava von Leskovac handelt Dragutin M. Djordjević (mit Liedweisen und Textproben); über die *„Ukrainische Musikvolkskunde in der Woiwodina" referiert Onufrij Timko; über die *„Lokaltradition, eine zu wenig beachtete Gattung der mündlichen Dichtungsüberlieferung" handelt Milenko S. Filipović.

Aus den Referaten des Kongresses zu Pola 1952 sind lediglich ein Versuch über ein *„Intonations-Alphabetar und Melodieschrift zur Lexikographie" von Radoslav Hrovatin und Bemerkungen über den *„Autorenrechtlichen Schutz melographischer Arbeiten" von Vinko Žganec beigegeben. Es steht zu hoffen, daß auch die zum Druck vorbereiteten Referate der Kongresse in Montenegro (1956) und in Ostkroatien (1957) bald erscheinen und einen so reichen Überblick über ein volkskundliches Forschungsgebiet geben, das im Bereich der jugoslawischen Völker allerdings in reichstem Maße aus dem Gegenwartsschatz schöpfen

kann und wertvollste Vergleichsobjekte zur allgemeinen europäischen Volksmusikforschung bietet.

Graz Leopold Kretzenbacher

Treći kongres folklorista Jugoslavije, držan od 1.—9. IX. 1956. g. u Crnoj Gori. (III. Kongreß der Folkloristen Jugoslawiens, 1.—9. IX. 1956, in Montenegro). Vorträge, herausgegeben von M. S. Lalević, Cetinje 1958. Brosch. 344 S.

Der 3. Kongreß des Verbandes der Folkloristen und Musik-Volkskundler Jugoslawiens, an dem der Rezensent teilnahm, wurde als Wanderversammlung auf einer Fahrt durch Montenegro gehalten. Auf einer Rundfahrt durch die Republik Crna Gora wurden bei Cetinje und in Titograd (ehemals Podgorica nächst dem Skutarisee) jeweils einige Tage mit Vorträgen und Diskussionen eingeschaltet und zur Illustration dieser Vorträge Sonderwanderungen zu Guslaspielern, Klagefrauen (tužbalice) und einer Hochzeit (Spić na moru) veranstaltet, wo jeweils Tonbandaufnahmen durchgeführt werden konnten. Die Vorträge der jugoslawischen Folkloristen und ihrer ausländischen Gäste in serbokroatischer, slowenischer tschechischer, russischer und deutscher Sprache liegen hier in extenso oder als Referate gedruckt vor. Sie gliedern sich in die Gruppen: Allgemeine Volkskunde-Fragen und Brauchtum; Volksdichtung; Musik und Gesang; Volkstanz; Tracht. Einige, die über den Rahmen lokaler Materialaufbereitung hinausgehen, seien hier kurz vermerkt: Zur volkskundlichen Problematik der kroatischen Minderheit in der Tschechoslowakei (O. Sirovátka); Ostajnica, tombelija, virdžin (also die frei gewählte, für dauernd erklärte, durch das Tragen von Manneskleidern betonte Jungfräulichkeit bruderloser Hinterbliebener, die man auch „muškobana" nennt) (M. Gusić); dem Umkreis der Kosovo-Epik gelten zwei Vorträge von B. Krstić und T. Djukić. M. S. Lalević greift weit aus in der reichen serbischen Sprichwortforschung; M. Bosković-Stulli, die kroatische Erzählforscherin, sondiert die Terminologie der serbokroatischen Volkserzählung im Zusammenhang mit der westeuropäischen Terminologie zur Volkspoetik. Bemerkungen zu einer neuen Variante der „Carigrad"-Erzählung bei Vuk steuert M. Matičetov bei. Untersuchungen zur qualitativen Tonfunktion (M. A. Vasiljević) und zu den metrischen Kriterien einer Systematik jugoslawischen Volksgesanges (R. Hrovatin) leiten zu einer kurzen Charakteristik des „Instrumentalen Typus des tschechischen Volksgesanges (J. Markl) und zu F. Hoerburgers „Wechselbeziehungen im Volkstanz der slawischen und germanischen Völker" über. Als Forschungsaufgabe erstellt N. Kuret die „Notwendigkeit einer Zusammenarbeit bei der Erforschung der jugoslawischen (Brauchtums-)Masken". J. Ribarić zeigt die Elemente der einstigen Crmnica-Trachten im Bestand der nach Istrien gelangten Auswanderer von Peroj auf. Allen Vorträgen des reich bebilderten Bandes sind weltsprachliche Zusammenfassungen beigegeben.

Graz Leopold Kretzenbacher

Kumer, Zmaga: Slovenske prireditve srednjeveške božične pesmi Puer natus in Bethlehem (Slowenische Fassungen des mittelalterlichen Weihnachtsliedes „Puer natus in Bethlehem"). Slowenische Akademie der Wissenschaften und Künste. Cl. II, Philologie und Literatur, Abhandlungen (Razprave), III, Laibach 1958. Sonderdruck 100 S.

Das Laibacher „musikvolkskundliche Institut" (glasbeno-narodopisni inštitut) der Akademie verfügt über einen großen Reichtum an Text- und Melodie-Auf-

zeichnungen slowenischer Volksmusik-, Volkslied- und Instrumentenüberlieferungen, zu denen sehr viele Gegenwartsaufnahmen mit Lichtbild und Tonband kamen. Neben der intensiven Sammel- und Archivierungsarbeit zeugt die vorliegende Studie der wissenschaftlichen Mitarbeiterin an diesem Institute, Frau Dr. Zmaga Kumer von der modernen Forschungsarbeit an den genannten Beständen, die, weit über die mehr folkloristischen Bemühungen des Institutsgründers France Marolt hinausgehend, in kritischer Sichtung und nach philologisch-musikwissenschaftlich-kulturhistorischen Methoden arbeitend wertvolle Ergebnissse zeitigt.

In 32 slowenischen Varianten katholischer wie protestantischer Prägung liegt ein mittelalterliches Weihnachtslied „Puer natus in Bethlehem" vor, das lateinisch und deutsch in Handschriften vom 13. — 16. Jh. bekannt ist (Psalterium von Bobbio, 13. Jh.; Prager Hs um 1320; 2 Münchner lateinische Hss des 15. Jh.s; Kantionale aus Jistebnicz um 1420; deutsch bei Heinrich v. Laufenberg, 1434; Gesangbuch des böhmischen Mönches Franus um 1505). Die 32 bibliographisch aufgezählten slowenischen Varianten gliedern sich in 3 Gruppen: 1. eine katholische des Typus „Eno dete je rojeno" (Ein Kind ist geboren), eine 2., ebenfalls katholische „Ta zvezda ta je izšla" (Ein Stern ist aufgegangen) und eine 3., eine protestantische Gruppe, die zuerst bekannt und als Vorlage für die katholischen Versionen angesehen worden war. Indes erweist sie sich als eine fast wörtliche Übersetzung einer lateinisch-deutschen Fassung von Valentin Babst, Ein altgeistlich lied, von der geburt vnsers Herrn vnd heiland Jesu Christi" (1545). Slowenisch erschien sie fast wörtlich übersetzt 1563 und dann wieder, von Dalmatin umgearbeitet, 1584. Die katholischen Fassungen sind nicht von hier abhängig, sondern ebenfalls schon vorreformatorisch übersetzt. Die slowenische Erstübersetzung scheint ein Koleda-Lied gewesen zu sein, das die Verf. ins 12. — 13. Jh. setzt; eine solche vorreformatorische Variante haben die im 16. Jh. nach Mähren ausgewanderten katholisch-kroatischen Bauern bereits mitgenommen. Es ist eine Kontaminationsfassung, die allerdings erst 1607 im „Vocabulario italiano e schiavo" von Alasia da Sommaripa gedruckt wurde. Der protestantische Text und seine Melodien sind bei den Slowenen nach der Gegenreformation verloren gegangen. Rhythmus-Untersuchungen lassen erkennen, daß in den katholischen Varianten noch die alten, bis ins 12. Jh. verwendeten und dann von der „Kurzzeile" verdrängten „Zweiteiligen Langzeilen", die alte Rhythmik der epischen slowenischen Lieder, nachzuweisen sind.

Alle musikgeschichtlich wichtigen Melodien sind beigegeben, dazu auch Fotokopien der mittelalterlichen lateinischen Versionen mit Noten und die Liedweisen der deutschen bzw. kroatischen Varianten. Die Studie ist ein sorgfältig gearbeiteter Beitrag zur Geschichte des Volksliedes im nahen Südosten und zeigt die Umsetzung eines mittelalterlichen lateinischen und deutschen Kirchenliedes in der nationalen und konfessionellen Gemengelage in den Südostalpen in Spätmittelalter und Reformationszeit.

Graz — Leopold Kretzenbacher

Barac, Antun: Hrvatska književnost od Preporoda do stvaranja Jugoslavije. Knj. I. Književnost Ilirizma. (Die kroatische Literatur von der Wiedergeburt bis zur Schaffung Jugoslawiens. Bd. I. Die Literatur des Illyrismus). Agram, Matica Hrvatska 1954. 320 S.

B. vertrat in der literarischen Kritik die psychologische und ästhetische Richtung. Er bewertete ein literarisches Werk nach der schöpferischen Leistung des Autors sowie den künstlerischen Qualitäten des Geschriebenen.

In der Literaturgeschichte läßt sich eine solche Methode auf die älteren Epochen bei jenen Literaturen anwenden, die sich Jahrhunderte hindurch frei entwickelt haben. Ganz anders verhält es sich hinsichtlich der Literatur kleiner, politisch unfreier Völker. Ihre Entwicklung war unter dem beständigen Einfluß der politischen Gegebenheiten des öfteren unterbunden. Die großen geistigen Strömungen in Europa gingen in der Regel durch das Prisma der zurückgebliebenen heimischen Verhältnisse hindurch und wurden von diesen gebrochen. Für die Literaturen dieser Völker sind sehr scharfe Brüche dieser Art charakteristisch. Die kroatische kulturelle Vergangenheit ist ein Beispiel dafür. Die reiche dalmatinische-ragusanische Literatur der Renaissance versiegte, als die Städte und Inseln an der Adria ihre wirtschaftliche Bedeutung verloren und zum überwiegenden Teil unter fremde Gewalt gerieten. Im 18. Jh. verlagerte sich der Schwerpunkt des literarischen Schaffens in das innere Kroatien, wo sich die kajkavische Literatur herauszubilden begann. Die allgemeine gesellschaftliche Zurückgebliebenheit ließ diese jedoch nicht zu einer Blüte gelangen. Das Land hatte sich noch nicht von den jahrhundertealten Mißständen osmanischer Überfälle sowie der notgedrungenen Verteidigungsrolle erholt, die es, gemeinsam mit seinen Nachbarn, für die gesamte westliche Welt ausübte. Die Verhältnisse in Österreich haben zu einer Gesundung nicht viel beigetragen. Territorial zerstückelt, Wien und Budapest untertan, den Versuchen einer Madjarisierung ausgesetzt, bewahrt es die feudale Ordnung bis Mitte des 19. Jh.s und verharrte sozusagen in mittelalterlichen sozialen und kulturellen Verhältnissen. Auch die Funktion der Literatur selbst ist bei den zurückgebliebenen Völkern eine wesentlich andere. Die Literatur galt nicht so sehr der Lösung rein künstlerischer und persönlich ethischer Probleme, sondern ihr fiel eine sehr schwere Aufgabe im Kampf um die nationalen Rechte sowie die Bildung breiterer Volkskreise zu. Der Schriftsteller war ein Schaffender auf den Gefilden der allgemeinen Bildung, ein politischer Ideologe und Kämpfer und erst in zweiter Linie Künstler. Die überwiegende Anzahl von ihnen empfand diese Pflicht als eine schwere Bürde, der nicht zu entrinnen war.

Da die gesellschaftlichen Hindernisse auf die Literaturen der nichtstaatsbildenden Völker in ihrem Einfluß wenigstens ebenso belangvoll wie die schöpferischen Impulse der Schriftsteller waren, mußte sich die Literaturgeschichte mit diesen befassen. Daher ist es auch sehr schwer die Grenze festzulegen, wo die politische Geschichte aufhört und die reine Literaturgeschichte beginnt. Die Probleme des einen wie des anderen wissenschaftlichen Gebietes sind so sehr miteinander verflochten, daß das Verständnis des einen ohne das andere unmöglich ist. Die kroatische Literaturgeschichte positivistischer Richtung schenkte daher den gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Literatur ein größeres Augenmerk als den literartheoretischen Problemen oder gar dem Stil. B. näherte sich der kroatischen literarischen Vergangenheit mit den Methoden der modernen europäischen Literaturwissenschaft. Das Material gestattete indes auch ihm nicht eine Vernachlässigung der gesellschaftlich-politischen Rolle der vorangegangenen literarischen Generation. Jedoch brachte ihn eine langjährige Erforschung gerade der streng literarischen Seiten eines Werkes dazu, die künstlerisch-schöpferische

Tatsache als Angelpunkt seiner Methode hinzustellen, selbst bei der Beurteilung einer Strömung, aus der heraus die Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes erst ihre Gestalt gewann. Dies ist der bedeutendste Wandel, den sein synthetisches Werk in die Entwicklungslinie der kroatischen Literaturwissenschaft hineinträgt.

Eine Übersicht über die älteren Abschnitte bot M. K o m b o l mit dem Werk Poviest hrvatske književnosti do Preporoda, Agram 1945. B. setzt mit der Bewegung der bürgerlichen jungen Generation (omladina) ein, die einen energischen Kampf um nationale Rechte führte und gleichzeitig die Grundlagen für die neuere kroatische Literatur schuf. Auch er konnte sich nicht dazu entschließen, die Periodisierung nach literarischen Kriterien zu treffen. Den kulturpolitischen und generationsbehafteten Terminus „Literatur des Illyrismus", behielt er bei. Zeitlich begrenzte er diesen Abschnitt durch die Jahre 1835—48, d. h. beginnend mit dem Erscheinen der Zeitschriften „Novine" und „Danica" von Lj. Gaj bis zur Märzrevolution. Er verweilt kurz bei der Würdigung der vorangegangenen Generation, die die Wiedergeburt noch auf kajkavischer sprachlicher Grundlage begann, und setzte den entscheidenden Wendepunkt dem Datum gleich, da sich die Vertreter der neuen Generation um die Zeitschrift Gajs scharten und, einander verbunden, ihre Tätigkeit begannen.

In den letzten Jahrzehnten wurde das Zustandekommen der Wiedergeburt und des Illyrismus viel behandlet. B. weist die These F. Fancevs von der Eigenständigkeit der kroatischen nationalen Wiedergeburt zurück und unterstreicht die zahlreichen Verbindungen derselben mit der europäischen Romantik sowie mit verwandten Strömungen in anderen, besonders slawischen, Ländern. Seine These kommt auf diese Weise dem wahren Sachverhalt näher. Der Illyrismus büßt dadurch nichts ein; denn er kennt eine Reihe eigentümlicher Züge, durch die er sich von anderen Strömungen unterscheidet. Kroatien hatte keinen Klassizismus mit klassizistischen Doktrinen und mit einem Ideal, das auf antiken humanistischen Prinzipien beruht. Die Romantik konnte daher nicht als Gegenstück zum Klassizismus in Erscheinung treten. Der Kultur der kroatischen Romantik wurde aus anderen Quellen gespeist: aus dem erstarkten nationalen Gedanken; aus der betont slawischen Ideologie; aus der Hinwendung zu dem bodenständigen Volkslied; aus der Nachahmung des ragusanischen Traditionalismus als einer großen Aera eigener literarischer Vergangenheit.

Da mit dem Illyrismus die Schriftsteller die Führung der nationalen Bewegung mitübernahmen, so hatte auch die Literatur anfänglich streng politische Ziele. Aus diesem Grunde wurde auch die Lyrik des Erweckens (budnička lirika) am meisten geschätzt. Erst allmählich brechen sich Ansichten Bahn, die von der Notwendigkeit einer Erweiterung der literarischen Aufgaben sowie einer freieren Handhabung der Literatur getragen sind; sie stießen auf einen großen Widerstand. Die ziemlich wirre Verfassung dieser Epoche veranlaßte B. nach einer eigenen Methode für eine synthetische Darstellung der Literatur des Illyrismus Ausschau zu halten, was auch im Aufbau des Buches deutlich zum Ausdruck kommt.

Der erste Abschnitt trägt die Überschrift „Die Zeit und die Aufgaben". In zwölf Kapiteln werden die Schlüsselprobleme dieses Zeitraums abgehandelt: die Entstehung der Literatur der Wiedergeburt; die ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu Beginn des 19. Jh.s; der Zustand der europäischen Romantik sowie deren Einfluß auf Kroatien; das Erscheinen neuer Zeitschriften;

das Verhältnis der österreichischen Behörden gegenüber dem Illyrismus; die Bemühungen um die Schaffung einer neuen Literatursprache auf štokavischer Grundlage (was die Kroaten den Serben näher brachte). Die allgemeinen literarischen Fragen, wie z. B. die Entwicklung der einzelnen literarischen Gattungen sowie die Probleme der Metrik und des Verses wurden sehr sorgfältig dargestellt. Auch dem Verhältnis der Schriftsteller zum Leserpublikum widmete der Verf. eine besondere Analyse. Im neuen Licht erscheinen die typisch romantischen Elemente der maßgeblichen Schriftsteller, deren Verhältnis und Kenntnis der europäischen Romantik, besonders der deutschen sowie der Einfluß der tschechischen, und darüber hinaus das Eindringen von romantischen Motiven in die kroatische Literatur schlechthin.

Der zweite Teil des Buches ist den Schriftstellern und ihrem Werk gewidmet. Eine ältere Publikation von B. trägt den Titel „Die Größe der Kleinen". Damit wollte er besonders hervorheben, welche Bedeutung den Autoren zukommt, die nicht den Gipfel erklommen, wohl aber die Breite der Literatur ausmachen und auf ihre Weise eigentlich den Boden und die Athmosphäre zum Aufstieg der Großen vorbereiten. In den Literaturen, die durch manches Elend hindurchgingen, kommt dieser Frage eine besondere Bedeutung zu. Mit echtem soziologischem Griff und vorzüglicher Kenntnis des Materials schuf B. ein Mosaik, das diesen Abschnitt der kroatischen Literatur im Lichte vieler bis dahin unzulänglich vermerkter Erscheinungen erstehen läßt. Die führenden Persönlichkeiten des Illyrismus, Gaj, Vraz, Ivan Mažuranić und Preradović sind uns in der Interpretation von B. näher und ihre Werke besser verständlich, da sie aus der gesamten Abhängigkeit von ihrer Zeit heraus ans Licht treten. Die sorgfältige Darstellung der bedeutenden wie auch der kleinen Schriftsteller ist für die Arbeitsweise von B. in gleicher Weise charakteristisch. Bei dem einzelnen Schriftsteller geht B. von dessen Vita und seiner gesellschaftlichen Rolle aus und gelangt sodann zu dessen Werk, das den Hauptgegenstand seiner Darstellung ausmacht.

Der Illyrismus und die Romantik waren die bislang am besten durchforschten Teilgebiete der kroatischen Literatur. Dennoch bringt das Buch von B. sehr viele neue Forschungsergebnisse sowie Tatsachen und Gesichtspunkte ohne jedoch überladen zu sein. Der Stil ist klar und die Anlage des Buches übersichtlich. Eine bedeutende Errungenschaft ist das Bemühen des Autors festzustellen, welche Neuerungen die Romantik als Bewegung auf kroatischem Boden zeitigte, wodurch auch das Gesamtbild der europäischen Romantik eine Bereicherung erfährt.

Zagreb—Agram Fran Petrè

Grothusen, Klaus-Detlev: Die Entwicklung der wissenschaftlichen Bibliotheken Jugoslawiens seit 1945. Köln, Greven 1958. 176 S. (Arbeiten aus dem Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen. 14).

Wie alle kommunistischen Länder hat auch Jugoslawien seit 1945 eine starke Intensivierung der Volksbildungsarbeit erfahren, deren Impulse auch der Entwicklung der wissenschaftlichen Bibliotheken zugute kamen. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist, daß zwar die 1945 bestandenen Pläne zentraler Organisation, wie z. B. die Gründung einer jugoslawischen Nationalbibliothek nicht zustande kamen, daß aber auf Landesebene das Bibliothekswesen nicht unbedeutende Fortschritte erzielen konnte. Einerseits durch den Ausbau und die Reorgani-

sation der bestehenden, teils traditionsreichen Bibliotheken, anderseits durch eine Reihe von Neugründungen, unter denen insbesondere die Nationalbibliotheken in Sarajewo, Skopje und Cetinje, wie die Wiedererrichtung der kriegszerstörten serbischen Nationalbibliothek in Belgrad zu nennen sind.

Im 1. Teil des Buches gibt der Verf. einen Überblick über die derzeit bestehenden wissenschaftlichen Bibliotheken der einzelnen Republiken, ihre Geschichte, derzeiten Buchbestand, Aufgabenbereich und Personal, der 2. Teil „Die Bibliothekare" behandelt die Leistungen und Probleme der Bibliotheken. Hier sind insbesondere die Abschnitte über die 5 neugegründeten bibliothekarischen Fachzeitschriften, ferner über die bibliographischen Unternehmungen der Länder und die jugoslawische Nationalbibliographie des Jugoslawischen Bibliographischen Instituts in Belgrad, sowie über die bibliothekswissenschaftlichen Arbeiten zum Ausbau des Katalogssystems hervorzuheben; ein weiterer Abschnitt berichtet über die in den letzten Jahren im Vordergrund stehenden Probleme der bibliothekarischen Praxis, wobei sich wieder ergibt, daß sich die Bestrebungen zur Schaffung eines einheitlichen jugoslawischen Bibliothekenswesens gegen die Traditionsgebundenheit der Länder nicht durchsetzen konnten. Im Anhang wird der Wortlaut der wichtigsten gesetzlichen Regelungen des Bibliothekenswesens abgedruckt.

Befremdend an dem fachmännisch und gut gearbeiteten Buch ist, daß ein deutscher Verfasser gefließentlich die Verwendung der jahrhunderte alten deutschen Ortsnamen wie Laibach, Agram, Cilli, Pettau usw. vermeidet und dafür die in Deutschland ganz ungebräuchlichen jugoslawischen Namen verwendet.

München Gertrud Krallert

Kečkemet, Duško: Bibliografija o Splitu. Bibliographie sur Split. 2 Bde. Split 1955/56. Izdanje Muzeja Grada Splita. Publications du Musée de la ville de Split. 6, 7).

Bei der vorliegenden Veröffentlichung handelt es sich um eine systematische, alle Lebensbereiche der Stadt umfassende Bibliographie. Bd. 1 verzeichnet einleitend das geographisch-landeskundliche und ethymologisch-linguistische Schrifttum und wendet sich dann dem Hauptthema der politischen, Wirtschafts-, Kultur- und Kunstgeschichte zu. Die Einteilung folgt bis 1814 der politischen Geschichte (Vorgeschichte, Altertum bis 614, frühes Mittelalter und Zeit der städtischen Autonomie 614—1420, venezianische Herrschaft 1420—1797, erste österreichische Herrschaft 1797—1805, französische Herrschaft 1805—1813) während die Zeit der österreichischen Herrschaft 1814—1918 in zwei Abschnitte, 1814—1860, und in die Zeit der innerhalb der österreichischen Monarchie sich vollziehenden nationalen Wiedergeburt (1860—1918) geteilt wird, wobei der letztere Abschnitt mit der Geschichte der Stadt in jugoslawischer Zeit zusammengefaßt wird (2. Bd.). Die Bibliographie beruht auf den Beständen der Stadtbibliothek, der Bibliotheken des Archäologischen und des Stadtmuseums von Split, sowie auf Angaben des lexikographischen Instituts der VR Jugoslawien. Wahrscheinlich könnten Nachforschungen an der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien für das 19. Jh. noch Ergänzungen liefern. In der bibliographischen Technik wird auf wissenschaftliche Genauigkeit verzichtet und eine gekürzte Zitierweise angewendet, die Erscheinungsorte der dalmatinischen Schriften werden unabhängig vom Original

mit ihren heutigen Namen angegeben. Ein alphabetisches Autorenregister und ein Namensregister ergänzen den systematischen Teil. Die Bibliographie stellt ein wertvolles Hilfsmittel zur Kenntnis der Geschichte und Gegenwart Dalmatiens dar.

München Gertrud Krallert

V. Rumänien

Dacia, Revue d'archéologie et d'histoire ancienne. Nouvelle série I 1957. Bukarest, Rumänische Akademie der Wissenschaften, Archäologisches Institut 1957. 375 S. mit zahlr. Abb. im Text und mehreren Beilagen.

Zu seinen beiden in rumänischer Sprache erscheinenden Zeitschriften, den „Studii şi cercetări de istorie veche" (vgl. SOF XIV 323 f. und XVI 234) und den „Materiale şi cercetări arheologice" (SOF XVII 313 f.), hat jetzt das Archäologische Institut der rumänischen Akademie durch Wiederaufnahme der seinerzeit von V. Pârvan begründeten „Dacia" ein weiteres Publikationsorgan erhalten, dessen Beiträge nur in einer Weltsprache erscheinen und sich daher in erster Linie an ausländische Fachleute wenden. Diese reiche Publikationstätigkeit soll noch durch eine „Biblioteca Arheologică" mit größeren, selbständigen Arbeiten ergänzt werden.

Der vorliegende erste Band der neuen Serie der „Dacia" ist dem Andenken an deren Begründer Vasile Pârvan gewidmet und bringt daher eine ausführliche Biographie und Bibliographie dieses leider zu früh verstorbenen, um die rumänische Archäologie hochverdienten Forschers aus der Feder von E. Condurachi, des gegenwärtigen Institutsdirektors (S. 9—40). C. S. Nicolăescu-Plopşor gibt (S. 41—60) einen Überblick über das rumänische Paläolithikum im Lichte der neueren Untersuchungen, E. Comşa (S. 61—72) Beiträge zur Periodisierung und Entwicklung der neolithischen Kultur von Boian, bei der er vier Phasen (Bolintineanu, Giuleşti, Vidra und Petru Rareş) unterscheidet. Vl. Dumitrescu behandelt (S. 73—96) auf Grund eines kleinen Depotfundes von Schmucksachen aus Hăbăşeşti (bereits veröffentlicht in der Monographie über Hăbăşeşti [vgl. SOF XV 616]) die Beziehungen der Träger der Cucuteni-Kultur zu den Stämmen des pontischen Steppengebietes. Hortensia Dumitrescu bringt (S. 97—116) einen Auszug ihrer bereits in den „Studii şi cercetări de istorie veche" V 1954, 349 ff. veröffentlichten Arbeit über die Bestattungsbräuche auf dem Gebiet der bemalten Cucuteni-Tripolje-Keramik mit ihren Skelettgräbern. S. Morinc veröffentlicht (S. 117—32) in russischer Sprache — leider ohne Zusammenfassung in einer westlichen Sprache — eine neue Hallstatt-Gruppe aus Bîrseşti, Rayon Vrancea in der Moldau. D. Berciu befaßt sich (S. 133—41) mit der Genesis der La Tène-Kultur bei den Geto-Dakern, bei der seinerzeit V. Pârvan den Kelten, I. Nestor dagegen den Thrakern eine entscheidende Rolle zugewiesen hat. Radu Vulpe hebt (S. 143—64) die Bedeutung der neuen Funde aus der sogen. „Cetăţuia" von Poiana in der unteren Moldau, in der er das antike Piroboridava vermutet, für unsere Kenntnis der dakischen Kultur hervor. D. M. Pippidi untersucht (S. 165—77) nochmals den zeitlichen Ansatz des in Histria gefundenen griechischen Ehren-

dekrets für Aristagoras, Sohn des Apaturios (Ditt. Syll. 708) und kommt im Gegensatz zur bisherigen Forschung zum Ergebnis, daß die Inschrift in die 2. Hälfte des 1. Jh.s v. Chr. zu datieren ist. I. I. Russu veröffentlicht (S. 179—90) ein bisher unveröffentlichtes Fragment eines Ehrendekrets, das der Demos von Kallatis einem Isagoras, Sohn eines Iatrokles, verlieh. Ein bereits 1929 vom Em. Panaitescu in Căşei, Bez. Dej, Reg. Klausenburg, gefundenes, aber bisher noch nicht veröffentlichtes Militärdiplom für sagitarii Palmyrenses aus dem J. 120 n. Chr. gibt C. Daicoviciu (S. 191—203) Anlaß zu eingehender Erörterung der politischen und sozialen Verhältnisse Daziens. Auch M. Macrea beschäftigt sich (S. 205—20) auf Grund der neuen Funde, vor allen in den verschiedenen Nekropolen, mit den dakischen Verhältnissen zur Zeit der römischen Besetzung des Landes. Gh. Ştefan bringt (S. 221—27) einen schlecht erhaltenen römischen Meilenstein aus Dinogetia (Dobrudscha) mit Nennung des Kaisers Diokletian. B. Mitrea sucht (S. 229—36) an Hand der Münzfunde in der Moldau die Wanderwege der Goten entlang der Ostseite des Karpatenbogens zu klären. Unter dem Titel „Einige neue Beobachtungen über den Donaulimes entlang der Dobrudscha" gibt Gr. Florescu (S. 237—44) eine kurze Geschichte des römischen Verteidigungssystems im Gebiete der Scythia minor. Em. Condurachi berichtet (S. 245—63) über die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen in Histria, soweit sie die Geschichte der Stadt in der Spätantike (4.—6. Jh. n. Chr.) aufhellen, insbesondere auch die der Befestigungsanlagen. Zu den christlichen Inschriften aus der Scythia minor, hauptsächlich aus Tomis, gibt J. Barnea (S. 265—88) einige Bemerkungen. Bei den Grabungen in der neolithischen und bronzezeitlichen Station von Sărata Monteoru (Bez. Buzău) wurde auch eine altslawische Nekropole, vermutlich aus dem 7. Jh. n. Chr., angeschnitten, über die I. Nestor (S. 289—95) berichtet. Die Grabungen in den befestigten Anlagen auf dem Plateau „Podei" bei Moreşti im Miereschtal ergaben 11 verschiedene Kulturperioden, die abgesehen von vereinzelten paläolithischen Feuersteinklingen vom Neolithikum bis in die Gegenwart reichen und dakischer, römischer, gepidischer, slawischer und schließlich rumänischer Bevölkerung zuzuweisen sind (K. Horedt, S. 297—308). M. Kisbasi-Comşa gibt (S. 309-27) in russischer Sprache historische Bemerkungen zu einigen archäologischen Denkmälern des 6.—12. Jh. Den Abschluß des auf vorzüglichem Papier sehr sorgfältig gedruckten Bandes bilden kurze Bemerkungen zu den römischen Inschriften CIL III 6157 und 7566 (I. Stoian, S. 329—35), eine Übersicht über die archäologischen Funde in Rumänien im J. 1956 und mehrere Buchbesprechungen.

Graz — Balduin Saria

Revue des études roumaines. Bd. III—IV. Paris, Institut universitaire roumain Charles Ier. Fundaţia regală universitară Carol I 1957. 260 S., 2 Taf., 1 Kte. ffr 1800.

Der neue Doppelband der vorzüglichen Zeitschrift (vgl. SOF XIII 367) enthält wieder zahlreiche Beiträge, die wir hervorheben möchten. Mircea Eliade behandelt folkloristische Zusammenhänge zwischen Rumänien und dem Balkan (S. 7 ff.), Titus Barbulesco rumänisch-französische Literaturbeziehungen [Al. Macedonski] (S. 36 ff.), Émile Turdeanu Lord Byron in der rumänischen Dichtung (S. 65 ff.), Nicoară Beldiceanu das Timok-Morawa-Gebiet in neuaufgefundenen Urkunden Mehmeds II. und Selims I. (S. 111 ff.), und Helmuth

Lüdtke „Sprachliche Beziehungen der Apulischen Dialekte zum Rumänischen" (S. 130). Auch der Miszellenteil enthält reichhaltigen Stoff u. a. über rumänisch-englische und rumänisch-französische Beziehungen der älteren Zeit. A. C. Gorgan untersucht „La première thèse d'histoire roumaine" (S. 223—27). Es handelt sich um eine vom Wittenberger Geschichtsschreiber Konrad Samuel Schurtzfleisch angeregte Arbeit v. J. 1672. F. V.

Revue des sciences sociales, tom. I. 1956, Nr. 1. Bukarest, Verlag der Académie de la République populaire Roumaine. 1956. 124 S.

Diese neue gesellschaftswissenschaftliche Zeitschrift der Akademie der rumänischen Volksrepublik steht selbstverständlich auf dem Boden der herrschenden Lehrauffassung des Marxismus und des historischen Materialismus. Das vorliegende Heft enthält einen interessanten Aufsatz über die materialistischen Traditionen der französischen Psychologie (von Mihai Rala), dann einen Essay über die Natur von Deduktion und Induktion (A. Joja), ferner einen in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsatz „Wirtschaftliche Rechnungsführung und Rentabilität in der sozialistischen Wirtschaft" (J. Rachmuth) und einen gleichfalls deutsch geschriebenen Beitrag von C. J. Gulian „Über die Wertung des fortschrittlichen Denkens in Rumänien". Ein englisch geschriebener Aufsatz unterrichtet über Aspekte von Jon Jonescus bis zu de la Brads fortschrittlicher ökonomischer Auffassung. In den kleinen Beiträgen und Besprechungen finden wir einen Bericht über die Behandlung philosophischer Fragen auf der VI. Sitzung der Akademie der rumänischen Volksrepublik, über eine Gedächtnisfeier derselben Akademie für Montesquieu, über eine Tagung des Institutes für ökonomische Forschungen der rumänischen Akademie und endlich eine Sammelbesprechung von jüngst erschienenen Werken der Psychologie. Für die Südostforschung kommt vor allem der Aufsatz C. I. Gulians über die Wertung des fortschrittlichen Denkens in Rumänien in Frage. Für die Beantwortung der Fragestellung ist das Zitat bemerkenswert (S. 66): „... wir nehmen aus jeder nationalen Kultur nur die demokratischen und sozialistischen Elemente, nur diese und ausschließlich diese, im Gegensatz zur bürgerlichen Kultur (Lenin)". Wir werden hier mit einer Reihe von Persönlichkeiten bekanntgemacht: so mit dem Siebenbürger Ungarn Johann Csere de Apácza (1625—1699), mit den Biologen D. Voinov (1867—1951), den Paläontologen Gregoriu Ştefănescu (1838—1911).

Wien Ernst Joseph Görlich

Cotoşman, Gh.: Viaţa Sfîntului Iosif cel Nou, mitropolitul Timişorii şi a toată ţara Banatului (1650—1656). La tricentenarul morţii sale, Timişoara 1956. 151 p.
Idem, Sfîntul Iosif cel Nou, mitropolitul Timişorii şi a toată Ţara Banatului, Timişoara 1956. 44 p. (tiré à part de **Mitropolia Banatului,** V, nr. 1—3, 1956).

Ces deux opuscules de l'érudit vicaire de l'archevêché de Timişoara sont consacrés au tricentenaire de la mort de saint Joseph le Nouveau, métropolite de Timişoara et de tout le Banat, canonisé par l'Eglise orthodoxe roumaine en 1950. Ce thaumaturge (Morlaque ou Valaque des environs de Raguse) fut mis par le patriarche de Constantinople et le sultan, à la tête des orthodoxes du pachalik de Timişoara en 1650. Son grand âge — il avait alors 82 ans — n'empêcha pas le pontife, formé au Mont Athos, de déployer une vive activité pastorale sous le regard des occupants turcs. Les deux petits livres du R. P. Cotoşman

s'alimentent à la vie du néo-saint, rédigée en 1748 par le moine Nicéphore, alors hégoumène du monastère de Partoş, d'après des témoignages oraux et surtout d'après les notes laissées par Damaschin Udrea, disciple et intime collaborateur du vénérable hiérarque endormi dans le Seigneur en 1656 au monastère de Partoş. Ses reliques y demeurèrent jusqu'en 1955, quand on les exhuma pour les transporter à la cathédrale de Timişoara. La première des deux brochures en question reproduit (dans un ordre assez bizarre) le texte même de la Vita avec quelques facsimilés du manuscrit — et met ainsi à la portée des philologues un texte susceptible, à notre avis, d'éveiller leur intérêt. Exploitant cette nouvelle source hagiographique ainsi que des diptiques inédits de 1696, l'auteur établit avec une certaine précision la liste épiscopale des métropolites du Banat aux XVe—XVIIe siècles.

Bucarest P. Ş. Năsturel

Maenner, Emil: Guttenbrunn. Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat. Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B (Wissenschaftliche Arbeiten), hrsg. von Prof. Dr. Fritz Valjavec, Heft 10, München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks 1958. 96 S. u. 10 Abb.

Guttenbrunn, das Heimatdorf des Dichters und kulturellen Führer seines Stammes Adam Müller-Guttenbrunn, wurde schon 1724 unter dem Gouverneur Graf Mercy angelegt. Für diese erste Siedlungsperiode im Banat, die durch den Türkenkrieg 1737 jäh abgebrochen wurde, ist weniger Quellenmaterial erhalten als für die folgende theresianische und josefinische Zeit, zumal hinsichtlich der Herkunft der Deutschen. Umso wichtiger ist es, daß der Verf. in der Arbeit mehrerer Jahrzehnte alle nur denkbaren Quellen für die Ermittlung der Heimat der Siedler zusammengetragen hat: die Guttenbrunner Matriken, die alte Dorfchronik, handschriftliche oder bereits veröffentlichte Ansiedlungsakten aus ungarischen und Wiener Quellen, schließlich die Kirchenbücher der Urheimat. Es ergibt sich, daß die Guttenbrunner aus dem Odenwald stammen, wenn auch vielleicht nicht ganz so einheitlich, wie es bei M. erscheint, da ihn die fremden Einsprengsel weniger interessierten. Guttenbrunn folgt der Regel für die deutschen Gründungen der karolinischen Zeit, die — besonders deutlich in der Schwäbischen Türkei erkennbar — ein zwar von Dorf zu Dorf wechselndes, aber bei dem einzelnen Orte geschlosseneres Herkunftsbild zeigen als bei den späteren Pfälzer und Lothringer Massentransporten. Auch die nachträglich, bis 1765 eingewanderten Zusiedler stammten aus dem Odenwald, kamen also auf Grund der noch nicht abgerissenen persönlichen Beziehungen.

Der Herkunftsnachweis ist das Hauptanliegen der Arbeit, ihm geht der Verf. in allen Einzelheiten nach, unter Schilderung seiner persönlichen Forschungswege, manchmal auch mit Wiederholungen. Den Vergleich mit dem Volksgut der Heimat ermöglichte auch der kurze Schlußteil über Mundart und Brauchtum. Eine allseitige, gerundete Ortsgeschichte gibt das Büchlein nicht. Aber gerade in der Konzentration auf das Heimatproblem liegt seine Bedeutung und sie macht es zu einem wichtigen Baustein der donauschwäbischen Siedlungsforschung. Leider fehlt eine Karte der Heimatorte, während sonst die Ausstattung mit Abbildungen recht gut ist.

Hamburg Walter Kuhn

VI. Bulgarien

Izvestija na Archivnija institut (Mitteilungen des Archiv-Institutes). Bd. I, Sofia, Bŭlgarska Akademija na naukite. 1957. 318 S.

In Bulgarien haben die archivalischen Obliegenheiten nach dem letzten Kriege eine durchgreifende Neuordnung erfahren. Von ihrer Konsolidierung und dem gegenwärtigen Stand berichtet der vorliegende Band. Das neuerrichtete Archiv-Institut bei der Bulg. Akad. d. Wiss. betreut nunmehr nur noch die Archivalien der Akademie-Institutionen und -Mitglieder. (*Das Archiv-Institut bei der Bulg. Akad. d. Wiss. S. 3—19). Alles übrige obliegt der Verwaltung des Staatlichen Archivfonds, dem es zur Aufgabe gemacht wurde, „sämtliche dokumentarischen Materialien der VR Bulgarien verwaltungsmäßig zu vereinigen" (S. 21—43). Neben diesen knappen doch erschöpfenden Abrissen über das bulgarische Archivwesen und seine einzelnen Entwicklungsphasen seit 1879 enthält der Sammelband unter der Rubrik „Artikel" noch einen Beitrag: *Die Originalität und Authentizität der Chrysobulle von Rila (von I. Dujčev, S. 45—75). D. überprüft die bisherigen Einwände, die seitens der älteren Forschung wider die Originalität dieses Dokuments vom J. 1378 erhoben wurden. D. führt treffende Erwägungen ins Feld, die die Positionen seiner Widersacher schwer erschüttern. Er schließt: „Ohne bei der Frage zu verweilen, ob ... die Chrysobulle des Klosters Rila eine beglaubigte und offizielle Abschrift aus der Zeit Ivan Šišmans ist, ... so muß ich doch hervorheben, daß nach meinem Urteil die Chrysobulle des Klosters Rila in der Tat ein vorzügliches und folglich durchaus zuverlässiges Denkmal aus der Zeit des letzten Herrschers des bulgarischen Mittelalters ist" (S. 73).

Die Rubrik „Mitteilungen" enthält die Beiträge: J. Panajotov *Die Geographie Botju Petkovs (S. 77—93), ein Manuskript von 109 Blättern des im J. 1868 auch im Druck erschienenen Schulbuchs Petkovs; I. Topuzov *Wann wurde Machalaki Georgiev geboren (S. 95—105); I. Stojčev *Das genaue Datum einer Urkunde aus der Zeit des Aprilaufstands (S. 107—115).

Überaus wertvoll sind die „Materialien" (S. 117—302), die einen Eindruck von der Reichhaltigkeit der bulgarischen Archivbestände vermitteln. Es ist wissenschaftsgeschichtlich sehr verdienstvoll, wenn D. Veleva einen Einblick in *Die Fonds und Sammlungen der Bulg. Akad. d. Wiss. (S. 117—175) gewährt. Unter den rund vierzig Namen, über deren Nachlaß wir auf diese Weise etwas erfahren, finden sich Konstantin Jireček, Felix Kanitz, Vasil Zlatarski, Najden Gerov, Stefan Stambolov, Elin Pelin u. a. Der Umfang des Nachlasses jedes dieser Verdienstvollen ist soweit eingehend charakterisiert, daß ein klarer Eindruck vermittelt wird. Es ist überaus zu begrüßen, mit welcher Sorgfalt hier die Quellen für die internationale Wissenschaft nutzbar erschlossen werden. In gleicher Weise erfreulich sind die Zeugnisse, die die übrigen Beiträge dieser Rubrik enthalten: G. Dimov *Die Briefe Kiril Christovs an Ivan Vazov (S. 177—198); I. Snegarov *Materialien zur Geschichte des bulgarischen Bildungswesens der Aufklärungszeit (S. 199—265); B. St. Angelov *Altbulgarische Texte. Aus den slawischen Handschriften der Bulg. Ak. d. Wiss. (S. 267—302). Sie künden von einer beispielhaften wissenschaftlichen Regsamkeit und erweisen durch den Abdruck dieser bisher nur schwer zugänglichen Quellen in ureigener Sache auch der aus-

ländischen Forschung einen großen Dienst. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß diese neue Reihe, die sich ihre Rechtfertigung selbst gibt, gut gedeihe.

München J. Schütz

Izvestija na Instituta za bŭlgarska istorija. (Bulg. Akad. der Wissenschaften. Abt. für Geschichte, Archäologie und Philosophie). Bd. 6. Sofia 1956. 704 S.

Der vorliegende Band der Abhandlungen des Instituts für bulgarische Geschichte ist in seinem vielseitigen Inhalt untergliedert in „Beiträge", „Mitteilungen", „Quellen und Publikationen" sowie „Kritik und Rezensionen". Allen Beiträgen dieser Rubriken, ausgenommen den Rezensionsteil, wurden zwei Zusammenfassungen, in russischer und in französischer Sprache, beigegeben.

Hinzuweisen bleibt besonders auf B. Cvetkova *Beiträge zum Studium des osmanischen Feudalismus in den bulgarischen Gebieten während des 15.—16. Jh.s (S. 115—184). Es handelt sich um den Abdruck des 2. Teils der gleichnamigen Arbeit (vgl. Izvestija Bd. 5 [1954] S. 71—153). Die Kapitel sind: 1. Die ausgebeutete Klasse auf dem Lande und in der Stadt und 2. Die Formen des Klassenkampfes.

B. Angelov *Aus der Geschichte des russischen Kultureinflusses auf Bulgarien im 15.—18. Jh. (S. 291—321). Verf. greift ein Thema auf, das von bulgarischer Seite unter kulturgeschichtlichem Blickpunkt bereits des öfteren Gegenstand der Untersuchung war. Es stand bislang fest, daß der Austausch bis in die petrinische Zeit hinein mehr oder minder auf den kirchlichen Bereich beschränkt war, und auch die geistesgeschichtlichen Beziehungen traten nicht über diesen Rahmen hinaus. Verf. bemüht sich um eine Vordatierung der „weltlichen" Kulturbeziehungen zwischen diesen beiden slawischen Völkern. Er sucht im Zeitraum des 15.—18. Jh.s nach Ansätzen dazu. Dabei erscheint es ihm notwendig, sich mit „einigen trügerischen und tendenziösen Behauptungen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft" auseinanderzusetzen. Diese war der Ansicht, die Beziehungen zwischen dem bulgarischen und dem russischen Volk seien während der Osmanenherrschaft unterbrochen gewesen. A. glaubt nun beweisen zu müssen, daß sich „eine Intensivierung der Beziehung zwischen Bulgaren und Russen nicht nur aus einer größeren Anzahl von Nachrichten über Rußland ablesen läßt, sondern auch aus einem verstärkten russischen Einfluß auf die bulgarische Literatur hervorgeht". (S. 294). Unter „Literatur" ist hier natürlich ausschließlich klösterliches Schrifttum zu verstehen. So stellt denn der Verf. auch eine Anzahl von Textstellen aus Kodizes, Viten u. ä. in den Dienst seiner Beweisführung, die beispielsweise über die Christianisierung des russischen Volkes berichten oder darauf Bezug nehmen. Auch die Theorie des Konstantin von Kostenec, derzufolge das Russische die Grundlage der kyrillo-methodianischen Sprache ist, wird völlig abwegig in diesem Sinne hier bewertet. Das Vorkommen von Viten russischer Heiliger wie Boris und Chleb u. a. in Sammelbänden mittelbulgarischer Redaktionen sowie in serbischen Redaktionen klösterlicher Kodizes wird von A. zur Untermauerung seiner Theorie herangezogen. A. verkennt schließlich nicht, daß „diese Werke dem Kreis der Kirchengeschichte und der Predigt angehören, doch ist in diesem Falle die Anzahl der russischen Schrifttumserzeugnisse, die nach dem Süden gelangten, wichtiger als deren Charakter" (S. 305). Selbst für das 17.—18. Jh. stellt Verf. fest, daß sich der russische Einfluß auf das bulgarische Schrifttum in der Hauptsache auf das Eindringen und Abschreiben russischer

Werke beschränkt, die „sämtlich noch in den Kreis der Kirchengeschichte" gehören (S. 305). Es ist daher unmotiviert und bleibt geradezu unverständlich, wenn A. abschließend sagt, „alle diese Tatsachen machen eine Neubewertung der bisherigen Auffassungen über die russisch-bulgarischen politischen und literarischen Beziehungen während der Osmanenherrschaft notwendig" (S. 319).

B. Primov handelt (S. 359—403) über den *Namen der „Bulgaren" in Westeuropa im Zusammenhang mit den Bogomilen. Der Verf. kommt zu dem Schluß, daß sich der im Altfranzösischen des 13. Jh.s vielfach bezeugte Name „les Bougres", im Zusammenhang mit dem Sektenwesen der Katharer, inhaltlich mit „Bogomile" nicht deckt. Da das mittelalterliche Bulgarien als bedeutsames häretisches Zentrum zwei große Sekten kannte, die „Ecclesia Bulgariae" und die „Ecclesia Dugranicae", erstere als Organisation der Bogomilen, letztere als diejenige der Paulikaner, glaubt P., daß „les Bougres" ebenfalls seinem Sinne nach mehrschichtig sein müßte. Es dürfe sowohl auf Sektierer Anwendung gefunden haben, die mit den Bogomilen in irgendeiner Beziehung standen als auch auf solche, die sich den Paulikanern für verwandt hielten.

St. Lišev *Einige Materialien über die feudalen Verhältnisse in Bulgarien im 10. Jh. (S. 409—436). Verf. interpretiert bekannte Quellen (Presbyter Kozma; Urkunden Basileios' II.; De gestis Hungarorum liber) marxistisch. Er kommt zu dem Schluß, daß der größere Teil der bulgarischen Bauern bereits in der 2. Hälfte des 10. Jh.s in wirtschaftliche Abhängigkeit von den weltlichen und kirchlichen Feudalen geraten war. Ausdruck einer Auflehnung wider die feudalen Lasten und die Verarmung bäuerlicher Schichten ist nach Verf. auch das Bogomilentum. Die politische Macht einiger mächtiger weltlicher Feudalherren kam bereits einer politischen Unabhängigkeit gleich; diese nehmen sich fast wie „kleine Staaten" mit gegensätzlichen Interessen aus.

*Über die ersten Siedlungen der Bulgaren und das Problem der „aulé" (S. 439—450) handelt V. Tŭpkova-Zaimova. Verf.n versucht eine Antwort zu geben auf die Frage, ob die Bulgaren Asparuchs eigene, charakteristische Siedlungsformen mitbrachten. Verf.n ist der Meinung, das byzantinische „aulé" war lautlich und dem Sinne nach geeignet, den Inhalt des Turkwortes agil zu übernehmen. Letzteres ist auch heute noch einigen Turkdialekten in der Bedeutung „umzäunte Stelle" bekannt, was vollkommen dem Sinn der zahlreichen aulé-Belege entspricht. Die Verf.n baut ihre Hypothese auf der Analogie auf; so etwa wenn zur Zeit Pippins in den Annalen „hringus" zur Charakterisierung awarischer Niederlassungen gebraucht wird. Ebenso wird auch „campus" in diesem Sinne zu Hilfe genommen usf. Es ist kaum zu hoffen, daß diese, lediglich auf Parallelen fußende Hypothese mit allgemeiner Anerkennung rechnen kann. Man würde einer Beweisführung aus den Turksprachen mehr Glauben entgegenbringen können. Schließlich sei noch erwähnt I. Snegarov *Die Verzeichnisse der byzantinischen Eparchie als Geschichtsquelle für die Christianisierung der Balkanslawen (S. 647—654). Für die Zeit vor dem 9. Jh. finden sich in den bislang bekannten eparchischen Verzeichnissen aus Byzanz keine eindeutigen Anhaltspunkte, denen zu entnehmen wäre, daß die Balkanslawen des bulgarischen Raumes bereits im 8. Jh. christianisiert worden sind.

Wegen der Vielseitigkeit der Probleme, die in diesem Band zur Sprache gelangen, verdient diese Publikation große Beachtung.

München J. Schütz

Georgieva, Sonja — Velkov, Velizar [Hg.]: Bibliografija na bŭlgarskata arheologija (1878—1955) (Bibliographie der bulgarischen Archäologie, 1878—1955). Sofia, Bulgarische Akademie d. Wissensch. 1957. 383 S.

Die vorliegende Bibliographie erschien aus Anlaß der 35-Jahr-Feier des Bulgarischen Archäologischen Instituts (1921—1956). Sie umfaßt nicht nur Arbeiten aus dem Gebiet der prähistorischen, klassischen und frühmittelalterlichen Archäologie, sondern darüber hinaus auch geschichtliche und kunstgeschichtliche Arbeiten über die ottomanische und frühneuzeitliche Periode bis zur bulgarischen Wiedergeburt im 19. Jh. Innerhalb der einzelnen zeitlichen Perioden sind die Arbeiten nach zahlreichen sachlichen Gruppen gegliedert. Epigraphik, Numismatik (1. Teil: Arbeiten in zyrillischer Schrift, 2.: in Lateinschrift!), Anthropologie, Arbeiten zur archäologischen Karte von Bulgarien, Archäologische Gesellschaften und Museen bilden besondere Abschnitte. Die Herausgeber haben sich bemüht, das Material möglichst vollständig zu erfassen, wobei man sich leider durch politische Motive dazu verleiten ließ, wichtige Arbeiten nicht aufzunehmen. So wird man vergebens die Arbeiten von B. Filow suchen. Man kann über ihn als Politiker die damnatio memoriae verhängen, als Archäologe hat er immerhin so Wesentliches zur bulgarischen Archäologie und Geschichte beigetragen, daß man diese Arbeiten nicht ohne weiteres ignorieren kann. Von diesem Schönheitsfehler abgesehen kann die sehr sorgfältig und übersichtlich gearbeitete und gedruckte Bibliographie, der der Direktor des Archäologischen Instituts, Kr. Mijatev, ein Vorwort geschrieben hat, nur lebhaft begrüßt werden. Da sowohl dieses Vorwort, wie die Erläuterungen der Herausgeber und die systematische Inhaltsübersicht auch in französischer Sprache vollinhaltlich wiedergegeben sind, kann sich auch der nicht der bulgarischen Sprache mächtige Benützer zurecht finden.

Graz — Balduin Saria

Mikov, V.: Zlatnoto sŭkrovište ot Vŭlčitrŭn. Le trésor d'or de Valcitran, Arrondissement de Pleven. Sofia, Ausg. der Bulg. Akademie d. Wiss., Archäol. Institut 1958. 68 S. mit 40 Abb. im Text und 31 Taf.

Im J. 1924 kam unfern von Valcitran bei Weinbergarbeiten ein Depot von 13 Goldgefäßen zutage, die glücklicherweise nicht eingeschmolzen wurden, sondern vom Museum Sofia erworben werden konnten, und die zusammen 12½ kg wiegen. Ein Goldschatz mit diesem Gewicht ist beinahe einmalig für Europa. Schwierigkeiten bereitet es, die Zeitstellung der in dem Fund vereinten prächtigen Schalen, Näpfe, Tassen und Deckel festzulegen. Es ist bis heute noch nicht gelungen, die Datierung des Schatzes endgültig und verbindlich zu fixieren. Wie weit die Ansichten über die Zeit der Herstellung der Gefäße auseinanderklaffen, ist daraus ersichtlich, daß Filow sie in das 7.—8. nachchristliche Jh., Andrieşescu in die 2. Periode der Bronzezeit rund um 1500 v. Chr., Pârvan in die 4. Stufe der ungarisch-rumänischen Bronzezeit etwa um 1000 v. Chr. und Mikov in das 8. Jh. v. Chr. einordnet. Die vorliegende Untersuchung von M. ist die erste, die sich wirklich eingehend mit der Frage des zeitlichen Ansatzes und des Herstellungsbereiches der Gefäße auseinandersetzt. Der Verf. sieht in erster Linie Tongefäße aus der Zeit nach 1000 v. Chr. als Vorformen an, nach denen die goldenen geschaffen worden sein sollen. Es spricht viel für seine Ableitung. Vollkommen gesichert scheint sie mir aber nicht zu sein, da es im allgemeinen üblich und oft zu belegen ist, daß umgekehrt Metallgefäße die Form der Tongefäße beeinflußt

haben. Wenn der zweite Weg der richtige wäre, braucht auch der von M. postulierte Zeitansatz nicht zu stimmen; dann könnte der Schatz um etwa 100 Jahre älter sein, als er annimmt. Es wird vom Verf. einleuchtend dargelegt, daß die Gefäße in Werkstätten des unteren Donauraumes entstanden sind. Er will darauf hinaus, daß Gold des Timok-Tales oder der Südabhänge der Karpaten dazu verwendet wurde. Ebenso gut könnte aber auch Gold Siebenbürgens verarbeitet worden sein, da dieses Land wesentlich reicher an Goldvorkommen ist, die von der Kupferzeit an bis in historische Zeit ausgebeutet wurden, wie die Verteilung der Goldschmuckstücke und -gefäße aus den verschiedensten Epochen im genannten Bereich zeigen, während im Timok-Gebiet kein Beleg und südwärts der Karpaten nur wenige namhaft zu machen sind. Ein kurzes russisches und französisches Resümee beschließen den Band.

Münster K u r t T a c k e n b e r g

Kompleksna naučna dobrudžanska ekspedicija prez 1954 godina. (Allgemeine wissenschaftliche Dobrudscha-Expedition 1954). Ergebnisse und Materialien, herausgegeben von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, Sofia, Akademie-Verlag, 1956. Geb. 285 S.

Im Stil der in den Ostländern seit 1945 nach russischem Vorbild sehr beliebten „Expeditionen" von besonderen, aus Vertretern vieler Einzeldisziplinen zusammengesetzten Aufnahme-Gruppen unternahm die Sektion für Kunst und Kultur der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften mit Teilnehmern ihrer Institute für Sprachwissenschaft, Ethnographie, Geschichte, Archäologie und Archivwissenschaften, vom 13.—26. Juni 1954 eine Aufnahmefahrt durch den bulgarischen Teil der Dobrudscha. Die Erhebungen sollten den Altbestand an Volkskultur aufzeichnen und gleichzeitig das Maß des sozialistischen Fortschrittes in den Dörfern dort seit zehn Jahren aufzeigen. Gleiches sollte bei den nationalen Minderheiten dort miterfaßt werden. Die Ergebnisse der Kundfahrt, die von Ivan P e n k o v und Asen V a s i l i e v geleitet war, wird in der Art vorgelegt, daß älteres Material (reiche Fotobestände von einer Kundfahrt 1941) zusammen mit dem Neugewonnenen in einer Anzahl in sich geschlossener Übersichten und Untersuchungen dargeboten sind.

Sehen wir von den kürzeren Beiträgen über Dorfgestaltung (Verwaltung, Mechanisierung, Bauformen im neuen Staate) ab, so verbleiben als wissenschaftlich wertvolle Gegenwartsaufnahmen im Umbruch der Volkskultur vor allem diese Arbeiten: V. B e š e v l i e v beschreibt frühchristliche und frühmittelalterliche Inschriftsteine dieses Gebietes; Chr. V a k a r e l s k i , der hervorragende Kenner der materiellen Volkskultur, bringt Materialien über Fischfang, Schafzucht, Gespannwesen, Imkerei, Ackerbestellung, Dreschgeräte, Wasserräder, Steinbearbeitung, Töpferei, Windmühlen, Tracht, Hausschmuck, Herdstellen und Kücheneinrichtungen des Dobrudscha-Hauses. Im wesentlichen ist dies eine Zusammenfassung seiner 1941 in Sofia bulgarisch erschienenen Arbeit über „Leben und Kultur in der bulgarischen Dobrudscha". Besonders verdienstvoll ist die reich mit Bildern und Zeichnungen versehene Untersuchung über das „Dobrudscha-Haus" von G. K o ž u h a r o v. Kirchenbauten und religiöse Kunstdenkmäler aus einigen Dörfern behandelt A. V a s i l i e v , die Volkskunst wiederum D. D r u m e v. Volksmusik und Tanz (mit reichen Melodieproben) untersucht Frau R. K a c a r o v a - K u k u l o v a. Die Instrumente der Volksmusik in der Dobrudscha (tarabuka, gadulka,

kaval usw.) beschreibt I. Kačulev. Eine umfangreiche Arbeit zur Erforschung der vielschichtigen Ortsnamen in der Süddobrudscha steuert J. Zaimov bei. Osmanotürkische Inschriftdenkmäler des 18. und des 19. Jh.s beschreibt P. Mijatev.

Die Bildwiedergaben sind zahlreich, aber recht unbefriedigend; Anmerkungen sind selten; ein Gesamtregister fehlt ebenso wie jegliche Zusammenfassung in einer Westsprache. Dadurch kann der Wert dieser bulgarischen Materialien für die internationale Forschung nicht gebührend ausgenützt werden, wiewohl bestimmte Einzelheiten sehr wichtige Vergleichsfälle abgäben. Ein Beispiel: in jenem Puppentheater eines am Boden liegenden Spielers, der zwei Handpuppen führt und dazu spricht beziehungsweise singt und auf einer „gadulka" begleitet wird, ist der vielgesuchte erste europäische Parallelfall zu jener eigenartigen Form des Handpuppenspiels gegeben, die Niko Kuret auf dem Draufelde in der historischen Untersteiermark bei Slowenen aufnahm, im Slovenski Etnograf X, Laibach 1957, S. 113 ff. beschrieb und 1958 auf dem internationalen Kongreß für traditionelles Puppentheater in Lüttich ohne direkte Vergleichsfälle vorführen konnte (Arbeit von R. Kacarova-Kukulova, S. 158 f.).

Graz Leopold Kretzenbacher

Jelavich, Charles: Bulgarian „Incunabula" In: Quarterly Journal der Library of Congress. Vol. 14, May 1957, Nr. 3, S. 77—92.

Der Verf., ein aus Belgrad stammender amerikanischer Historiker, z. Zt. Prof. a. d. University of California in Berkeley, berichtet in seinem aufschlußreichen Aufsatz über eine umfangreiche und wertvolle Anschaffung bulg. Bücher für die Congress-Bibliothek. Letztere kaufte vor einiger Zeit rd. 700 bulg. Bücher an, die zwischen 1806 und 1877 in neubulg. Sprache gedruckt worden — eine beachtliche Zahl, wenn man bedenkt, daß in diesem Zeitraum insgesamt etwa 1800 Bücher in Neubulg. erschienen. Durch diesen Ankauf ist die Harvard Sammlung (vgl. darüber James F. Clarke: The First Bulgarian Book. In: Harvard Library Notes, March 1940, S. 295—302) überflügelt, so daß nunmehr wahrscheinlich die Congress-Bibliothek über eine der vollständigsten Sammlungen in der westlichen Welt zum Studium der bulg. Wiedergeburt bzw. der Balkangeschichte verfügt.

Um den besonderen Wert dieser Sammlung ermessen zu können, gibt der Verf. einen historischen Überblick. Er vergleicht die polit. Lage Bulgariens mit der der anderen von den Türken unterjochten Balkanvölker und weist besonders auf die Schwierigkeiten hin, mit denen gerade die Bulgaren zu kämpfen hatten, bis sie schließlich 1878 ihre polit. Freiheit erreichten. Er behandelt ferner ausführlich die Bedeutung der Werke der Hauptträger der bulg. Wiedergeburt. Die Schwierigkeiten in der Drucklegung der Bücher, meist sogar außerhalb des Landes, die Rolle der bulg. orthodoxen Kirche und nicht zuletzt die Rolle der amerik. protestantischen Missionare werden von ihm hervorgehoben. In einem Vergleich der aufgezeigten Buchanschaffung mit der Bibliographie von V. Pogorelov vom J. 1923, durch Stanimirov 1926 ergänzt, stellt der Verf. fest, daß die Sammlung der Congress-Bibliothek über 35 Bücher verfügt, die von Pogorelov nicht erfaßt wurden.

Am Ende des Aufsatzes gibt der Verf. ein Verzeichnis der Bücher, Pamphlete und Zeitschriften, die die Congress-Bibliothek besitzt, die jedoch von Pogorelov nicht erfaßt sind.

Das neueste umfangreiche Werk über die Literatur der bulg. Wiedergeburt (Stojanov, M., A. Burmov: Bŭlgarska vŭzroždenska knižnina. Analitičen repertoar na bŭlgarski knigi i periodični izdanija. Sofija: Nauka i izkustvo 1957. 664 S. 4°) ist mir leider noch nicht zugänglich. Interessant wäre festzustellen, ob darin die in den erwähnten Bibliographien fehlenden 35 Werke angeführt sind.

München Kyrill Haralampieff

Zentralno statističesko upravlenie pri Ministerskija savet, Statističeski godišnik na NR Bŭlgaria 1956 (Zentrale Statistische Verwaltung beim Ministerrat, Statistisches Jahrbuch der Volksrepublik Bulgarien 1956 — gekürzte Ausgabe), Sofia, September 1957. 159 S.

Mit dem vorliegenden ersten statistischen Jahrbuch nach dem Kriege, mit dem im Februar 1958 herausgegebenen, 380 S. umfassenden statistischen Sammelwerk „Promišlenost" (Industrie) und mit der sich im zweiten Jahrgang befindenden Vierteljahreszeitschrift „Statističeski izvestija" (Statistische Berichte) hat das bulgarische statistische Zentralamt seine einstige international anerkannte publizistische Tätigkeit wieder aufgenommen (dem Rezensenten liegen nur die erwähnten Veröffentlichungen vor) und dem langen und unerfreulichen „statistischen Schweigen" ein Ende gesetzt.

Was das statistische Jahrbuch anbetrifft, so darf von vornherein die Hoffnung ausgesprochen werden, daß dies die erste und letzte gekürzte Ausgabe bleiben und bald die zweite und vollständige Ausgabe folgen wird. Denn in bezug auf statistische Veröffentlichungen ist Bulgarien kein „unterentwickeltes Land"! Im Gegenteil, seine Arbeiten auf dem Gebiet der Statistik lagen vor dem Kriege und liegen sicherlich auch heute auf hohem Niveau. Als unmißverständlicher Beweis hierfür dürfte u. a. das 1941 letztmals (bulgarisch und französisch) herausgegebene statistische Jahrbuch gelten, das nicht nur wegen seines Umfangs von 902 S. in Großformat, sondern auch wegen seines Inhalts eine bewundernswerte Leistung für das kleine Land darstellt.

So sehr dem statistischen Jahrbuch 1956 die Mängel und Unzulänglichkeiten eines Torso anhaften, so stellt allein die gezeigte Publikationsfreudigkeit immerhin einen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand des Fehlens an jeglichem statistischen Material dar. Die 129 Tabellenseiten, die zudem meistens großzügig bedruckt sind, bieten wahrhaftig wenig Platz, um eingehend über alle Bereiche des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens des Landes zu berichten. Die Angaben über das Inland sind in neunzehn Kapiteln und über das Ausland (internationale Übersichten) in drei Kapiteln zusammengestellt.

Leider sind die Berechnungs- und Bewertungsgrundlagen nicht angegeben, und die knappen methodologischen Bemerkungen am Ende des Jahrbuches reichen nicht aus, um alle Zahlenreihen richtig lesen, vergleichen, deuten und auch nachprüfen zu können. Gerade eine Nachprüfung der Angaben erscheint vielerorts als dringend notwendig und geboten, will das bulgarische Zentrale Statistische Amt seine Veröffentlichungen vertrauenswürdig machen. Als Beispiel hierfür seien die Daten des Kapitels IV über Sozialprodukt und Volkseinkommen angeführt: in unveränderten Preisen von 1939 soll sich das Sozialprodukt von 1939 auf 1956 mehr als verdreifacht haben (von 70,3 Mrd. Lewa auf 219,2 Mrd. Lewa). Diese Steigerung des Sozialprodukts ist auf den starken Ausbau der Industrieproduktion zurückzuführen: Index 1956 = 665 (1939 = 100), wogegen

die landwirtschaftliche Produktion nur unwesentlich erhöht worden ist: Index 110,8. Dementsprechend ist der Anteil der Industrie am Sozialprodukt von 27 v. H. (1939) auf 58 v. H. (1956) gestiegen und der Anteil der Landwirtschaft von 53 v. H. auf 19 v. H. zurückgegangen. Weiterhin ist im genannten Kapitel des Jahrbuches zu lesen, daß das Volkseinkommen je Kopf der Bevölkerung von 7 819 Lewa im Jahre 1939 auf 13 015 Lewa im Jahre 1956 (beides in Preisen von 1939), also um zwei Drittel, und der private Verbrauch allein von 1952 bis 1956 um 60 v. H. gestiegen seien. Würde man für 1939 denselben Anteil des privaten Verbrauchs am Volkseinkommen wie 1956 zugrundelegen (78,8 v. H.), so müßte demnach auch der private Verbrauch je Kopf der Bevölkerung 1956 etwa um zwei Drittel höher gelegen haben als 1939. Ob diese statistische Feststellung der bulgarischen Wirklichkeit entspricht, mögen die Millionen Verbraucher des Landes entscheiden, auf eine Widerlegung der veröffentlichten statistischen Zahlen sei hier verzichtet. Denn alle statstischen Vergleiche, Beweise und Gegenbeweise gerade in bezug auf den Verbrauch haben ja nur einen Sinn, wenn sie sowohl die Qualität der verbrauchten Erzeugnisse berücksichtigen als auch sich auf eine einigermaßen gleiche zeit-, geschmacks- und überhaupt marktgerechte Verteilung der verbrauchten Güter und Dienstleistungen beziehen. Im Falle Bulgariens ist dabei erforderlich zu erfahren, wie es mit dem Verbrauch, dem realen Einkommen und überhaupt dem Lebensstandard von immer noch über zwei Drittel der Gesamtbevölkerung aussieht. Auch haben deren Einkommens- wie Verbrauchsverhältnisse z. T. einen Wandel von Selbstversorgung zu Verkommerzialisierung erfahren, wodurch die Vergleichbarkeit der Vor- und Nachkriegszahlen wesentlich beeinträchtigt sein dürfte.

Ein Vergleich zwischen Arbeiterlöhnen (S. 41) und Güterpreisen (S. 78) ergibt folgendes Bild: das durchschnittliche Monatseinkommen eines Arbeiters beträgt 665 Lewa, was einem Lohn von 21,5 Lewa je Kalendertag entspricht. Demgegenüber kosten: 1 kg Weißbrot 3,4 Lewa, 1 kg Rindfleisch 12,4 Lewa, 1 kg Schweineschmalz 14,5 Lewa, 1 kg Zucker 9,60 Lewa; ferner 1 m Wollstoff für Herrenanzüge 84 Lewa, 1 Paar Herrenschuhe 97 Lewa, 1 Paar Damenstrümpfe 22,2 Lewa usw.

Aus dem Kapitel XI „Außenhandel" geht hervor, daß von 1939 auf 1956 der Export mengenmäßig fast verdreifacht und der Import um rd. 70 v. H. erhöht worden ist; 1939 entfielen 69 v. H. der Ausfuhr und 65 v. H. der Einfuhr auf Deutschland, 1956 demgegenüber 50 v. H. der Ausfuhr und 42 v. H. der Einfuhr auf die Sowjetunion.

Sehr aufschlußreiche Zahlen enthalten die Abschnitte XVI „Bildung" und XVII „Kultur": 1956 gab es in Bulgarien 20 Hochschulen und Universitäten mit 36 705 Studenten und 5 860 Absolventen gegenüber fünf Antsalten mit 10 169 Studenten und 1 223 Absolventen im Jahre 1939. An Druckerzeugnissen wurden 1956 herausgebracht (in Klammern die Zahlen für 1939): 2 900 (2 169) Buchtitel in 21,1 (6,5) Mill. Exemplaren; 105 (393) Zeitschriften in 9,4 (11,2) Mill. Heften; 80 (513) Zeitungen in 498,8 (130,3) Mill. Exemplaren.

Alle an der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Bulgariens interessierten Kreise werden es jedenfalls begrüßen, wenn das bulgarische Statistische Amt zur Herausgabe eines vollständigen statistischen Jahrbuchs übergeht, welches allen wissenschaftlichen wie praktischen Erfordernissen gerecht wird.

Kiel Theodor Zotschew

VII. Albanien

Fjalor i gjuhës Shqipe. Herausgegeb. von einer Kommission, bestehend aus K. Cipo, E. Çabej, M. Domi, A. Krajni, O. Myderrizi, vom Instituti i Shkencavet, sekcioni i gjuhës e i letërsisë. Tirana 1954, VII 648 SS.

Der albanischen Sprache fehlte bisher ein beschreibendes und normatives Wörterbuch, das den wichtigsten Teil des Wortschatzes umfaßt und bei jedem Wort die albanische Erklärung und nicht die Übersetzung in eine andere Sprache geboten hätte. Die veröffentlichten Wörterbücher waren zweisprachig, albanisch-fremdsprachlich oder fremdsprachlich-albanisch. Das Institut der Wissenschaften in Tirana, gefördert durch Partia und Qeveria, übernahm es, die Lücke zu füllen, ein praktisches, handliches Wörterbuch zu schaffen, das den heutigen Stand der albanischen Sprache widerspiegeln und Wegweiser sein soll für Wortgebrauch und Gebrauch der richtigen Formen. Benützt wurden die bisherigen Lexika, die lexikologischen Materialien des Archivs der Sektion für Sprachwissenschaft und Literatur im Institut, die Quellen der Volkssprache, die Werke der Klassiker der albanischen Literatur; wissenschaftliche Texte und Zeitschriften wurden studiert. Das ganze Sprachmaterial wurde kritisch gesiebt, das sicherste und beste entnommen. Das im Fjalor aufgenommene lexikalische Material gehört sowohl der Schriftsprache wie der gesprochenen, also der Umgangssprache an, sowohl der Kunstsprache der Literatur, wie der Sprache der verschiedenen Zweige der Wissenschaft, der Folklore und der Ethnographie. Die Auswahl der Worte war nicht leicht, besonders wo es sich um regional begrenzte Worte, wie um Termini der Wissenschaften handelte. Regional begrenzte Ausdrücke wurden aufgenommen, wenn sie weiter verbreitet waren und semasiologisch Interesse boten. Von wissenschaftlich-technischen Terminis wurden solche ausgeschlossen, die speziellen und eng professionellen Charakter hatten. Politische, gesellschaftliche, philosophische, ideologische Fachausdrücke wurden auf der Basis der russischen Wörterbücher von D. N. Ushakov und C. J. Ozhegov bearbeitet. Fremdworte wurden reichlich berücksichtigt, und zwar solche internationalen Charakters oder Worte der gesprochenen Sprache oder der Folklore. Wo sich für Fremdworte ein passender albanischer Ausdruck findet, wird der Leser durch sh. (= shih „siehe"!) auf das albanische Wort verwiesen oder es werden die albanischen Synonyma beigefügt. Besonders mußten viele türkische Worte gebucht werden, die noch in der Sprache des Volkes lebendig sind oder in der Folklore sich finden und historischen Wert haben. Die Herausgeber hoffen, daß in einer zweiten Ausgabe des Wörterbuches viele dieser türkischen Worte getilgt werden können. Denn die Sprache von den lexikalischen Denkmälern der Türkenzeit zu reinigen, ist das gemeinsame Streben aller albanischen Philologen und Linguisten. Das Wb. soll der erste Schritt sein, eine Norm für die literarische Sprache aufzustellen, sowohl in lexikalischer, wie morphologischer, wie orthographischer Hinsicht. Außer der Kommission der vier oben genannten Gelehrten, an deren Spitze der jüngst verstorbene Kostaq Cipo stand, nahm an der Revision besonders A. Xhuvani teil. Die Definition der naturwissenschaftlichen Fachworte übernahm K. Popa. Jedem aufgenommenen Wort ist der spjegim in albanischer Sprache beigegeben. Diese spjegimet sind sehr klar und sachkundig gearbeitet, sie sind toskisch abgefaßt. Reiches Phrasenmaterial ist jedem Lemma beigegeben, so daß der Fjalor ein zuverlässiger Führer durch den reichen Schatz albanischer bildlicher Ausdrücke und

der Volksworte wird. Beiseite gelassen wurden Verbalsubstantiva, gebildet vom Partizip ohne Suffix, wie die Neutra të caktuarit, t'ardhurit u. a., Verbalsubstantiva auf -je und -im wie dredhje, dramatizim u. a., Verbaladjektiva vom Partizip gebildet wie i djegur u. a. Nur wenn solche Worte einen Sinn enthalten, der nicht ohne weiteres aus der Verbalwurzel hervorgeht, sind sie eigens gebucht. Ebenso sind Eigennamen und Ethnika weggeblieben, wie Shqiptarët usw., aber die zugehörigen Adjektiva wie gjuha shqipe sind gebucht.

Der Wortschatz der Albaner in Griechenland und Italien ist nicht verzeichnet. Sonst sind Worte aus allen Gegenden Albaniens gesammelt, gegische Ausdrücke nur, wenn sie besonderen Sinn haben, wie i pazâ, das stumme e', oder wichtige Worte wie nanë Mutter, ranë gefallen. Die Worte stehen in alphabetischer Ordnung und in Kapitälchen, beigefügt ist die bestimmte Nominativform und das Feminin bei Adjektiven. Die präpositiven Artikel bei Adjektiven sind in Minuskeln nachgesetzt, also MIRË (i, e). Den Verben wird Medium, Passiv, Reflexiv in Kleindruck nachgestellt. Synonyma und Antonymien (antitezat) sind reichlich beigegeben und machen das Wortmaterial sehr wertvoll. Homonyma werden als gesonderte Lemmata gebucht. Die Orthographie ist die vom Institut der Wissenschaften beschlossene. Da die Probleme der Orthographie noch diskutiert werden, und es noch viele Streitpunkte gibt, spricht auch der Fjalor in orthographischen Fragen nicht das letzte Wort.

Der Fjalor ist ein unentbehrliches, ausgezeichnet gearbeitetes Werk. Schon heute sei vermerkt, daß als Neuauflage des Fjalor in Tirana ein ganz großes, einsprachiges, nur albanisch geschriebenes Lexikon geplant wird, an dem heute schon die Mitglieder des Instituts mit Hilfe sämtlicher Lehrer des Landes und vieler Studenten als Hilfsarbeiter arbeiten. Es soll d a s albanische Wörterbuch werden. Fragebogen sind ausgeschickt, Kartotheken in Tirana angelegt, die neuesten Methoden der Lexikographie verwertet, auch alles erreichbare mundartliche Material wird verzettelt, ein linguistischer Atlas ist das Endziel. Das Werk soll in drei Jahren fertig sein. Wir zweifeln nicht, daß der Fleiß der albanischen Linguisten, ihre gute Schulung, ihre Liebe zu ihrer Sprache das große Werk meistern wird. Ein albanischer „Duden", ein normatives Rechtschreibebuch, ist unterwegs.

Leipzig M a x L a m b e r t z

Siliqi, Risto: Vepra të zgjedhura. Redaktimi e shënimet nga Dhimitër F u l l a n i (R. S.: Ausgewählte Werke. Redaktion und Anmerkungen von Dhimitër F u l l a n i). Tirana, Staatsverlag der VR Albanien 1956. 128 S.

Dhimiter F u l l a n i, Literarhistoriker, Mitglied des Instituts der Wissenschaften in Tirana, legt 48 Gedichte R. Siliqis vor, mit Einleitung (22 S.) und reichlichen erklärenden Fußnoten. R. Siliqi lebte 1882—1936, war in Shkodra geboren, nahm früh an den Aufständen gegen das türkische Regime teil, mußte nach Montenegro fliehen, war dann (1909—1912) an der Seite Luigi Gurakuqis, Hil Mosis u. a. Mitglied des Komiteti Shqiptar, kämpfte in Kosova unter Bajram Curri und Mehmet Shpendi, unterstützte die Unabhängigkeitsbestrebungen durch Zeitungsartikel (Atdheu, Vaterland, Konstancë, 15. 8. 1912; Liri e Shqipërisë, Freiheit Albaniens, Sofje, 22. 9. 1912), gab 1912 knapp vor der Unabhängigkeitserklärung Albaniens sein Gedichtbuch „Pasqyra e ditëve të përgjakëshmë" (Spiegel blutiger Tage) Triest, 1912 heraus, das patriotische Lieder enthält und Einblick in

die albanische Geschichte jener bewegten Jahre bietet. 1913 nach Shkodra aus der Emigration (Sofia, Bukarest, Konstanza) zurückgekehrt, leitet er als „kryeshkronjës" (Chefredakteur) die von ihm mit Hil Mosi gegründete Zeitung Shqypnija e re (Das neue Albanien), schreibt die politischen Leitartikel und zeitgeschichtliche Gedichte, so an Ded Gjo Luli, den Malcorenführer aus Hoti. In den Grenzfragen, die von der Internationalen Kommission geregelt werden sollten, ergreift er in seinen Zeitungsartikeln Partei und verlangt, daß Kosova und Çamërija in das albanische Staatsgebiet eingegliedert werden sollen. Er wurde nach dem ersten Kriege Advokat in Shkodra, dann 1922 Richter in Vlora, veröffentlichte ein Buch über das Wechselrecht (E drejta kambjalore), wurde Sekretär im Justizministerium, 1924 wieder Advokat in Shkodra, und zog sich unter der Regierung Zogus ganz von der Politik zurück. Die Sprache seiner Gedichte ist nordgegisch mit einigen echt shkodranisch-mundartlichen Eigenheiten.

Leipzig M. Lambertz

Frashëri, Naim: Lulet e verësë (Sonnenblumen). Redaktuar dhe pajisur me shënime nga Shaban Demiraj (Redigiert und mit Anmerkungen herausgegeben von Sh. D.). Tirana, Staatsverlag 1956. 67 S.

Shaban Demiraj gibt das bekannte, in Albanien sehr beliebte Gedichtbuch Naim Frasheris neu heraus. Zum ersten Male wurde es 1890 gedruckt. Dhimiter Shuteriqi schreibt S. 3—5 eine gediegene literarhistorische Einleitung. Demiraj versieht den Text mit klugen Inhaltsangaben der Gedichte, die schnell orientieren und in Fußnoten mit ausgezeichnetem sprachlich-sachlichem Kommentar. Natur-, Liebes-, Religionslyrik (islamisch, aber auch ein Gedicht „Vor Christus"), das vielmemorierte „Unsere Sprache", im ganzen 24 poetische Stücke füllen das Bändchen. Ein besonders wertvolles Poem ist „Korça", 84 Verse zählend, das den Tag im Jahr 1887 besingt, an dem die erste albanische Schule in Korça eröffnet wurde. Ihr Direktor war Pandeli Sotiri, der vorher in Stambul die albanische Zeitschrift „Ditwija" (das Wissen), früher „Drîta", das Licht, redigiert hatte. Nach wenigen Jahren wurde diese Schule freilich von der türkischen Regierung wieder geschlossen.

Leipzig M. Lambertz

VIII. Griechenland

Andreades K. G.: Ἡ μουσουλμανικὴ μειονότης τῆς Δυτικῆς Θράκης. Englische Ausgabe: „The Moslem Minority in Western Thrace". Französische Ausgabe in Vorbereitung. (Veröffentlichung der Gesellschaft für Makedonische Studien. Institut für Studien der Balkanhalbinsel. Nr. 10 bzw. Nr. 12). Thessaloniki 1956. 120 S. mit 37 Abbildungen bzw. 95 S. mit 14 Abbildungen.

War in allen früheren Jahrhunderten für ganz Südosteuropa das Neben- und Miteinanderleben verschiedenster Völker auf ein- und demselben Raum charakteristisch, so ist in dieser Beziehung auf griechischem und türkischem Staatsgebiet seit dem zwangsweisen großen Bevölkerungsaustausch der 1920er Jahre eine

einschneidende Wandlung eingetreten. Zu den wenigen Gebieten, die davon eine Ausnahme machen, d. h. in der heute noch griechisch-christliche und türkisch-muslimische Elemente zusammenleben, gehört Griechisch-Westthrakien. Die dortige muslimische Bevölkerung wurde nämlich im Vertrag von Lausanne vom 30. Januar 1923 als Gegenleistung für das Verbleiben der Griechen im Stadtgebiet von Istanbul ihrerseits vom Bevölkerungszwangsaustausch ausgenommen. Sie macht heute knapp 30% der Gesamtbevölkerung dieses Gebietes aus, im Nomos Xanthi und im Nomos Rhodopi (Hauptstadt Komotini) sogar gut 45%, im Nomos Evros (Hauptstadt Alexandroupolis) dagegen nur etwa 7%.

Veranlaßt durch eine Reihe von Pressemeldungen teilweise tendenziöser Art hat mit A. (Oberstleutnant der Königlich-Griechischen Gendamerie im Ruhestand und heute Herausgeber einer Zeitung in Xanthi) ein jahrzehntelang in diesem Gebiet tätiger hervorragender praktischer Kenner der Verhältnisse eine Monographie über die muslimische Minderheit in Westthrakien verfaßt. Hierbei haben auch Bas. Laourdas (Direktor der Gesellschaft für Makedonische Studien) als Philologe und Konst. Vavouskos als Jurist mitgewirkt. Um es vorwegzunehmen: Obwohl das Buch aus einem mehr praktisch-aktuellen Anlaß heraus entstanden ist, handelt es sich um eine absolut wissenschaftliche Arbeit. Ihrem Verf. kann vollkommene Objektivität bescheinigt werden, ein Urteil, das auf persönlichen Eindrücken des Rezensenten in Westthrakien basiert.

Die Arbeit beginnt mit einer Analyse der Zusammensetzung der muslimischen Minderheit Westthrakiens, unter der sich knapp ein Drittel Nichttürken (etwa 27% Pomaken, 5% Zigeuner sowie einige Tscherkessen) befindet. Wenn seit einiger Zeit im offiziellen Sprachgebrauch sowie in Inschriften an Schulen usw. die alte, auch in den Vertragsbestimmungen von Lausanne gebrauchte Terminologie „muslimische Minderheit" durch „türkische Minderheit" ersetzt wird, so geschieht das auf Wunsch der Türkischen Republik. Bemerkenswerterweise erhob und erhebt sich dagegen in Westthrakien durchaus Widerspruch von altmuslimischer und vor allem pomakischer Seite. — Anschließend wird die religiöse Organisation der Muslims Westthrakiens behandelt, namentlich die Stellung ihrer Muftis, ferner die Rolle der Verwaltungskomitees für das Muslimische Eigentum, speziell die Vakûf-Güter. — Das nächste Kapitel bespricht eingehend das muslimische bzw. (nach der neueren Terminologie) türkische Schulwesen in Westthrakien (Volksschulen, religiöse Schulen, Gymnasium „Dschelal Bayar" in Komotini, Lehrer- und Schulbücher-Probleme, usw.).

Von ganz besonderem Interesse ist der folgende Abschnitt über die wirtschaftliche Situation der Muslims in Westthrakien, speziell ihre heutige Verteilung auf die einzelnen Berufe. Hier sei daran erinnert, daß es in Osmanischer Zeit bekanntlich praktisch so etwas wie eine ganz bestimmte Aufteilung der verschiedenen nationalen bzw. religiösen Gruppen auf die einzelnen Berufe gegeben hat in dem Sinne, daß in bestimmten Berufen fast nur Muslims, in anderen dagegen ausschließlich oder nahezu ausschließlich Christen zu finden waren, während wieder in anderen Berufen der eine oder der andere Teil wenigstens stark überwog. Hier können die heutigen Verhältnisse in mancher Hinsicht zu Vergleichen anregen. — Es folgt ein Überblick über den Anteil der Muslims am politischen Leben Griechisch-Westthrakiens und ihre verschiedenen Vereinigungen.

Breiten Raum nimmt ein die Besprechung der Wiederaufbaumaßnahmen der griechischen Regierung in dem durch die bulgarische Besetzung während des zweiten Weltkriegs und den Bürgerkrieg der Jahre bis 1949 schwer heimgesuchten Westthrakien. An Hand eines ausgedehnten Zahlenmaterials wird die Verteilung dieser wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen auf griechische und muslimische Empfänger dargelegt. (Landverteilungen, Verteilungen von Vieh, Gerätschaften, usw.; Wiederaufbau zerstörter Häuser; Lebensmittelverteilungen; Kinderschutz- und Gesundheitsdienst; Agrarkredite).

Weiterhin werden das Problem der in Westthrakien heute durchaus noch nicht überwundenen Spannungen zwischen altmuslimisch und neutürkisch eingestellten Kreisen behandelt, schließlich die legalen und illegalen Aus- und Rückwanderungsbewegungen zwischen Westthrakien und der Türkei.

Ein Anhang umfaßt eine Reihe von Dokumenten, einmal die die Muslims Westthrakiens betreffenden Artikel des Lausanner Vertrags, zum anderen eine Reihe von Eingaben und Erklärungen muslimischer Kreise und Gemeinden an die griechischen Behörden aus den letzten Jahren. Ein gut ausgewählter Bilderteil (in der griechischen Ausgabe ausführlicher als in der englischen) ist geeignet, die Ausführungen von A. zu ergänzen.

Der Rezensent hat selbst im Frühjahr 1958 Westthrakien besucht und dabei einen durchaus positiven Eindruck vom gutnachbarlichen Zusammenleben des griechischen und des türkischen bzw. muslimischen Bevölkerungsteils gewonnen, aber auch von der Korrektheit der griechischen Behörden in Westthrakien, die jedenfalls bestrebt sind, dieses Zusammenleben auch in Zukunft reibungslos vonstatten gehen zu lassen. Das Buch von Andreades ist hervorragend geeignet, ein zuverlässiges und objektives Bild von der muslimischen Minderheit Westthrakiens und ihrer Probleme zu vermitteln.

Hamburg-Nienstedten Friedrich Karl Kienitz

Im Verlag **R. Oldenbourg,** München sind erschienen:

Südosteuropa-Bibliographie

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec
Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.
II. Teil: Allgemeines, Albanien, Jugoslawien, Ungarn (im Druck).

Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas

Herausgegeben vom Südost-Institut München

Nr. 1 D. Slijepčević: DIE BULGARISCHE ORTHODOXE KIRCHE 1944—1956. München 1957. Preis 6.— DM

Nr. 2 J. Kühl: FÖDERATIONSPLÄNE IM DONAURAUM UND IN OSTMITTEL-EUROPA. München 1958. Preis 10.50 DM

Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7.

Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropa

Herausgegeben vom Südostinstitut München. Erscheint monatlich im Umfang von 20—25 Seiten. Preis jährlich 30.— DM für natürliche Personen, 42.— DM für juristische Personen.

Im Verlag R. Oldenbourg, München erscheint ferner:

Südostdeutsches Archiv

Im Auftrag der
Südostdeutschen Historischen Kommission
herausgegeben von
Harold Steinacker, Balduin Saria, Fritz Valjavec
1. Band, 1958, IV und 186 Seiten, sowie 18 Tafeln
Preis DM 15.—.
2. Band 1959 (im Druck)

Buchreihe

der Südostdeutschen Historischen Kommission
In Verbindung mit
Balduin Saria und Fritz Valjavec
herausgegeben von
Harold Steinacker

1. Band: Günther Frh. v. Probszt: DAS DEUTSCHE ELEMENT IM PERSONAL DER NIEDERUNGARISCHEN BERGSTÄDTE.
München 1958. Preis 12.— DM

2. Band: Erich Prokopowitsch: DAS ENDE DER ÖSTERREICHISCHEN HERRSCHAFT IN DER BUKOWINA.
München 1959. Preis 7.50 DM

Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter" erscheinen vierteljährlich in einem Gesamtumfang von jährlich über 200 Seiten. Preis des Einzelheftes DM 2.—, des Jahrgangs DM 8.—. Bisher erschienene Jahrgänge — auch Einzelnummern — können nachgeliefert werden, solange der Vorrat reicht.

Schriftenreihen

Reihe B: (wissenschaftliche Arbeiten):

Nr. 1 Harold Steinacker: Das Südostdeutschtum und der Rhythmus der europäischen Geschichte.
München 1954 . . . . . Preis 1.50 DM

Nr. 2 Anton Scherer: Johann Eugen Probst. Persönlichkeit, Werk und Kulturkritik eines donauschwäbisch-österreichischen Dichters.
München 1954 . . . . . Preis 7.— DM

Nr. 3 Karl Kurt Klein: Die Anfänge der deutschen Literatur. Vorkarlisches Schrifttum im deutschen Südostraum.
München 1954 . . . . . Preis 8.— DM

Nr. 4 Hans Petri: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha. Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meer.
München 1956 . . . . . Preis 6.— DM

Nr. 5 Ausgewählte Dokumente zur neuesten Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen. Staatsbürgerschafts-, Ausweisungs- und Enteigungsbestimmungen.
München 1957 . . . . . Preis 2.40 DM

Nr. 6 Hans Diplich (Hrg.): Hausbuch des Mathias Siebold aus Neubeschenowa, Banat, 1842—1878.
München 1957 . . . . . Preis 4.20 DM

Nr. 7 Irmgard Martius: Großösterreich und die Siebenbürger Sachsen 1848—1859.
München 1957 . . . . . Preis 6.60 DM

Nr. 8 Ernst Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten.
München 1957 . . . . . Preis 15.— DM

Nr. 9 Kaspar Hügel: Abriß der Geschichte des Donauschwäbischen Schulwesens. Mit den gesetzlichen Bestimmungen der Jahre 1941—1944.
München 1957 . . . . . Preis 4.50 DM

Nr. 10 Emil Maenner: Guttenbrunn.
München 1958 . . . . . Preis 5.40 DM

Nr. 11 Das kaiserliche Banat I: Josef Kallbrunner: Einrichtung und Entwicklung des Banats bis 1739.
München 1958 . . . . . Preis 6.60 DM

Nr. 12 Gerhard Eis - P. Rainer Rudolf: Altdeutsche Literaturdenkmäler aus der Slowakei.
München 1959 . . . . . Im Druck

Nr. 13 † Julius Lux: Eine deutsche Sprachinsel im Karpatenraum: Die Bergstadt Dobschau.
München 1959 . . . . . Im Druck

Nr. 14 Hedwig Schwind: Jakob Bleyer, ein Vorkämpfer und Erwecker des ungarländischen Deutschtums.
München 1959 . . . . . Im Druck

Bestellungen durch den Buchhandel.